

# Laurids Bruun

## Der unbekannte Gott

Er war am vorhergehenden Abend spät mit dem Orient-expreß angekommen und gleich zu Bett gegangen. Eine Gesellschaft aber hatte unter seinen Zimmern Neujahr gefeiert, so daß er nicht einschlafen konnte. Er wollte gerade klingeln und sich ein anderes Zimmer geben lassen, als der Schlaf ihn plötzlich übermannte, und er schlief fest, bis ein paar Trut-hähne unter seinem offenen Fenster beim Morgengrauen zu krähen anfangen.

Ralph reckte sich im Automobil an dem strahlenden Neu-jahrmorgen und dachte, es sei gut, daß er sich endlich hier an der Grenze von Europa befände.

Dort hinten in der Sonne die graue Wellenlinie – das also waren die Höhenzüge von Asien.

Er richtete sich höher auf, kniff die Augen zusammen und maß die Entfernung.

Warum war hier keine Brücke?

Wäre es in den Vereinigten Staaten, wo er zu Hause war, dann würde man schon längst mit Automobilen über die Wasserstraße fahren.

Räder begannen in seinem Gehirn zu schnurren. Formeln marschierten auf, Skelette, Profile. Sein Mund wurde schmal, gerade, hart, und das glattrasierte Kinn strammte sich unter dem Faltennetz, das während der zwanzig Tage, die seit seiner Abreise von Neuyork vergangen waren, bereits angefangen hatte zu erschlaffen.

Dann aber nahm er sich mit einem Ruck zusammen, strich sich über Stirn und Augen und verwischte all das, was für lange Zeit nicht mehr da sein sollte.

»Prost Neujahr, *old chap!*« sagte er laut zu sich selbst, so daß der Chauffeur den Kopf nach ihm umdrehte.

Ralph achtete seiner nicht, lehnte sich in den Wagen zurück, riß die Augen auf und dachte an nichts.

Nach einer langen Fahrt zu den nördlichen Höhen, die von dem Morgennebel unter der Sonne dampften, kehrte er durch die Galatastraße zurück, wo das Leben bereits sein Lied begonnen hatte.

Das Auto hielt vorm Café Genio, auf dem kleinen Platz vor der Galatabrücke, mitten in der bunten Menge, die sich aus allen Himmelsrichtungen auf der Schwelle zum Paradies Europa drängt.

Er stieg aus und trank einen Snapshot, während der Chauffeur sich bemühte, das große Ding in dem Gedränge von lebendigem, beseeltem Fleisch, das nur gezwungen zur Seite wich, zu drehen.

Dann ging er in das dunstige, verräucherte Café und frühstückte.

Der Kellner, ein behender Italiener mit gemütlich zwinkernden Augen, tänzelte hin und her und gab jedem, was ihm zukam. Die meisten waren Stammgäste. Jungtürken, gelb, mager, mit bekümmelter Stirn über dem Kneifer, den Fes auf der struppigen Muselmanngerücke tief in den Nacken geschoben, blickten ihn verstohlen an, mit Augen, die wie Feuer unter Asche glühten. Sie spielten auf der schmutzigen Marmorplatte Domino, während sie an ihren Kaffeetassen nippten, die so klein wie Walnußschalen waren. Ein gelber, fatter Grieche lehnte in einer Ecke gegen

die lederbezogene Wand, sein Bauch hing ihm bis über die Knie, während er die Kursliste in einer Wiener Zeitung studierte. Zwei ganz junge Militäreleven saßen über »Le Rire« gebeugt, mit schamlosem Lächeln und glühenden Backen.

»*Je vous salue, mon seigneur!*« sagte der Kellner, die Hand am Fes, als er das Trinkgeld sah. Ralph hatte nach Neuyorker Sitte gegeben.

Der Platz lag jetzt im vollen Sonnenschein. Eine weiße Fassade gegenüber blendete. Er las »Crédit Lyonnais« und merkte es sich; es war seine Kreditivbank. Auf der obersten Stufe stand vor der offenen Tür ein grauhaariger Türke mit buntem Turban und roten und grünen Streifen längs der weiten Djubbe. Er stand in tiefen Gedanken, den Blick auf Ralphs helle, scharfe klugen und glattrasierte Backen unter der weichen Reisemütze gerichtet.

Als Ralph seinen Blick fühlte, schlug er die Augen nieder und stieg mit raschen Schritten die Treppe hinunter.

Auf dem schmalen Fußsteig vor dem Café ging ein hochgewachsener Greis in der Sonne auf und ab. Er trug einen großen italienischen Schlapphut und einen Stock mit silbernem Knopf. Die Gestalt war einst elegant gewesen, jetzt war sie in den Gelenken erschlaft; aber der Rock saß gut, und der krapprote Schlips war neu und tadellos. Er atmete tief und ließ sich die Brust zwischen dem offenstehenden Rock, in dessen breitem Aufschlag ein Veilchenbukett saß, von der Sonne bescheinen. Ein kleiner kränklicher Junge, halb Krüppel, kam aus einem schmalen Gang hinterm Café auf ihn zugehinkt. Der Kleine griff nach seiner ausgestreckten Hand, bekam eine Mandarine, die der Alte in der Tasche hatte, und wanderte dann mit ihm auf und ab, soweit der Sonnenschein reichte.

Ein Leben auf dem Gipfel hingewelkt, und ein Leben, das an der Wurzel gezeichnet war – so gingen sie Hand in Hand und trösteten sich mit der Sonne.

Ralph dachte an seine eigenen fünfunddreißig Jahre. Ja, er hatte richtig gehandelt; es war die höchste Zeit gewesen, daß er sich losgerissen hatte.

Er hatte erreicht, was er seit seinen Knabenjahren erstrebte. Als er aber auf dem Gipfel war, der Meister »der Himmelsbrücke«, wie ein smarter Journalist seinen letzten großen Arbeitstriumph genannt hatte – als er Macht und Reichtum wie ein Steuer in der Hand hielt, so daß er die Lebensachse nach Belieben drehen konnte, da geschah es eines Tages, daß er sich selbst fragte, ob er nicht zu teuer gekauft und mit dem bezahlt habe, was nie wiederkehrt – mit dem Leben und seinen Launen und Spielen, dem Leben in der Sonne.

Die Kette ungezählter Stunden, das ununterbrochene Grübeln Tag und Nacht unterm Zwang des Glockenschlages und der Termine – der ewige Griff in Kontakte, damit Ströme geschlossen, Ströme ausgewechselt und das Ganze von einem mächtigen Willen in scharfbegrenzte Wege geleitet werden konnte – wog das alles Sonne und Leben auf?

Ganz plötzlich war es über ihn gekommen, als er an einem schönen Sommermorgen die Augen von seinem Pult hob und hinter den Wolkenkratzern die grünen Bäume von Bronx in der Ferne sah. Da fühlte er sich an seine Arbeit geschmiedet wie ein Sklave, der nie an einem Sommertag Wasser an der Quelle holen darf.

Es war gerade vor der Ablieferung der Himmelsbrücke gewesen, wie ein Aufrührergeist war es über ihn gekommen. Zuerst hatte er es niedergekämpft; aber es verfolgte ihn den

ganzen Tag, lag auf der Lauer in seinen wenigen freien Stunden, wenn er essen wollte oder im Begriff war, seine Augen zu schließen, um in den Schlaf hinüberzuschlüpfen. Er fürchtete sich davor, wagte sich kaum die Ruhe des Sonntags zu gönnen und überwand es erst, als er ein Surrogat fand.

Er kaufte sich ein wenig Sonne und Glück bei einer Frau, die er eines Abends getroffen hatte, als sein Gehirn streikte und ihn in das Licht der Nacht hinaustrieb. Sie hatte es verstanden, ihm wohlzutun, darum kaufte er sie; und nachdem sie ihre Schuldigkeit getan hatte, trennte er sich von ihr, wie es einem Manne geziemt, der sowohl Kavalier wie Millionär ist.

Als aber die Brücke abgeliefert war, überkam es ihn von neuem.

Die Zeitungen flossen von seinem Ruhm über. Die Milliardäre nahmen ihn in ihr heimliches Syndikat auf, in den »Klub der Verantwortungslosen« – obgleich es gegen ihre Statuten war, denn Milliardär war er nicht. Jedenfalls noch nicht.

Das alles machte nur wenig Eindruck auf ihn, kitzelte einen kurzen Augenblick sein Machtgefühl, war aber nicht von langer Dauer. Er fühlte sich leer und mißmutig, war stehengeblieben wie ein Uhrwerk, das geschmiert werden muß.

Er begann seine eigene berühmte Brücke als Passagier zu studieren, befuhr sie mit Auto, Luxuszug und elektrischen Bahnen – mit allen Beförderungsmitteln, mit denen man in gerader Linie und einer sanften Steigung von dreißig Grad den Berg hinauf und auf der anderen Seite wieder herunterkommen konnte, ohne mit Zickzacklinien Zeit und Kraft

zu verschwenden. Während alle anderen über diesen letzten Riesenschritt der Kultur begeistert waren, konnte er, der diesen Schritt gemacht hatte, mit dem besten Willen nicht einsehen, daß er der Menschheit dadurch einen besonderen Dienst geleistet hatte. Gewiß, er hatte einen Rekord erlangt an Arbeit, Erfindungskunst, Präzision – und in seinem Bankkonto; – das war alles – ja, und außerdem hatten eine Menge Menschen von der Arbeit gelebt, während die Brücke im Bau war. Jetzt aber, wo sie fertig dalag, war und blieb sie eine tote Masse, deren Dasein zum mindesten gleichgültig war.

In seinem Gemüt war ein saugender Abgrund von Leere. Er versuchte, sich durch Philosophieren davon loszumachen: es sei ganz klar und auch natürlich, daß nach einer so riesenhaften Arbeit eine Reaktion kommen müsse; war ihm nicht ein ungeheurer Weisheitszahn aus dem Kopf gezogen und konnte das ohne Schmerzen vor sich gehen? Aber es half nichts: die Bedenken meldeten sich wieder und wieder. Die Brücke und alles, was vorangegangen und Voraussetzung dafür gewesen war, daß er es soweit bringen konnte, das alles hatte er mit dem bezahlt, was eigentlich unbezahlbar ist, weil es, einmal ausgeleert, sich nie wieder füllt. Und dieses ewig kostbare Lebendige hatte er für ein totes Ding von Eisen und Zement hingegeben. Wenn eine neue »Himmelsbrücke« auch durch den ganzen Himmelsraum geradeswegs zur Sonne führte, was hatte er davon, wenn er jede Million Kilogramm ihres toten Gewichts mit einer Unze seines Lebens bezahlen mußte?

Er konnte sich nicht davon freimachen. Es war ja sein Beruf, Schlüsse zu ziehen und darauf weiter zu bauen; dazu war er wie kein anderer trainiert.

Und so kam es, daß er sich nach einem Weg ins Freie umzusehen begann. Kaum war der Gedanke, fortzureisen und alles hinter sich zu lassen, in ihm geboren, als er auch schon fühlte, wie neue Kraft und neue Sehnsucht durch sein Gemüt zu strömen begannen.

Was verloren war, war verloren; noch aber war er jung und wollte leben.

Er entließ seine Ingenieure, schloß seine Bureaus, wickelte alle laufenden Geschäfte ab. Die Presse, die ihn seit seinem letzten Triumph überall verfolgte, schlug sofort Alarm. Warum ging er fort? War es wirklich wahr, daß Europa die Staaten überboten und ihn seinem Vaterland abspenstig gemacht hatte? Was hatte er im Sinn?

*Well*, er wollte Paris kennen lernen, nach einundzwanzigjähriger, ununterbrochener Arbeit ausruhen, war das nicht *all right*?

Eines schönen Morgens war er auf und davon. »New York Herald« folgte ihm auch nach der Seinestadt. Was aber kann ein Ferienbummler auf dem Boulevard Interessantes bieten, ein Hotelgast zwischen tausend anderen? Darum ließ man ihn bald in Frieden. Ralph ergötzte sich beim Gedanken daran, daß es in diesem Augenblick in den Staaten keine einzige Seele gab – Verwandte besaß er nicht – die ahnte, daß er an diesem strahlenden Neujahrmorgen hier stand, mit dem einen Bein in Europa, mit dem anderen in Asien.

Er bahnte sich mit den Ellbogen einen Weg über den Platz und bereute, daß er seinen Ulster nicht im Auto gelassen hatte. So warm war es geworden.

Dort führte der enge, ausgetretene Völkerpfad quer über das Horn, gab und nahm und vermischte. Mitten auf dem Fahrweg stand ein dickleibiger Cerberus und streckte jedem

seine Blechdose für das Brückengeld entgegen. Keiner entschlüpfte ihm.

Ralph bezahlte und ging auf den Fußsteig.

Möwen schwangen sich in regelmäßigen Rundbögen spähend und schreiend über das blaue Wasser, das hell glitzerte, als ob die Sonne Millionen von elektrischen Funken aus seiner Oberfläche zöge. Boote fahren von Küste zu Küste mit spitzen, weißen Lateinersegeln, deren gekreuzte Flügel Schatten aufs Wasser warfen. Motoren töfften emsig mit ihrem giftigen Atem, durch den Wasserspiegel brodelnd. Weiter draußen, hinter der nächsten Brücke, ragten die Schornsteine und Masten der dunklen Kriegsschiffe durch die Luft. Ganz hinten verschlossen Eyubs Berge die Aussicht mit ihren ehrwürdigen Kirhhofszypressen. Geradevor und nach links, in einer großen Zunge nach Asien hinüber, breitete Sтамbul sich im Licht, sich mit seinen Minaretts im Wasser spiegelnd, stumm zur weißen Himmelswölbung hinausragend, die sieht und weiß und schweigt.

Die Holzbrücke knackte und zitterte. Ein Autobus arbeitete sich schwer und häßlich mitten durch den Strom. Ralph war kein Aesthetiker, aber dieses Stück Neuyork mitten in der Völkerwanderung stieß ihn wie einen Mißklang ab.

Er ertappte sich selbst auf einem plötzlichen Unwillen gegen die Kultur, die ihn erzeugt hatte, und von der er lebte. Betrachte ich das Leben schon wie ein Türke? dachte er und lächelte.

Ein Polizeioffizier – im grauen Mantelkragen, der mit einer Silberspange zusammengehalten wurde, und einem Astrachanfes mit dem Halbmond über der Stirn – kam in kurzem Galopp angesprengt, die Knie hochgezogen, wie Kosaken zu reiten pflegen. Ein schwitzender Neger, der sich

unter einem mächtigen Bündel von buntem Baumwollzeug vorwärtsarbeitete, wäre fast von den Pferdehufen getroffen worden. Er blieb stehen und sah dem Reiter mit seinem großen, leidenden Tierblick lange nach, während seine dicken, geduldigen Lippen Worte murmelten.

Ralph ging langsam weiter und sah sich mit offenen Augen um.

Zwei lehmfarbige Perser mit hohen Hüten kamen würdig Hand und Hand dahergeschritten. Ein Tscherkesse trabte auf einem Rappen, die roten Schaftstiefel fest um die Flanken des Pferdes gepreßt, seine pelzverbrämte, weißgestickte Mütze schief auf dem blanken Haar.

Zwei riesengroße, gebeugte Eunuchen kamen ihm mit langen, schwankenden Schritten entgegen, weiche Frauenwangen, kleine ausdruckslose Augen, die in großen Höhlen schwammen, und weiße Zähne hinter schlaffen Lippen. Sie sprachen mit heiser flüsternden Stimmen und achteten nicht auf ihre Umgebung.

Eine Schar Griechen kam singend Arm in Arm mitten auf dem Fahrweg daher, sonnenverbrannt und brünett, beerauscht von ungegärrtem Wein, ausgelassen wie Ferienkinder.

Straßenverkäufer schrien mit den singenden Griechen um die Wette. Auf einem rumänischen Passagierdampfer, links vom Zollamt, rasselte das Gangspill beim Laden. Küstendampfer flöteten bei Ankunft und Abfahrt. Stimmen summten in allen Sprachen, eifrig, bedächtig, froh und düster durcheinander. Das Leben brach sich in einem Schaumwirbel von Lauten, die zu einer seltsam dumpfen Melodie verschmolzen – der ewige, immer wiederkehrende Aufgesang

der Völkerwanderung auf dem Wettlauf nach einer höheren Kultur, einem größeren Glück.

Eine alte Karosse mit zwei feurigen Schwarzen kam in scharfem Galopp über die Brücke gedonnert, indem sie alles beiseite fegte. Neben dem Kutscher saß ein zwei Meter langer Kerl, mit einer roten Mütze über gestutzten Whiskers, in einer goldgestickten Salta mit weißem Rock und roten Gamaschen, ein Götzenbild, das einen Krummsäbel zwischen den Knien hielt. Es war ein Gesandtschaftskavaß. Aus der Dunkelheit des Wagens, hinter geschlossenen Fenstern schimmerte ein goldübersäter Frack, ein breites Ordensband unter einem weißen Bart und ein dreieckiger Hut. Auf dem Rücksitz saß ein weniger belasteter Sekretär.

Ralph spähte nach der Kokarde des Kutschers, um zu erraten, welche von den Großmächten bei der Goldenen Pforte Besuch gemacht hatte.

Einige Droschken kamen mit hinfällig klirrenden Fensterscheiben angewackelt, Gepäck auf dem Deck und einem Dragoman mit Cooks Schild am Hut auf dem Bock. Es waren neue Gäste aus Europa. Im selben Augenblick kam von der anderen Seite ein Koppel junger kaukasischer Pferde, die mit langen, faserigen Hanfstricken zusammengebunden waren. Zwei Bulgaren mit hitzigen Augen und blutroten Lippen drängten sie zusammen, schlagend und fluchend. Die erschreckten Pferde reckten die Hälse mit fliegenden Mähnen und bebenden Nüstern; die mittleren sprangen unter dem Druck in die Höhe, und im nächsten Augenblick entstand wilder Tumult. Da trat ein ruhiger türkischer Offizier dazwischen und veranlaßte die Bulgaren, ihren strammen Griff zu lockern, so daß die Tiere sich besinnen und ihrer friedlichen Natur folgen konnten.

Die Droschkenreihe mußte halten, bis das Koppel gesammelt war und unter munterem Geklapper auf dem Steinpflaster weitertrieb, was wie eine emsig arbeitende Schreibmaschine klang.

Ralph hatte reichlich Zeit, die Neuangekommenen zu betrachten.

Da waren Landsleute von ihm, mit flachen Reisemützen und kräftigem Teint, und ein deutscher Professor, der das Neue in seinem Baedeker statt auf der lebendigen Straße suchte.

In dem dritten Wagen saß eine junge Dame ganz allein. Sie trug einen weiten, grauen Staubmantel und einen indigofarbigem Automobilschleier, dessen Enden in einer dunklen Wolke hinter ihrem Rücken herflatterten. Ihr dunkelbraunes Haar fiel locker von der Stirn über die weißen Schläfen. Die starken Brauen waren eigenwillig geschwungen, mit einer kleinen Falte in der Mitte, tiefsinnig oder wehmütig. Die Nase war fein gebogen, etwas in ihrer Form erinnerte an nahe oder entfernte Verwandtschaft mit Judenblut; der Teint war weiß und gesättigt. Aber das alles war es nicht, was ihn anzog, es waren die Augen, die großen dunklen Pupillen, der starke und warme Blick, in Einsamkeit gereift, der sich dem Leben verwundert öffnete. Das war nicht der Blick einer Großstädterin. Er hatte solche Augen in den Bergen gesehen, aber nie in Neuyork.

Ralph interessierte sich besonders für Hände; er sammelte sie, studierte sie und ließ sich von ihnen in seinem Urteil beeinflussen. Schon als Knabe hatte er viel auf Hände gegeben.

Aergerlich, daß er ihre Hände nicht sehen konnte. Nach Stirn und Schultern zu urteilen, mußten sie kurz, weich, etwas zu breit sein, aber mit hübsch gerundeten Fingern, die unter klaren, weißen Nägeln spitz zuliefen.

Die Büste war kräftig, mit einer gespannten, aber hoch atmenden Brust. Sie saß aufgerichtet da, ein wenig vornüber gebeugt und nahm das Leben mit kleinen empfindsam lauschenden Bewegungen entgegen, während die Eindrücke über ihr Gesicht huschten, wie der Wind über ein Weizenfeld; sie runzelte die Brauen, verzog den kleinen, empfindsamen Mund und krauste das Kinn, das ebenso wie die Stirn fein gerundet war. Von diesem ganzen Schattenspiel ging ein so warmer Atem aus, solch Duft von etwas Gutem, daß es ihn packte.

Solange die Wagen hielten, verwandte er keinen Blick von ihr, und schließlich erreichte der Strom seines Interesses sie und veranlaßte sie, den Kopf nach ihm umzudrehen: Ihre Blicke begegneten sich, und obgleich er seinen Blick sofort abwandte, fühlte er sich wie auf einer Indiskretion ertappt, sie beugte den Kopf über ihre Reisetasche, während der Kutscher schrie, die Pferde vorbeiklapperten und der Wagen weiterfuhr.

Was mochte sie für eine Landsmännin sein? Seine Erfahrung reichte hier nicht aus. Dann aber entschwand der Eindruck seinem Bewußtsein.

Als Ralph die Brücke passiert hatte, klingelte gerade eine elektrische Straßenbahn zur Abfahrt, mitten in dem Gewimmel von bunten Turbanen und roten Fes, die in allen Richtungen über den schmutzigen Markt eilten.

Eine Mißgeburt von einer Straßenbahn war es, klein und plump. Er zwängte sich auf die hintere Plattform zwischen

zwei Jungtürken in europäischen Röcken, mit Kneifern und Bartstoppeln. Der Wagen war in zwei Teile getrennt, mit einer hölzernen Scheidewand, die der Schaffner hin und her schieben konnte, je nachdem sich viele oder wenige in dem vorderen Raum befanden, der für Frauen bestimmt war.

Sie saßen abgesperrt hinter einem Vorhang, der den Durchgang verdeckte, in langen, einfarbigen, grünen, roten oder blauen Kleidern, mit gleichfarbigen Kopftüchern. Das Gesicht vom Schleier verdeckt, saßen sie wie materialisierte Geister in einem Spiritistenkabinett.

Der Wagen kämpfte sich mit halber Kraft durch die dichtbevölkerte Straße vorwärts, unaufhörlich bimmelnd. Weiterhin wurde die Straße ruhiger, führte an verrosteten Eisengittern auf Marmorsockeln vorbei, hinter denen verwitterte Grabsteine standen, lange und flache, schiefe und gerade, die vornehmsten mit Kuppeln. Im Hintergrunde lag eine Moschee, weiß und geschlossen, die blinden Fensterbogen waren zur Sonnenseite gekehrt, die Minaretts saßen wie Schildwachen auf allen vier Ecken des Kuppelhimmels, der sich weiß und rein zu seinem hohen Genossen emporwölbte.

An einer Straßenecke stand ein ehrwürdiger Platanenbaum, dessen Rinde wie ein verblichenes Pantherfell aussah. Das Rascheln des dünnen Laubes im Wind klang wie silbernes Schellengeläute.

Auf dem breiten Platz am Fuße der Sophie-Moschee saßen gutgekleidete Alttürken vor einem kleinen Café auf niedrigen Diwans, mit hochgezogenen Beinen, tranken Kaffee und rauchten ihren Tschibuk, während ein hochaufgeschossener Bengel herumging und Zeitungen verkaufte.

Wer tat die Arbeit in ihren Bureaus? Wer verkaufte, was verkauft werden mußte? Es war ja mitten in der Arbeitszeit! Hatte Zeit keinen Wert für sie?

Die Straße wurde breiter, luftiger und heller. Zwischen Zypressen und Apfelsinenbäumen lagen Puppenhäuser aus Holzfiligran; dort stand eine einzelne abgehärtete Palme. Die Vorstadt gab sich durch die Kleidung und Manieren der Menschen kund.

Es war, als ob das Leben stehen bliebe, dann plötzlich wieder mit einem kleinen Ruck erwachte, wieder stehen bliebe und sich auf einem sonnigen Fleck vor einem Laden niedergelassen hätte, von dessen Decke eingeschrumpfte Würste herabgingen, und auf dessen schmutziger Ladenbank staubige Flachbrote und klebrige Kuchen lagen. Hühner liefen mitten auf dem Weg. Ein scheuer, rüdiger Hund durchschnüffelte den Abfallhaufen unter einer verfallenen Gartenmauer. Arme Kinder spielten Ball mit verfaulten Mandarinen, in Lumpen gekleidete Männer saßen mit gekreuzten Beinen im Schatten der Häuser und rauchten ihre Pfeife, ohne ein Wort und ohne Sorgen.

Der Uebergang von der lärmenden Stadt zu der ländlichen Oede war so plötzlich und überwältigend, daß es wie eine Offenbarung auf Ralph wirkte. Er wunderte sich über diesen ziellosen Stillstand, der ihm fremd war. Sein ganzes Leben hatte er in emsigen Städten mit zielbewußten Menschen zugebracht. Es zog ihn an, ärgerte und fesselte ihn zugleich.

Sah das Leben vielleicht so aus, wenn man die Kultur abkratzt?

Er selbst war in kleinen Verhältnissen groß geworden. Er hatte Arbeiter in Kälte und Not gesehen und hatte sie verachtet, weil es seine Pflicht war, die Verkommenen zu verachten. Er hatte ihre Frauen und Kinder bei dem Generalstreik, der das Gelingen seiner Brücke beinah zuschanden gemacht, den er aber mit geballter Faust unterdrückt hatte, hungern sehen. Er hatte es ohne viel Mitgefühl getan, du lieber Gott, das Leben ist ja für uns alle schwer. Sie waren Stiefkinder, Sklaven der Kultur, aber andererseits auch hilflos ohne diese. Die meisten ahnten ja nicht einmal, daß das Leben auch für sie anders sein konnte.

Und war es ihm selbst nicht ebenso ergangen? Die Freude am Leben, ohne Rücksicht auf die kommende Stunde, das Glück, das in wunschlosem Verweilen liegt, das alles kannte er nur aus Büchern, an die er nicht einmal glaubte. Aber jetzt wollte er es kennen lernen. Er wollte das ursprüngliche, eigentliche Gesicht des Lebens sehen. Wenn er hier schon, auf der Schwelle zum Osten, einen Schimmer davon sah, wie vollständig würde es sich ihm dann erst dort hinter den grauen Höhen, in der uralten Welt entschleiern, wo alles, auch was jetzt lebt, seinen Ursprung hat.

Die Bahn hielt an der Endstation.

Vor ihnen lag die alte Stadtmauer mit den verwitterten Riesensteinen, Erderhöhungen, dem breiten Mauergang und den viereckigen Schießtürmen. Gerade vor der Endstation lag ein Wirtshaus mit gewölbten Torräumen, wo dunkle Muselmänner in der Hucke saßen und mit unbeweglichen, bärtigen Gesichtern hinter ihm herblickten.

Er folgte dem Weg längs der Mauer in nördlicher Richtung. Dornbüsche und Brombeersträucher wuchsen wild zwischen den Ruinen. Junge, anmutige Akazien klammerten

sich zwischen den Ritzen an die Steine und hingen über den Weg.

Nachdem er eine halbe Stunde gegangen war, ohne einem Menschen zu begegnen, erweiterte der Weg sich plötzlich zu einem offenen Feld.

Dort drüben lagen schmutzige Zelte und dahinter, im Schutz der breiten Stadtmauer, einige Lehmhütten.

Ein Hund witterte ihn und bellte wie rasend. Vor dem nächstgelegenen Zelt richtete sich ein Mann von der Erde auf und starrte den Friedensstörer an. Ein weiblicher Kopf tauchte aus der Dunkelheit des Zeltgiebels auf.

Die elende Zuflucht armer Leute, im warmen, goldenen Licht des Nachmittags gebadet. Ralph sah auf der Karte nach. »Zigeunerviertel« stand da.

Mit Appetit machte er sich an das Abenteuer. Seinen Browning-Revolver hatte er in der Tasche, falls jemand ihm zu Leibe wollte.

Als er in die Nähe der Hütte gekommen war, saß der Mann wieder über seine Arbeit gebeugt. Er formte aus einem Stück Holz mit seiner Axt einen Handgriff.

Zwei stechende Augen blickten aus einem mageren, gelben Gesicht fragend zu Ralph auf. Darauf verzog sein Mund sich zu einem Lächeln: er grüßte auf Türkenart, indem er die Hand von der Erde zu Mund und Stirn führte.

Ein junges Weib und ein kleines Mädchen kamen aus dem Zelt und musterten Ralph mit ihren schwarzen Augen, während sie grüßten. Als er sie auf englisch anredete, schüttelte die Frau den Kopf und warf einen hastigen Blick auf den sitzenden Mann, als ob sie ihn um Rat befragen wollte.

Ralph studierte sie mit Muße.

Sie stand auf gespreizten Beinen, mit nackten Füßen, klein und untersetzt. Das staubige, lange Haar hing in Strähnen um die niedrige Stirn. Sie hatte blanke, leuchtende Augen; der Mund öffnete und schloß sich unter seinem Blick, als wüßte er nicht, ob er betteln oder verführen wollte.

Da streckte sie plötzlich ihre Hand aus und sagte: »Backshiis«.

Im selben Augenblick zupfte die Kleine von hinten an seinem Ulster. »Backshiis« sagte sie, und streckte ihm die schwarzen Händchen entgegen, mit großen Augen, die schon inständig bitten gelernt hatten. Und der Mann legte den Kopf auf die Seite, führte die Hand zum Munde und sagte »Backshiis«.

Mit einem plötzlichen Einfall stemmte Ralph die Hände in die Seite, wiegte sich in den Hüften und bedeutete der Frau, daß sie tanzen solle.

Sie verstanden ihn sofort. Auf einen Wink des Mannes sprang die Kleine ins Zelt und kam mit einem schmutzigen Tamburin zurück. Sie hob ihr Röckchen und wischte den Staub damit von dem Ding. Die Frau riß ihr Kopftuch ab, löste mit einem Ruck die aufgesteckten Flechten, warf den Kopf in den Nacken, heftete die langen geteilten Beinkleider bis an den Gürtel hinauf, streckte Ralph ihre festen, runden Arme mit offenen Handflächen entgegen und nickte der Kleinen zu, die das Tamburin mit der einen Hand schlug, während sie es mit der anderen durch die Luft rasseln ließ.

Die Frau sprang in die Höhe, zog die Arme ein und streckte sie ihm wieder entgegen, drehte den Kopf hin und her, beugte ihn vor und legte ihn in den Nacken. Die Zähne blitzten durch die weitgeöffneten Lippen, ihre Augen ließen ihn keinen Augenblick los. Sie drehte sich, beugte sich

in den Knien, saß in der Hücke, sprang auf, schwang sich herum, aber drehte sich sofort wieder um und fing ihn wieder mit ihrem Blick ein. Schneller und schneller bewegte sie den Kopf, schwang und drehte sich, daß ihre Flechten wie Schlangen durch die Luft wirbelten. Ihre Backen glühten und ihre Augen brannten bei der rasenden Schnelligkeit. Der Mann erhob sich und begleitete sie mit singenden, erhitzenden Zurufen, schließlich entriß er der Kleinen das Tamburin, um es schneller zu schlagen, als sie es vermocht hatte.

Staub wirbelte um sie herum, feiner, weißer Staub in der glühenden Sonne, der sich mit dem Dampf ihres schweißtriefenden Körpers vermischte. Plötzlich flog das Tamburin ins Zelt, die Frau hielt mit einem Schlage inne und stand auf gespreizten Beinen vor Ralph, mit krampfhaft wogender Brust, glühenden Wangen, die Arme ihm entgegengestreckt wie zu Anfang. Ihre schwarzen, blitzenden Augen hingen wie gebannt an ihm, während die roten Lippen über weißen Zähnen schimmerten.

Ralph erwachte plötzlich wie aus einem Traum, Er hätte dieses Leben dort vor ihm, das wie ein langer, leidenschaftlicher Ton bebte, in seine Arme reißen mögen; aber er beherrschte sich, tat einen tiefen Atemzug, griff in die Tasche und warf einige Goldstücke in die Luft, die in der Sonne blitzten; sie fing sie mit ihrer offenen Hand auf. Dann machte sie eine heftige Bewegung, als ob sie sich auf ihn stürzen wollte, gab aber nur einen heiseren Kehllaut von sich. Darauf preßte sie die Münzen gegen ihre Lippen und nahm sie zwischen ihre weißen Zähne. Den Blick unverwandt auf seine festen, grauen Augen gerichtet, riß sie sich eine Kette vom Hals, griff nach seiner Hand und hängte sie ihm ums

Handgelenk. Und jetzt fand sie auch das Wort, das sie suchte, das englische Wort, das sie kannte:

»Sweetheart! Sweetheart!«

Er lachte laut auf, mit seinem kurzen, kräftigen Lachen. Er verstand, was sie meinte; und ihre Augen, die jetzt ruhig geworden waren, bestätigten, daß er sie richtig verstanden habe: »Diese Kette sollst du deiner Braut geben.«

Es war eine silberne Kette mit vielen kleinen Amuletts: eine Hand, ein Fisch, ein Kreuz, ein Anker, ein Gesicht und eine Schlange. Indem er sie nach und nach durch seine Finger gleiten ließ, nickte sie und erklärte ihm mit einem Griff an Herz oder Auge, was sie zu bedeuten hätten.

Das war Ralph Cunnings erstes Abenteuer in der alten Welt.

Er kehrte zur Stadt zurück.

Ueber den Kuppeln im Westen wurden jetzt weiße Federwölkchen von der untergehenden Sonne entzündet, die breite, rote Feuerschwerter über den Himmel schickte, bis sie schließlich zu einem Himmelsbrand zusammenschlugen, der Stambuls Kuppeln zum Glühen brachte. Im selben Augenblick war es, als ob Warnungsrufe vom Himmel erklärten. Er blickte sich erstaunt um, und sein Auge fiel auf den Muezzin, der von der Galerie des Minarets zum Gebet aufforderte.

Dort oben stand er, mit der Himmelsglut auf seinem weißen Turban, und verkündete mit hoherhobenen Händen, vor Einbruch der Nacht, daß es nur einen Gott gäbe.

Die Gläubigen hasteten über den Marktplatz zum Brunnen und wuschen Hände, Gesicht und Füße, um rein vor des Herrn Angesicht zu treten.

Auf der Galatabrücke hatte der Verkehr jetzt abgenommen. Nur Geschäftsleute gingen dort noch, die von Pera nach Stambul, von Europa nach Asien heimkehrten. Ihr Mund war stumm, ihre Hände waren still, wie es sich für Orientalen in der Stadt des Sonnenuntergangs geziemt.

Er kam beim Café Genio vorbei, wo das elektrische Licht bereits mit dem schwindenden Tag kämpfte, und ging über die enge Straße zum Funiculaire, der durch einen steilen Tunnel zu Peras Gipfel hinaufführt.

Dort wimmelte es von Europäern: Kontoristen, Journalisten, Börsianern, die im Stehen die Zeitung lasen.

Er fand, daß er wieder zu Hause sei. Der Stempelschlag der Arbeit klapperte um ihn herum mit seinem rastlosen Takt. Er war mitten drin und dennoch ganz außerhalb; es war ein merkwürdiges Gefühl, halb Leere und Sehnsucht nach dem Gewohnten, halb Befreiung und unruhige Freude. Eine heftige Neugierde nach dem Kommenden wurde aus dieser Gemütsstimmung geboren; und er merkte plötzlich mit knabenhaftem Erstaunen, wie weit er sich in diesen zwanzig Tagen bereits von sich selbst entfernt hatte.

Er eilte zum Hotel zurück, durch dunkle Seitenstraßen, wo alles Leben des Tages bereits erloschen war. Kein Licht war hinter den geschlossenen Fensterläden zu sehen, nur gedämpftes Sprechen erklang hier und dort, und die wehmütigen Töne einer türkischen Laute.

Er kleidete sich zum Diner um, ohne Licht zu machen. Der Schein der Nacht fiel durch die offenstehenden Balkontüren auf weißlackierte Möbel und dunkle, schwere Teppiche.

Hinter den Zypressen und Ruinen auf der Höhe lag das Goldene Horn, mit zitternden Sternen in seinem Schoß.

Von beiden Brücken streckten die Lichtstreifen der Laterne ihre langen Fühlfasern durch das dunkle Wasser. Die roten und grünen Lichter der Motorboote huschten wie Irrlichter von Kai zu Kai. Leises Summen, wie der ferne Gesang eines Meeres, stieg durch die kalte, reine Luft zu dem glitzernden Kristall des Himmels auf. Fledermäuse schwirrten wie ruhelose Geister an seiner Tür vorbei.

Im Speisesaal waren nur wenige Gäste. Die meisten hatten schon gegessen. Das Essen war gut und der Wein, den er ganz gegen seine Gewohnheit, zwischen den besten Marken ausgesucht hatte, noch besser. Gewöhnlich war er schnell fertig mit seiner Mahlzeit, heute aber blieb er lange sitzen und sann über den Tag nach.

Das leise Rascheln eines Kleides weckte ihn. Eine Dame erhob sich von einem Ecktisch und ging an seinem Tisch vorbei. Ein großer Aufsatz von weißen Syringen hatte ihr Gesicht bisher vor ihm verdeckt.

Jetzt sah er es. Im selben Augenblick trafen ihre Blicke sich, und ein Wiedererkennungsstrom blitzte zwischen ihnen auf. Ihre Augen konnten es nicht verbergen, es zuckte in der Falte zwischen ihren Brauen, als ob ein Windhauch darüber hingegangen sei.

Er folgte ihr mit den Augen, während sie aus dem Saal ging.

Ihr Nacken war fest und weiß hinter dem hochgekämmten Haar, das sich an den Schläfen wellte. Die Schultern fielen sanft gerundet zu den Armen ab. Der Gang war leicht und frei, schneller, als er ihn bei Neuyorker Damen gewöhnt war. Sie war einfach gekleidet, in schwarzer Seide mit einem Kragen von feinen alten Spitzen. Den Kopf trug sie hoch,

als reckte sie sich, um über ein Gitter zu sehen. Die zartgeformten Arme waren bis an die Ellbogen entblößt und ohne Schmuck.

Wohlhabend, aber nicht reich, dachte er, aus guter Familie und in Trauer. Er irrte sich sicher nicht, wenn er annahm, daß sie an Arbeit gewöhnt sei. Aber welche Art Arbeit? Und aus welchem Lande mochte sie sein?

Französin war sie ebensowenig wie Amerikanerin, auch keine Engländerin. Eine Süddeutsche? Er war selbst von deutscher Herkunft; sein Urgroßvater hieß Kunz und war nach den napoleonischen Kriegen aus Heilbronn ausgewandert. Er, Ralph, hatte kurze Zeit am Polytechnikum in Hannover studiert, hatte später mit vielen deutschen Ingenieuren zusammen gearbeitet und gelegentlich in ihren Familien verkehrt. Er kannte den Typ; nein, eine Deutsche war sie auch nicht.

Er stand auf und ging in den Salon hinauf, aber sie war nicht da. Dann zündete er sich eine Zigarre an und schlen- derte in die Halle, wo das Fremdenbuch auf einer Drehscheibe beim Pförtner aufgeschlagen lag.

Zwischen den Neuangekommenen stand mit großer, fester Schrift und steilen, runden Buchstaben:

»Helen Herz – Copenhagen.«

Als er sich umdrehte, fiel sein Blick auf den Dragoman, der ihn bei seiner Ankunft vom Bahnhof abgeholt hatte und sich jetzt tief verbeugte, mit einem resignierten Blick in seinen schwarzen Hundeaugen. Ralph erinnerte sich seines enttäuschten: »Mylord wollen allein fahren?« als er ihn am Morgen von dem Sitz neben dem Chauffeur heruntergewinkt, wo er bereits Platz genommen hatte.

Ralph war nach dem Mittagessen in guter Laune und winkte ihn freundlich zu sich heran.

»Na, Dragoman, was können Sie mir denn zeigen?«

»Alles, was Mylord wünschen.«

»Gut. Treten Sie morgen um acht Uhr an und zeigen Sie mir etwas, was kein anderer zu sehen bekommt. Aber kein Europa.«

»Ich werde Mylord offenbaren, was allen anderen verborgen bleibt.«

Er rollte bedeutungsvoll mit den Augen und schlug mit den Armen aus, als brauche er sich die Sehenswürdigkeiten nur aus dem Aermel zu schütteln.

---

Punkt acht Uhr hielt ein großes, rotlackiertes Auto vor der Hoteltür. Ralph nahm mit dem Dragoman hinter dem Chauffeur Platz. Es ging am Theaterpark vorbei durch die Perastraße, deren Pariser Läden noch geschlossen waren, längs der weißen Fassade der Artilleriekaserne und dem großen, öden Feld davor, dem Marsfeld, wo Reitübungen abgehalten werden. Beim armenischen Kirchhof verstärkten sie das Tempo und waren bald außerhalb der Stadt auf einem Wege, der in Zickzacklinien zu dem Rücken der westlichen Höhen des Bosphorus anstieg.

Zwischen dunklen Zypressen leuchteten weiße, türkische Pavillons und die europäischen Landsitze der Gesandtschaften.

Die schlanken Zinnen der Sultanschlösser Dolman-Bagtsché und Tschiragans blinkten in der Sonne am Fuße der Höhen; dahinter kam ein Streifen des veilchenblauen Bosphorus zum Vorschein. Lateinersegel schwammen darauf wie Federn, die

die Möwen verloren hatten. Ein langer, schmaler Passagierdampfer schnitt einen dunklen Streifen durchs Wasser, indem er auf die Küste zusteuerte. Drüben auf den Höhen von Kleinasien konnte man die alten Küstenforts erkennen und verstreute Dörfer, wie rote Flecke in einem grauen Fell.

Eine Mauer schlängelte sich zwischen Zypressen auf sie zu. Dahinter lag ein mächtiger Park mit weißen Pavillons.

»Das ist der Nildiz-Kiosk,« sagte der Dragoman auf Ralphs fragenden Blick – »dort drüben liegt Abdul Hamids Harem, und das ist eine Moschee.«

Er berichtete mit großen Gesten von der Absetzung des Sultans und der Auflösung des Harems.

»Wohin fahren wir?« unterbrach Ralph ihn.

»Mylord,« der Dragoman zog feierlich die Augenbrauen in die Höhe, »ich führe sie irgendwo hin, wo ich noch keinen Christen hingeführt habe, obgleich ich schon siebenundzwanzig Jahre Dragoman für Herrschaften gewesen bin.«

Da Ralph nicht genügend imponiert zu sein schien, fügte er hinzu:

»Mylord, ich tue es auf die Gefahr hin, meinen Posten zu verlieren.«

Ralph verzog den Mund.

»Wohin?« fragte er.

»Zur Waschmühle des Sultans.«

Ralph sah ihn fragend an.

»Wo die Wäsche des Hofes und Harems gewaschen wird. Warten Sie es ab, Mylord, warten Sie es ab!«

Er nickte verheißungsvoll und zeigte über die Höhen hinweg auf ein niedriges, viereckiges, weißes Gebäude, das wie der Flügel eines Gutshofes aussah.

»Dort liegt sie.«

Der Weg hatte sich wieder gesenkt. Links blinkte ein Bach in einer Kluft. Das kristallklare Wasser rieselte wie klirrendes Metall über die Steine.

»Das ist der Mühlenbach.«

Weiter fort floß das Wasser in einem ruhig laufenden, breiten Strom zwischen Zypressen und verschwand unter der weißen Mauer.

Das Auto bog in einen Seitenweg ein, zwischen hohen Mauern, schwankte über Steine und wirbelte den Staub zu einer dichten, trägen Wolke auf, die wie Kalkpuder auf Ralphs Ulster fiel. Der Weg war so schmal, daß sie die Mauer mit der Hand erreichen konnten. Plötzlich erweiterte er sich zu einem runden Platz vor einem hohen Portal mit einer alten, verzierten Bronzetür.

Der Dragoman sprang ab und klopfte ans Tor. Schleppende Schritte ertönten, das Tor wurde einen Spalt breit geöffnet, und ein alter Torwächter mit weißem Turban, wattierte Schlafrock und großen Binsenschuhen steckte sein rundbärtiges Gesicht durch die Oeffnung.

Der Dragoman führte eine flüsternde Unterhaltung mit ihm. Der Alte machte mit trocken knarrender Stimme Einwendungen, musterte Ralph, kratzte sich den Bart und sagte »Allah«. Darauf zog er seinen Kopf zurück, und das Tor ging ganz auf.

Sie fuhren durch einen viereckigen, kiesbestreuten Hof und hielten auf der anderen Seite, die in Sonne gebadet lag. Vor einer Tür in der Mauer stand ein niedriger Wagen mit einer langhaarigen Ziege davor, deren Euter fast den Boden berührten. Ein junger Bursche erschien in der dunklen Türöffnung und schob einen Karren mit schimmernd weißem Zeug vor sich her. Beim Anblick des großen roten Wagens

blieb er verwundert stehen. Während der Dragoman, von Ralph gefolgt, zu einem Torbogen im linken Flügel schritt, beeilte der Junge sich, das Zeug auf dem kleinen Wagen abzuladen, gab der Ziege einen Schlag, und das Fuhrwerk rollte hastig über den Kies auf das Tor zu, während der Junge mit merkwürdig schlotterndem Gang nebenher ging, als könne er vor Müdigkeit seine Glieder nicht beherrschen. Er war schmalschultrig, die Augen groß und stumpf, die Lippen standen halboffen in dem weißen Gesicht.

»Was fehlt ihm?«

»Nichts, so sind alle Eunuchenknaben.«

In der offenen Torwölbung stand ein großer Mann mit weißem Anzug und rotem Fes. Er drehte sich beim Geräusch der knirschenden Schritte auf dem Kies um.

Der Dragoman grüßte ehrerbietig, eilte auf ihn zu und hielt eine lange, flüsternde Rede. Der Weißgekleidete blickte verstohlen auf Ralph, führte seine Hand grüßend an Mund und Stirn, lächelte verdrießlich mit seinen schlaffen Lippen und gab Ralph mit einem Achselzucken zu verstehen, daß er nur türkisch spräche. Darauf füllte er einen Erlaubnisschein aus, den er dem Dragoman gab, und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Ralph musterte ihn, während sie an ihm vorbeigingen. Ueber der hohen Erscheinung lag ein merkwürdiges Gepräge von edlem Negerblut mit abendländischem Schliff vermischt. Die Augen waren klein und ausdruckslos, die Nasenflügel sehr breit, aber fein gemeißelt, die Ohren wohlgeformt und klein. Die glatte Haut war zart wie bei einer Frau; an der leise quäkenden Stimme und den langen, feisten Gliedern erkannte Ralph gleich, was er für ein Mann war.

»Das ist der Obereunuch,« flüsterte der Dragoman mit Ehrfurcht, »er leitet die Mühle.«

Die Arbeit ging ihren Gang, der Junge kam mit seinem Ziegenwagen, sagte etwas, was der Obereunuch notierte, und trieb dann das Fahrzeug mit der Ziege durch den großen Scheunenraum und aus einem offenen Tor auf der anderen Seite wieder hinaus; dort war ein großer Abhang, auf dem Wäsche zum Bleichen lag; sie blendete so, daß es einem in die Augen schnitt.

Dort draußen waren mehrere weißgekleidete Jungen, von derselben Art wie der Ziegenwagen-Junge, damit beschäftigt, die Wäsche in langen Reihen auszubreiten.

Der Wagen lieferte den Jungen auf der Bleiche seinen Inhalt ab und kehrte leer zum Obereunuchen zurück, der schmutzige Wäsche aus einem ungeheuren Haufen neben sich abzählte und von dem Jungen auf den Wagen laden ließ.

»Wo wird die Wäsche gewaschen?«

»Geduld, Mylord, Geduld!«

Sie folgten dem Ziegenwagen, bis er vor der Tür hielt. Sie sahen, wie der Junge das schmutzige Zeug auf die Schubkarre lud, und folgten ihm, bis sie zu einem Raum kamen, der nur aus einer Türöffnung von der entgegengesetzten Seite Licht erhielt. Unter ihren Füßen erklang ein summendes Geräusch.

»Das ist der Mühlenbach,« sagte der Dragoman.

Durch eine Loggia kamen sie in einen Saal, in dem zu beiden Seiten kleine abgeteilte Räume waren. Auch hier war es halbdunkel; aber Ralph, der gute Augen hatte, konnte doch in jedem Raum einen niedrigen Diwan und einen kleinen

Tisch unterscheiden. Auf dem Diwan lag Wäsche, an einzelnen Stellen meinte er eine Frauengestalt zu erkennen, die im Begriff war, sich an- oder auszukleiden. Es war wie in einer Badeanstalt, wo die Besucher ihre Kabinen verlassen haben, um ins Wasser zu gehen.

Der Bach floß in einem breiten Strom unter dem Fußboden; Ralph konnte das klare, grüne Wasser zwischen den Brettern blinken sehen.

Von dem Saal kamen sie in eine breite Vorhalle, die wie eine Veranda an drei Seiten geschlossen war.

Wo der Boden der Halle aufhörte, strömte das kristallklare Wasser in einem breiten, ruhigen Bogen hervor und stürzte sich dann von einer meterhohen Kante auf ein Plateau herab, über dem ein Gangbrett lag. Unter dem Brett floß das Wasser weiter und fiel etwas weiterhin wieder einen Meter tief auf eine Terrasse herab, auf der ebenfalls ein Gangbrett lag. Wieder floß das Wasser weiter und fiel noch einen Meter zu der tiefsten Terrasse herab, die von keinem Brett überdeckt war. Von hier aus lief das Wasser in einem ruhigen Strom zu einem kleinen Teich, über den auf Pfählen ein hohes, weißes Gitter errichtet war, das die Aussicht verschloß. Von dem Dach der Vorhalle war zwischen Pfeilern ein Baldachin aus Segeltuch über alle Terrassen ausgespannt, während der kleine Bach in blendendem Sonnenschein dalag.

Die Gesichter zur Halle gekehrt, stand eine Reihe Frauen auf dem obersten Gangbrett, die alle ein Stück Wäsche über die Kante des Bretts hielten, so daß das Wasser darüber hinspülte. Nach der Spülung falteten sie es zusammen und legten es auf den Boden der Halle. Darauf beugten sie sich auf das Gangbrett herab und nahmen aus dem Haufen

neben sich ein anderes Stück, das von der Terrasse unter ihnen für sie dort bereit gelegt wurde. Die Frauen, die auf der unteren Stufe standen, rieben die Wäsche mit ihren Händen in dem herabfallenden Wasser, so daß es hoch um sie aufspritzte. Jedes Stück, das ihnen von der Terrasse, die wieder unter ihnen war, hinaufgereicht wurde, legten sie, nachdem sie es gewaschen, den Frauen auf die obere Terrasse hinauf.

Die Frauen auf der dritten und niedrigsten Stufe standen hoch aufgeschürzt mit den Füßen in dem kalten Wasser, das bis an die Knie reichte, so daß bald diese, bald jene fröstelnd die Beine aus dem Wasser hob. Diese Frauen verrichteten die größte Arbeit. Der Junge, der mit dem schmutzigen Zeug kam, schob den Karren über eine schräge Fläche an der Seite des Bassins, bis zur untersten Reihe hinunter und reichte dort der Frau, die ihm am nächsten stand, die Wäsche stückweise; diese reichte sie ihrer Nachbarin und so immer weiter, bis jede ihre bestimmte Anzahl bekommen hatte.

Mit Seife oder Lauge, die in einer Tasche an ihrem Gürtel hing, rieben sie die Wäsche ein, wuschen sie in dem fallenden Wasser, so daß der Schaum über ihre nackten Arme ganz bis an die Schultern spritzte, und reichten sie nach einer hastigen Spülung den Frauen auf der oberen Terrasse.

Von der Halle aus beaufsichtigten zwei Rieseneunuchen diese Arbeit. Sie paßten auf, daß keine der Frauen träge bei der Arbeit war; sie betrachteten die Wäsche, daß sie rein gewaschen war, wenn nicht, reichten sie sie hinunter, damit sie noch einmal gewaschen wurde.

Sie paßten auf, daß Zänkereien nicht überhandnahmen, so daß die Arbeit darunter litt; im übrigen aber konnten die

Frauen nach Herzenslust singen, plaudern, lachen und sich zanken.

Der eine Eunuch nahm Ralph und dem Dragoman an der Tür den Erlaubnisschein ab und ließ sie mit einer Handbewegung vorbeigehen, indem er Ralph ehrerbietig grüßte.

Der Dragoman hatte offenbar wahr gesprochen; hier pflegten nur Rechtgläubige zu kommen. Der Anblick eines Mannes in Rock und Hosen, ohne Fes, weckte große Verwunderung zwischen den Frauen.

Der Dragoman erzählte, daß die Waschmühle des Sultans eine Strafanstalt für Odaliskens sei. Die Frauen in der untersten Reihe hatten sich am schwersten vergangen. Darum standen sie in dem kalten Wasser, mußten die schwerste Arbeit verrichten und am längsten arbeiten. Ihre Füße wurden grob, ihre Hände verloren die Weichheit und schöne Form. Für Frauen, die keinen anderen Maßstab für ihren Menschenwert kennen, als ihr Aeußeres, war es eine sehr schlimme Strafe. Es kam vor, daß eine Odaliske Selbstmord beging, um ihr zu entgehen.

Die Arbeit auf der zweiten Terrasse war die zweit-schlimmste Strafe. Dort wurden ihre Hände von Seife und Lauge, ihre Beine von dem kalten Wasser verschont, ihre Arbeitszeit aber war dieselbe.

Auf der obersten Stufe aber arbeiteten die Frauen nur einen halben Tag, bekamen weder nasse Füße, noch Seife an die Hände, und ihre Arbeit war so leicht wie möglich.

Da waren alle Grade von Odaliskens, aber keine Kadinen, keine Sultansfrauen. Es kam auch vor, daß Favoritinnen zwischen den Frauen der obersten Stufe waren, – Ikbals, die

dem Sultan schon persönlich gedient hatten. Bisweilen intrigierte die Hasnadar Usta, die Oberhofmeisterin, gegen eine Ikbal, die Aussicht gehabt hatte, zur Kadine befördert zu werden. Dann tat die hohe Dame alles was sie konnte, um die Betreffende zu reizen, bis sie die Oberhofmeisterin beleidigte oder ihr sogar den Gehorsam verweigerte. Dann konnte sie bestraft werden und hatte damit ihre Chance verloren.

Da waren auch Gösdés, auf die das Auge des Sultans gefallen war und die Hoffnung hatten, daß er ihnen das seidene Taschentuch vor die Füße werfen würde, das heißt, daß sie Favoritinnen werden konnten, wenn der Sultan im Ramadánmonat seine jährliche Revue im Harem abhielt.

Sie gehörten meistens den beiden niedrigsten Rangklassen an: den Kalfas, Kammermädchen, die frei im Harem herumgingen und darauf hofften, daß das Auge des Sultans eines Tages auf sie fallen möge, so daß sie Gösdés werden konnten, und den Halaiks, die es nicht weiter gebracht hatten, als in Scharen zu singen, zu spielen und zu tanzen. Zwischen diesen Jüngsten pflegten die größten Sünderinnen zu sein, weil sie noch nicht lange die Schule durchgemacht und sich zu schicken gelernt hatten.

Während Ralph die Frauen betrachtete, musterte der Dragoman ihn von der Seite, um zu erraten, was in ihm vorging.

Alle waren gleich gekleidet, in langen, lose hängenden Kitteln, die von einem Gürtel zusammengehalten wurden. Die Frauen in der ersten Reihe hatten nur unbedeckte Unterarme; auf der zweiten Stufe waren ihnen die Aermel bis an die Schultern hinaufgeheftet, und denen auf der letzten

Stufe waren auch die faltigen Beinkleider bis übers Knie gerafft. Der Hals war bei allen frei, und wenn sie sich über die Wäsche beugten, war die Rundung der Brust zu sehen.

Anfangs genierte es Ralph, daß alle diese Augenkugeln auf ihn gerichtet waren, indessen Gesang und Gezwitscher verstummten. Er bekam einen roten Kopf und konnte sich nicht ruhig verhalten; aber er gewann seine Ueberlegenheit wieder, indem er sie kritisch betrachtete. Er ging sie Reihe für Reihe, Stück für Stück durch.

Da waren tannenschlanke Tscherkessinnen mit hübschgeformten Armen, strahlenden Augen unter scharfgezeichneten Brauen, die ihren ovalen Kopf stolz unter dem weißen Kopftuch trugen. Ihre flaumige, weißgüldene Haut bekam bei der Arbeit einen Rosenschimmer, während die Lippen bei dem hastigen Atemholen bebten. Sie standen wie weiße Blumen im Wasser, deren Becher und Blätter vom Wind nach vorn geweht werden.

In der ersten Reihe strahlte eine Schönheit mit einer Haltung wie eine Königin und einem Blick wie der einer reinen Jungfrau, die zum erstenmal in die Welt tritt.

»Das ist eine Georgierin,« sagte der Dragoman.

Sie sah, daß er von ihr sprach und senkte langsam ihre hohen Lider, um sich von der Welt abzuschließen.

Da waren rundliche Albanierinnen mit behenden Bewegungen und hastigem Lächeln in den blanken Eichhörnchenaugen.

Da war ein vierschrötiges Kurdenmädchen mit wilden Augen wie ein gefangener Vogel. Sie arbeitete mit heimlichem Aufruhr im Gemüt; wenn sie das Zeug mit ihren plumpen Armen hob, sah es aus, als schlüge sie mit Flügeln gegen einen Käfig.

Da war eine schlanke, geschmeidige Armenierin mit listigen Augen hinter schmalen Spalten und starrem Lächeln um die feingekräuselten Lippen. Sie hatte den Kopf auf die Seite gelegt, während sie arbeitete, und verwandte keinen Blick von dem Fremden.

Während Ralph die Frauen musterte und hin und wieder eine Frage an den Dragoman richtete, waren die Frauen auch nicht faul, ihn zu kritisieren. Sie prüften ihn Zoll um Zoll, mit Lächeln, Kopfbewegungen und hastigen Blicken. Besonders die Jüngsten in der untersten Reihe hatten ihren Spaß und peitschten das Wasser hoch auf, um sich vor den aufmerksamen Blicken der Eunuchen zu decken.

Eine Albanierin witzelte. Mit unschuldiger Miene und fast ohne die Lippen zu bewegen, flüsterte sie kurze Sätze, die die nächsten aufschnappten, und die darauf von Mund zu Mund gingen. Gelächter und Prusten knisterten wie elektrische Funken durch die Reihen, während die Köpfe sich über die Wäsche beugten.

Eine erkühnte sich, einen gewagten Liedervers zu summen, was eine andere zum Lächeln brachte, halb lüstern, halb verlegen.

Bald fing er einen Blick auf, der an seinem Mund, bald einen, der an seiner Stirn hing. Bald mußte seine flache Reismütze, bald sein Rock herhalten.

Er wollte eine Momentaufnahme machen, der Dragoman aber bat ihn, es zu unterlassen, mit einem scheuen Blick auf den Eunuchen.

Eine volle Armenierin mit großem, sinnlichem Mund schleuderte auf französisch einen Satz durch die Luft, den er aufgreifen konnte, wenn er wollte.

Der Dragoman hörte ihn und lächelte.

»Sie bittet Mylord, sie loszukaufen und mit auf Eure Yacht zu nehmen.«

Ralph nickte ihr zu. Sie schlug die Augen nieder, über ihre eigene Kühnheit erschrocken. Eine Tscherkessin sandte ihr einen verächtlichen Blick, während der Eunuch seine Augen auf sie richtete.

»Kann man die Mädchen kaufen?« fragte Ralph.

Der Dragoman flüsterte ihm zu, daß der Obereunuch, der alles unter sich habe, sich bisweilen eine kleine Nebeneinnahme mache, indem er die Mädchen an reiche Landsleute, die zur Besichtigung der Wäscherei kamen, verkaufte. Hasnada Usta bekäme dann ein Geschenk, und es hieße, daß das Mädchen die Arbeit in dem kalten Wasser nicht vertragen habe und gestorben sei.

Ralph lachte. Ihm fiel ein, was von den Inspektoren der großen Zigarrenfabriken in Südamerika erzählt wurde, die Tausende von jungen Frauen beschäftigten, und wo häufig »Touristen« aus den Vereinigten Staaten kamen, um die Fabrik zu besuchen. Menschen gleichen sich unter allen Himmelsstrichen, dachte er; unsere Kultur aber ist humaner, weil das Mädchen selbst wenigstens einen Anteil an der Kaufsumme bekommt. Ein plötzlicher Ekel stieg in ihm auf, und er wandte sich zum Gehen, als englische Worte, von einer melodischen Frauenstimme gesungen, sein Ohr erreichten.

In der zweiten Reihe, am weitesten nach links, stand eine zarte Frauengestalt, den schmalen Kopf über die Wäsche gebeugt, die sie mit schwächtigen Armen hob und mit feinen Fingern rieb, die, allzu schwach, unter der Arbeit zu leiden schienen. Sie sang ihre Klage in einer Melodie ihrer Heimat, ohne daß die anderen es beachteten, die ihre Sprache nicht

verstanden. Sie allein schien die Anwesenheit des Fremden nicht zu bemerken und setzte ihren Gesang ruhig fort.

Indem sie das Stück hob, um zu sehen, ob es rein sei, sah er ihr Gesicht im Widerschein der weißen Wäsche. Es war lang und schmal. Ueber den dunklen Pupillen in den opalblauen Augäpfeln schimmerte es wie eine glasartige, dünne Haut; als er ihren Blick auffing, war es, als wenn hinter dieser Haut ein bodenloser Abgrund von Trauer seine Leere auf ihn richtete. Das Gesicht hatte die Farbe einer matten Perle, als sei alles Blut aus ihrem Körper gewichen. Die schönen, etwas hervorstehenden Lippen lagen unsagbar weich aufeinander, wie von beständigem Schmerz geformt.

Das Lied, das keine ihrer Leidensgefährtinnen verstand und darum nicht beachtete, war englisch.

Ralph beobachtete sie scharf und versuchte die Worte zu verstehen. Obgleich ihre Augen niedergeschlagen waren, merkte sie doch gleich seinen Blick. Es war, als richtete sie das Lied an seine Ohren allein und formte die Worte, damit er sie verstehen sollte. Durch den Lärm des platschenden Wassers, des zwitschernden Geflüsters, des Kicherns und Prustens, das ihm galt, erzwang dieses stille Lied sich einen Weg zu seinem Ohr; und plötzlich verstand er die Worte. Es waren weder Reime noch Versfüße; es war ein Lied, das auf den Lippen eines Herzens geboren wurde, das seine Not verdolmetschte und um Hilfe flehte.

»Fremder, hilf mir!« so sang sie, »wenn du ein Mensch bist wie ich, dann hilf mir in meiner Not! – Wenn du eine Mutter oder eine Schwester hast, oder eine Frau, die dir teuer ist, oh, Fremder, dann hilf mir! – Ich bin aus meinem Heim in Indien geraubt, von einem Pferdehändler aus Bendhi Basar

nach Damaskus entführt und dem Harem des Sultans verkauft worden, weil ich anders bin als die anderen. Ich bin ein Parsenmädchen aus Navsari; mein Vater ist Mobed, ich habe mit Kindern deines Volkes gespielt und deine Sprache gelernt, als ich klein war. Sieh, man hat mich hier eingesperrt, weil ich nicht tun wollte, was man von mir verlangte, und was ich nicht sagen kann. Hilf mir, hilf mir, Fremder, bevor mein Leib gekränkt wird, und meine Seele in Ahriman vergeht. Kauf mich los und schicke mich zurück zu meines Vaters Haus in Navsari!«

Wie fein und klug sie die Gelegenheit ergreift, dachte er. Er wandte sich hastig zum Dragoman um, der bereits auf der Fährte war, obgleich er nichts von dem Notruf in dem einförmigen Lied verstanden hatte.

»Ich will kaufen!«

Der Dragoman bekam einen roten Kopf vor Freude. Hier gab's mehr zu verdienen als an den elenden Prozenten in den Basaren von Stambul.

Er rollte bedenklich mit den Augen und sagte:

»Mylord, ich weiß nicht, ob an Christen verkauft werden kann.«

»Wieviel verlangen Sie, um die Sache in Ordnung zu bringen?«

»Mylord, das ist eine sehr gewagte Geschichte. Hätte ich daran gedacht, dann hätte ich Mylord einen Fes aufgesetzt. Wenn Mylord wenigstens Muselman wären.«

»Woher wissen Sie, was ich bin und nicht bin?« Ralph lächelte. »Sie können gern sagen, daß ich rechtgläubig bin. Also, wieviel verlangen Sie?«

»Mylord dürfen nicht glauben, daß es mir ums Geld zu tun ist. Sie müssen selbst bestimmen, was ich für meine

Mühe und fürs Risiko haben soll. Wenn Mylord rechtgläubig sind, will ich einen Versuch machen. Wie viele wollen Mylord kaufen?«

»Eine.«

»Welche?«

»Die äußerste dort, links, in der zweiten Reihe.«

Der Dragoman kniff die Augen zusammen und musterte sie mit Kennermiene.

»Sie ist weder von der Levante, noch vom Kaukasus; sie ist eine Seltenheit und wird teuer.«

»Gleichviel.«

»Lassen Sie sich nichts anmerken, Mylord, die Eunuchen haben scharfe Augen; ahnen sie, um welche es sich handelt, dann kann sie verschwunden sein, bevor der Befehl kommt. Mylord müssen ihnen fünfzig Frank geben, damit sie nichts gesehen haben; das ist die Taxe. Ich habe nicht so viel bei mir.«

Ralph gab ihm, was er brauchte.

Während der Dragoman ihn zuerst durch die Tür gehen ließ, sah Ralph, wie er mit den Eunuchen flüsterte, die sich um ihn drängten und mit den Rücken eine Wand gegen die Frauen bildeten, damit keine sehen sollte, was vorging. Der Dragoman ließ einen Schein in ihre Hand gleiten, als er sie ihnen zum Abschied schüttelte.

Als sie in den Hof hinaus kamen, forderte er Ralph auf, im Automobil zu warten, während er einen Versuch beim Obereunuchen machen wollte.

Ralph nahm im Wagen Platz. Ich bin gespannt, was so etwas kostet, dachte er. Wenn es nur nicht zu lange dauert; er verlangte ungeduldig danach, das Mädchen in der Nähe zu sehen und ihre Dankbarkeit zu erleben. Was würde das

Hotel sagen, wenn er ein Parsenmädchen mitbrachte, das auf seine Kosten einquartiert werden sollte? – Es war ein gelungener Spaß, ein gutangewandter Vormittag, ja, noch mehr – eine gute Tat.

Ralph machte es sich in der Ecke des Wagens bequem und wartete zehn Minuten.

Er wollte gerade den Chauffeur hinschicken, um zu erfahren, was aus der Sache würde, als er den Dragoman mit dem Obereunuchen aus der Torwölbung des Flügels kommen sah.

Der Eunuch, der um zwei Köpfe größer war als der Dragoman, trug seinen Riesenkörper wie ein schweres Bündel mit langen, schwankenden Schritten über den kiesbestreuten Platz, wo der Sonnengürtel jetzt schon breiter geworden war.

Als er das Auto erreichte, beugte er sich zur Erde, als ob er mit seiner rechten Hand Kies von der Erde aufnehmen wollte, worauf er sie an Mund und Stirn führte, während er die Linke flach gegen die Brust drückte. Ralph war sich bei dem übertriebenen Gruß gleich klar darüber, daß der Preis sehr hoch sein würde.

Der Dragoman bat Ralph, ihnen zum Torbogen zu folgen, damit der Chauffeur nichts von der Sache erführe.

Ralph folgte ihnen. Wie er dort ging, fiel ihm ein, daß er einem Generalagenten für den weißen Sklavenhandel, der sich auf einer jährlichen Einkaufsreise befand, nicht unähnlich sei. Der Gedanke belustigte ihn. Dies war ein wirkliches Abenteuer, wie er es sich bei seiner Abreise von Neuyork vor zwanzig Tagen nicht hatte träumen lassen.

»Mylord,« sagte der Dragoman, als sie bei geschlossenem Tor vor dem Pult des Eunuchen standen, »ich habe mein

möglichstes getan, aber der Obereunuch wagt hier nicht ohne einen Befehl des Kislar-Aga zu handeln.«

Ralph sah zu dem Riesen auf, der die Achseln zuckte und mit den langen Affenarmen eine bedauernde Bewegung machte.

»Wo wohnt er und wann ist er zu treffen?«

»Mylord müssen eine Einführung haben und auf eine Audienz warten.«

Ralph zog ein Scheckbuch heraus.

»Wieviel?« fragte er und blickte von einem zum andern.

Die dicken Lippen des Obereunuchen bewegten sich schmatzend, und in seinen stumpfen Augen kam und ging ein gieriger Schein. Er strich sich über seine klare Mädchenhaut und sagte etwas zum Dragoman, der unruhig wurde und nach Luft schnappte.

»Zehntausend Frank!« brachte er schließlich leise und heiser heraus. Er blies die Backen auf, um seine Bewegung zu verbergen; Ralph aber sah, daß seine Hände zitterten.

»Gut – und fünfhundert für Sie. Das ist eine ganz hübsche Provision für Sie als Anteil an der Kaufsumme.«

Der Dragoman wollte gegen den Verdacht einer Gemeinschaft protestieren; ein Blick auf Ralph aber zeigte ihm, daß er lieber seinen Mund halten müsse. Darum nickte er nur und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Ralph füllte einen Scheck aus.

»Hier, bitte!« Er reichte ihn dem Obereunuchen, der ihn an den Dragoman weitergab, damit er ihn begutachten sollte. »Das ist die Hälfte des Betrages, den Rest bekommen Sie, wenn das Mädchen im Hotel abgeliefert ist.«

»Im Hotel?«

»Ja, im Hotel.«

Der Dragoman verhandelte mit dem Eunuchen, der bedenklich aussah und neue Schwierigkeiten machte.

»Der Obereunuch stellt die Bedingung, daß das Mädchen in Knabenkleidern abgeliefert wird, daß sie sie nicht ablegt, solange sie in Stambul bleibt, und daß sie sich nie vor Anbruch der Dunkelheit und allein auf der Straße zeigt.«

»Schön! – verkleiden Sie sie und bringen Sie sie zum Auto.«

»Mylord, das geht nicht an. Bedenken Sie den Chauffeur! Mylord haben mich ja gebeten, einen eingeborenen Diener für die Reise zu verschaffen. Ich werde ihn heute abend nach dem Mittagessen im Hotel abliefern.«

»Gut! Kommen Sie.«

Als Ralph nach dem Mittagessen seine Zigarre in einem tiefen Klubsessel der Halle rauchte, kam Helen Herz aus dem Speisesaal. Sie trat an den Tisch neben ihm, auf dem Zeitungen lagen, stützte ihre Ellbogen darauf und durchlief die Spalten des »Le jeune Turc«, während sie vor sich hinsummte.

In dem scharfen Licht, das der Schein der elektrischen Lampe über den Tisch warf, konnte Ralph ihr Gesicht in der Nähe betrachten, ohne selbst gesehen zu werden. Er saß im Schatten des Schirmes, und der breite Lederrücken des Sessels verbarg ihn. Dem intimen Spiel ihrer Gesichtszüge konnte er anmerken, daß sie sich allein glaubte.

Er erfreute sich an dem Zittern der kleinen Falte zwischen den Brauen, während er zu erspähen versuchte, was sie in der Zeitung suchte. Die Oberlippe hatte einen zarten Schatten von dunklem Flaum, und der empfindsame Mund bewegte sich im Takt mit der Falte zwischen den Brauen.

Jetzt konnte er auch ihre Hände sehen. Sie waren nicht kurz und breit, wie er angenommen hatte, sondern schmal und stark, mit ausdrucksvollen Fingern, die in ständiger Bewegung waren. Er verglich die Hand mit den offenen Linien des Gesichts und fand darin dieselbe Mischung von Starkem, Gutem und Reinem, von Kindlichkeit und zugleich Mütterlichkeit, die ihm aufgefallen war, als er sie zuerst im Wagen gesehen hatte.

Warum konnte er nicht ganz einfach aufstehen und sie von Mensch zum Menschen anreden?

Der tiefe Mißmut, der ihn in Neuyork geplagt hatte, kam plötzlich wieder über ihn. Er war der Einsamkeit in der öden Geschäftigkeit entflohen, war ins Leben hinausgeflüchtet – und sieh – so nah, daß er jedes einzelne ihrer langen, nach aufwärts geschwungenen Augenhaare unterscheiden konnte, schlug ihm das Leben warm und klopfend entgegen, und dennoch wagte er nicht, die Hand danach auszustrecken. Er saß und betrachtete seine leeren Hände. Würde er so von Ort zu Ort reisen, das Leben um sich herum wechseln und wogen sehen, ohne den Mut zu haben, es zu greifen?

Wie machen wir Menschen uns das Leben schwer, dachte er. Da fiel ihm das Abenteuer des Vormittags ein. Wenn es zu helfen galt, da konnte er zupacken; mein Geld wird nicht verschmäh't; und er lächelte bitter.

Sie richtete sich aus der gebeugten Stellung auf und ging zur Portierloge.

»Können Sie mir sagen,« fragte sie, »wann der nächste Dampfer nach Beyrut fährt?«

Ihre Stimme war klar und rein und so warm im Klang. Wie gut sie zu ihren Händen, Augen und Lippen paßte! Und

sie sprach seine eigene Sprache, mit einem weichen Tonfall, der sie heller zu machen schien.

Der Nachtportier, ein junger Grieche, wußte nicht Bescheid. Er sah in Reisebüchern nach, kratzte sich seinen schwarzlockigen Kopf und versprach, ihr morgen früh Bescheid zu geben.

Ralph erhob sich mit einer plötzlichen Eingebung.

»Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, das kann ich Ihnen ganz genau sagen!«

Sie wandte sich erstaunt um, erkannte ihn und war sich klar darüber, daß er irgendwo gesessen und sie beobachtet hatte.

Sie errötete, die Falte zwischen den Brauen zitterte, aber sie faßte sich schnell, sah ihn freimütig an und sagte:

»Vielen Dank! Ich kann es in der Zeitung nicht finden.«

Ralph zog sein Notizbuch heraus. Er hatte sich die Daten aufgeschrieben, um abzureisen, wenn er von der Stadt genug hatte.

»Der nächste Dampfer geht Dienstag um drei Uhr, von der Galatabrücke. Wenn Sie ihn benutzen wollen, würde ich Ihnen raten, sich beizeiten eine gute Kabine bei Cook zu sichern.«

»Danke, das will ich tun.«

»Cooks Office liegt dem Hotel schräg gegenüber; sie ist sehr leicht zu finden.«

»Ich bin zum erstenmal hier, wissen Sie, ob es gute Dampfer sind?«

»Der Dampfer, der am Dienstag geht, ist der neueste. Er gehört der Messageries Maritimes; die Verpflegung wird also auf jeden Fall gut sein. Ich bin auch zum erstenmal hier; aber ich habe meine Weisheit von Cook, der mir dieses Schiff

besonders empfohlen hat; und auch ich habe die Absicht, mir morgen eine Kabine zu bestellen.«

Ralph hatte eigentlich erst in vierzehn Tagen reisen wollen, jetzt aber änderte er seinen Entschluß.

Sie zögerte einen Augenblick, während sie ihn ansah. Er verstand, daß sie überlegte, ob sie dieses Zusammentreffens froh sein sollte, oder nicht. Dann lächelte sie zuversichtlich und sagte:

»Desto besser, dann bin ich nicht ganz allein.«

Jetzt geht sie, dachte er, denn es war ja nichts mehr zu sagen; sie aber blieb ganz ruhig stehen und schien zu warten, ob er noch etwas auf dem Herzen habe.

Er nahm all seinen Mut zusammen:

»Da wir uns vier Tage an denselben Tisch setzen sollen, erlauben Sie wohl, daß ich mich vorstelle.«

Sie nickte freundlich und sah ihn fragend an.

»Ich bin Ralph Cunning aus Neuyork!« sagte er mit einer Verbeugung.

»Und ich bin Fräulein Helen Herz aus Kopenhagen.«

»Das weiß ich schon.«

Es war ihm entfahren. Sie sah ihn erstaunt an. Er kniff die Augen zusammen, wie es seine Gewohnheit war, wenn er verlegen wurde.

»Ich habe es zufällig im Fremdenbuch gelesen.«

Jetzt lächelte sie wieder, ganz einfach und menschlich, ein wenig schelmisch, als amüsierte sie sich über seine Verlegenheit.

»Es würde mich sehr freuen, wenn ich Ihnen behilflich sein könnte,« sagte er aufrichtig, »um so mehr, als Sie ja ganz allein reisen.«

Wieder war es ihm entschlüpft. Woher konnte er wissen, ob sie nicht eine Kammerfrau oder eine Gesellschaftsdame hatte – und wenn auch nicht, was ging es ihn an?

Sie sah, was er dachte, und fragte mit einem Schelm im Auge: »Woher wissen Sie das?«

Da saß er in der Patsche.

»Ich sah Sie, als Sie vom Bahnhof kamen, Sie waren allein im Wagen; aber ich gestehe, daß es eine kühne Schlußfolgerung ist, und bitte um Entschuldigung.«

»Weshalb? – Weil Sie mich im Wagen gesehen haben – oder weil Sie mich allein glaubten?«

»Weil ich mich in etwas gemischt habe, was mich nichts anging.«

»Aber es stimmt leider. Ich bin ganz allein auf der weiten Welt,« fügte sie hinzu, indem sie zur Seite sah.

Warum sagt sie mir das, dachte er, und ein plötzlicher Verdacht warf einen Schatten auf sein Gemüt.

Als ob sie es ahnte, wandte sie sich mit erhobenem Kopf zu ihm um und fragte:

»Was soll ich entschuldigen? – Ich finde nichts Unrechtes daran, wenn Menschen Interesse für einander verraten. Ich habe Sie auch gesehen. Menschen pflegen sich immer solch dumme Komödie vorzuspielen. Oder können Sie mir vielleicht etwas nennen, was uns mehr interessiert als unsere Mitmenschen?«

»Unsere Arbeit.«

»Arbeiten wir denn nicht für unsere Mitmenschen?«

Ralph dachte an seine Himmelsbrücke. Hatte er sie für seine Mitmenschen gebaut? – Nein. Es war seine Freude und

sein Beruf, mit Zahlen umzugehen, Zahlen lebendig zu machen, und Projekte aus seinem erhitzten Gehirn in die Wirklichkeit von Stein und Eisen übergehen zu sehen. Andere, die Gebrauch für ihn hatten, nahmen seine Fähigkeiten in ihren Dienst und setzten sie ins Werk. Der Menschen wegen? Nein. Er engagierte Arbeitskräfte, und Tausende arbeiteten wieder in seiner Hand. Seinet- oder des Staates wegen? Nein.

»Wollen wir uns nicht setzen?«

Sie ging voran und nahm in dem Klubsessel Platz, in dem er vorhin gesessen hatte.

»Ich selbst und alle, die ich kenne,« sagte er, indem er sich setzte, »arbeiten für sich selbst; für ihre Mitmenschen haben sie keinen anderen Gedanken, als daß sie sie so viel wie möglich ausnutzen wollen!«

»Ich bin aus einem kleinen Lande und habe nicht viel Arbeitserfahrung; aber ich glaube doch, daß Sie unrecht haben.«

»Vielleicht sind die Menschen in Ihrem Lande anders; aber ich bezweifle es.«

Er blickte sie von der Seite mit einem stillen Lächeln seiner hellen, grauen Augen an.

»Ich glaube kaum, daß Arbeit allein jemand auf die Dauer befriedigen kann.«

Er hätte sie am liebsten reden lassen und nur ganz still dagesessen und ihr Mienenspiel beobachtet; aber ihre Worte und die freimütige Ehrlichkeit, mit der sie gesagt wurden, fesselten ihn wider Willen.

Befriedigen – das wohl kaum, war es vielleicht deshalb –  
Er richtete sich auf.

War es *deshalb*, daß er keine Freude erntete? Nur Leere und Ueberdruß?

Während er Tag und Nacht arbeitete, Schwierigkeiten überwand, Chancen ausnutzte, inspizierte und berechnete, den Willen der anderen dem seinen untertan machte, die Streitenden versöhnte, um *sein* Werk durchzusetzen, – hätte er dabei vielleicht an das Wohl seiner Mitmenschen denken sollen? An ihrer aller Wohl, oder nur an das derjenigen, die durch ihn ihr tägliches Brot verdienten – und mit denen er bis aufs Messer kämpfen mußte, als sie ihm in der elften Stunde durch Streik ein Bein stellen wollten? – Nonsens. Ja, er hatte an sie gedacht, aber nur um ihnen mit Hunger, Not und Tod zu drohen, weil sie sein Werk vernichtet hätten. Oder hätte er vielleicht an das Wohl der Aktionäre denken sollen? Dieser Herren, die ihn feierten und ehrten, weil er ihr Vermögen verdoppelt hatte, ohne daß er selbst mehr als einen verhältnismäßig bescheidenen Anteil daran bekam? Oder sollte er vielleicht an die große, leidende Menschheit in Neuyork und Umgebung denken, die jetzt ohne Tunnelbeschwerden Sonnabend abend zeitiger zu ihren Landsitzen in die Berge hinauskommen konnte? – Nonsens! – Frauenzimmergeschwätz.

Nein, Ralph Cunning hatte an sich selbst gedacht, jawohl. Seine Mitmenschen waren Hindernisse, die überwunden, oder Werkzeuge, die gebraucht werden mußten. Mittel, weiter nichts. Und solange er seine Fähigkeiten zu verwerten und seine Zeit und Kräfte zu gebrauchen gedachte, solange mußte er auf diese Weise fortfahren, wenn er seine Mitmenschen recht verstand.

Er hatte Helen einen Augenblick vergessen. Jetzt sah er auf und begegnete ihrem Blick, der mit offenem und lebendigem Interesse auf ihm ruhte, so daß er sich unwillkürlich duckte. Sie, die dort saß und so hübsch und unwissend über ihre Mitmenschen sprach – war sie ein Werkzeug, das er gebrauchen konnte – oder ein Hindernis auf seinem Weg?

Er blickte ihr mit dem ungeschickten Knabenlächeln in die Augen, womit er die Gedanken in seinem energischen Herrscher Gesicht zu verbergen pflegte. Er ließ seinen Blick von ihrem gefühlvollen Mund zu ihren Händen gleiten, die mit leicht ineinandergeflochtenen Fingern auf der Armlehne lagen, die ihm zunächst war, als suchten sie zu erlauschen, was in ihm vorging.

Die Zeit würde es zeigen. Jedenfalls war sie eine Offenbarung des Lebens, das er seiner Arbeit wegen versäumt hatte. Sie war ein Mensch, den er kennen lernen wollte, eine Frau mit jener Mischung von Kindlichkeit und Mütterlichkeit, die ihm neu war. Er wollte seine Erfahrung durch sie bereichern – und würde es sich zeigen, daß sie ihn nichts vom Leben lehren konnte, dann waren ihre schönen Augen, ihr lebensvolles Gesicht, ihr gefühlvoller Mund und ihre ausdrucksvollen Hände an sich ein Erlebnis, das sich lohnte, wenn man Zeit hatte.

War das nicht genug? Was konnte man sonst von einem Menschen erwarten, wenn es sich nicht um Geld oder Liebe handelte?

Die Glastür zum Hotel ging auf, und der Dragoman trat herein. Er hielt die Tür offen und ließ einen halbwüchsigen Knaben hinter sich eintreten.

Der Knabe war sehr blaß und blieb mit gesenktem Kopf neben der Tür stehen.

Ralph hatte das Abenteuer vom Morgen ganz vergessen. Jetzt stand es wieder lebendig vor ihm. Er erkannte das Parrenmädchen an dem langen, schmalen Gesicht, den engsitzenden, scheuen Augen unter dem niedrigen Fes und dem schmerzlich süßen Mund.

Er wollte aufspringen, beherrschte sich aber. Es sollte ja eine Komödie gespielt werden.

Während der Dragoman zur Portierloge ging, betrachtete Ralph das junge Mädchen, das mit festgeschlossenen Beinen gegen die Tür lehnte, ohne es zu wagen, ihren Blick zu dem Neuen zu erheben, das sie umgab, in angstvoller, zitternder Erwartung auf das, was ihr Gott ihr bereiten würde.

Ob das Haar unterm Fes wohl versteckt ist, dachte er, oder ob man es ihr abgeschnitten hatte? Ihre Hilflosigkeit rührte ihn. Mitmenschen, ja – Fräulein Herz sollte nur ahnen, wie er sich selbst in diesem Augenblick Lügen strafte – sie würde sicherlich triumphiert haben. Für seine gute Tat, die dort zitternd an der Tür stand, hatte er zehntausend Frank geopfert, ganz ohne eigennützige Zwecke, sie war weder ein Hindernis, das er durch Geld aus dem Weg geräumt, noch ein Werkzeug, das er erworben hatte.

Sie war ein Abenteuer. Und er bereute nichts; er hatte versprochen, sie zu ihrer Familie zurückzuführen, und er wollte sein Versprechen halten.

Der Dragoman kam mit dem Hut in der Hand auf Ralph zu. Seine Backen waren blau, und die Augen hatten einen schimmernden Glanz, der Ralph davon überzeugte, daß er den erfolgreichen Tag bereits zu feiern begonnen hatte.

Als der Dragoman Ralph in Gesellschaft mit einer Dame sah, stutzte er; Ralph aber winkte ihn zu sich heran und sagte:

»Na, Dragoman, haben Sie meinen Auftrag ausgeführt?«

»Jawohl, Mylord. Der Bursche steht dort an der Tür. Er ist ein bißchen jung und zum erstenmal unter Fremden, darum ist er scheu wie ein Füllen; aber der Mann, bei dem er in der Lehre war, hat ihn sehr gelobt. Er ist weder diebisch, noch lügnerisch, nur ein wenig schüchtern, weil er seine Eltern schon als kleines Kind verloren hat.«

»Sie haben doch eben gesagt, daß er noch nie unter Fremden war,« neckte Ralph mit einem ernsthaften Gesicht.

»Ja, freilich; er war auch bei seinem Pflegevater, einem Onkel, in der Lehre, der Vaterstelle an ihm vertreten hat.«

Der Dragoman trocknete sich die Augen vor Rührung. Helen Herz sah vom einen zum anderen, und zu dem Knaben an der Tür.

»Fräulein Herz,« sagte Ralph, »da Sie der Ansicht sind, daß wir uns für unsere Mitmenschen interessieren sollen, so lassen Sie mich Ihnen erzählen, daß der Dragoman mir einen kleinen türkischen Diener verschafft hat, den ich mit auf die Reise nehmen will. Er soll für mein Gepäck sorgen, mit mir ausfahren und sich bei jeder Gelegenheit nützlich machen. Das ist bequemer und billiger als mit einem Dragoman zu reisen, solch junger Bursche stellt bescheidenere Forderungen.«

»Wie ist er zart,« sagte sie, »und scheu wie ein junges Mädchen.«

»Das verliert sich, Mylady,« sagte der Dragoman eifrig, »wenn er erst in die Welt hinauskommt und sich umsieht. So sind die jungen Burschen hierzulande anfangs. Später wünscht man, sie hätten mehr von ihrer Scheu bewahrt.«

»Entschuldigen Sie einen Augenblick, gnädiges Fräulein,« sagte Ralph, indem er sich erhob. »Ich habe eine geschäftliche Angelegenheit zu ordnen.«

»Lassen Sie sich nicht stören; ich gehe nach oben, es ist auch schon spät. Gute Nacht.«

Er begleitete sie zur Treppe und wünschte ihr gut zu ruhen.

Sie reichte ihm die Hand wie einem guten Bekannten. Es war ein fester, vertrauensvoller Händedruck, der sagte: »Lassen Sie uns gute Reisegefährten sein.«

Indem Ralph an der Hoteltür vorbeiging, nickte er dem Parsenmädchen freundlich zu.

»Kommen Sie mit!« sagte er.

Sie folgte ihm mit kleinen, gleitenden Schritten über den Teppich. Außer dem Nachtportier war niemand da, der sie sehen konnte. Der Portier wunderte sich im stillen, wie es diesem durchtriebenen Spitzbuben von Dragoman gelungen war, dem Amerikaner einen so spindeldürren und schwachköpfigen Taugenichts anzuschwatzen. Wahrscheinlich hatte die Familie noch was draufgezahlt, um ihn loszuwerden.

Ralph gab dem Dragoman einen Scheck, worauf dieser sich ohne viele Danksagungen entfernte. Denn die Augen des Nachtportiers saßen ihm im Nacken, und er durfte beileibe keinen Verdacht erwecken. Er wollte sich vom Hotel fernhalten, bis der Amerikaner glücklich mit seiner Beute an Bord gekommen war.

Was für'n Geschmack, dachte er bei sich, indem er die Treppe hinunterstieg. Wenn man bedenkt, daß er die andere, die große Georgierin, für denselben Preis bekommen hätte!

Ralph saß auf der Kante des Tisches und betrachtete das junge Mädchen, das mit gesenktem Kopf, die Hände gegen die Brust gepreßt, vor ihm stand.

Du bist also mein, dachte er, ich habe dich gekauft und bezahlt.

Er wartete, ob sie etwas sagen würde. Ihre Lippen bebten, und eine große Träne arbeitete sich unter den gesenkten Wimpern hervor; aber es kam kein Wort.

»Sind Sie hungrig?« fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich fürchte mich.«

»Vor wem?«

»Ich weiß nicht.«

»Vor mir?«

Sie hob die Wimpern und sah von der Seite mit einem Blick zu ihm auf, der aus der Tiefe ihrer Seele zu fragen schien.

Der Schurke hatte ihr wohl Angst gemacht, ihr gesagt, daß sie mit Haut und Haaren verkauft sei und Gegenleistungen bieten müßte.

»Sie tun mir nichts zuleide, nicht wahr?«

Das hat man also davon, dachte er.

»Ich werde Sie nach Hause schicken,« sagte er kurz und stand auf.

Das Blut schoß ihr in die Wangen. Sie blickte sich um und sah den Nachtportier. Da schloß sie die Lippen schmerzhaft und sah Ralph nur an. Ihr Blick sagte: Ich lege meine Seele und meinen Körper in die Hand meines Retters.

Was nun? – Er konnte sie nicht zu der Dienerschaft des Hotels hinunterschicken. Dazu war sie zu scheu und unbeholfen; ihr Geschlecht würde vor Morgen verraten sein.

»Folgen Sie mir!« sagte er.

Er nahm seinen Ulster von dem Garderobenständer neben der Tür und hing ihn ihr über den Arm, damit der Portier sehen konnte, daß sie sein Diener sei.

Dann stieg er vor ihr die breite, teppichbelegte Treppe hinauf.

Als sie in seinem Salon standen, sagte er:

»Solange wir hier in der Stadt sind, müssen Sie in meinen Zimmern bleiben. Später können Sie als mein Diener reisen.«

Darauf klingelte er dem Stubenmädchen und sagte ihr:

»Wollen Sie Decken bringen und meinem Diener hier drinnen ein Lager zurechtmachen.«

Dann bat er das Parsenmädchen, mit in sein Schlafzimmer zu kommen, und wies ihr dort einiges an, das sie ordnen, Wäsche, die sie morgen ausbessern sollte.

Als das Dienstmädchen im Salon fertig war, sah er nach, ob alles in Ordnung sei. Dann ging er auf den Korridor und zeigte seinem neuen Diener, wo er Toilette machen könne.

Er wollte ihr die Hand zum Gute Nacht geben. Sie aber stand zögernd vor ihm, die dünnen Hände über der hochatmenden Brust zusammengepreßt, als habe sie etwas auf dem Herzen, das ihr nicht über die Lippen wollte. Sie sah ihn nicht, an, es zuckte in ihrem schmerzlich zusammengezogenen Mund. Er wurde von ihrer Hilflosigkeit gerührt, streichelte ihr die Wange und sagte:

»Mut, junger Mann! Ist es hier nicht besser als in der Mühle des Sultans?«

Indem seine Finger ihre Wange berührten, erzitterte sie wie unter einem Kälteschauer. Ihr Kopf schwankte, sie ergriff seine Hand mit ihren beiden, fiel auf die Knie und

küßte sie, während Hals und Rücken unter einem lautlosen Schluchzen bebten, und Tränen seine Hand netzten.

Ralph wurde verwirrt, was hatte er getan? Er war einer momentanen Eingebung gefolgt, hatte ein Abenteuer erlebt. Sollte der Halunke ihr den Preis genannt haben? In ihren Augen waren zehntausend Franken natürlich eine ungeheure Summe. Armes kleines Vögelchen, dachte er, spare deinen Dank auf, bis du wohlbehalten in deinem Nest bist. Er zog seine Hand zurück, wünschte ihr gute Nacht und ging in sein Schlafzimmer.

Als er am nächsten Morgen mit seiner Toilette fertig war und in den Salon kam, stand sie in der offenen Balkontür und blickte auf Stambul hinab. Ihre Hände waren wie zum Gebet erhoben. Als sie ihn sah, zog sie sie hastig zurück und ging ihm mit gleitenden, lautlosen Schritten entgegen.

»Was wünschen Mylord?«

»Nennen Sie mich Herr oder Herr Cunning. Ich bin Amerikaner, kein Engländer.«

Er sah, daß sie ihr Bettzeug in einem zierlichen Haufen zusammengelegt hatte, und es belustigte ihn, daß sie sich für das viele Geld nützlich zu machen versuchte.

»Kann ich das Schlafzimmer aufräumen, Herr?«

»Sie? Das fehlt gerade, wollen Sie das Zimmermädchen um ihr Trinkgeld bringen?«

Ihr Gesicht wurde betrübt.

»Aber die Wäsche, die Sie mir gestern angewiesen haben?«

»Damit können Sie warten, bis Sie etwas gegessen haben.«

Jetzt sah er, daß ihr Haar abgeschnitten war. Der Rest fiel ihr in schwarzen Locken um die Ohren.

Man kann ihr trotzdem ansehen, daß sie ein Weib ist, dachte er. Wenn Brust und Hüften auch zart sind, so sind die Schultern doch zu schräg, die Halslinien zu weich und die Beine sind zu eng gewachsen für einen Knaben. Da erinnerte er sich der Knaben, die er in der Waschmühle gesehen hatte. Auch sie hatten Teint und Wuchs wie junge Mädchen. Man wird sie für einen Eunuchen halten, dachte er.

»Sie müssen den Kopf höher tragen – so! – Runzeln Sie die Brauen, den Mund fest zusammenpressen, ein grimmi-ger Ausdruck in den Augen. Lassen Sie mal sehen.«

Sie tat, wie er sagte; und zum erstenmal wurde ihr Ge-sicht von einem Lächeln erhellt.

»Sehen Sie, so ist's schon besser. Sprechen Sie mit tiefer Stimme und schlenkern Sie beim Gehen mit den Armen.«

Sie ging durchs Zimmer und fragte mit tiefer Stimme:

»Ist es so recht?«

»Lange Schritte – lose Arme – Nase in die Höhe – so.«

Er zeigte es ihr. Sie lächelte wieder und machte es ihm nach.

»Wie heißen Sie eigentlich?«

»Schehanna Modi.«

»Und wie soll ich Sie nennen?«

»Schehann; das ist ein Knabename.«

Er hätte gern etwas von ihrer Vergangenheit erfahren, mochte sie aber nicht ausfragen. Bei näherer Bekanntschaft würde sie es ihm gewiß aus eigenem Antrieb erzählen.

»Wie alt sind Sie, Schehann?«

»Neunzehn Jahre, Herr.«

Sie schlug die Augen nieder bei seinem prüfenden Blick; ihr Mund verzog sich schmerzlich, als habe etwas Unreines

sie berührt, und sie preßte die dünnen Hände mit dem zarten, dunklen Adernetz über der Brust zusammen, wie sie es gestern getan hatte.

Sie ist gewiß Dame in ihrer Heimat, dachte er, und bereute, daß er sie zu seinem Diener gemacht hatte.

»Sie verstehen wohl, daß Sie nur zum Schein mein Diener sind, Schehann. Wenn wir allein sind, sind Sie mein Gast.«

Sie sah wieder mit dem innig ergebenen Blick zu ihm auf, der ihn gestern gerührt hatte – dem Blick, der sagte: Herr, ich bin in deiner Hand.

Er ging, die Hände in den Taschen, im Zimmer auf und ab und überlegte. Darauf wandte er sich um und sagte:

»Wir reisen Dienstag um drei Uhr nach Beyrut. Wissen Sie, wo das liegt?«

Sie nickte lächelnd.

»Wo haben sie eigentlich so gut englisch sprechen gelernt?« platzte es aus ihm heraus.

»In der Parsenschule in Navsari.«

»Wo liegt das?«

»Nördlich von Bombay, es ist unsere heilige Stadt.«

»Wollen Sie dorthin zurück?«

»Ja, Herr.«

Die großen Pupillen in dem opalblauen Augapfel füllten sich mit einem Dunkel, das wie ein sternenfunkelnder Nachthimmel glänzte, während die Lippen sich öffneten und irgend etwas, was sie in der Ferne sahen, zulächelten.

Ralph schwieg eine Weile; dann kehrte er zu den praktischen Dingen zurück.

»Haben Sie mir nicht auch in Ihrem Waschlied von Navsari vorgesungen?« fragte er und sah sie munter an.

Sie kehrte zur Wirklichkeit zurück.

»Ja, Herr. Dort wohnt mein Vater.«

»Was ist er?«

»Mobed, Herr.«

»Was ist das?«

»Unterpriester am Tempel.«

Also eine Priestertochter. Hatte er sich doch gleich gedacht, daß sie eine Dame zwischen denen ihres Stammes sei. Seine gute Tat wurde immer besser. Jetzt war sie reichlich ihre Zehntausend wert.

»Fräulein Modi,« sagte er, als spräche er mit Fräulein Herz – »Es gibt keine direkte Verbindung zwischen Beyrut und Bombay. Wir müssen einen Umweg über Suez machen. Ich will desselben Weges, erst aber will ich Damaskus, Jerusalem und noch einige andere Städte kennen lernen – und habe auch die Absicht, Aegypten zu bereisen, wenn es sich lohnt. Sie müssen nun selbst entscheiden, ob Sie mit dem ersten fälligen Dampfer der P-&-O-Linie oder dem österreichischen Lloyd von Beyrut nach Port Said und von dort direkt nach Bombay wollen, oder ob Sie Lust haben, auf mich zu warten und die Reise mit mir zu machen, bis wir Ihre Stadt erreichen?«

Gleich, als er sie mit Fräulein anredete, war ihr das Blut in die Wangen geschossen, und sie hatte eine abwehrende Bewegung mit der Hand gemacht. Sie hörte ihm mit gesenktem Kopf zu, während die großen Augäpfel sich unter den Lidern bewegten und ihre Erregung verrieten.

Als er geendigt hatte, sah sie auf und sagte flehentlich:

»Nennen Sie mich Schehann, Herr, wie Sie es versprochen haben und schicken Sie mich nicht fort, bevor ich zu Hause bin.«

Ralph drehte sich auf dem Absatz um und ging einmal durchs Zimmer.

»Gut,« sagte er, indem er vor ihr stehen blieb, »wie Sie wollen.«

Dann ging er auf sein Schlafzimmer zu, drehte sich in der Tür noch einmal um und rief mit angenommener Strenge:

»Komm, Schehann, und mach dich nützlich!«

Schehann hielt Ralphs Garderobe aufs zierlichste in Ordnung. Sie putzte alles, was er an Silber und Leder in seiner Reiseausstattung besaß. Sie machte die Arbeit des Zimmermädchens noch einmal und ordnete alles im Schlafzimmer nach den strengsten Gesetzen der Symmetrie. Wie verabredet, zeigte sie sich nicht außerhalb seiner Zimmer. Ralph sorgte dafür, daß man ihr das Essen hinaufbrachte, und das Zimmermädchen, das vergeblich versucht hatte, sich zu nähern, erzählte spaßige Geschichten im Keller von dem einfältigen Diener des Amerikaners. Man munkelte von Ralphs perversen Neigungen. Er merkte es, wenn die Kellner im Speisesaal sich hinter seinem Rücken zusammenrotteten. Er amüsierte sich über die übertrieben ehrerbietigen Verbeugungen des Nachtportiers, wenn er abends an ihm vorbeiging, über seine anerkennenswerten Bemühungen, jeden Schimmer von Spott zu verbergen, wenn er Ralph den patriarchalischen Sitten des Hotels gemäß eine »gute Nacht« wünschte. Es machte Ralph Spaß, ihn mit den Augen eines bösen Gewissens verstohlen anzusehen und seinen Gruß zu beantworten, als wolle er ihn wissen lassen, daß er sehr gut begriffe, was der Portier von ihm glaubte. Dieser gab sich die größte Mühe, ihn durch Blick und Handlung von seiner vollkommenen Unschuld zu überzeugen. Als es trotzdem nichts half, gab er schließlich den Kampf ums Trinkgeld auf und

zeigte ihm sein wahres, naseweises Gesicht, wünschte ihm mit einem bedeutungsvollen Lächeln gute Nacht oder kehrte ihm einfach den Rücken.

Das war's, was Ralph wollte. Am letzten Abend winkte er den Portier zu sich heran und sagte ihm wegen seines Gepäcks Bescheid. Der Bursche nahm die Befehle mit nachlässigem Unwillen entgegen, und als Ralph ein paar Goldstücke auf den Tisch legte, ahnte er nicht, daß sie für ihn waren. Als er es aber schließlich begriffen hatte, wurde er rot, duckte sich reuevoll wie ein Hund, der sich gegen seinen Herrn vergangen hat, und seine Danksagungen fanden kein Ende. Ralph lachte laut auf, klopfte ihm seinen fetten Rücken und nannte ihn einen anständigen Burschen.

Schehann half seinem Herrn beim Kofferpacken.

Als alles gepackt und verschlossen war, fand Ralph noch die Halskette der Zigeunerin in einem Schubfach.

»Schehann,« rief er.

»Ja, Herr.«

»Hier ist etwas für Sie,« sagte er und hing ihr die Kette um den Hals.

Sie dankte, nahm sie gleich wieder ab und ließ die Amuletts gedankenvoll durch ihre zarten Finger gleiten.

»Sie bringt Glück,« sagte er munter und erzählte ihr, wie er sie bekommen hatte.

Sie errötete, lächelte vor sich hin und steckte sie in ihren Gürtel.

---

Es war Abend.

Der große französische Dampfer kreuzte zwischen den Felseninseln an der Küste von Kleinasien.

Die Sonne verschwand hinter dem Olivenhain, der den oberen Teil der Insel bedeckte, deren Fuß in dunklem Abendnebel lag. Der Himmel war hoch und gewölbt. Durch die stofflose Atmosphäre blickte ein vereinzelter Stern mit ungebrochenem Strahlenglanz wie ein ruhig forschendes Auge auf die Erde herab. Am Horizont wechselten die Farben von ewigkeitsblau und grün, zu purpurrot, bis die guldene Schale des Orange den Bergrand erreichte und auf der Esse desselben zu Gold geschmolzen wurde.

Helen Herz stand auf dem Achterdeck, der Abendschein spiegelte sich in ihren weitgeöffneten Augen. Ihre Gedanken waren weit fort, und ihre Seele vermischte sich mit dem feierlichen Frieden des goldenen Abends.

Es fror sie in ihrem dünnen Mantel, der für Mittelmeerrwärme berechnet war; ihre Schultern zitterten leicht, aber sie merkte es nicht.

Ralph Cunning kam vom Promenadendeck, wo er seinen Nachmittagsspaziergang gemacht hatte. Er stand eine Weile und betrachtete sie, ohne daß sie ihn bemerkte. Dann machte er kehrt und holte seine Reisedecke, näherte sich ihr auf den Zehenspitzen – der taktfeste Stempelschlag des Schiffes verschlang den Laut seiner Schritte – und legte sie ihr von hinten um die Schultern.

Sie wandte sich um, gewaltsam aus ihrer Stimmung gerissen, und sah ihn mit einem erschrockenen Blick unter gerunzelten Brauen an. Dann lächelte sie mit ihren weißen Zähnen und fühlte im selben Augenblick, daß sie fror.

»Danke!« sagte sie und hielt die Decke über ihrer Brust zusammen, ohne ihre Augen von den seinen abzuwenden, in denen sich der Sonnenuntergangsschein wie in farblosem Kristall spiegelte.

Ihre Pupillen waren fast schwarz, wie sie dort mit dem Rücken gegen das Bergfeuer stand, das eine Glorie in dem Gelock ihres feinen Schläfenhaares entzündete.

Sie standen sich einen Augenblick gegenüber, ohne zu sprechen.

»Sie waren weit fort mit Ihren Gedanken,« sagte er mit einem Lächeln.

»Ja.«

»In Ihrem fernen kleinen Land?«

»Ja, und in Erinnerungen.«

Er hätte gern etwas von ihren Lebensverhältnissen erfahren. Bereits mehrmals hatte er auf Umwegen etwas zu erfragen versucht, ohne aufdringlich erscheinen zu wollen. Jetzt schien ihm eine Gelegenheit gekommen.

»Ist es nicht unangenehm für eine junge Dame, ganz allein in der Fremde zu sein?«

»Zu Hause bin ich auch allein.«

Sie setzte sich in einen Korbstuhl, der auf Deck stand, und deutete ihm mit der Hand an, neben ihr auf der Bank Platz zu nehmen.

»Meine Mutter starb, als ich acht Jahre alt war, und mein Vater vor vier Monaten.«

Er wandte seinen Blick von ihrem starken, reinen Profil ab und blickte auf seine Hände herab. Eine Weile war es still zwischen ihnen. Eine Möwe hob sich groß und schwarz von dem hellen Himmelsgrund ab und wandte den Kopf nach ihnen um.

»Sie haben keine Geschwister?«

»Ich hatte einen älteren Bruder; aber er starb, als ich noch klein war. Ich kann mich seiner kaum erinnern.«

»Ganz allein in der Welt!« sagte er und sah sie an.

Der Sonnenschimmer verlöschte, die Dunkelheit senkte sich ganz plötzlich über Schiff und See und Berge; das Heer der Sterne rückte mit seinen blinkenden Lanzenspitzen vor. Die Falte zwischen ihren Brauen zitterte über den dunklen Augen, und die Lippen bebten halb geöffnet.

»Erinnern Sie sich noch, daß Sie diese Worte am ersten Abend in Konstantinopel zu mir sagten?« fügte er hinzu, als habe ihre damalige Vertraulichkeit zu einer Bekanntschaft geführt, von der sie bereits gemeinsame Erinnerungen hatten.

Sie hob den Kopf und sah ihn von der Seite mit einem forschenden Blick an.

»Wie weit geht Ihre Reise eigentlich?« fragte sie.

Er lachte kurz auf, indem er das eine Bein über das andere schlug.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe seit meinem vierzehnten Jahr gearbeitet. Jetzt will ich in die Welt hinaus und fühlen, daß ich leben, nicht nur arbeiten kann wie ein Dynamo von soundsoviel Pferdekräften. Ich will in die Welt hinaus und Menschen finden. Und Sie?«

»Ich will mich selbst finden.«

In dem weißen Licht der Glühlampen, die angezündet worden waren, sah er, daß sie errötete, die Lippen zusammenzog und Miene machte, sich zu erheben.

»Warum bereuen Sie Ihre Worte?« fragte er und machte eine unwillkürliche Bewegung, als wollte er ihre Hand nehmen, die suchend auf der Armlehne lag – »das ist ja gerade das Gute bei einer Reisebekanntschaft, daß das gesagte Wort weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft hat. Man kann frei sprechen, ohne zu befürchten, daß sich die Worte später wie eine Waffe gegen einen selbst kehren.«

»Sie haben recht,« sagte sie mit plötzlicher Wärme. Eine heftige innere Bewegung überwältigte sie; sie beugte sich zu ihm und flüsterte:

»Ich kann nicht aus dem Leben klug werden – und doch soll ich einen Entschluß fassen, der für mich und viele andere entscheidend ist.«

Sie hielt inne und blickte über das Wasser, während ihre Brust wogte. Noch einmal versuchte sie das zurückzuhalten, was ihr Gemüt bewegte. Dann wandte sie den Kopf zu ihm um und begegnete seinem klaren, festen, zuverlässigen Blick.

In dem Augenblick, wo sie anfang, ihm ihre Lebensgeschichte zu erzählen, änderte sie den Ton; er wurde leise und innig, als seien sie plötzlich vor einem Kamin in einer kleinen behaglichen Stube dicht aneinandergerückt.

Er beugte sich vor, damit ihm keines ihrer Worte entginge. Je vertraulicher sie sprach, desto persönlicher wurde ihre Ausdrucksweise. Voll von Wendungen, die nicht englisch waren, aber auf ihren Lippen von englischen Worten geboren wurden, neu und frisch wie der Versuch eines Kindes, das der Sprache noch nicht mächtig ist.

Helen Herz erzählte:

»Ich bin in einer Häuslichkeit aufgewachsen, wo man es für das einzige Glück hielt, für andere zu leben.

Mein Vater war Oberarzt am Armenkrankenhaus. Sie können sich nicht denken, wie gut er war, wie aufopfernd. Nach dem Tode meiner Mutter widmete er denen seine Liebe, die ihn am nötigsten hatten, den Allerärmsten.

Als ich achtzehn Jahre alt war, machte ich mein Abiturium und durfte studieren, was ich wollte. Ich habe mich mit Philosophie beschäftigt, Sprachen, Geschichte, Kunst, von

alles etwas. Aber ich bin kein Stubenmensch. Vater hatte mich von klein auf an Sport gewöhnt, wir haben viele Jahre jeden Morgen zusammen geturnt. Seit ich erwachsen bin, ist mein Leben ein beständiges Schwanken gewesen. Wenn ich eine Zeitlang mit Büchern und Vorlesungen, Ideen und Gedanken gelebt hatte, brach ich plötzlich eines schönen Tages ab und kehrte zu dem zurück, was der Körper verlangte. Ich spielte Fußball und Hockey, besuchte Gesellschaften und Theater. Vater ließ mich gewähren; aber seine großen nachdenklichen Augen folgten mir, und sein stilles Lächeln bewachte mich, wenn ich über Stag ging, wie er es nannte. Während er wie eine fleißige Arbeitsbiene herumsummte, flatterte ich im Licht wie eine Eintagsfliege.

So ging es einige Jahre, bis ich eines Morgens erwachte und wußte, was ich lange vor mir selbst zu verbergen versucht hatte, daß ich mich leer und unbefriedigt fühlte. Etwas in meinem Gemüt empörte sich gegen das Leben, das ich führte. Seit Jahren war ich Zeuge der großen Not gewesen, die zu lindern mein Vater sich berufen fühlte. Ich begegnete den Patienten auf unserer Treppe, wenn sie ihn außerhalb des Krankenhauses aufsuchten. Plötzlich gingen mir die Augen auf. Ich fühlte ihre Not in meinem Herzen und schämte mich; jetzt erst sah ich, wie müde und betrübt die Augen meines Vaters waren. Ich fühlte, daß ich ein leichtfertiges Leben führte und so nicht fortfahren konnte.

Ich erinnere mich nicht, wie es eigentlich kam: ob er mich mit seinen Augen rief, oder ob ich von selbst den Weg zu ihm fand. Eines Tages aber stand ich in seinem Zimmer und bat ihn, mich an seiner Liebesarbeit teilnehmen zu lassen.

Nie hatte ich ihn so froh gesehen. Seine Augen standen voller Tränen, als er mich küßte und sagte: ›Also bist du doch gekommen, mein geliebtes Kind.‹

Ich lernte Krankenpflege im Hospital. Sie können sich nicht denken, wie schwer es mir zu Anfang fiel, weil alles so unschön war. Eines Tages aber kam die Freude von selbst. Ein Lächeln auf einem kranken Gesicht hervorbrechen zu sehen, wie eine kleine bleiche Blume, die sich in der Sonne erschließt, und zu wissen, daß man selbst das Lächeln unter der Wärme seiner Hand hervorgehlockt hat – das ist ein Glück, das man gekostet haben muß, um es ganz zu verstehen. Und als es erst begonnen hatte, nahm es mich ganz gefangen. Ich brachte es so weit, daß ich Vater als seine beste Krankenpflegerin zur Hand ging.

Ebenso wie er, begnügte ich mich nicht mit dem Krankenhaus. Ich suchte die Armen in ihren Häuslichkeiten auf, wenn sie als gesund entlassen waren; ich habe den Haushalt bei armen Wäscherinnen besorgt, die im Wochenbett lagen und deren Kinder sich noch nicht allein helfen konnten. Ach, Sie kennen die Armen nicht. Hat man ihnen erst einmal geholfen, dann lassen sie einen nicht wieder los. Ging es ihnen schlecht, dann kamen sie zu mir, öffneten mir vertrauensvoll ihr Herz, weinten ihre Not in meinen Zimmern aus und legten treuherzig ihr neues Elend auf meine Schultern, als sei ich ihr natürlicher Versorger. Was es mich kostete, nein zu sagen, wenn zuletzt meine Körperkraft oder mein Geldbeutel versagten, davon machen Sie sich keinen Begriff; es war schrecklich, Enttäuschung in ihren Augen zu sehen, die der hoffnungsvollen Erwartung folgte, mit der sie gekommen waren.

Vater bekam wie immer recht. Er hatte mich davor gewarnt, mich zu heftig in die Arbeit zu stürzen. Jetzt kam es: ich hatte mich überanstrengt, war eine Zeitlang krank und während ich Rekonvaleszentin war, kehrte mein Verlangen nach dem freien Leben, nach Entwicklung und eigener Freude zurück. Ich sehnte mich von neuem nach allem, was schön war, sehnte mich, das Leben in freien, schönen, persönlichen Formen zu leben, und nicht der Not und Erniedrigung Aug in Auge gegenüberzustehen.

Ich hatte Ekel vor meiner Arbeit bekommen. Es tat mir weh, aber ich konnte nichts dafür. Ich fühlte mich so jung und stark und schön, und fand, daß alles, was nicht nur elend und arm, sondern auch häßlich und schmutzig war, mir aus den Augen mußte.

Ich fing an, mich selbst und mein Aeußeres zu pflegen, wie meine Freundinnen es taten. Ich interessierte mich wieder für meine Toilette und für die Meinung der Welt. Meine gleichaltrigen Kameraden empfingen mich wie den verlorenen Sohn, man machte mir die Tour und verhätschelte mich.

Mein Vater hatte kein Wort des Vorwurfes für mich; nur war es, als wollte er den Armen den Verlust ersetzen. Er nahm sich derer an, die mich aus alter Gewohnheit aufsuchten und meine Tür verschlossen fanden. Einmal hörte ich zufällig, wie er mich bei ihnen entschuldigte und mit einem Lächeln auf meine Jugend hinwies. Es kränkte meinen Stolz und rührte mich dennoch tief. Jetzt, wo er tot ist, sitzt es wie ein Stachel in meinem Herzen, daß ich ihn enttäuscht habe.

Ich verliebte mich in einen Studiengenossen, einen jungen Mediziner. Er war hübsch und hatte sich moderne Gedanken und Worte angeeignet, aber das war auch alles.

Als ich ihn näher kennen lernte, enttäuschte er mich. Er schrumpfte gleichsam zusammen, und meine Verliebtheit verging, als ich sah, daß die Eigenschaften, die ich in seinem frischen Wesen und seinem hübschen Gesicht zu finden gemeint hatte, von mir selbst hineingedichtet worden waren.

Ich spiegelte mich in ihm und sah, wie es auch mir ergehen, daß auch bei mir alles nach und nach Oberfläche werden würde. Ich sah ein, daß ich mich auf die Dauer von diesem Leben, zu dem ich zurückgekehrt war, nicht befriedigt fühlen könnte. Ich fühlte, wie ich nun einmal geschaffen bin, daß ich etwas haben müßte, nach dem ich streben und um das ich mich sammeln konnte. In mir ist ein ewiger Kampf zwischen Gemüt und Körper: bald betrachte ich mein eigenes Glück als das einzig wichtige in der Welt, und bald gewinnt mein angeborenes Verlangen, andere um mich herum glücklich zu machen, die Oberhand.

Wieder und wieder stellte ich mir selbst die Frage: Warum bist du gesund und stark und hübsch und jung, wenn du dich dessen nicht freuen und zu etwas noch Stärkerem und Schönerem entwickeln darfst? Wenn mir aber ein verhungertes Mensch auf der Straße begegnete, erlosch meine Freude. Besonders Kinder rührten mein Herz; ich meinte, ich dürfte mich nicht satt essen, solange sie hungerten.

Mein Gemüt war abermals aus dem Gleichgewicht gebracht und das Schlimmste war, daß ich nicht länger an eine Lösung glaubte. Kaum hatte ich mir selbst gesagt: Jetzt will ich meiner eigenen Entwicklung leben, so fühlte ich auch schon, daß ich es nicht *konnte*, solange ich menschliches Elend vor Augen hatte, wenn ich mir aber vorstellte, daß ich zu meiner alten Arbeit zurückkehren und Freude in der

Linderung der Leiden anderer finden würde, dann verlangte meine Persönlichkeit ihr Recht, und ich war ebenso wie vorher.

Mein Gemüt wurde schwer. Die Augen meines Vaters folgten mir mehr als je. Schließlich ging ich zu ihm und offenbarte ihm, wie es um mich stand. Er klopfte mir die Wange und sagte, daß er mir weder helfen könne noch wolle, es sei ein Kampf, den ich allein durchkämpfen müsse. Er selbst habe ihn in seiner Jugend bestanden. Die meisten Menschen, die etwas taugten, kannten ihn in der einen oder anderen Form. Es sei nicht nur der Kampf zwischen der Pflicht gegen sich selbst und gegen andere, sondern es sei gleichzeitig der Kampf zwischen Körper und Geist.

Vater ging nie zur Kirche. Er sprach nie von Gott, und doch bin ich fest davon überzeugt, daß er gläubig war. Ich bin von klein auf oft zur Kirche gegangen. Mutter hatte mich zu glauben gelehrt, und nach ihrem Tode ist unser altes Mädchen jeden Sonntag mit mir zur Kirche gegangen, bis ich konfirmiert wurde. Ich fühlte, daß Vater es gern sah, obgleich er mich nie dazu aufforderte.

Während ich Konfirmationsunterricht hatte, war ich stark von der Religion erfüllt. Ich kam in ein eigenes persönliches Verhältnis zu Gott, das ich mir nach meinem eigenen Kopf formte; so wie er war, gehörte er mir und hatte mein volles Vertrauen. Er ersetzte mir die Mutter; ich fand, daß sie auch dabei sei, wenn ich zu ihm betete. Es war, als ob wir gemeinsame Sache machten.

Als aber mein Gemüt schwer geworden war, suchte ich vergeblich Trost in meinem Glauben. Bis jetzt hatte ich nie selbständig über diese Dinge nachgedacht. Es war mir nie eingefallen, zu zweifeln. Jetzt fing ich an zu vergleichen.

Was ich gelesen und studiert, hatte mich früher nicht angefochten, weil ich nie so tief darin eingedrungen, daß es meinem Glauben zu nahe gekommen war – jetzt meldete es sich mit Zweifel und Verlangen nach Zusammenhang. Ich konnte die Not, die ich in der Welt sah, nicht mit einem gnädigen und barmherzigen Gott vereinigen – und ich kann es noch immer nicht.

Ist die Erklärung der Erbsünde denn etwas anderes als eine große Ungerechtigkeit gegen das ganze übrige Leben? Wie kann ein allmächtiger und barmherziger Gott Menschen mit so himmelschreiend ungleichen Schicksalen auf die Welt kommen lassen, von denen der eine einen geebneten Glücksweg, der andere ein Leben in Not und Qual vor sich hat? Darüber kommt das Christentum nie hinweg, was hilft es, daß es auf Gottes Unerforschlichkeit hinweist oder auf die Gnade und Erlösung durch seinen Sohn, der die Erbschuld bezahlte? Gerechtigkeit und Gnade sind zweierlei. Was soll es heißen – Gnade für einen sündigen Menschen – wenn er die Sünde nicht selbst verschuldet hat, sondern sie ihm von dem Allmächtigen zuerteilt worden ist? Bedeutet es nicht, daß Gott in sich selbst gegangen ist und die Strafe für nichtig erklärt hat, weil er selbst erkennt, daß Erbschuld keine Schuld, sondern eine Ungerechtigkeit ist? Ich habe den Glauben meiner Mutter verloren, der mir in meiner Kindheit geholfen hat. Gottlos bin ich nicht, aber ich bin auch keine Christin.

Not und Elend, Glück und Unglück, wie wir sie täglich in unbegreiflichem Durcheinander sehen, müssen einen Zusammenhang, einen vernünftigen Sinn haben; denn ohne den ist das Leben sinnlos; welchen Sinn? – Das ist für mich

die große offene Frage; und bevor ich sie nicht gelöst bekomme, durch Gewißheit oder durch einen Glauben, der ebensogut ist wie Gewißheit, kann ich nicht froh werden, wie ich es in meiner Kindheit war, kann ich nicht wie ein freies, persönliches Wesen leben; denn wie sollte ich mich selbst oder andere gegen ein solches Unrecht wehren?

Keine Religion, die ich kenne, gibt eine Lösung. Vielleicht, daß es in Asien, woher all unser Wissen vom Ewigen stammt, Weise gibt, die das Rätsel gelöst haben. Ach, ich würde viel darum geben, wenn ich's erfahren könnte.

Daß es einen Gott gibt, erscheint mir ebenso sicher, wie daß es eine Seele und einen Körper und eine Welt um mich herum gibt; aber er ist stumm, er verbirgt sich vor den Menschen. Man sagt, daß das Niedrigere das Höhere nicht erfassen kann, ein Hund zum Beispiel nicht den Menschen, der sein Gott ist; ein Mensch aber würde doch einen Hund nicht fortweisen, wenn er das Leben seines Herrn retten will. Es gibt Menschen, die im Verhältnis zu Gott wie herrenlose Hunde sind.

Wenn Menschen ihrem Glauben an einen allmächtigen und allgütigen Gott treu bleiben sollen, muß es eine Offenbarung, eine Erklärung geben, wie es mit der Gerechtigkeit des Lebens zusammenhängt. Die alte Lehre, die die Menschen vor zweitausend Jahren erlöste, genügt heute nicht mehr. Die Menschen sind durch ihre Arbeit ein anderes Geschlecht geworden wie früher. Ihr Gott, der Gott unserer Vorfahren, ist hinfällig geworden.

Der Ewige aber muß in unsern Herzen lesen können, wie wir darunter leiden, daß keine neue Offenbarung uns die

höhere Einweihung gegeben hat, zu der wir jetzt herangereift sind. Sie ist notwendig, damit unsere Entwicklungsquellen nicht versanden, und unser Sinn nicht von hoffnungslosem Zwiespalt in uns selbst verzehrt wird.

Christus erneuerte das alte Gesetz, dem das Leben entwachsen war, und gab den Menschen ein neues, weil es notwendig war. Die neue Zeit hat die alten Lebensformen wie eine Puppenlarve gesprengt; mit den alten können wir nicht mehr weiterleben und die neuen haben wir noch nicht erreicht. So war es zu Christi Zeiten, und so ist es heute wieder. Eine neue Offenbarung muß uns die höhere Form, das neue Gesetz zeigen, das für uns Leben und Wahrheit bedeutet.

Der Ewige muß uns sein Antlitz von neuem zeigen, damit wir auch jetzt auf das Licht zusteuern können. So denke ich jetzt und so dachte ich vor einem Jahr, als ich von dem Unglück betroffen wurde, daß mein Vater eines Tages während seiner Tätigkeit im Krankenhaus das Bewußtsein verlor und krank nach Hause gebracht wurde. Er war verbraucht. Das Leben für andere hatte ihm das seine gekostet.

Nicht eine Klage kam über seine Lippen, und doch war auch er einst ein junger Mensch wie ich gewesen, der danach strebte, sein eigenes persönliches Leben zu entwickeln und der jetzt ein Opfer für andere geworden war. Der Gedanke war mir unerträglich. Ich verbarg vor ihm, was in meiner Seele vorging, aber ich glaube doch, daß er es in meinen Augen las.

›Ich muß sterben, mein geliebtes Kind,‹ sagte er eines Tages, ›es gibt keinen Ausweg. Die Maschine will nicht mehr, die Räder sind verbraucht. Was aber soll aus meinen Kindern werden?‹

Er meinte die vielen armen Menschen, deren Leben er gerettet hatte und für die er später ein Freund gewesen war, für viele der einzige, den sie im Leben gehabt hatten, ein Freund, der ihre Not sah, ohne kleinlich nach Ursache oder Schuld zu forschen.

Eines Abends zog er mich an sich und küßte mich auf die Stirn, hielt meine Hand lange in der seinen und betrachtete mich, bis seine Augen sich mit Tränen füllten. Wir hatten lange von Mutter gesprochen, und ich glaube, daß er deshalb so bewegt war. Am nächsten Morgen lag er tot in seinem Bett.

Nie werde ich vergessen, als die Todesnachricht in unserm Viertel bekannt wurde. Sie standen vor unserer Tür, um zu hören, ob es wahr sei; bis weit auf die Straße hinaus standen sie, Frauen und Männer und Kinder, Alte und Junge, stumm und bedrückt in ihrer Not. Die Frauen weinten, die Männer trockneten sich die Augen. Ich sah sie von meinem Fenster aus. In meinem eigenen verzweifelten Schmerz meinte ich, daß der ihrige nicht geringer sei, und daß ich ihn, der dort lag und im Tode lächelte, fast leichter entbehren könne, als alle die, die jetzt ohne Freund in der harten Welt standen. Sie waren ebensosehr seine Kinder wie ich. In diesem Augenblick liebte ich diese armen Menschen wie meine Brüder und Schwestern.

Ein größeres Begräbnis als das meines Vaters hatte man nie gesehen. Da waren keine Orden auf seinem Sarg, keine Ehrenbezeugungen von der herzlosen und unpersönlichen Obrigkeit dieser Welt, keine Herren mit Titeln und Uniformen, aber eine leidende und trauernde Menschheit gab ihm zu Fuß den langen Weg zum Grabe hinaus das Geleit, um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen.

Und dieser Mann, der mein Vater war, der mein Gemüt und mein Herz kannte, der selbst das Richtige gewählt und niemals von seiner Pflicht abgewichen war, hatte mich vor seinem Tode vor dieselbe Wahl gestellt. So wie er einst zu mir gesagt hatte, als ich mich ihm in meiner Not anvertraute: das mußt du selbst durchkämpfen, hier kann nur dein eigenes Gemüt dir helfen, so mahnt er mich auch jetzt aus seinem Grabe: Du mußt deine Wahl treffen!

In seinem Testament stellt er die Größe seines Vermögens fest und sagt darauf: ›Dies alles hinterlasse ich meiner Tochter. Es ist ihr väterliches und mütterliches Erbe. Ich habe keine Legate verteilt, habe niemandem über meinen Tod hinaus helfen wollen, obgleich jetzt viele brotlos werden. Ich überlasse alles meiner Tochter. Ihr gehört das Ganze, sie soll wählen, was sie damit machen will. Ob sie, jung und kräftig, wie sie ist, und mit der Ausbildung, die sie bekommen hat, das Los der Allgemeinheit teilen und sich durch Arbeit und eigene Kraft ernähren will, um mit dem Vermögen einen Fonds zu stiften, der meinen armen Kranken zugute kommen soll, oder ob sie das Vermögen dazu verwenden will, ihre eigene Persönlichkeit zu einem reicheren und schöneren Eigenleben zu entwickeln. Sie allein soll es entscheiden, vor sich selbst, ihrem Nächsten und ihrem Gott.«

Helen hielt inne und starrte vor sich hin.

Der Mond war aufgegangen; seine scharfe Sichel zog eine Linie von zitterndem Gold über das dunkle Wasser.

Ralph hatte sie nicht ein einziges Mal unterbrochen; mit stiller Verwunderung, ja, fast mit Ehrfurcht war er Zeuge davon gewesen, wie eine junge Frauenseele sich vor ihm entfaltete und ihm ihr Inneres zeigte. Das hatte er noch nie erlebt.

Auch jetzt wollte er das Schweigen nicht brechen, das ihm aus ihrer bewegten Seele entgegenzitterte.

»Ich habe überlegt und überlegt,« begann Helen wieder mit gedämpfter Stimme, während ihre Hände sich um ihr Knie falteten, »aber ich bin zu keinem Resultat gekommen. Ich habe denen geholfen, die nicht ohne meine Hilfe leben konnten. Aber die entscheidende Wahl habe ich noch nicht treffen können. Da faßte ich den Entschluß, fortzureisen. Nur wenn das Herz leer ist, ist es bereit, Gott zu empfangen, habe ich einmal gelesen; darum wollte ich fort von all dem, was mich zu Hause mit Kummer und Freude erfüllte. Es wurde mir klar, daß Vater mich zwingen wollte, mich selbst zu finden, weil er sah, daß ich in beständigem Zwiespalt mit mir selbst lebte. Und im Zwiespalt mit sich selbst kann kein menschliches Gemüt gedeihen.

Er hatte erreicht, was er wollte. Habe ich das Recht, mir selbst zu leben und *kann* ich es? – oder muß ich für andere leben? Darf ich Zuschauer sein – oder muß ich dienen; das ist das Entscheidende für mich geworden. Darum muß ich fort. Solange ich zu Hause bin, fühle ich mich nicht frei in meiner Wahl. Ich kann nicht über eine Straße gehen, ohne daß es mir von jedem Ladenfenster zuruft: Sieh hier, was für dich zu haben ist, damit dein Leben reicher und schöner wird, du Glückliche, die du die Mittel hast zu kaufen. Museen und Bibliotheken, Kunst und Pracht und alle schönen Dinge rufen mir zu: hier ist, was du suchst. Alles dies ist gesammelt und gebaut, um der Entwicklung deiner Persönlichkeit zu dienen. Der Staat, der mit der Kirche im Bunde ist, der du angehörst, unterhält es; wie kannst du da noch zweifeln? Warum ist dir ein lebendiger Geist mit Verlangen nach Schönheit und Erkenntnis gegeben, wenn du dich nicht zu

einem höheren Menschen und einem reicheren Leben entwickeln willst? Laß die, denen es nicht gegeben ist, anderen dienen, diene du, die du die Begabung und das Verlangen hast, Gott durch dich selbst.

Ich will fort von der Zivilisation, hinaus zu Menschen, die nur Menschen sind, um zu finden, wo ich wurzle; durch die dicke Schicht von Gewohnheitsgedanken und Gewohnheitsglauben will ich den Weg zurück, den die Kultur gewandert ist, bevor sie mich formte. Vielleicht finde ich in Asien, woher alles stammt, zu dem Ursprünglichen in mir zurück, wo es keinen Zwiespalt und keine Wahl gibt, weil die Entscheidung schon in dem Gesetz meines Wesens begründet ist. Darum sitze ich nun hier neben Ihnen und sehne mich nach den Bergen dort drüben. Ich werde erst in das Land meines Vaters und zu der Frage meines Vaters zurückkehren, wenn ich Antwort gefunden habe.« Helen hatte sich erhoben. Sie stand vor ihm, groß und schlank, mit einem fernen Blick in ihren tiefen, glänzenden Augen. Ihre Lippen trennten sich zu einem wehmütigen Lächeln.

»So allein bin ich, daß ich mein Herz einem Fremden öffnen muß.«

»Für mich sind Sie keine Fremde,« sagte er und nahm ihre Hand.

»Nein,« lachte sie, »jetzt kennen sie mich in- und auswendig.«

»Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen!« sagte er und blickte ihr fest in die Augen.

Er wollte etwas ganz anderes gesagt haben, aber es fehlten ihm Worte, um Gefühle auszudrücken; darin hatte er niemals Übung gehabt.

»Gute Nacht!« sagte sie, drückte seine Hand und eilte in ihre Kajüte hinunter.

Ralph wurde durch einen Stoß der Dampfblöte geweckt, der seine ganze Kajüte zum Beben brachte. Er richtete sich auf und sah hinaus.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber es dämmerte am Horizont. Der Dampfer glitt mit halber Kraft an einer dunklen Bergwand entlang; er konnte eine kleine Stadt an ihrem Fuße unterscheiden, mit flachen Dächern über blinden Mauern; von einem Haus stieg weißer Rauch langsam in die klare, dünne Luft.

Er kleidete sich an und ging auf Deck, wo zwei Matrosen mit bloßen Füßen spülten.

»Wo sind wir?« fragte er.

»Wourla!«

Die Matrosen drehten sich um und zeigten aufs Land.

»Was sollen wir hier?«

»In Smyrna ist Cholera, – wir dürfen nicht landen, bevor wir einen Arzt an Bord gehabt und einige Quarantänepassagiere aufgenommen haben.«

Etwas weiter fort lag ein großer Passagierdampfer. Ralph sah durch das Fernglas, daß es der »Osmannieh« von der ägyptischen Khediv-Linie war. Die gelbe Quarantäneflagge wurde gerade zwischen den Masten gehißt, und kurz darauf wehte am Vortopp seine eigene heimatliche Flagge, »*Stars and Stripes*«.

Der Gesandte ist also an Bord, dachte er und erinnerte sich, in der Zeitung gelesen zu haben, daß der Gesandte von seiner Erholungsreise in Aegypten nach Konstantinopel zurück erwartet wurde. Zwischen der hohen Pforte und dem europäischen Konzert mußte etwas nicht in Ordnung sein:

es war ein bedenkliches Zeichen, daß Mr. Lawson, dessen er sich von einem Mittagessen in Neuyork erinnerte, seine Reise unterbrochen hatte.

Er versuchte sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was er über die politische Situation in den letzten Tagen gelesen hatte, sandte Hopson Brothers in Neuyork, die sein Vermögen verwalteten, einen flüchtigen Gedanken und schob dann alles wieder mit einem Achselzucken von sich.

Das alles kümmerte ihn wenig. Er war ein freier Mann, der sich über den Sonnenaufgang freuen durfte. Er schlenđerte über das Promenadendeck, um das Leben an Bord erwachen zu sehen.

Von der Laufbrücke aus konnte er das Zwischendeck übersehen. Um die geschlossene Luke herum lagen Schlafende, in ihre Mäntel gehüllt. Neben der Reling hatte ein Türke, der mit seiner ganzen Familie reiste, durch Decken einen Privatraum für seine Frau und Kinder abgeteilt; ein lautes Schnarchen war von dort zu hören.

Den Rücken gegen die Kajütenwand gelehnt, saß ein armenischer Mönch in seiner langen schwarzen Doppelkutte, die Kapuze über seine Glatze gezogen. Er schlief sanft, die groben Hände um seinen langen, schwarzen Bart gefaltet, der ihm bis an den Gürtel reichte.

Ein junger Levantiner in europäischer Kleidung lag mit dem Kopf auf einer Taurolle. Er hatte sich seinen Wintermantel über die hochgezogenen Knie gebreitet. Die blutlosen Lippen zitterten in der Morgenkälte. Etwas Degeneriertes sprach aus dem schmalen Gesicht mit den langen Brauen und den schlaffen Mundwinkeln. Unter dem aufgekнопften Kragen hing ihm ein feuerroter Schlips lose über die Brust.

Er sah aus, als habe der Schlaf ihn auf der Flucht vor einem Verbrechen übermannt.

In der offenen Kajütentür tauchte eine Frau auf. Sie blickte sich vorsichtig um und schlich unbemerkt durch die Schlafenden, bis sie die Reling erreichte. Sie beugte sich vor und blickte neugierig zum Land hinüber, indem sie die Augen mit der Hand beschattete. Es war eine drusische Frau aus dem Libanontal, in einem langen, groben Mantel, der ihr bis auf die Füße reichte und um die Taille von einem Ledergrütel mit einer kunstfertigen Silberspange zusammengehalten wurde. Von der hohen Spitze ihrer Mütze, die ihr Haar bedeckte, hing ihr ein Kopftuch übers Gesicht; es war der Hennin, derselbe Zuckerhut, den die Ritterfrauen im Mittelalter trugen, und der die syrische Haube genannt wurde, weil die Kreuzritter die Mode im Libanon von den Vorfahren dieser Frau gelernt hatten. Das Kopftuch hing ihr wie eine Gardine vorm Gesicht, so daß sie es zurückziehen mußte, um zu sehen. Als sich kurz darauf jemand hinter ihr rührte, eilte sie zur Kajüte zurück.

Ein junger Perser, der sich die hohe Lammfellmütze über die Augen gezogen hatte, erwachte und reckte sich. Noch schlaftrunken, wandte er sein lehmfarbiges Gesicht dem zunehmenden Licht zu und rieb sich die Augenlider, dann drehte er sich um, suchte etwas hinter dem Bündel, das ihm als Rückenstütze diente, zog eine Nargilha hervor und machte sich eine Pfeife zurecht. Das war seine Morgenmahlzeit.

Zwischen der Reling und einem verdeckten Rettungsboot rührte sich etwas. Eine zusammengerollte, grobe Woldecke mit breiten, schwarzen Streifen wurde plötzlich lebendig. Sie faltete sich auseinander und aus ihrem Inneren richtete

sich ein Beduine auf seinen Knien auf. Ein gewürfeltes Kopftuch, das mit einem Doppelring von gedrehtem Kamelhaar um seinen Kopf befestigt war, fiel ihm über Brust und Schultern. Er reckte seinen mageren Kopf wie ein Adler, der von seinem Felsengipfel zum Sonnenaufgang hinüberblickt und das Land zu seinen Füßen, wo er seine Beute suchen will, mustert. Unter den geraden Brauen glühten die schwarzen Augen noch blank vom Schlaf. Er atmete mit weitgeöffneten Nasenflügeln die Luft, wickelte sich in die Decke ein, die sein Bett gewesen war, und erhob sich, um seine Morgenandacht zu verrichten.

Er ging auf einen Wasserhahn am Vorderstevan zu, pumpete sich ein Zinngefäß voll Wasser, befeuchtete seinen dünnen, spitzen Bart damit, setzte sich in die Hucke, streifte seine Lederhosen hinunter und wusch seine Füße und Arme, alles auf die vorgeschriebene Weise. Darauf senkte er den Kopf, bedeckte sein Gesicht mit den flachen Händen, und blieb so eine Weile sitzen. Als die Vorbereitungen zum Gebet beendet waren, erhob er sich, sah zur Morgenröte hinüber, machte die richtige Himmelsgegend ausfindig und wandte sich nach Südosten. Dann breitete er den Mantel zu seinen Füßen aus und stellte sich auf die eine Ecke desselben, das Gesicht gen Mekka gewandt, während die Hände herabhingen, ohne das Hemd zu berühren. So betete er sein Istigphar, das Vergebungsgebet. Darauf hob er die Hände in Gesichtshöhe, wandte die offenen Flächen nach auswärts, indem er die Daumen gegen die Ohrläppchen legte, und sagte das Einleitungsgebet Tekbir – Gott ist groß; darauf betete er den ersten Vers des Korans, legte mit niedergeschlagenen Augen die Hände unter dem Leib aufeinander, so daß die

Rechte die Linke, die verflucht ist, verbirgt. Während er betete, neigte er sich tief vornüber, die Hände flach auf den Knien, und richtete sich wieder auf. Dann warf er sich auf die Knie, die Hände vorgestreckt und die Fingerspitzen auf dem Mantel. Er berührte ihn mit seiner Nasenspitze, blieb eine Weile so liegen und betete, erhob sich auf seinen Knien, die Hände auf den Beinen, und verrichtete von neuem sein Tekbir. Wieder warf er sich vornüber, wieder richtete er sich auf den Knien auf, drehte seinen Kopf grüßend erst zu seiner rechten Schulter, wo der gute Engel sitzt, der auf den rechten Weg führt, darauf zur linken, wo der Verführer sitzt, der das Böse in Gewahrsam hat. Und als der ganze Rickah beendet war, fing er ihn noch einmal von vorn an. Schließlich war das »Salatu'l Fajr«, das Morgengebet, beendet, und er ging auf Deck hin und her, mit befreitem Gemüt, das Gesicht der Sonne zugewandt, während er den Tchibuk aus seinem Gürtel zog und sich eine Pfeife stopfte.

---

Ein junger Türke mit Fes und Kneifer stellte sich in der Tür zum Salon auf, wo die Passagiere der ersten Klasse versammelt waren, rief die Namen aus der Schiffsliste auf und blickte über den Kneifer hinweg auf den, der auf den Namen antwortete. Das war die ganze ärztliche Untersuchung.

Ein Boot kam vom »Osmannieh« mit den neuen Passagieren, die seit zwei Tagen auf Schiff Gelegenheit nach Beyrut gewartet hatten.

Ralph lehnte über die Reling und sah sie die Fallreep-treppe hinaufentern. Da waren zwei sehr laut sprechende französische Damen, die wie für eine Nordpolreise gekleidet waren, eine eckige Engländerin von der bekannten Touristenrasse, mit Sportmütze und Golfjacke, ein ällicher Türke mit Fes und langschößigem Rock, und fürs Zwischendeck einige schweigsame, dunkeläugige Maroniten, die zu ihren Wein-gärten im Libanon wollten.

Der Gong ertönte und Ralph eilte zur ersten Mahlzeit des Tages hinunter.

Anfangs war er mit dem Kapitän allein, einem kleinen untersetzten Südfranzosen mit hitzigen Augen und Don-Quijote-Bart, außerdem waren da der Schiffsarzt und der Intendant, die ihren eigenen Tisch hatten. Während er aß, kamen die neuen Passagiere nacheinander herein; sie beka-men ihre Plätze von dem *Maitre-d'hôtel* angewiesen, einem vierschrötigen Marseiller mit gestutzten Whiskers, blauem, kurzschößigem Livreefrack und weißem Schlips. Die ver-frorenen französischen Damen wärmten sich Hände und Rücken am Koksofen mitten im Salon, bevor sie sich setz-ten.

Der Türke bekam Ralph gegenüber Platz. Er hatte blaß-braune Augen in einem länglichen Gesicht, einen gelblichen Teint voll von kleinen braunen Leberflecken und einen dichten, graugesprenkelten Vollbart, der lange nicht unter der Schere gewesen war.

Den hab' ich schon mal gesehen, dachte Ralph, der ein gutes Personengedächtnis hatte.

Der Türke behielt seinen Fes auf, während er aß. Die schwarze Troddel bewegte sich bei dem energischen Kau-prozeß, der seinen ganzen Kopf in wackelnde Bewegung

versetzte, wie bei einem wiederkäuenden Widder. Etwas Lauerndes in seinem Blick unter den Lidern sagte Ralph, daß der Türke auch ihn wiedererkannt hatte.

Ralph suchte zu erraten, was der Mann sei. In Neuyork würde er ihn für einen Gelehrten aus einem Laboratorium gehalten haben, hastig forschend, von seinem eigenen Gedankenleben in Anspruch genommen, verschlossen und doch mit wachen Sinnen.

Erst als der Türke sich erhob und mit langen, ruhigen Schritten, die gar nicht zu seinen energischen Kaubewegungen paßten, auf den Diwan zuing und so nahe wie möglich am Ofen Platz nahm, erinnerte Ralph sich, wo er diesen Mann schon einmal gesehen hatte; damals trug er Turban und Djubbe mit grünen, blauen und roten Streifen längs der weißen Aermel.

Ralph lehnte sich in einen Deckstuhl zurück, die Beine auf dem Nachbarstuhl am Ofen, und überflog »Le Temps« und »New York Herald«, die mit der Post an Bord gekommen waren. Er wartete auf Helen Herz. Während seine Augen die Spalten durchflogen, ob er etwas finden würde, was ihn interessieren konnte, waren seine Gedanken bei ihrer abendlichen Unterhaltung.

»Erlauben Sie,« sagte der Türke auf französisch und streckte seine Hand nach »Le Temps« aus, den Ralph auf den Tisch gelegt hatte.

»Bitte!« antwortete Ralph auf englisch und schob ihm die Zeitung hinüber; er war nicht zum Unterhalten aufgelegt.

»Sie sind Amerikaner!« sagte der Türke auf englisch.

Ralph blickte ihn kalt über den Tisch hinüber an und nickte.

Der Türke hatte seine Beine unter sich gekreuzt; Ralph ließ ihn durch einen Blick verstehen, daß er es bemerkte.

Die bläulichen Lippen des Türken verzogen sich zu einem halb nachsichtigen, halb spöttischen Lächeln.

»Entschuldigen Sie!« sagte er und veränderte seine Stellung. »Es ist eine nationale Angewohnheit von uns, die man schwer los wird. Ihr Abendländer wißt nicht, was euch entgeht. Denn wer seine Beine sammelt, sammelt seine Gedanken.«

Während er sprach, drang ihm aus Nasenlöchern und Mund Rauch wie aus den Spalten eines rauchgefüllten Raumes. Er hatte lange keinen Zug an seiner Zigarette getan, die halb ausgebrannt auf dem Aschenbecher lag – mußte also den Rauch seit längerer Zeit in sich gehabt haben. Ralph hatte einmal gelesen, daß die Orientalen durch die Lunge rauchen; nun sah er es zum erstenmal selbst.

»Warum füllen Sie die Lunge mit Rauch?« fragte er unumwunden, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn etwas interessierte.

»Warum tun Sie es nicht?«

Der Türke nahm die Zigarette und tat einen Zug, bis die Asche glühte. Die weiten Nasenflügel bewegten sich und der Mund stand offen, aber es kam kein Rauch.

Ralph sah ihn an, ohne zu antworten.

Der Türke lächelte und zeigte seine langen, spitzen Zähne, die etwas auseinanderstanden.

»Ich habe keine Freude an dem Rauch, wenn ich ihn gleich hinauslasse! Ihr raucht mit den Lippen, wir mit den Lungen, und durch sie mit dem Blut, und durch das Blut genießt der ganze Körper.«

»Andere Rassen, andere Gewohnheiten!« fügte er hinzu und ließ seinen Blick forschend auf Ralph ruhen. »Als ich zum erstenmal nach Paris und London kam, wurde ich nicht müde, mich über eure abendländischen Gewohnheiten zu wundern. Jetzt sehe ich den Unterschied kaum mehr. Die Welt bleibt sich gleich, aus welcher Himmelsrichtung der Wind auch weht.«

»Und Sie kleiden sich nach der jeweiligen Windrichtung!« – Jetzt entschleierte ich dich, dachte Ralph und lachte kurz auf.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich sah Sie auf der Treppe zum Crédit Lyonnais in Konstantinopel. Damals waren sie wie ein Alttürke gekleidet, mit Turban und allem, was dazu gehört.«

»Das stimmt,« sagte der Türke und lächelte freundlich mit seinen braunen Augen, als verstünde er Ralphs Absicht und hätte Nachsicht mit ihm. »Ich habe auch Sie gesehen.«

»Interessiert es Sie, warum ich mein Gefieder wechsle?« fügte er hinzu und beugte sich über den Tisch zu Ralph hinüber.

»Ja,« sagte Ralph schlagfertig, »sonst hätte ich es nicht bemerkt.«

»Ich bin ein verfolgter Mann!« sagte der Türke still und kreuzte die Beine wieder.

Der geschwätzige Türke war jetzt kein aufdringlicher Reisegefährte mehr, der sich herausnahm, Ralph Cunning überlegen zu behandeln. Er war plötzlich ein Mitmensch mit einem Schicksal, das Ralph kennen zu lernen wünschte.

Er nahm seine Beine vom Stuhl, drehte sich um und heftete seinen scharfen, hellen Blick mitten auf das lebergefleckte Gesicht, das keine Bewegung verriet.

»Wer sind Sie?« fragte er.

Der Türke sah auf und sagte sanft:

»Als ich in Neuyork war, pflegte man seinen eigenen Namen zu nennen, wenn man den eines andern kennen zu lernen wünschte.«

Ralph wurde rot und strammte sein Kinn.

»Entschuldigen Sie!« sagte er mit seinem ungeschickten Lächeln. »Ich bin Ralph Cunning aus Neuyork, Mitglied des ›Klubs der Verantwortungslosen.«

Der Türke blickte ihn unter seinen halbgeschlossenen Lidern verstohlen an und nickte.

»Kennen Sie den Klub?«

»Ich habe davon gehört. Mein Name ist Gamâl-ed-dîn. Ich heiße ebenso wie unser berühmter Philosoph aus dem vorigen Jahrhundert. Auch ich bin Scheik, ebenso wie er, oder richtiger: ich bin es gewesen.«

»Scheik – ist das nicht dasselbe wie Bürgermeister?«

»Das kann es sein. Dort wo ich war – an der El-Azhar in Kairo, der größten Universität der Mohammedaner, ist es das, was ihr Professor nennt.«

Also doch ein Gelehrter.

»Und Sie sind es nicht mehr?«

»Nein. Ich bin abtrünnig geworden,« sagte er sanft. »Ich bin Christ.«

Ralph zeigte unverhohlen sein Erstaunen.

»Sie sind in Paris, London und Neuyork gewesen?« fragte er, als Gamâl-ed-dîn mit einem vollkommen unbeweglichen Gesicht an ihm vorbeistarrte, als sei er in tiefe Gedanken versunken.

»Ja, ich habe an der Sorbonne und im British Museum studiert und bin Gast in Harward gewesen.«

Ralph forschte in seinem Gedächtnis. Merkwürdig, daß solch ein seltener Besuch nicht durch die Neuyorker Zeitung zu ihm gelangt war.

»Sind Sie schon lange Christ?«

»Seit drei Jahren. Ich wollte Mohammeds Lehre reformieren,« sagte er einfach und natürlich, als spräche er vom Wetter, »aber die Turbanleute – so nennen wir die Scheiks, die keine andere Weisheit in den Schulen dulden, als die des Korans – vertrieben mich und trachteten mir nach dem Leben. Ich habe Luthers Leben und Lehre studiert und wollte den Islam reformieren, so wie er die christliche Kirche reformiert hat. Christus ist ein größerer Prophet als Mohammed, das war mein Standpunkt. Ich nahm die Konsequenzen und ließ mich heimlich in Genf taufen. Ich habe mein väterliches Gut in Fajum verkauft und besitze genug, um unabhängig leben zu können. Jetzt lasse ich mich vom Zufall führen, oder was dasselbe ist, vom Schicksal, oder wiederum dasselbe: von Gott. Bald bin ich in London, bald in Neuyork. Seine Rasse aber kann man nicht von sich abstreifen, wie man den Glauben wechselt. Sie sehen, wie es mir mit den Beinen geht« – er lächelte und sah auf seine Stiefelspitzen auf dem Diwan herab. – »Das Land des Sultans kann ich nicht ganz entbehren, darum komme ich hin und wieder inkognito her und ziehe mein altes Scheikkostüm an. Darin haben sie mich neulich gesehen. In der Regel ist es nur ein kurzes Wiedersehen, denn die Turbanleute haben tausend Augen, und sobald ich merke, daß ich erkannt bin, muß ich so schnell wie möglich fliehen. Wenn man wüßte, daß ich Christ geworden bin, würde man einen Preis für meinen Kopf aussetzen.«

»Gibt es denn kein Recht und kein Gesetz in den türkischen Landen?«

»Nicht mehr als in Neuyork,« sagte Gamâl und betrachtete ihn mit seinem nachsichtigen Lächeln.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich habe mir erzählen lassen, daß es auch in Neuyork vorkommen kann, daß ein Mann morgens in sein Geschäft geht und nicht zurückkehrt.«

»Das ist Raubmord. ›Die schwarze Hand‹, – die Italiener.«

»Ist ein Religionsmord unmoralischer als ein Raubmord?«

»Nein. Da haben Sie recht.«

»Ja, so hängt es mit mir zusammen. Jetzt habe ich Sie über mich aufgeklärt. Und Sie sind Techniker?«

Ralph blickte erstaunt auf.

»Sie kennen mich?«

»Sind Sie es nicht, der ›die Himmelsbrücke‹ gebaut hat?«

Er zeigte alle seine weißen Zähne und lachte herzlich.

»Wie lange haben Sie in Neuyork gelebt?«

»Ich bin mehrere Male dort gewesen. Zum letzten Male im vorigen Jahre, als Sie den großen Streik so glücklich lösten.«

Ralph runzelte ärgerlich die Brauen. Sein Interesse für die neue Bekanntschaft schwand, weil der Mann sozusagen aus seiner eigenen Stadt war.

Gamâls braune Augen mit den stechenden Pupillen ruhten auf ihm mit lebendigem Verständnis, und Ralph hatte das peinliche Gefühl, ein offenes Buch in der Hand eines überlegenen Lesers zu sein.

Um Ralphs Mißstimmung zu zerstreuen, nahm Gamâl »Le Temps« und deutete auf einen Artikel.

»Haben Sie den gelesen?«

»Worüber?«

»Ueber die Spannung in Europa.«

»Ist denn eine da?« fragte er gleichgültig.

»Es ist immer eine da,« sagte Gamâl und beobachtete ihn aufmerksam von der Seite, »sie ist wie ein Kaltfieber, das in bestimmten Zwischenräumen akut wird.«

»Warum wird denn nicht losgeschlagen?«

»Ein Weltkrieg?«

»Dem Unvermeidlichen soll man nicht aus dem Wege gehen, wenn man vorwärts will, muß die Machtfrage entschieden werden.«

»Solange wir nicht wissen, wer zu siegen verdient, gibt es keinen Krieg.«

»Zu siegen verdient?«

»Die Spannung zwischen den Großmächten ist keine Machtfrage und auch keine Geldfrage. Es handelt sich darum, wessen Kultur die herrschende sein soll. Brüder streiten sich, obgleich sie aus demselben Mutterschoß geboren wurden, weil ihre Individualität verschieden ist und sich aneinander reibt. So ist es auch mit den Nationen. Seid ihr nicht alle von derselben weißen Rasse? – Warum streitet ihr euch da? – Weil jeder seine eigentümlich ausgeprägte Kultur hat. Darum ist die Reibung in den Grenzländern am größten. Alle Nationen wollen sich entfalten und nach ihrer Eigenart studiert werden, was würde geschehen, wenn Frankreich Deutschland besiegte? Würde das Leben nicht wie bisher weitergehen? – Der Bäcker will Brot backen, und der Beamte will regieren, – nur die Uniformen werden wechseln; die Regierung, das öffentliche Leben wird nach dem Geist der herrschenden Macht geändert werden. Die Flagge wechselt und alles, was durch die Flagge ausgedrückt wird. Nicht

einmal die Sprache würde davon berührt werden, oder sprechen nicht alle Deutschen deutsch und alle Franzosen französisch in Elsaß-Lothringen?«

»Sie sagten: zu siegen verdient?«

Gamâl blickte an ihm vorbei und fuhr fort, ohne seinem Zuhörer einen Gedanken zu schenken.

»Das Volk, dessen Kultur am stärksten ist, wird siegen. Denn es sind nicht die Menschen, die kämpfen, sondern ihre Götter.«

Ralph blickte erstaunt auf.

»Es ist nicht nur Mohammeds und Christi Gott, die um die Herrschaft ringen; es ist auch der Gott der Germanen und Gallier und Angelsachsen, die gegeneinander streiten. Die Alten hatten recht, wenn sie die Götter des Feindes mehr fürchteten als ihn selbst. Mithra war es, der die römischen Legionen im Osten besiegte. Darum opferten sie dem Sonnengott und machten ihn zu ihrem eigenen, ebenso wie sie die ägyptischen Götter und schließlich den Gott der Christen annahmen.«

Ralph verzog den Mund zu einem Lächeln.

»Sie sind ein Christ und glauben, daß jede Nation einen anderen Gott hat?«

»Gott ist Gott,« sagte Gamâl und sah ihn nachsichtig an, »aber jede Nation hat ihren eigenen Gott: er ist die Vorstellung der Nation von Gott, ihre eigene Seele in Gott gespiegelt, und dieses Spiegelbild ist die Eigentümlichkeit ihrer Kultur.«

»Und das sollte Einfluß auf den Sieg haben?«

»Der Sieg ist Gottes, ebenso wie das Leben die Entfaltung Gottes in der Welt ist. Diejenige Nation wird siegen, deren Kultur der klarste Ausdruck für Gott ist. Der Weg in

der Welt geht vorwärts; denn Gott ist nicht im Zwiespalt mit sich selbst. Also muß derjenige siegen, der am weitesten vorgeschritten ist. Denn Gott ist Gott.«

Ralph lachte.

»Ich glaube mehr an Geld, Heer und Flotte.«

Der Scheik betrachtete ihn mit seinem nachsichtigen Lächeln.

»Sind nicht auch diese Dinge Gottes?«

»Ist der Krieg vielleicht auch Gottes?«

»Krieg ist Vollbringung und Erneuerung, Geburtswehen, bei denen die Rasse entsteht.«

»Wenn die stärkste Kultur siegt, wie Sie sagen, so wird die weiße Rasse also niemals der gelben unterliegen?

Gamâl sah ihn an. Sein Blick war so vielsagend, daß Ralph unwillkürlich die Augen niederschlug. Der Türke schwieg eine Weile. Dann sagte er:

»Große Dinge habt ihr ausgerichtet, aber Gott ist nicht in Resultaten; er ist in erreichten Zielen. Der Mensch ist nicht die Frucht von dem, was er ausrichtet, sondern von dem, was er gedacht hat.«

»Die weiße Kultur beherrscht die anderen. Also ist sie die stärkste.«

»Nur zwei Wege führten zur Kultur: der Weg des Herzens und der Weg des Interesses. Der Zwangsweg ist kein Weg. Eure Kultur ist voll von Irrwegen.«

»Nennen Sie mir einige.«

»Ihr schätzt das Geld höher als die Weisheit. Ihr lehrt eure Kinder, daß die Natur gut und weise ist. Ihr habt falsche Ehrbegriffe.«

»Zum Beispiel?«

»Ich weiß, daß ein Mann die Frau seines Freundes nehmen und dennoch angesehen sein kann; aber er kann nicht mit Löchern in seinem Rock gehen oder seine Spielschuld unbezahlt lassen. Und ihr habt Orden, Rang und Titel.«

»In Europa wohl, aber nicht bei uns. Auf unserer Kultur aber beruht aller Fortschritt, den sich die anderen Rassen aneignen.«

»Seid ihr dadurch glücklicher geworden? Herrscht darum größere Eintracht zwischen euch? – Hat es euren Glauben gestärkt?«

Ralph lachte kurz und hart.

»Nonsens!« – sagte er.

»Was bleibt übrig, wenn man euch die Aufklärung nimmt? Bleibt Weisheit übrig? – Habt ihr nicht eher das Licht vergessen, während ihr hinter Aufklärung herjagtet?«

»Und doch leben die anderen Rassen jetzt im Lichte unserer Kultur,« wiederholte Ralph eigensinnig.

»Ihr habt sie einigen Völkern aufgezwungen, die dadurch unglücklich geworden sind und daran sterben. Andere haben sie angenommen, um sie als Notwehr im Kampf gegen euch zu gebrauchen, wer aber hat sie sich aus freiem Willen angeeignet und aus innerem Drang? – Können Sie mir das sagen?«

Ralph dachte nach, aber er fand keine Antwort.

Gamâl sah es und lächelte. Dann beugte er sich vor:

»Und ehrlich gesagt, kann es sich für andere Völker lohnen, eure Lehre anzunehmen? – Ist sie mehr wert als ihre eigene?«

Ralph lachte und schüttelte den Kopf. Gamâl aber fuhr mit leiser Stimme fort, während seine kleinen Augen glühten:

»Seid ihr nicht satt und müde? – Seufzen nicht viele von euch nach der Ursprünglichkeit, die ihr verloren habt? – Sie selbst, verlangen Sie nicht nach dem, was nicht gelernt, sondern nur gelebt werden kann?«

Ralph blickte erstaunt auf diese stechenden Augen, die in ihm wie in einem offenen Buch lasen. Die Worte hatten ihn getroffen, und er lachte nicht mehr.

»Mit mir ist es eine eigene Sache,« sagte er halb unwillig, halb zustimmend.

»Haben eure großen Männer es nicht wieder und wieder gefühlt, darüber geseufzt und euch zugerufen: Zurück zur Natur! Sie begriffen selbst nicht, daß sie eigentlich meinten: Fort von der Aufklärung, zurück zum Licht – fort von der Kultur, zurück zu uns selbst.«

Ralph erhob sich ohne zu antworten, während der Türke sich eine neue Zigarette rollte und es sich in der Diwanecke bequem machte, ging Ralph aufs Promenadendeck hinauf.

Er dachte an das, was Helen Herz ihm gestern anvertraut hatte. Hier im vollen Tageslicht, während das Schiff zwischen waldbekleideten Felseninseln in einer Landschaft vorwärtsglitt, die beständig wechselte und sich doch gleich blieb, erschien ihm das Erlebnis abenteuerlich fern; es kam ihm wie ein Traum vor, daß er gestern abend auf dieser Bank gesessen und unter einem wachen, lauschenden Sternenhimmel, durch zwei dunkle Augen in eine Seele geblickt hatte, die sich ihm schweigend entfaltete und dabei wuchs. Er sehnte sich, sie wiederzusehen und das Abenteuer bestätigt zu bekommen; aber sie zeigte sich nicht. Die Sonne ging mit derselben glühenden Pracht unter wie gestern, aber sie kam nicht.

Da ging er in seine Kajüte hinunter.

Der Gong-Gong hatte zweimal geschlagen. Ralph war in den Speisesaal gegangen und saß Gamâl gegenüber, ebenso wie beim Frühstück, jetzt aber waren sie beide stumm.

Die hitzige Stimme des Kapitäns kreischte hin und wieder auf. Der Schiffsarzt begleitete sie mit langen, schwungvollen Sätzen, wobei er sein behaartes Müßiggängergesicht auf die Seite legte. Die französischen Damen unterhielten den ersten Offizier und den Intendanten, die dem Geklatsch aus der Saison in Kairo beehrt und angeregt zuhörten, mit schreiender Lebhaftigkeit, während die englische Miß ihre kalten, grünlichen Augen prüfend vom einen zum andern wandern ließ, als wohne sie einer Vorstellung bei.

Helen Herz kam schnell und leicht die Salontreppe herauf.

»Guten Abend, Herr Cunning!« sagte sie und nickte ihm munter zu.

»Sie sind doch nicht krank?« fragte er und sah sie aufmerksam an. Ihre Gesichtsfarbe war blaß, aber die Lippen waren rot und die Augen lebhaft wie sonst. Er konnte ihnen ansehen, daß er die Unterredung von gestern abend als einen Traum betrachten sollte.

»Nein, nur faul,« lachte sie, »ich war müde und bin liegen geblieben. – Vielleicht ein wenig seekrank,« fügte sie mit einem verlegenen Lächeln hinzu, als gestehe sie eine Kindlichkeit ein.

»Das Meer ist ja so blank wie ein Spiegel.«

»Man kann auch in einem Ruderboot seekrank werden.«

»Und Sie sind aus dem Lande der Wikinger?«

Helen antwortete mit einem Achselzucken und begegnete im selben Augenblick Gamâls Augen, die sie von der Seite musterten.

»Darf ich Sie mit unserem neuen Tischgenossen bekannt machen?« sagte Ralph, als er sah, daß sie neugierig war.

»Herr Gamâl, ein gelehrter Mann aus Kairo – Fräulein Helen Herz!«

Der Türke erhob sich halb und verbeugte sich, die rechte Hand flach auf der Brust, aber er sagte nichts.

Helen suchte nach einem Gesprächsthema; dann sagte sie:

»Sie haben vor Smyrna in Quarantäne gelegen, wie ich mir denken kann?«

»Ja, gnädiges Fräulein.«

»Das war wohl unangenehm?«

Sie blickte ihn verstohlen an und dachte, ob er wohl zu Hause einen Harem habe.

Gamâl lächelte nachsichtig.

»Das Wetter war gut, die Menschen waren gut und das Essen ebenfalls, was kann man mehr verlangen?«

Dabei rollte er das Brot zu einem Klumpen, steckte es in den Mund und kaute, daß der Kopf wackelte und in seinen Kauangeln knackte.

Helen war bald mit dem Essen fertig. Sie hatte nur Suppe, Fisch und Obst zum Dessert gegessen.

In einer Krachmandel fand sie einen Doppelkern.

»Kennen sie ›Vielliebchen-Essen?« fragte sie Ralph.

»Und ob!« Er streckte die Hand nach dem Kern aus und fragte:

»Wann soll es sein?«

»Morgen beim ersten Frühstück, wenn wir den ersten Bissen in den Mund stecken.«

»Gut, aber wenn Sie nun wieder wie heute seekrank werden?«

»Seekrank?«

»Oder faul.«

»Das werde ich nicht.«

»Können Sie es denn auch vertragen, zu verlieren?«

Er kniff die Augen zu und sah sie mit seinem ungeschickten Lächeln neckend an.

»Sind die Amerikanerinnen solch verhätschelte Kinder?« fragte sie und bekam einen roten Kopf.

Er hatte erreicht, was er wollte: Die kleine Falte zitterte zwischen den Brauen. Das machte ihr Gesicht so lebendig und gleichzeitig so kindlich.

»Sie sind ja keine Amerikanerin!« setzte er seine Neckerei fort.

»Nein, Gott sei Dank. Ich bin aus einem alten Kulturlande.«

»Wo liegt Ihr kleines Land eigentlich?«

Im selben Augenblick sah er an der plötzlichen Dunkelheit in ihren Augen, daß er zu weit gegangen sei.

»Verzeihen Sie!« bat er wie ein Junge, der weiß, daß er sich ungezogen benommen hat, »ich bin den ganzen Tag so allein herumgegangen, daß ich unleidlich geworden bin.«

Helen antwortete nicht. Kurz darauf stand sie vom Tisch auf und setzte sich mit einem Buch in eine Diwanecke.

Ralph stellte sich ganz unbefangen. Er ging mit nachlässigen Schritten durch den Raum und blickte verstohlen auf ihre weiße Hand, die das Buch so fest und vorsichtig hielt, als sei es ein lebendes Wesen, stocherte ein wenig im Koksofen, wo die Glut im Begriff war, zusammenzufallen, zündete sich eine Zigarre an und versuchte, vor sich hin zu summen, ärgerte sich plötzlich über sich selbst und ging zu den Sternen

hinaus. Er hatte sich den ganzen Tag auf eine abendliche Unterhaltung wie gestern gefreut. Nun hatte er sie sich durch seine eigene Schuld verscherzt.

Ich kann nicht mit Damen umgehen, dachte er, oder bereut sie vielleicht, daß sie einem Fremden ihr Herz geöffnet hat?

Er ging ihr Gespräch von gestern Punkt für Punkt durch. Er wunderte sich, verstand, und kam ihr nach und nach ganz nahe, so nahe, daß sein Herz heftiger schlug.

Was für eine verzweifelte Idee, daß sie ihr Leben und ihr Vermögen opfern wollte, um Armen zu helfen, die ihr den Rücken kehrten, sobald sie ihnen nichts mehr geben konnte! – wie kann ein Vater sein Kind in solche Lage bringen?

Er blieb unter den Sternen stehen, die sahen, was in seinem Innern entzündet wurde.

Ich will sie retten, dachte er. Ich will ihr die Augen öffnen, damit sie sich nicht in törichter Frömmigkeit wegwirft. Ich will sie gegen die Welt, vor sich selbst beschützen.

Er ging mit starken Schritten nach achter und blickte übers Meer, wo der Kielwassergürtel wie fließendes Silber unterm Mond blitzte, der hoch und rein in festlichem Gewand mit einer weißen Glorie überm Bergrücken hing.

Auf dem Zwischendeck war alles still. Die Schatten der Kajüte und Takelage teilten das weiße Licht in scharfgezeichnete Figuren.

Ganz achter wurde es plötzlich lebendig. Ein Schatten streckte sich, reckte die Arme zum Himmel empor und beugte sich nach vorn.

Die Gestalt lag auf den Knien, das Gesicht dem Mond, den Rücken dem Schiff zugewandt, eine zarte Gestalt, die

die Hände zu dem toten Gott emporhob und ihr Gesicht vor seinem Antlitz beugte.

Es war Schehanna. Er hatte ihre Anwesenheit an Bord bei all dem Neuen, was ihm begegnet war, ganz und gar vergessen. Er empfand durch die Nacht die tiefe Verlassenheit ihres scheuen Gemüts. Es war ihm, als ob er das Gebet durch ihre gerungenen Hände zittern fühlte, und warf sich vor, daß er sich nicht ein einziges Mal, seit sie an Bord waren, nach ihr umgesehen hatte.

Er meinte durch die helle Nacht, zwischen den dumpfen Stempelschlägen der Maschine, den weichen Celloklang ihrer Stimme zu hören, wie an jenem Tage, als sie in der Waschmühle sang. Zu wem sie wohl betet, dachte er.

Bei der Abreise hatte er ihr eine Einzelkajüte in der zweiten Klasse verschafft. Als sie aber in der Kajütentür zwischen den fremden Menschen stand, die aus- und einrannten und sie stießen, sah sie so klein und widerstandslos aus, so zart und hilflos in ihrem grüngestreiften Knabenanzug, daß er einen Augenblick bereute, sie nicht mit in die erste Klasse genommen zu haben. Da aber war es zu spät und er vergaß sie Helen Herz' wegen, der er einen Deckstuhl verschaffen wollte.

Ralph ging aufs Zwischendeck hinunter, trat vorsichtig zwischen die schlafenden Menschenbündel und erreichte sie, als sie sich gerade vom Gebet erhob.

Sie zuckte zusammen, als sie ihn sah. Ihre Hände kreuzten sich über der Brust; ihr feiner Kopf mit den Mondstrahlen im Haar bewegte sich schwankend, wie damals, als sie im Hotel vor ihm auf die Knie gefallen war und ihm dankte.

Er blickte ihr in die Augen und fragte:

»Wie geht es, Schehanna?«

»Dank, Herr!«

»Vermissen Sie etwas?«

»Es geht mir gut, Herr!«

Sie blickte auf und fügte leise hinzu:

»Kann ich mich Ihnen nicht nützlich machen, Herr?«

»Nein, Schehanna. Nicht an Bord, vielleicht, wenn wir an Land kommen.«

Sie blickte in einem drolligen Ausdruck von Verlegenheit an ihren Beinen hinunter.

»Wie lange soll ich noch Junge bleiben?«

Ralph lachte und folgte der Richtung ihres Blickes. Die Beine waren nicht das Schlimmste; sie waren schlank und geschmeidig und konnten jemandem, der unbefangen war, ihr Geschlecht nicht verraten. Aber die hohe, schmale, nervös wogende Brust und die stark abfallenden weichen Schultern waren gefährlicher.

»Ist es denn so schlimm?«

Sie lächelte verlegen.

»Ein Junge flötet und raucht, aber ich kann weder flöten noch rauchen. Ein Junge darf nicht weinen.«

»Weinen Sie denn?«

Sie blickte erstaunt zu ihm auf, als ob er sie gefragt hätte, ob sie äße und tränke.

»Knaben müssen andere leiden sehen können. Und wenn jemand schilt, dürfen sie die Antwort nicht schuldig bleiben.«

»Wer schilt? Sagen Sie es mir, wenn jemand Sie belästigt.«

»Da ist ein großer, schwarzhaariger Beduine in einem langen, gestreiften Mantel, der mich mit den Augen verfolgt, wo ich gehe und stehe, ebenso wie der Pferdehändler. Er zeigt seine weißen Zähne und kneift die Augen zu, als ob er

sagen wollte: Glaubst du nicht, daß ich sehen kann, daß du ein Mädchen bist? – Ich fürchte mich, Herr.«

»Trösten Sie sich, übermorgen ist es überstanden.«

»Sehen Sie,« flüsterte sie und deutete mit den Augen auf die Taurole unter der Reling, »jetzt hebt er den Kopf, sieht hierher und lauscht.«

Ralph drehte sich um und sah den Beduinen, der in seinen Mantel gehüllt war. Es war derselbe, den er gestern bei Sonnenuntergang beim Gebet gesehen hatte. Als Ralphs Blick ihn traf, wurde er wieder zu einem leblosen Bündel.

»Er ist nur neugierig,« sagte Ralph und streichelte beruhigend ihre zitternde Hand, »was kann er Ihnen hier tun? – Gehen Sie ruhig zu Bett.«

Sie sah zu ihm auf, als lausche sie auf etwas, das in ihr selbst klang.

Sie hat Augen wie Achat, dachte er.

»In Beyrut will ich Sie wieder zu einem Mädchen machen.«

Ein strahlendes Lächeln huschte über ihr Gesicht.

»Dank, Herr!« flüsterte sie und berührte seine Hand mit ihren weichen Fingerspitzen. Sie fühlen sich an wie das Maul eines Pferdes, das nach Zucker sucht, dachte er.

»Dann müssen Sie mir Ihre Geschichte erzählen und wie es zuging, daß Sie in die Waschmühle kamen.«

»Ja, Herr.«

»Gute Nacht, Schehann.«

»Ahura-Mazda möge Ihnen einen guten Schlaf geben, Herr,« sagte sie und beugte den Kopf.

Es war herrliche, milde Morgenluft. Das Meer lag glatt und schwer wie Oel da. Fern im Westen wurde der Horizont hin und wieder von einem Wind verdunkelt. Die Küste von Kleinasien blaute im Norden und die Schneegipfel der Taurusberge verbanden sich mit cremefarbenen Wolken, so daß man nicht sehen konnte, wo der Himmel aufhörte und der Berg anfing.

Helen war zeitig oben. Sie saß beim ersten Frühstück im Salon, als Ralph die Treppe heraufkam.

Als er ihr »guten Morgen« wünschte, erinnerte er sich im selben Augenblick ihres Vielliebchenspiels. Ihr schelmischer Blick hatte ihn daran erinnert.

Er sah, wie kindlich ungeduldig sie darauf wartete, daß er anfangen sollte zu essen, damit sie ihm ihr Vielliebchen zurufen konnte.

Laß sie gewinnen, dachte er sich und steckte sich mit harmloser und morgenverdrießlicher Miene den Zipfel seiner Serviette zwischen die Knöpfe der Weste.

Es machte ihm Spaß, die Sache hinzuziehen; er traf umständliche Vorbereitungen, als er seine Hafergrütze bekommen hatte, rieb Tellerrand, Löffel, Messer und Gabel mit seiner Serviette, und als er schließlich den Löffel in die Grütze getaucht hatte, legte er ihn wieder hin.

»Ich bin gar nicht hungrig,« sagte er und lehnte sich in den Stuhl zurück.

»Seekrank?« fragte sie, während ihre Finger ungeduldig das Brot zerbröckelten.

»Vielleicht! – Ich glaube, ich will gar nichts essen.«

Er tat, als ob er vom Tisch aufstehen wollte.

Sie konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen. Die Falte zwischen den Brauen zitterte und die Lippen verzogen sich.

»Etwas müssen Sie doch essen,« sagte sie. »Versuchen Sie mal die Koteletts, die sind ausgezeichnet.«

»Na gut.«

Er winkte dem Steward und bestellte.

»Es dauert zehn Minuten, Herr.«

»Schadet nichts,« sagte er und sah ihn an, »wir haben ja Zeit.« Der Steward nahm die Grütze fort, und Helen räusperte sich vor Ungeduld.

Wie kindlich sie ist, dachte er, nahm verstohlen ein Brötchen, brach ein Stück davon ab und steckte es in den Mund. Sie sah es nicht gleich, entdeckte aber plötzlich, daß er kaute.

»Vielliebchen!« platzte sie heraus.

»O weh!« sagte er.

Er spielte seinen Aerger so gut, daß sie den Kopf in den Nacken warf und laut lachte.

»Was soll ich Ihnen schenken?« fragte er, »ich kenne Ihren Geschmack ja gar nicht.«

»Das müssen Sie selbst wissen; aber ich bin sehr verwöhnt und sage Ihnen ehrlich meine Meinung, wenn mir Ihr Geschenk nicht gefällt.«

»Das sind harte Bedingungen!«

Im selben Augenblick wußte er, was er ihr schenken wollte. Ging es aber auch an? – Er überlegte hin und her; aber je mehr er darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm die Idee.

Es ist jedenfalls eine seltene Gabe, dachte er und freute sich auf ihre Ueberraschung.

Den ganzen Tag wehte eine südwestliche Brise über das erhitzte Meer und machte die Luft milde.

Sie ließen sich den Nachmittagskaffee auf Deck bringen; sie saß in demselben Stuhl, in dem sie neulich abend gesessen hatte, und er auf der Bank neben ihr.

Schweigend sahen sie die Sonne ins Meer sinken; während sie längs der Südküste von Zypern fuhren, war der Horizont frei. Sie sahen die glühende Kugel wie einen Ball auf der Scheidelinie zittern, sahen das Meer unter ihm entweichen, sich an seinem Rand emporschieben, bis es ihn in seinen dunklen Schoß aufgesogen hatte. Sie sahen, wie die letzten langen Strahlen sich loslösten und über den blanken Spiegel tanzten. Es war, als ob die Kugel in dem Augenblick, wo sie ganz untertauchte, zerschmolze. Indem ihr Gold am Rande zerfloß, stiegen helle Feuerwolken in die Höhe, wie Wasser an einem Sommerabend in hellen Dämpfen aus einem dunklen See emporsteigen kann. Das Flammenmeer streckte sich weit über den Himmel, wechselte schnell die Farbe, wurde purpurrot, grün, blau, und als der letzte Himmelsschleier verflogen war, lag der Sternenhimmel offen und funkelnd vor ihnen.

Ralph erhob sich und ging auf den Salon zu, während Helen noch in den Anblick versunken war.

Sie wandte den Kopf nach ihm um, als er die Tür erreicht hatte.

»Wollen Sie schon hineingehen?«

»Ich komme gleich wieder – ich will nur etwas holen.«

Zehn Minuten vergingen. Es fror Helen und sie wollte sich gerade erheben, als Ralph endlich zurückkam.

Das weiße Licht der Glühlampen, die jetzt angezündet waren, fiel auf sein Gesicht. Es war etwas Ungewöhnliches in seinem Blick, wie der Widerschein eines frischen Erlebnisses.

Hinter ihm ging ein junger Bursche, der sich dicht neben ihm hielt. Erst als sie ganz nah an Helens Stuhl herangekommen waren, sah sie, daß es der kleine Türke war, den Ralph im Hotel engagiert hatte.

Sie hatte ihn ganz vergessen. Jetzt wunderte sie sich, daß sie ihn noch gar nicht auf dem Schiff gesehen hatte.

»Sie haben nicht viel von Ihrem Diener hier an Bord,« sagte sie und betrachtete Schehanna, die ihre Augen verbarg und ihren Mund zusammenpreßte, damit er nicht verriet, was in ihrem Gemüt vorging.

»Nein,« sagte er und setzte sich neben sie, »darum will ich ihn auch loswerden.«

Helen sah von ihm zu dem Knaben. Da machte sie etwas in Schehanns bewegtem Gesicht stutzig. In dem scharfen, weißen Licht der Glühlampen sah sie das hohe Wogen der Brust und den weichen Fall der Schultern. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß Schehann eine Frau sei. Sie wurde rot; und ein plötzlicher Unwille gegen den fremden Mann an ihrer Seite stieg in ihr auf.

»Was meinen Sie mit loswerden?« fragte sie und sah ihn an.

»Ich will ihn Ihnen als Vielliebchengeschenk verehren.«

Schehanna schlug die Augen auf und sah Helen mit einem so schuldfreien Blick an, daß Helens Verdacht sofort verschwand und einem tiefen Erstaunen Platz machte.

Sie blickte Ralph unsicher an; er genoß augenscheinlich die Situation und schien nicht die Absicht zu haben, sich näher zu erklären, sie sollte selbst fragen.

»Was soll ich mit einem Diener?« fragte sie und erinnerte sich im selben Augenblick seiner Verwunderung, daß sie ganz allein reiste.

»Wenn es noch ein junges Mädchen gewesen wäre, aber ein Diener!«

Schehannas Gesichtsausdruck wechselte mit ihren Worten, als seien sie ein Windhauch, der über sie ging und ihre Brauen zum Zittern, ihre Lippen zum Beben brachte. Die dunklen Pupillen zogen sich unter den nervösen Lidern zusammen, als verursache ihnen das Sehen einen physischen Schmerz. Helen hatte noch nie einen so empfindsamen Blick gesehen, das tief Kummervolle rührte ihr Herz.

»Es ist ein Mädchen!« sagte Ralph nachlässig und sah Helen mit einem großen Lächeln in seinen hellen Augen an, ohne Miene zu machen, mehr zu sagen.

Es war also wirklich sein Ernst. Eine Menge Gedanken kreuzten ihr Gehirn, wie konnte er so ohne weiteres in ihr tägliches Leben eingreifen? Es war ein merkwürdiges Geschenk: ein fremdes Mädchen, für das sie sorgen und deren Reise sie bezahlen sollte. Dennoch war etwas in seinem freimütigen Wesen, das sie ansprach. Und das Mädchen selbst

—  
»Man kann nicht verschenken, was einem nicht gehört,« sagte sie und versuchte zu lächeln. »Sie können sie mir doch höchstens zu denselben Bedingungen überlassen, die Sie selbst —«

Sie hielt plötzlich inne und wurde rot. Was war seine Absicht gewesen, als er ein junges Mädchen engagierte, das ihn auf seiner Reise begleiten sollte, — als Diener verkleidet?

Sie zog sich unwillkürlich zurück. Er wurde ihr plötzlich ebenso fremd, wie damals, als sie ihn zum erstenmal auf der Galatabrücke sah. Sollte sie aufstehen und den Scherz abbrechen? Oder offen eine Erklärung fordern und sich einer Antwort aussetzen, die —? was wußte sie von ihm? —

vielleicht war er ein Monoman, der auf diesem einen Punkt, der sein Laster war, unzurechnungsfähig war!

»Da ich sie gekauft und bezahlt habe,« sagte Ralph, ohne seine Augen von Helen abzuwenden, »kann ich sie wohl auch verschenken.«

Sie richtete sich auf, griff energisch um den Stuhlarm und sagte mit gerunzelten Brauen, indem sie ihm voll in die Augen sah:

»Herr Cunning, wenn Sie ein Gentleman sind, dann geben Sie mir eine Erklärung.«

So ging es nicht weiter. Im nächsten Augenblick würde ihr Zorn in hellen Flammen ausbrechen. Verflucht, wie wenig sie sich auf Scherz verstand.

Er richtete sich langsam auf, machte Schehanna ein Zeichen, daß sie beiseite gehen solle, und erzählte Helen Herz sein ganzes Abenteuer in der Waschmühle des Sultans.

Schehanna stand neben der Brücke des Promenaden-decks, die Hände auf die Reling gestützt und blickte übers Wasser. Ihre Gedanken wurden von den Strahlen ihres Blickes getragen und verloren sich in dem großen Leben des Raumes draußen, während ihr Herz im Takt mit dem Puls desselben schlug. Sie war weit von hier und in Ruhe.

Da fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter, und eine weiche Stimme rief sie zum Augenblick und zur Wirklichkeit zurück. Sie wandte sich um und blickte in zwei warme, lebensvolle Frauenaugen.

»Schehanna, wollen Sie mir statt Herrn Cunning dienen? Ich will gut gegen Sie sein.«

Schehannas Augen suchten die Ralphs. Er stand einige Schritte entfernt, aber als er ihren Blick durch die Dunkelheit merkte, nickte er zur Bekräftigung auf ihre schweigende Frage.

»Ja, gnädige Frau, wenn mein Herr es will,« sagte sie und beugte ihren Kopf.

Helen nahm ihre Hand, die gewohnheitsmäßig nach der Brust greifen wollte. Sie drückte sie zwischen den ihren und sagte:

»Ich weiß alles, Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Sie sollen in Ihre Heimat zurückkehren, wie Herr Cunning es Ihnen versprochen hat. Wir reisen zusammen und Sie sollen bei uns bleiben.«

Ralph sah Schehannas Kopf von der einen zur anderen Seite schwanken, wie er es bereits an ihr kannte, wenn etwas ihr Gemüt überwältigte.

Dann beugte sie ihr Gesicht über Helens Hand und küßte sie, wie sie die seine an jenem Abend im Hotel geküßt hatte.

»Dank, gnädige Frau,« sagte sie und sah zu ihr auf.

Ihre Augen standen voll klarer Tränen. Helen folgte einer Eingebung, nahm ihren Kopf zwischen ihre Hände und küßte sie auf die Stirn.

Als Ralph sich in seiner Kojе streckte und das elektrische Licht löschte, war er mit seinem Tagewerk zufrieden. Er hatte mit einem Schlage zwei Ziele erreicht. Erst hatte er Schehanna aus ihrer Verkleidung erlöst, die sich, wie er einsah, unmöglich auf der Reise durch halb Asien durchführen ließ, ohne sie Mißdeutungen auszusetzen, die sie tief kränken und *ihn* in dem Kreis, dem er angehörte, isolieren würden. – Ferner aber, und das war wichtiger, hatte seine Liebestat ihn enger mit Helen Herz zusammengeführt, als er

es in Tagen durch Worte erreicht hatte; das hörte er an ihrer bewegten Stimme, als sie ihn wegen des Unrechts um Entschuldigung bat, das sie ihm einen Augenblick in Gedanken angetan hatte. Wie die zehntausend Franken ihr imponiert haben! dachte er. Sofort hatte er seinen Sieg verfolgt und ihr vorgeschlagen, die Reise mit ihm gemeinsam zu machen. Sie wurden sich über ihre Reiseroute einig, indem er versprach, Palästina in seinen Reiseplan aufzunehmen, was er ursprünglich nicht beabsichtigt, während sie ihm nach Kairo folgen wollte, was außerhalb ihres Planes gelegen hatte. Sie wollten beide durch Syrien, dann nach Ceylon und von dort über Indien nach Bombay.

---

Kurz vor Sonnenuntergang tauchte die Reede von Beyrut wie ein bunter Saum an dem dunklen Mantel des Libanon, am Horizont auf. Nördlich von der Stadt streckte der Sannin seine weißen Schneegipfel in einen Wolkenballen hinein, das Meer war still und dunkel. Nur lange Dünungen hoben sich wie die ruhigen Atemzüge eines schlafenden Riesen.

Cooks Boot kam zum Dampfer hinaus, von jungen kräftigen Syrern gerudert, mit roten Fes und hellroten Wolljacken, wo der Name der Firma vorn auf der Brust eingewebt stand. Der stille, kühle Abend trug den Rudergesang der lebensfrohen Syrier weit übers Wasser.

Die Ausbootung ging unter Scherz und Gelächter vor sich, während der Kapitän auf dem obersten Deck vor den Damen stramm stand, die alle an Land wollten.

Cooks Agent, ein junger Syrier mit großen, intelligenten Augen in einem runden, sinnlichen Gesicht, war mit

im Boot. Er fand gleich heraus, wer Herr Cunning war, dessen Ankunft man aus dem Kontor in Konstantinopel telegraphisch gemeldet hatte. Die Ruderknechte, die gleichzeitig Gepäckträger waren, scharten sich um Ralph, und der Agent redete Helen mit großer Ehrerbietung als Frau Cunning an.

Ralph gab ihm zu verstehen, daß Schehanna zu seinem Gefolge gehöre. Darum kam sie mit ihm und Helen ins erste Boot, zusammen mit den Damen und dem Scheik Gamâl, der wegen Seekrankheit zwei Tage in seiner Kajüte geblieben und erst im letzten Augenblick an der Fallreepstreppe erschienen war, mit grünen Schatten in seinem lebergefleckten Gesicht. Im zweiten Boot befand sich außer dem Gepäck der armenische Mönch in seiner Doppelkutte, der Beduine, der mit erhobenem Kopf die Stufen hinabschritt, ohne das Geländer zu berühren, die drusische Frau, die die Gardinen ihres Kopfschleiers vors Gesicht gezogen hatte, so daß nur das eine Auge frei war, und der falsche Levantiner mit dem schäbigen Wintermantel und dem hellroten Schlips, der über seinem Mantelkragen flatterte.

Ralph und Helen fuhren, mit Schehanna auf dem Bock, durch die abendstillen Hafenstrassen zum Grand Hotel d'Orient, dessen blaugemalte maurische Bogen aufs Meer gingen.

Am selben Abend bat Ralph den Agenten vertraulich, einen Frauenanzug für Schehanna zu besorgen, die in Knabenkleidern geflüchtet sei, um in ihre Heimat zurückzukehren.

Während Ralph seine Abendzigarre in dem großen Salon rauchte, der sich durch die ganze Länge des Hauses erstreckte und gleichzeitig Rauch- und Billardzimmer war, saß Helen in ihrem Zimmer am Fenster und starrte in den dunklen

Garten hinaus, von wo der Duft der Apfelsinen heraufstieg und sich mit einem kräuterigen Blumenduft vermischte, dessen Ursprung sie nicht kannte. Kurz darauf hörte sie Schehanna im Nebenzimmer. Sie klopfte an und ging hinein.

Schehanna war im Begriff, ihren Knabenanzug mit dem Kleid, das der Agent ihr verschafft hatte, zu vertauschen. Helen amüsierte sich über ihre Unbeholfenheit und stand ihr bei. Es war ein Stubenmädchenanzug von französischem Schnitt, den der Agent einem Hotelmädchen abgekauft hatte. Er war viel zu weit über Brust und Hüften. Ein Schimmer von kindlicher Ausgelassenheit blitzte in Schehannas Augen, als sie sich selbst im Spiegel sah. Sie lachte mit einem kurzen klaren Lachen auf, wurde aber gleich wieder ernst, als ob der Laut sie erschreckt habe.

Helen versprach ihr, ihr am nächsten Morgen im Basar ein neues Kleid zu kaufen. Dann legte sie den Arm um ihre Taille und zog sie mit sich in ihr eigenes Zimmer, zeigte ihr ihre Kleider und Schmucksachen, und lehrte sie, wie sie ihr bei der Toilette helfen sollte. Schehanna sah mit großen Augen zu, aufmerksam und bewundernd; sie verstanden sich bald sehr gut.

Helen fragte, und Schehanna erzählte von sich und ihrem Lande. Ihre Augen strahlten, plötzlich aber blitzten Tränen darin, und sie beugte den Kopf, von Erinnerungen überwältigt.

Helen nahm ihre Hand und streichelte sie; sie fragte nicht, aber nachdem sie eine Weile so gesessen hatten, begannen die Worte von selbst aus Schehannas Herzen zu strömen; und als sie merkte, daß es ihr Gemüt erleichterte, hielt sie nicht inne, bevor sie Helen ihre ganze Geschichte erzählt hatte.

Die Uhr wurde zwei. Durch die offenen Fenster klang nur noch das stille Lied der Sterne, als die beiden Frauen sich schließlich trennten, um zur Ruhe zu gehen.

Schehanna erzählte: Ich bin aus dem Geschlecht der Sanjana, dem ältesten der fünf großen Priestergeschlechter. Einer meiner Vorfahren war es, der Zarathustras Feuer nach Indien brachte, als die reine Lehre in Persien verfolgt wurde und unser ganzes Volk flüchten mußte.

Ich bin das einzige Kind meiner Eltern, die in Navsari am Purnafluß nördlich von Bombay wohnen. Dort in unserm kleinen weißen Haus am Fluß bin ich geboren. Unser Garten stößt an den Tempelgarten, von der Grotte unter dem Baum der Tempelblume konnte ich den weißen Turm des Schweigens sehen, um den die Geier kreisen, wenn ein Leichenzug die Straße heraufkommt.

Unser Haus liegt am äußersten Ende der Stadt, dicht neben Sir Cowringhees großem Bungalow. Er hat sein Geld in Kalkutta verdient; als er alt wurde, zog er sich in die Stadt seiner Väter zurück und schenkte ihr eine neue Wasserleitung zu Ahura-Mazdas Ehre, viele reiche Parsen wohnen vor unserer kleinen Stadt in weißen Häusern mit grünen Matten, die von den Dächern herabhängen. Sie liegen im Schatten von fächernden Palmen. Navsaris Dattelpalmen sind die größten und schönsten in ganz Indien; Hinduknaben kommen des Nachts, klettern auf die Bäume und schneiden sich Scheiben von den frischen Blumenkolben, um den Saft auszusaugen.

Solange ich zurückdenken kann, habe ich meiner Mutter im Hause geholfen. Ich machte die kleinen Darunbröte, die die Priester beim Opferfest essen. Ich formte sie aus Teig,

breitete sie auf den Herd und gab acht, daß sie nicht ausbrannten.

Ich begleitete meinen Vater, wenn er bei Tagesgrauen zum Tempelhof ging; wenn er sich vor dem Opfer reinigte, stand ich dabei und half ihm.

Ich saß unter der Dattelpalme in dem weißen Hof und sah zu, wie er das Opferwasser weihte, wenn er Wasser aus dem großen Gefäß, das er am Brunnen gefüllt hatte, in das kleinere Gefäß schöpfte, blickte er zur Sonne und sagte laut: »Gepriesen sei Ahura-Mazda!« und darauf flüsterte er leise vor sich hin: »Gereinigt sei das Meer, gereinigt sei der ganze göttliche Fluß.«

Ich wartete im Hof, während er im Adaran opferte, wo keiner außer ihm und dem Zot, dem geweihten Priester, hinkommen darf, wenn ich auf dem Steinabsatz stand, der um den Brunnen herumläuft, konnte ich ihn durch das Gitterfenster vor der Feuervase stehen sehen. Mit dem Padan-Schleier vor Mund und Nase, und Handschuhen an den Händen, damit nichts Unreines das heilige Feuer berühren sollte, reinigte er den Stein Adosht, auf dem die Vase stand. Dann nahm er die silberne Schaufel von der Wand und schaufelte damit den reinen Körper des Feuers in die Aschenschublade. Darauf hob er mit der großen Zange das duftende Sandelholz vom Holzfuß und legte es auf die hellen Flammen, die mit der Luft über der Kante der Vase spielten. Er nahm Weihrauch, warf ihn ins Feuer und sagte: »Gegen die bösen Gedanken, bösen Worte und bösen Taten!« Dann läutete er mit der Glocke, die von der Kuppel herunterhing, damit alle auf der Straße hören konnten, daß er das Morgengebet sprach. Jeder, der draußen vorbeiging, blieb stehen, blickte zur Sonne und betete mit. Und wenn das ganze Gah zu

Ende gebetet war, tauchte er seine Finger in den heiligen Körper des Feuers und bestrich damit seine Stirn, auf daß er im Tode rein werden möge wie diese Asche.

Während ich wartete, sah ich die Herbeden in ihren weißen Kitteln aus dem Meßhaus Izish-Gah kommen, das östlich vom Adaran im Hof lag. Sie scherzten und lachten, wie Knaben es zu tun pflegen; wenn aber die Glocke ertönte, blieben sie stehen, blickten zur Sonne und schwiegen; denn keiner von uns, der der reinen Lehre dient, darf sprechen, wenn gebetet wird. Auch wenn wir essen, sind wir stumm, damit kein unreines Wort die Speisen berühre. Darum nennen die Muselmänner uns Geben und spucken aus, um uns zu verhöhnen.

Ich spielte im Palmenhain, am Ufer des rinnenden Flusses. Ich pflückte die weiße duftende Tempelblume und warf sie ins Wasser, um die reine Jungfrau Asai Vanuhi zu bitten, daß sie mir einen kleinen Bruder schenken möge, wie meine Mutter es mich gelehrt hatte.

Von der Anhöhe am Fluß konnte ich das Meer im Westen hinter den grünen Reisfeldern leuchten sehen. Ach, es ist schön in meinem Heimatland, wenn die Bananen mit ihren langen, grünen Blättern fächeln, und die Büsche, die ihr Bougainvilles nennt, bei Sonnenuntergang wie rote Wolken leuchten, die vom Himmel gefallen sind. Silberweiße Baumwollfelder spiegeln sich in dem blanken Wasser des Flusses. An der Mündung aber versandet er, und der Wind wühlt in den Sandhügeln.

Seit ich Bombay und die unreine Stadt gesehen habe, die wir eben verließen, erscheint unsere Stadt mir nicht mehr groß. Als ich aber Kind war, schien sie mir groß und wunderbar mit ihren weißen Häusern und grünen Läden, mit

ihren reinen Straßen, die von seinem, rotem Sand bedeckt sind.

Keine Stadt kommt unserer an Reinlichkeit gleich; das haben wir unseren Vorfahren zu verdanken. Keine Stadt hat solch reines Wasser und solch reine Erde; die Ehre dafür gebührt den Parsen. Ahura-Mazda hat in Gnade auf uns herabgesehen, weil wir sein Feuer gegen die Verunreinigung der Ungläubigen bewahrt haben.

Der weiteste Weg, den ich an der Hand meiner Mutter machte, führte uns bis zur Eisenbahnstation. Ich sah das schwarze Ungeheuer über die Felder zischen, während sein unreiner Atem zu dem heiligen Licht des Himmels hinaufbrodelte; ich tat dann wie sie und rief die guten Gedanken, die guten Worte und guten Taten um Schutz an.

Wir gingen durch die Straße der Handwerker, wo Männer vor ihren Läden hockten und Kupfergefäße hämmerten, Messingplatten gravierten, Holzschnitzarbeiten oder Leder-gürtel und Sandalen machten. Ich wußte, daß Männer, die uns in weiten Gewändern mit einer hohen Mütze, wie die, die mein Vater trug, begegneten, Mobeds waren, wie er. Es gibt viele in unserer Stadt. Mehr als in Bombay, ja, mehr als in ganz Indien. Bei uns werden sie zu Priestern geweiht und mit dem weißen Saderé bekleidet, das die Frauen und Mädchen der Mobeds weben. Ich war erst fünf Jahre alt, als meine Mutter mich lehrte, die heilige Betschnur zu knüpfen, die Khosti, die aus zweiundsiebzig Fäden gewebt wird, einen für jedes Kapitel aus dem Nasnas.

Meine Mutter lehrte mich den Unterschied zwischen Ahura-Mazdas und Ahrimans Reich, zwischen rein und unrein. Sie lehrte mich die Reinigung für Kopf, Hände und Füße; sie lehrte mich zu dem hohen Mithra, dem Gott des

Lichts zu beten, der mit der Sonne um die Erde wandert und alles überblickt, von den reinen Gefilden, wo Ahura-Mazda wohnt, bis zum Reich der Dunkelheit, wo Diven und Darvanden herrschen. Ich lernte zum Mond und zu den Sternen beten, zu den Lichtern, die Gott als Geschenk für die Guten an seinen Himmel gesetzt hat.

Mein Vater war ein stiller Mann mit klaren, traurigen Augen und einem langen, schwarzen Bart, der von Reinheit schimmerte. Er sprach sehr wenig, aber seine Augen erzählten mir seine Gedanken, und ich lernte zeitig ihre Sprache verstehen.

Meine Mutter war klein und zart wie ich, aber heiter und hell. Oft mußte sie ihre Munterkeit beherrschen, damit kein unreiner Div durch die Tür ihrer Fröhlichkeit in ihr Gemüt eindränge. Sie war leichtfüßig und hatte eine geschickte Hand, war zeitig auf und niemals untätig. Sobald mein Vater zum Morgengebet gegangen war, setzte sie sich an den Webstuhl, und das Weberschiffchen ruhte nicht, bevor die Sonne so hoch stand, daß es Zeit war, die Gefäße für das Mittagessen zu reinigen. Es war meine größte Freude, wenn ich ihr helfen durfte; ich beobachtete jede Bewegung ihrer Hände, machte sie ihr nach und murmelte dieselben Einweihungsworte vor mich hin wie sie, obgleich ich den Sinn nicht verstand. Alle Gefäße, die man für das Essen, für Wasser und Milch und Gemüse verwandte, müssen gereinigt werden, damit kein Div sich darin verbergen und durch unsere Nahrung in unsern Körper einschleichen kann.

Der größte Kummer meines Vaters war, daß er keinen Sohn bekommen hatte. Oft stand er vor unserer Tür, streckte seine Arme der untergehenden Sonne entgegen und flehte Ahura-Mazda an, den Leib meiner Mutter zu segnen. Oft,

wenn meine Mutter scherzte, blickten seine traurigen Augen sie verwundert an, als ob er dächte: wie kann sie lachen, sie, die keinen Sohn geboren hat? Dann ging meine Mutter abseits und weinte. Jeden Monat nahm sie die große Reinigung, Barashnun, vor; neun Tage fastete sie, und bei Sonnenuntergang ging sie schweigend mit gebeugtem Kopf durch die Oeffnung in unserer Gartenmauer zum Fluß hinunter; sie ging allein, ich aber folgte ihr von der Grotte mit den Augen. Ich sah sie niederknien und aus dem rinnenden Fluß Wasser schöpfen; wenn sie zurückkam, schloß sie sich im Dashtanistan ein, wo nie Licht hineingelangt. Während sie sich wusch, hörte ich sie die einundzwanzig Worte, das Glaubensbekenntnis und das Sündenbekenntnis beten. Ich hörte sie mit lauter Stimme Jahi, den Diven, der die Frauen verunreinigt, und den bösen Aeshma-Daeva beschwören. Sie rief den heiligen Geist und die sechs Amshaspand, Zarathustras Erzengel, an; den einen nach dem anderen rief sie an ihr Lager, den Geist der Güte und den der vollkommenen Reinheit und Unsterblichkeit, die hohen Richter auf der Tchinwatbrücke, die, welche die Guten zum Bihisht und die Bösen zum Dozakh verurteilen; sie rief den Erzengel an, der die Seelen zur Himmelsbrücke geleitet, den, der die Schuld auf der strengen Wage der Gerechtigkeit wiegt, und den hohen Mithra selbst, der das Urteil ausspricht. Sie betete zu den Ferveden, den freigemachten Seelen der Lebenden wie der Toten, daß sie die Reinigung ihres Körpers vervollkommen möchten, damit ihr Leib sich von neuem öffne. Dann wurde es still in der dunklen Kammer. Am Morgen strahlte das Licht der Reinheit aus ihren Augen; sie küßte mich segnend; und mein Vater legte meine Hand auf ihren Kopf,

und sein Blick wurde milde und tief von neugeborener Hoffnung. Ich aber bekam keinen Bruder, und meine Mutter keinen Sohn.

Als ich sechs Jahre alt war, kam ich zur Schule und lernte eure Sprache, die ihr über Hindus, Muselmänner und Parsen herrscht. Die englische Schule ist von unsern Reichen gestiftet worden, die wollen, daß wir uns mit euch vermischen und zu eurer Höhe hinaufgelangen sollen – wir, die wir der reinen Lehre dienten, als eure Vorfahren noch viele wilde Götter hatten. Dort lernte ich von der Natur, von Tieren und Pflanzen und von euren fremden Ländern; es gab viel Schönes zu lernen, viel Großes, das leuchtet, wenn man es hört, wenn man auch nicht alles glauben kann; denn es gibt keine andere Wahrheit als Zarathustras; er ist das Licht in der Welt, und ihr habt ihn nicht gekannt. Es wurde mir nicht schwer, eure Sprache zu erlernen, sie war so knapp und einfach. Meine Zunge gehorchte gern euren Lauten. Ein Dastur lehrte sie uns; er hatte viele Jahre in eurem Lande gewohnt und eure Bücher studiert, als er für Leute unseres Stammes in London Priester war.

Einer der kleinsten Knaben in der Schule hieß Darab und war der Sohn eines Mobeds aus Bombay; sein Vater starb, als er in die Schule gekommen war, und unser Zot wurde sein Vormund.

Eines Tages kam der Zot mit ihm an der Hand zu uns und fragte nach meinem Vater. Sie sprachen lange im Garten zusammen; und als er gegangen war, hatte ich einen Spielkameraden bekommen, der meine Einsamkeit teilte.

Darab durfte unsere Kuh aus dem Stall auf die Weide führen und sie abends wieder heimziehen. Wir gingen Hand in

Hand zur Schule und spielten am Fluß, wenn wir nach Hause kamen. Wir waren gleich alt, er aber war größer als ich und wollte mich immer gern belehren und leiten.

Als wir einst am Flußufer saßen und den großen schwarzen Reiher auf der anderen Seite nach Fischen schnappen sahen, hörten wir jemanden hinter uns. Als wir uns umblickten, war es Dasturan Dastur, der Priester aller Priester, der über unsere Gemeinde und unsere ganze Stadt gebietet. Er stand da, die Hand an seinem langen weißen Bart, und blickte uns mild mit klaren, weisen Augen an.

»Der Mund des Mädchens und ihre arbeitende Hand ist rein!« sagte er; dann nickte er und ging weiter.

Wir begriffen ihn nicht, aber seine Worte blieben in meinem Gedächtnis haften. Wir sahen ihn in seinem weißen Gewand langsam auf dem sonnenheißen Wege dahinschreiten. Der Wind erfaßte seinen Mantel und blähte ihn; es sah aus, als ob sein Körper fortgetragen würde.

»Sieh,« sagte Darab und ergriff meinen Arm, »ist er nicht ein Amshaspand?«

Seine Augen wurden groß und tief, als er es sagte; er blickte hinter dem Alten her, solange er ihn sehen konnte, und ich wünschte aus tiefstem Herzen, daß ich ebenso schön und gut sei wie Darab.

Als Darab sieben Jahre alt war, näherte sich der Tag, wo er in der Gemeinde aufgenommen werden sollte.

Der Zot holte ihn eines Tages, um ihn zum Nozud vorzubereiten. Da vergingen ganze Tage, wo wir uns nicht sahen, wenn ich zum Fluß hinunterging, streckte ich meine Hand aus und reichte sie ihm in Gedanken. Ich fühlte, wie sein Ferved sie ergriff, so sanft, als sei es nur die Luft, die durch meine Hand strich. Dann sprach ich mit ihm, wie ich es zu

tun pflegte, und war nicht mehr allein; wenn es aber Abend wurde, verließ sein Ferved mich, und ich dachte: wenn er mich einmal ernstlich verläßt? Und ich weinte, denn ich liebte ihn mehr als mich selbst.

Eines Morgens, als ich im Garten spielte, rief meine Mutter mich zu sich an ihren Webstuhl.

»Schehanna,« sagte sie, »sieh, diese Fäden hab' ich ausgewählt.« Sie hob sie hoch und ich sah, daß sie blendend weiß und ohne Fehl waren.

»Wozu?« fragte ich, obgleich mein Herz es wußte.

»Für Darabs Khosti. – Willst du ihn weben?«

»Ja,« sagte ich und senkte den Kopf.

Ich fühlte, daß Darabs Ferved in der Stube sei; ich hob meine Augen zu ihm auf und flüsterte: alle Reinheit, die ich durch Ahura-Mazdas Gnade besitze, will ich in deine Betschnur weben, damit sie für dich sprechen möge, wenn das Urteil über dein Leben auf der hohen Brücke gesprochen werden soll.

Meine Mutter beugte sich herab, küßte meine Stirn und sagte: »Der heilige Geist sei mit dir und führe deine Hand.«

Sie hatte bereits seine Saderé gewebt; jetzt befestigte sie die siebenzig Fäden auf dem Webstuhl und las bei jedem ein Kapitel aus dem heiligen Pasma vor. Sie sprach, langsam, und ich wiederholte die Worte. Ich verstand sie damals nicht, aber ich wußte, daß der Faden durch ihre Reinheit geweiht und der heilige Nasna durch meine Hand in Darabs Khosti eingewebt wurde.

Als ich fertig war, gingen mein Vater und meine Mutter zum Zot, und tags darauf stand Darab wieder in unserer Stube.

Seine Wangen waren blaß, seine Augen groß und seine Hände bebten, während er sein Ashem-Vohu hersagte: »Gerechtigkeit ist das größte Gut; selig der, dessen Gerechtigkeit vollkommen ist!« und danach das Glaubensbekenntnis: »Ich glaube an Ahura-Mazda und sage mich los vom Fürsten der Dunkelheit.« Und die einundzwanzig Worte, Ahuna-Vairyu: »Der Wille des Herrn ist das Gesetz der Gerechtigkeit. Der Himmel lohnt, was auf Erden zu Mazdas Ehre verrichtet wird. Ahura schenkt demjenigen sein Reich, der den Armen hilft.« Zum Schluß sagte er dem Zot und meinem Vater das Sündenbekenntnis auf, während Mutter und ich als Zeugen zuhörten.

Der Zot küßte Darab auf die Stirn, breitete seine Arme aus und wandte sein Gesicht Mithras Licht zu. Er nahm das Saderé aus der Hand meiner Mutter, segnete es und bekleidete Darab damit. Dann wandte er sich an mich, nahm die Khosti, die ich auf meinen Armen trug, und legte sie um den Leib Darabs, zur Hilfe für die guten Gedanken, guten Worte und guten Taten.

Jetzt war Darab in den richtigen Glauben aufgenommen und für seine Handlungen verantwortlich.

Darab kam wieder zu uns; wir spielten wie sonst miteinander, gingen aber nicht mehr in dieselbe Klasse, in der meinen waren nur Mädchen; er saß zwischen den Mobedsöhnen, die weiterstudieren sollten, um erst Herbed und später Mobed zu werden, wie ihre Väter. Er lernte viele neue Dinge; und wenn wir zusammen am Fluß gingen, erzählte er mir davon. Wir spielten, daß er Mithra auf der Tchinwatbrücke und ich die Seele sei, die gerichtet werden soll. Wir stiegen auf die Anhöhe, Elburs Berg, und er war Sraosha,

der das Kraut der Unsterblichkeit pflückte, die heilige Haoma. Wir spielten, wir wären das erste Menschenpaar, Mashya und Mashyoi, die ihr Adam und Eva nennt. Und das Ende der Zeiten kam, wo der letzte Kampf zwischen Licht und Dunkelheit geführt wurde. Da mußte ich mich entkleiden und im Fluß baden; ich war die Jungfrau Eredhatfedhri, die im Kasava-See badet, nachdem sie unbefleckt von Zarathustra den Erlöser empfangen hat und den siegesstarken Astvatereta gebiert.

Einmal war ich Jahi, der Geist der weiblichen Unreinheit, und er war Ahriman, der Fürst der Dunkelheit, den ich zum Kampf gegen das Licht verlockte; er rief seine Diven und Darvanden, damit sie die Erde verpesteten sollten. Unser Spiel war so stark, daß wir beide Furcht bekamen; und als die Sonne unterging, streckte Darab seine Arme der Dunkelheit entgegen und rief mit lauter Stimme die Worte der Teufelsbeschwörung; und wir reinigten uns in dem rinnenden Wasser des Flusses, um uns gegen die Diven der Luft zu wehren, die in der Nähe der Menschenhäuser schwärmen, wenn die Dämmerung hereinbricht.

Darab hütete unsere Kuh; er liebte sie, als ob sie ein Mensch sei, weil er wußte, daß sie Zarathustras heiliges Tier war; er gab ihr Wasser und sorgte dafür, daß nichts Unreines in ihre Nähe kam. Eines Tages lief er weinend nach Hause und erzählte, daß er auf der Wiese einen toten Hund gefunden habe. Er und Vater gingen mit einem Tuch vorm Mund hinaus und schafften den Kadaver mit langen Stangen fort, damit der Tod ihre Hände nicht beschmutze. Die Kuh aber hatte auf der Weide in der Nähe des Todes gegrast. Jetzt war sie unrein und ihre Milch durfte ein ganzes Jahr lang nicht getrunken werden. So streng ist unsere Lehre.

Die Jahre vergingen, und Darab wuchs heran, schweigend und still wie mein Vater. Wir spielten nicht mehr wie in unserer Kindheit. Ich durfte nicht mehr mit ihm im Fluß baden; und als ich weinte und nach dem Grund fragte, antwortete er, daß er ein Mann und ich ein Weib sei, und nichts Unreines zwischen uns sein dürfe.

Eines Tages, als wir schweigend nebeneinander auf der Anhöhe saßen und in das Meer blickten, nahm er meine Hand und sagte:

»Dasturan Dastur sagt, daß das Ende der Zeiten nahe sei. Daß aber der, der sich rein wie das Licht bewahrt, die weise Haoma auf Elburgs Berge pflücken und ewig leben wird!«

Und wir versprachen einander, uns rein wie das Licht zu bewahren, um einst auf Elburs Berg zusammenzutreffen.

Von da an ging er am liebsten allein. Ich folgte ihm aus der Entfernung und dachte, daß ich nicht würdig sei, an seiner Seite zu gehen.

Als Darab alles gelernt hatte, was er für die Nabarprüfung wissen mußte, verließ er wieder unser Haus und wohnte beim Zot, um in dem Gebrauch der heiligen Gefäße unterrichtet zu werden. Er mußte die große Reinigung neun Tage durchmachen, einmal für sich selbst und einmal für den Zot, der sein Pate sein sollte.

Als der Tag herangekommen war, gingen wir alle zum Hause des Zoten. Mutter und ich warteten draußen, bis die Tür sich für die Prozession öffnete.

Darab ging zwischen dem Zot und meinem Vater, eine Keule auf jeder Schulter tragend, als Zeichen, daß er der Streiter des Lichtes sein wolle, im letzten Kampf gegen die Darvanden. Hinter ihnen kamen die Mobeds in ihren weißen Gewändern. Als wir den Dari-Mihr – so heißt unser

Tempel – erreichten, kam Dasturan Dastur uns mit seinem Zug auf der Schwelle zum Meßhause entgegen. Er nahm Darab bei der Hand und führte ihn in den Tempel. Er selbst nahm auf dem höchsten Stuhl Platz, während die Dasturen und Mobeds hinter ihm hockten, die Hände im Schoß.

Darabs Pate stellte sich vor dem höchsten Priester auf und sagte: »Sieh, ich bringe euch einen neuen Diener des Lichts. Wollt ihr ihn in eurer Mitte empfangen?«

Die Versammlung nickte schweigend; Dasturan Dastur saß unbeweglich, seine klaren, weißen Augen auf Darabs Gesicht gerichtet; es war, als ob die ewige Flamme des Lichts in seinem Blick brannte; darauf machte er eine Bewegung mit der Hand und gab das Zeichen, daß die Handlung beginnen könne.

Darab wurde von dem Zot zum Opfertisch geführt. Mit bebenden Händen ergriff er das heilige Gefäß und verrichtete die Einweihung, während alle aufmerksam zusahen und Vater ihm als Raspi zur Hand ging.

Als das Wasser geweiht war, begann er den heiligen Parahom zu mischen; als seine Hände die gelben Haomastengel berührten, bebten seine Lippen vor Bewegung. Er legte sie in den Mörser, nahm die Granatzweige vom Baume Urvaram, brach sie durch und tat auch sie hinein. Dann holte Vater die Tempelkuh und führte sie an den Tisch. Darab kniete nieder und melkte einige Tropfen in den Mörser. Er erhob sich, zermalmte die Zweige und goß Opferwasser darauf. Dann betete er das ganze Nasna und Vendidad und das Todesgebet Srosh Daran.

Er betete leise und vor Erregung flüsternd, aber ohne Fehler; und als er fertig war, reichte mein Vater ihm die fünf kleinen Darunbröte, die ich gebacken hatte. Indem er sie

zum Munde führte, suchten seine Augen meine. Ich schloß die meinen und griff nach der Hand meiner Mutter; denn in der tiefen Stille, in der er sein Opfer aß, war es mir, als würde ich für alle Zeit mit ihm vereinigt.

Dann goß er das Parahom aus dem Mörser, siebte es und führte zum erstenmal den Unsterblichkeitstrank an seine Lippen.

Das Opfer war zu Ende und Darab reichte meinem Vater die Gefäße.

Dasturan Dastur erhob sich, und die ganze Versammlung mit ihm. Er winkte Darab zu sich heran, nahm ihn als Herbed auf, setzte ihm die weiße Mütze auf den Kopf und segnete ihn.

Jetzt war Darab Tempeldiener und hütete den Tempelhof mit den anderen Herbeden, die ich so oft gesehen hatte, wenn ich Vater zu seinem Raspdienst begleitete.

Die Jahre vergingen und wir wuchsen heran, wir sahen uns selten, ich tat die Hausarbeit an Stelle meiner Mutter, und Darab war mit dem Studium für die letzte Prüfung beschäftigt.

Als er achtzehn Jahre alt war, machte er sein Maratih.

Jetzt war es Mobed Dastur, ebenso wie unser Zot und durfte alle heiligen Handlungen vollführen, das Opfer der Ferveden, das Mitternachtsopfer Vendidad und das Todesopfer. Er konnte die Menschen unseres Stammes zu Ehe, Geburt und Tod weihen.

Den Abend nach der Prüfung verbrachte er mit dem Zot bei uns. Wir aßen im Garten unter dem Baum der Tempelblume. Ich erinnerte mich, was vor vier Jahren, als Darab die Opferbrote aß, im Tempel mit mir geschehen war. Meine Augen hingen an den seinen, bis ich merkte, daß es dem

Zot auffiel und er von ihm zu mir blickte. Mich dünkte, daß ein Lächeln in seinem Bart war, und ich stand beschämt vom Tisch auf.

Darab wohnte bei dem Zot, und wir sahen uns nur selten. Eines Nachmittags, als ich mit einem Arm voll Blumen, die ich beim Fluß gepflückt hatte, nach Hause kam, stand Darab in der Tür. Als ich seiner gewahr wurde, fühlte ich, was mir bevorstand. Ich griff mir ans Herz und verlor meine Blumen. Er beugte den Kopf zum Gruß und sah mich an, als ob er sagen wollte: »Ich stehe in Ahura-Mazdas Hand und muß zu seiner Ehre kämpfen.« Darab kam, um uns Lebewohl zu sagen. Der Zot hatte ihm eine Stellung als Priester in Bombay verschafft.

Ich beugte meinen Kopf, als ich es hörte und dachte: ich muß stark sein wie er.

Er sprach lange mit Vater auf der kleinen Bank unter dem Baum der Tempelblume; Mutter ging hin und her, ihren Worten lauschend, während ich Blumen für ein Abschiedsopfer pflückte.

Dann erhob er sich und blickte sich nach mir um. Ich stand in der Tür und wartete auf ihn. Er kam auf mich zu und ich ging ihm entgegen. Zum letztenmal begaben wir uns zum Fluß. Schweigend gingen wir auf dem alten Wege nebeneinander. Wir dachten beide an dasselbe. Er nahm meine Hand wie damals, als wir Kinder waren. Ich war seine Braut, das wußte ich; es bedurfte keiner Worte zwischen uns.

Als wir den Fluß erreichten, pflückte ich von den großen gelben Blumen, die längs des rinnenden Wassers leuchteten. Ich flocht sie zu einer Kette, während ich seinen Worten

lauschte, vom Ende der Zeiten, das nahe sei, vom Kampf der letzten Tage und vom endgültigen Sieg des Nichts.

Als er fertig gesprochen hatte, hing ich ihm die Kette um den Hals. Ich nahm seine Hand und küßte sie. Er küßte auch die meine und sagte: »Wer den einzig richtigen Pfad wandert, dem wird es im Namen des Guten am besten ergehen.«

Darauf kehrte ich allein zurück. Mein Herz war voll Glück und doch von Kummer schwer. Ich hörte, wie er langsam hinter mir herkam. Einmal wandte ich mich um; da streckte er seine Arme aus, als wolle er mich zurückrufen. Ich nickte ihm zu und nahm ihn, wie er dort stand, mit dem Abendhimmel hinter sich, in meinem Herzen auf. Aber ich ging nicht zu ihm zurück, denn ich wollte, daß er auf seinem Weg zum Licht meinerwegen nicht stehenbleiben, ich wollte, daß er stark sein sollte.

Ich bin deine Braut, dachte ich und werde warten, bis du zurückkehrst.

Mein Vater erkältete sich eines Tages und mußte zu Bett gehen. Am nächsten Tage hatte er Fieber; er lag und starrte mit wilden Augen vor sich hin.

»Seht die Diven!« sagte er und streckte beschwörend seine Hand aus. »Seht, jetzt verlöscht das heilige Feuer – und ich habe keinen Sohn, der die heiligen Flammen in meiner Seele bewahren kann.«

Dann weinte er wie ein Kind. Kurz darauf begann er von neuem:

»Hört, wie sie mich rufen! – kannst du hören, wie das Licht mich ruft – und ich habe keinen Sohn, den ich hinsenden kann!«

Er wollte aus dem Bett. Mutter konnte ihn nur mit Gewalt halten.

Ich lief, um den englischen Arzt zu holen; er wollte Vater ins Krankenhaus bringen lassen, Mutter aber weigerte sich, und wir wachten Tag und Nacht abwechselnd bei ihm.

Mein Vater war dem Tode nahe. Ich sah eines Nachts seinen Ferved neben seinem Bett sitzen und auf seinen Herzschlag hören. Ich betete und betete; endlich gegen Morgen erhob er sich und schwebte davon.

Als es hinter der Matte dämmerte, schlug mein Vater seine bleichen Augen auf, wandte seinen Kopf zum Fenster und machte mir ein Zeichen, daß ich die Matte hochziehen solle. Als das Licht ins Zimmer strömte, brachen ihm Tränen aus den Augen. Er bewegte die Lippen und flüsterte der Sonne etwas zu. Ich beugte mich über ihn, um zu hören, was es war; aber er sprach nicht mit mir, sondern mit Mithra, dem Hohen, und es waren Avestas heilige Worte:

»Ein Mensch von dieser Welt kann nicht so schlechte Gedanken denken, wie Mithra in seinem Himmel gute, ein Mensch von dieser Welt kann nicht so böse Worte sagen, wie Mithra in seinem Himmel gute; ein Mensch von dieser Welt kann nicht so schlecht handeln, wie Mithra in seinem Himmel wohltuen kann.«

Jetzt ging es ihm mit jedem Tag besser, wir trugen ihn in den Garten hinaus, zu seinem Lieblingsplatz unter den Baum der Tempelblume, von wo man Sir Cowringhees Palmen mit der blauen Luft spielen sehen und das Schnaufen der Büffel hören kann, wenn sie sich im Fluß baden.

Schließlich durfte er wieder in den Tempel gehen, und der englische Arzt kam nicht mehr.

Vater wußte, daß er der Schwelle des Todes so nahe gewesen war, wie ein Mensch ihr kommen kann. Sraosha hatte

neben seinem Lager gestanden und ihn bei der Hand gehalten, um ihn zu der Tchinroatbrücke zu führen, sein Ferved aber wollte, daß er noch eine Weile für das Licht kämpfen sollte. In der stillen Todesnachtstunde aber, als er fühlte, wie die Ketten seiner Seele sich lösten, hatte ihn die Sehnsucht nach einem Sohn, der das Streben seines Geschlechts nach Licht fortsetzen konnte, fast zu Boden gedrückt.

Eines Abends, als er, Mutter und ich am Fluß gingen, wandte er sich plötzlich zu uns um, sah von Mutter zu mir und fragte:

»Ihr, die ihr meinen Lebenswandel und mein Herz kennt, sagt mir, was hab ich Böses getan, daß Ahura-Mazda mir seine Gnade versagt?«

»Du hast nichts Böses getan,« sagte ich und faßte seinen Arm. Alles Blut war aus seinem mageren Gesicht gewichen und er schwankte, als ob die Gemütsbewegung ihn zu Boden werfen würde.

»Ahura-Mazda hat dir ja seine Gnade bewiesen und dein Leben gerettet, damit du noch eine Weile für das Licht kämpfen kannst.«

»Einen Sohn hat er mir verweigert,« sagte mein Vater und heftete seine Augen, die von den vielen Krankheitstagen noch matt waren, auf meine Mutter.

Da konnte sie es nicht länger ertragen. Sie fiel zu seinen Füßen nieder, umfaßte seine Knie und sagte weinend:

»Nimm dir eine zweite Frau, wenn du willst, weil auf mir ein Fluch zu liegen scheint.«

Sie brach zusammen und schluchzte. Vater betrachtete sie; dann beugte er sich herab und berührte ihr Haupt; aber er schwieg und ging allein nach Hause.

In jener Nacht erwachte ich dadurch, daß meine Mutter über mein Bett gebeugt stand und meinen Namen flüsterete. Als ich ihrem Blick begegnete, der auf mir ruhte, sah ich durch die Dunkelheit ihren Kummer leuchten, und es war mir, als ob eine Hand sich um mein Herz legte und es zusammenpreßte. Ich empfand unklar, was kommen würde. Und ich sah Darabs Ferved am Fußende meines Bettes stehen; doch ich konnte nicht fassen, was er dachte. Ich wünschte, daß meine Mutter noch eine Weile von dem Schweigen würde, was kommen mußte, bis ich Kräfte genug gesammelt hatte, um es zu ertragen. Meine Mutter fühlte, was in dem Herzen ihres Kindes vorging. Sie küßte mich auf die Stirn; bei ihrem Kuß beugte mein Wille sich, Ahura-Mazdas, und ich erinnerte mich der Worte, die Darab mir gesagt hatte, als wir uns trennten: »Wer den einzig richtigen Weg wandelt, dem soll es im Namen des Guten am besten ergehen.«

Sie kniete nieder und nahm meinen Kopf in ihre Arme, wie damals, als ich noch ein kleines Mädchen war. Dann begann sie zu sprechen, und obgleich ich im Voraus wußte, was sie sagen wollte, traf mich dennoch jedes ihrer Worte mit voller Wucht.

»Sieh, dein Vater verlangt einen Sohn, um Frieden für seine Seele zu finden, Gott aber hat meinen Leib verschlossen. Willst du, daß er sich eine neue Frau nimmt, wie es sein gutes Recht ist? – Willst du, daß eine fremde Frau hier, wo ich dich auf meinen Armen getragen habe, umhergehen, das Feuer auf unserem Herd bewachen und das Wasser weihen soll? – Und wenn sie ihm einen Sohn schenkt, sieh, dann wird sie dem Herzen deines Vaters näher stehen als du und ich. Seine Augen werden auf dir ruhen und seine Hand auf ihrem Haupt liegen, und er wird mich, die ich seine Seele

nicht erreichte, und dich, die du nur ein Mädchen bist, vergessen. – Schehanna, werde Youg-zan und gib deinem Vater den Sohn, nach dem seine Seele verlangt!«

Ich weinte mich in ihren Armen aus und fragte:

»Weißt du, daß ich Darabs Braut bin?«

»Ich weiß, daß ihr eure Seelen vereint habt, aber bist du nicht von deines Vaters Herzen und von seinem Körper und Blut? – Gib ihm einen Sohn, der durch dich Blut von seinem Blut und Herz von seinem Herzen ist, und wenn fünfzehn Jahre vergangen sind, dann gib Darab, was mit Recht ihm gehört, einen Sohn von eurem Körper und eurer Seele, damit auch er sich im Tode sicher fühlen kann. Bedenke, er ist jung und die Dunkelheit ist ihm noch fern; deinem Vater aber stehen die Schatten nah; bereits saß Sraosha an seinem Bett.«

Ich tat, wie meine Mutter wollte. Tags darauf ging ich zu meinem Vater, der unter dem Baum der Tempelblume saß und auf den Fluß blickte. Ich kniete vor ihm nieder, faßte seine Hände und sagte:

»Ich will dir einen Sohn geben.«

Seine Hände bebten. Ich hörte das Herz in seiner Brust klopfen, ich sah seine Augen vor Verwunderung und Freude erstrahlen. Dann umfaßte er meinen Kopf, sah mich lange an und küßte mich auf die Augen.

»Ich werde dir einen guten Mann verschaffen!« sagte er und stand auf.

Die ganze Nacht lag ich wach und überdachte, was ich getan hatte. Ich rief Darabs Ferved an und bat ihn, mir zu helfen, aber er blieb stumm. Ich weinte und betete und wälzte mich verzweifelt auf meinem Lager. Ich wartete, daß

das Licht in meinem Herzen scheinen würde; aber es schien nicht.

Als ich am nächsten Morgen die Freude meines Vaters sah, wurde ich wieder ruhig. Er kam mir entgegen und hieß mich neben ihm niedersitzen. Er reichte mir das Brot zuerst, und seine Augen ruhten auf mir, als sei ich eine andere geworden, größer und reiner; schließlich aber stand ich vom Tisch auf, weil mein Herz so voll war, daß ich weinen mußte, und ich wollte nicht, daß er meine Tränen sehen sollte.

Auch in jener Nacht lag ich wach. Mein Herz war bei Darab, und ich tröstete mich vergebens mit den Worten, die ich aus Zend-Avesta wußte: »Wer gut gegen Vater und Mutter handelt, handelt gut gegen seine eigene Seele. Er soll an Ahura-Mazdas Seite auf Elburs Berg wandern.« Eines Tages kam ein junger Mann und fragte nach Vater. Als ich ihn sah, wußte ich, daß er der Auserwählte sei. Er war größer und heller als Darab, hatte milde Augen, aber einen plumpen Mund und große Hände.

Ich sah ihn lange an und dachte: Warum tust du es eigentlich? – Er wurde verlegen und versuchte zu lächeln. Da kam Vater aus dem Garten und streckte ihm grüßend beide Hände entgegen.

»Sieh, das ist Jivanji, er ist aus dem Geschlecht der Sanjanas ebenso wie wir. Er ist ein Sohn von dem Bruder meines Vaters.«

Ich konnte nichts sagen und wagte nicht aufzusehen, um nicht in Tränen auszubrechen. Ich saß wie ein kleines Mädchen auf meiner Bank und ließ alles mit mir geschehen. Ich betete zu Darabs Ferved, daß er mir Kraft verleihen möge. Wir hatten einander ja gelobt, den einzig richtigen Weg zu gehen. Sieh, ich opfere Jahre meines Lebens, dachte ich, um

meiner Mutter willen und um dem Licht in der Seele meines Vaters zu dienen. – So erfülle ich mein Gelübde. Ahura-Mazda wird mich dafür belohnen!

Erst viel später erfuhr ich, daß mein Vater Jivanji gekauft hatte. Auch er mußte fünfzehn Jahre warten, wie unser Gesetz es vorschreibt, bevor er sich einen Sohn für seinen eigenen Namen verschaffen durfte. Doch trug er keine andere in seinem Herzen, als mich, die ich die Braut eines anderen war.

Mein Vater fragte mich, wie Jivanji mir gefiele. Ich antwortete nicht, aber er las in meinen Augen und schwankte in seinem Entschluß. Er verließ mich und ging in den Garten. Ich sah ihn neben der Mauer auf- und abwandeln; einmal betete er laut. Abends sagte er zu mir:

»Schehanna, überleg es dir wohl; besser etwas unterlassen, als mit Mißmut handeln. Wo die Kräfte uns verlassen, da strömen die Diven herbei, schlagen die schwache Wand ein und lassen sich nieder.«

»Ich habe es mir überlegt,« sagte ich und beherrschte mein Gesicht, »ich bin bereit, wenn du es willst; nur um eins bitte ich, laß mich die ganze Zeit bei dir und Mutter bleiben.«

Ich meinte die Zeit, wo ich niederkommen sollte, aber ich brachte es nicht über die Lippen.

An jenem Abend begann ich zu fasten; ich wollte die große Reinigung abhalten, um Kraft und Reinheit für das zu erlangen, was mir bevorstand.

Mein Vater ging zu Dasturan Dastur, der seine Erlaubnis gab, daß ich zu Hause bleiben durfte, und er versprach, den Hochzeitstag nach dem Rat der Sterne zu wählen.

Als der Tag bestimmt war, ging der Zot selbst von Haus zu Haus und meldete denen, die uns und Jivanji kannten, die Begebenheit und lud sie zur Hochzeit ein.

Der Tag kam. Mein Gemüt war demütig vom Beten und Fasten. Das Licht war endlich in mein Herz gedrungen; jetzt war es rein von Gedanken, und bereit, die gute Tat zu vollbringen. Mutter hatte den Musselinschleier gewählt und zugeschnitten. Wir hatten den Hochzeitskuchen gebacken, Früchte gekauft und unser Haus mit Blumen geschmückt.

Kurz vor Sonnenuntergang hörte ich die Flöten- und Trommelklänge.

Der Zug kam langsam auf unser Haus zu. Der Zot und der elternlose Jivanji gingen an der Spitze, Verwandte und Freunde folgten.

Vater trat in die Tür und hieß Bräutigam, Zot und Gäste willkommen.

Als Jivanji über die Schwelle trat, ging meine Mutter ihm entgegen. Sie nahm Reis und Früchte aus der Schale, die sie in ihrem Arm trug, und streute sie als Willkommensgruß vor seine Füße. Dann traten sie zu mir in die Stube und begrüßten mich schweigend.

Der Zot führte Jivanji zum Stuhl, der dem meinen gegenüberstand. Ich streckte ihm meine rechte Hand entgegen und der Priester, der uns weihen sollte, band unsere rechten Hände mit der Seidenschnur zusammen, so daß wir sie nicht rühren konnten. Mutter hüllte mich von Kopf bis Fuß in den Musselinschleier ein, und Vater und der Zot nahmen vor uns Platz, der Priester zwischen ihnen.

Der Priester legte Weihrauch auf die Lampe, die er an dem heiligen Feuer im Adaran entzündet hatte. Mutter zog den Schleier fester um mich, so daß nichts von mir zu sehen war,

außer der Hand, die an Jivanji gebunden war. Dann begann die Trauung. Der Priester las die Kapitel aus Zend-Avesta, während er die Seidenschnur von unsern Händen löste und um unsere Körper schlang, so daß wir ganz zusammengebunden waren. Er betete die Trauungsformel, nahm Reiskörner aus Mutters Schale und bewarf uns damit, als Zeichen der Fruchtbarkeit.

Die Mutter reichte uns den Hochzeitskuchen. Jivanji und ich brachen jeder ein Stück davon ab und reichten es einander. Dann bot ich dem Zot, Vater und Mutter davon und auch jeder der Gäste bekam ein Stück aus meiner Hand. Mutter reichte die Früchte herum und Vater schenkte den Geladenen Dattelwein ein.

Als gegessen und getrunken war, erhoben die Gäste sich, grüßten uns mit beiden Händen und wünschten uns Glück. Darauf führten sie Jivanji in Prozession denselben Weg zurück zum Hause des Zot, wo er, wie es bei uns Brauch ist, Abschied mit Verwandten und Freunden feiern sollte.

Um Mitternacht wurde er wieder von den Festgästen zu unserem Hause geführt. Sie trugen Laternen; Flöten gellten und Trommeln lärmten in der stillen Nacht, bis alle Hunde der Stadt zu bellen anfangen.

Den ganzen Tag war ich stark gewesen. Ich hatte gelächelt, damit niemand in meinem Herzen lesen sollte, ich hatte ein freundliches Wort für alle gehabt. Mein Vater segnete mich, als ich ihm gute Nacht wünschte.

»Glücklich ist der, der reines Herzens ist,« sagte er und legte seine Hände segnend auf meinen Kopf. Dann zog er mich an sich und küßte mir die Stirn.

Mutter entkleidete mich und zog mir das Brauthemd an. Sie weinte, wie ich sie nie weinen gesehen habe, und preßte

mich an ihre Brust. Ich begriff, daß sie im letzten Augenblick zweifelte, ob sie recht gehandelt habe. Um sie zu trösten, sagte ich, daß der Tag gut gewesen sei und daß ich mich nicht fürchte.

Als sie mich aber verließ, als ich allein auf meinem Lager lag und dem Zug der Gäste lauschte, der sich draußen näherte, da war es mit meinem Mut und meiner Kraft vorbei. Und als sie so nahe gekommen waren, daß ich Abschiedslärm und Gelächter unterscheiden, ihre lauten Rufe und Glückwünsche hören konnte, da weinte ich, als ob mein Herz brechen sollte, und rief Darab beim Namen, bis ich seinen Ferved in meiner Stube merkte. Ich klagte ihm meine Not und flehte, daß er es nicht geschehen lassen möge, daß dieser Fremde meinen Körper nähme, der sein war für alle Zeiten. Aber er schwieg; niemand hörte mein Jammern. Und schließlich hatte ich keine Tränen mehr.

Ich zwang mich, an meinen Vater zu denken. Für sein Seelenheil wollte ich leiden. Ahura-Mazda würde meine gute Tat sehen und sie mir am Siegtage des Lichts anrechnen; und ich überwand die Verzweiflung in meinem Herzen, um das Verdienst meiner Handlung nicht durch unwillige Gedanken zu vernichten. Ich wiederholte wieder und wieder Darabs Worte, als mir uns trennten: »Wer den einzig richtigen Weg wandert, dem soll es im Namen des Guten am besten ergehen.« Als ich Jivanjis Hand an meiner Tür tasten hörte, hatte ich Trost in der Gewißheit gefunden, daß meine Opfertat mir einen Platz an Darabs Seite auf Elburs Gipfel sichern würde, wenn das Ende der Zeiten gekommen sei.

Jivanji wohnte in unserm Haus und kam und ging tagsüber. Er war Mobedsohn und hatte eine Stellung in Sir Cowringhees Bank. Er war gut gegen mich, tröstete mich,

wenn ich betrübt war, und ließ mich in Ruhe, wenn ich allein sein wollte. Er und Vater saßen des Abends zusammen in unserm Garten. Vater wollte den, durch den die Flamme seiner Seele verpflanzt werden sollte, genau kennen lernen.

Als die Zeit kam, wo ich guter Hoffnung wurde, kaufte er mir einen Hund. Das ist unser heiliges Tier, und heiliger als ein anderer ist *der* Hund, der vier Augen besitzt, das heißt, wenn er zwei helle Flecke über den Augen hat; denn er vertreibt die bösen Geister von den Wohnungen der Menschen. Ich gewann ihn sehr lieb, und er folgte mir überall, mir allein; ich gab ihm zu fressen, und nachts lag er neben meinem Bett, damit kein unreiner Geist mein Lager im Schutz der Nacht aufsuchte und das Kind verhexte, das ich zur Welt bringen sollte.

Ich gebar einen Knaben; mit großen Schmerzen gebar ich ihn, zur Freude für die Seele meines Vaters. Mutter stand neben meinem Lager. Sie war die erste, die seine dunklen Augen sah, die Darabs glichen. Sie trug ihn auf ihren Armen zu Vater, und ich hörte wie im Traum seinen Freudenruf. Gleich darauf aber fiel ich in Ohnmacht und erwachte erst am dritten Tage. Da blickte ich in die Augen des englischen Arztes, er lächelte mir zu und wünschte mir Glück zu meiner Genesung. Mutter brachte mir den Knaben. Ich war zu schwach, ihn zu heben, aber sie legte ihn mir in den Arm; und als ich Darabs Augen in seinem kleinen hilflosen Gesicht sah, da weinte ich vor Schmerz und Glück.

Vater ging zum Tempel und ließ den heiligen Parahom bereiten. Der Zot reichte ihn ihm mit vielen guten Wünschen. Ich sah durch die Tür, wie er die Watte in den heiligen Trunk tauchte und sie an den kleinen, roten Mund meines Kindes drückte, indem er es segnete. Dann badete er den Knaben

in dem geweihten Wasser, hob den kleinen, nackten Körper zur Sonne empor und sagte, während ihm die Augen voll Freudentränen standen:

»Sieh, das ist mein Sohn. Jetzt hat er den heiligen Trunk gekostet und ist in Gomez gebadet, sieh, jetzt ist er von aller Unreinheit befreit, die am Körper haftete. Er ist in Ahura-Mazdas Hand!«

Unser Gesetz schreibt vor, daß die Mutter, die gebiert, sich in der Stube aufhält, die der Erde am nächsten ist, damit das Kind sein Leben in Demut beginnen kann; denn nur durch gute Gedanken, gute Worte und gute Taten kann ein Mensch sich von der Erde losreißen und zum Licht emporsteigen. Vierzig Tage lang ist die, die geboren hat, unrein, und niemand von ihren Verwandten darf sich ihr nähern; Mutter aber umging das Gesetz; sie und der Arzt waren die einzigen Menschen, die ich außer meinem Knaben zu sehen bekam.

Ich blickte auf den kleinen, bleichen Kopf, der an meiner Brust lag. Ich dachte, daß ich ihn groß und herrlich finden würde, wenn es Darabs Kind gewesen wäre. Jetzt fühlte ich für mein Kind mehr inniges Mitleid als die strahlende Liebe, von der ich bei anderen Müttern gehört. Was hatte es verschuldet, daß es nicht teil an seiner Mutter Seele, sondern nur an ihrem Körper haben sollte?

Am siebenten Tage nach der Geburt hörte ich eine fremde Stimme in der Stube meines Vaters. Mutter erzählte mir, daß es der Sterndeuter-Zot sei, der gekommen wäre, um die Zukunft des Kindes zu deuten. Ich selbst hörte und sah nichts davon; meine Mutter aber erzählte mir den Vorgang.

Von den Namen, zwischen denen der Zot wählen ließ, wählte mein Vater Bahram. Das ist bei uns ein heiliger Name. Der Zot zeichnete die Sterne mit Kalk auf den Tisch, und als er ihren Zusammenhang gedeutet hatte, sagte er, daß Bahram unter dem Zeichen der Jungfrau geboren sei. Aber von dem Schicksal des Kindes, das mein Vater wissen wollte, schwieg er, und in dem Brief, den er Vater gab, wie es bei uns Sitte ist, stand nur das eine, »unter dem Zeichen der Jungfrau geboren«. Nichts von seiner Lebenslage oder seinem Glück. Er verabschiedete sich schnell und mein Vater war den ganzen Tag schweigsam; er fürchtete, daß der Sterndeuter Ungünstiges gelesen hatte und es nicht sagen wollte.

Als die vierzig Tage um waren, zog ich wieder in mein altes Zimmer. Nach der großen Reinigung, die unser Gesetz vorschreibt, war ich jetzt wieder rein und konnte mich überall frei bewegen.

Ich ging mit meinem Kind auf dem Arm in den Garten. Ich saß auf der schattigen Bank unter dem Baum der Tempelblume und sah, während der kleine, blasse Kopf an meiner Brust lag, dem Spiel der Palmen in der blauen Luft zu und lauschte dem rinnenden Fluß. So oft mein Vater von seiner Beschäftigung abkommen konnte, saß er neben mir und betrachtete den Knaben. Wenn er auf seine stille, sanfte Weise lächelte, strahlten die Augen meines Vaters, und er schloß ihn so zärtlich und vorsichtig in seine Arme, als fürchtete er, den zarten Stengel zu knicken.

Eine kränkliche Blume war mein Kind, und das Schicksal seiner Mutter war schuld daran. Hin und wieder las ich in den Augen meines Vaters eine plötzliche Angst, als ahne er,

daß er sich gegen das zarte Leben versündigt habe, das er zur Verpflanzung seiner Seelenflamme auserwählt hatte.

Wir riefen den Arzt, damit er den Kleinen untersuche, aber er konnte keine eigentliche Krankheit feststellen. Als mein Vater ihn bat, uns die volle Wahrheit zu sagen, blickte er zur Seite und hob mit der Hand eine halbverwelkte Blume, die an ihrem Stengel hing. Da bedeckte mein Vater sein Antlitz mit den Händen und weinte.

Mein kleiner Junge war immer sanft und still, selbst in der Nacht weinte er nicht, und wenn er hungrig war, schrie er nicht wie andere Kinder, sondern preßte nur die kleinen Hände auf der Brust zusammen und blickte mich mit großen Augen an, als ob er sich wundere. Diesen Blick konnte ich nicht ertragen, er ging mir wie ein Stich durchs Herz, als habe ich eine große Sünde begangen und sei jetzt Zeuge von den Folgen.

Bahram wollte nicht gedeihen. Er nahm kaum zu an Gewicht, obgleich er mit all der Sorgfalt gepflegt wurde, die in Menschenmacht steht. Er welkte Tag für Tag hin, und eines Abends kurz nach Sonnenuntergang verging die Blume.

Mein Vater hatte es vorausgesehen. Sein Sinn war schon während vieler Tage bedrückt gewesen. Der Tod des Kindes war fast wie eine Linderung für seine Seele. Auch ich, seine Mutter, trauerte nicht, wie Mütter über den Tod Erstgeborener zu trauern pflegen. Ich hatte schon lange in den dunklen Augen gelesen, daß die kleine, reine Seele sich nach dem Ort sehnte, wo sie zu Hause war. Hier auf Erden hatte sie ihre Heimat nicht. Mutter nahm sich den Tod des Kindes am meisten zu Herzen. Sie weinte und drückte den kleinen welken Körper verzweifelt an ihre Brust, obgleich es gegen

das Gesetz ist, Leichen zu berühren. Als sie ihn für die Bahre eingekleidet und meinen Hund, den Vieräugigen, gerufen hatte, daß er die Nacht über am Kopfende des Knaben stehen und alle Diven vertreiben sollte, die sich an Tote heranzumachen, da wies mein Vater sie zurück und sagte:

»An ihm ist nichts unrein. Er ist in Ahura-Mazdas Hand. Kein Div wagt sich in seine Nähe.«

Erst als die beiden Leichenträger die kleine Bahre aus dem Hause trugen und mein Vater mit gebeugtem Haupte folgte, erst da wurde es mir klar, daß es ein Teil meines eigenen Leibes sei, das jetzt zu dem großen Schweigen in den weißen Turm getragen und den Geiern übergeben wurde.

Ich selbst war krank, mehr seelisch als körperlich. Mein früheres gesundes Aussehen hatte ich bereits in den vierzig Tagen verloren. Als aber die Sorge um den Kleinen die Dunkelheit in meiner Seele nicht mehr zerstreute, da war keine Freude, nur noch Leere in meinem Gemüt.

Warum war das Opfer von mir verlangt worden, wenn er doch sterben sollte? Ich las in den Augen meines Vaters, daß er dasselbe dachte. Wenn er sich unbemerkt glaubte, sah ich seinen Blick schwer auf mir ruhen, als ob er meinen Ferved um Verzeihung bäte.

Meine Gedanken waren mehr als je bei Darab. Bereits nach der Geburt des Kindes war Jivanjis Anblick mir zuwider gewesen; es schmerzte ihn, aber ich konnte ihm nicht helfen; und er hielt sich von unserm Hause fern.

Stundenlang wanderte ich am Flusse, vom Palmenhain bis zur Anhöhe – denselben Weg, den ich als Kind an Darabs Seite gegangen war. Ich spielte in Gedanken unsere Kinderspiele. Jeder Busch, jeder Stein war eine lebendige Erinnerung an das, was er gesagt und ich geantwortet hatte.

Als ich eines Abends auf der Anhöhe saß und zur Sonne hinüberblickte, die im fernen Meer versank, war mein Herz so voll, daß ich zusammenbrach, den Kopf in meinen Händen vergrub und weinte.

Da hörte ich einen leisen Laut hinter mir; es war, als ob jemand mich gerufen habe. Ich wandte den Kopf und sah Dasturan Dastur. Er stand mitten auf dem Wege in seinem weißen Gewand und blickte mich mit seinen klaren, weisen Augen an, als ob er über mein Schicksal nachsänne.

»Warum weinst du?« fragte er und trat näher.

Da konnte ich nicht länger an mich halten. Ich brach in lautes Schluchzen aus und erzählte ihm, wie das Leben gegen mich gehandelt habe.

Er strich mir übers Haar und sagte:

»Weine nicht mehr! – Sei geduldig und kämpfe noch eine Weile für das Licht! – Das Ende der Zeiten ist nah.«

Als ich nach Hause kam, erzählte mein Vater, daß Dasturan Dastur im Tempel mit ihm gesprochen und gesagt habe:

»Die Perle, die du in deinem Hause birgst, ist welk und matt. Reise mit ihr zu der großen Stadt, auf daß deine kranke Perle ihren Orient zurückerlangt.«

Mein erster Gedanke war: ich soll Darab wiedersehen! Und ich begriff, daß es auch der Dasturan Dasturs gewesen war. Aber ich hatte zu viel gelitten. Mein Sinn war noch zu schwer, um Freude empfinden zu können; es war mir unmöglich, die große Veränderung zu fassen, ich wagte noch nicht an mein Glück zu glauben.

Wenige Tage später waren wir reisefertig. Als ich auf dem Bahnhof stand und sah, wie das zischende Ungeheuer sich mit Menschen füllte, als sei es einer der sechs Darvanden, der sie verschlänge, da begann mein Herz vor Erwartung

zu schlagen, aber auch aus Angst vor all dem Neuen und Unreinen, das mich erwartete.

Wir fürchteten, daß wir verunreinigt würden, als wir uns in den dunklen Kasten setzten, wo so viele Menschen, die man nicht kannte, vor einem gesessen hatten, ohne daß die vorgeschriebene Reinigung mit geweihtem Wasser stattgefunden hatte.

An einer Zwischenstation stieg ein weißgekleideter Mohammedaner mit dem bunten Turbantuch der Afghanen ein; nachdem er uns lange aufmerksam betrachtet und unserem Gespräch gelauscht hatte – wir wußten nicht, daß er unsere Sprache verstand –, fing er plötzlich mit meinem Vater ein Gespräch in unserer eigenen Sprache an. Er war ein sehr höflicher Mann, der bei jedem freundlichen Wort mit weißen Zähnen lächelte; seine gelben Augen mit den dunklen Rändern aber flackerten so seltsam in seinem Gesicht.

Sein Blick gefiel mir nicht.

Vater, der für gewöhnlich so Schweigsame, wurde gesprächig. All das Neue, die grünen Wiesen, die fächernden Palmen und die großen Baumwollfelder, die an unserem Auge vorbeiflogen, öffneten sein Gemüt, das so lange verschlossen gewesen war.

Für alles, wonach er fragte, hatte der Mohammedaner eine Erklärung, und er erzählte uns von seinen Reisen; er war sowohl in Bengalen als auch in den großen Bergen, jenseits des Pendjab, in Persien gewesen. Er erzählte, daß er Pferdehändler sei. Vierzigmal hätte er die Karawanenstraße zwischen Bombay und Damaskus überschritten. Er brachte seine Beduinen- und Tscherkessenpferde über die Wüsten- und Bergpässe und Flüsse nach Bombay, um sie dort im Basar der

Pferdehändler zu verkaufen. Darauf kaufte er Waren in Indien und reiste viele Meilen weit, um die schönsten Decken, Seidenwaren, Schmucksachen und Waffen zu den Städten des Westens zu bringen.

Mein Vater vertraute ihm das Ziel unserer Reise an; und er blickte mich aufmerksam an, als ob er aus der kurzen Erklärung mein ganzes Schicksal herauslesen wollte.

Wir kamen zu der großen Stadt und standen in einer mächtigen Halle, ganz verwirrt von dem Lärm. Das Leben, so unrein, wie wir es uns nie vorgestellt hatten, drang mit solcher Heftigkeit auf uns ein, daß wir uns nicht dagegen wehren konnten. Da lächelte der Mohammedaner und bot uns seine Begleitung an.

Er winkte einen Mann mit einem Ochsenkarren herbei, wir nahmen unter dem Segeltuchdach Platz und fuhren durch die Stadt.

Jetzt erst begriff ich ganz, was meiner wartete. Der Gedanke, daß Darab in dieser Stadt lebte und ich ihn bald wie in vergangenen Tagen sehen und mit ihm sprechen würde, stieg mir zu Kopf und verwirrte mich. Mein Herz schlug unruhig, meine Augen brannten, meine Hände waren feucht, und ich war noch so schwach, daß meine Knie zitterten.

Der Mohammedaner schlug uns vor, gleich zum Sekretariat der Parsen zu fahren. Mein Vater sollte dem Vorsteher Grüße von Dasturan Dastur überbringen, der uns sagen würde, wo Darab zu finden sei.

»Wenn ihr euren jungen Freund gefunden habt,« sagte der Mohammedaner, »bedürft ihr meiner nicht mehr. Dann kann er euch selbst in dieser großen verwirrten Stadt herumführen.«

Ich war ihm dankbar für den guten Rat; er lächelte mit seinen weißen Zähnen, als er sah, wie ich vor Freude errötete.

Der Mohammedaner verließ den Wagen, um dem Kutscher Bescheid zu sagen, der in dieser großen Stadt nicht Bescheid zu wissen schien, denn der Mohammedaner mußte ihm seine Wünsche umständlich erklären. Schließlich stieg er wieder ein und sagte verächtlich:

»Wie sind diese von Allah verdamnten Tamulen dumm!«

Wir fuhren eine Zeitlang, es schien mir kein Ende zu nehmen, von einer engen Straße voll Schmutz und Gestank in die andere; schließlich aber hielten wir vor einem Steinhaus mit grünen Matten vor den Fenstern und einem kleinen Garten mit einem eisernen Gitter davor.

»Wir sind am Ziel,« sagte der Mohammedaner und stieg aus, um meinem Vater Platz zu machen, »geh hinein, während deine Tochter im Wagen wartet, denn Frauen dürfen nicht mit ins Sekretariat. Ich werde inzwischen in der Nähe eine Besorgung machen.«

Mein Vater dankte ihm und versprach, sich zu beeilen. Darauf ging er durch die Gittertür in den Garten.

Wie lange ich gewartet hatte, weiß ich nicht; der ungewohnte Lärm, all das Neue, daß so plötzlich auf mich eindrang, hatten mich erschlafft, so daß meine Augen zufielen und ich in einen Halbschlaf versank.

Ich erwachte dadurch, daß die gelben Augen des Mohammedaners mich unterm Verdeck anstarrten. Ich richtete mich auf und wollte nach meinem Vater fragen, er aber kam mir zuvor:

»Dein Vater ist mit dem Vorsteher zum Tempel gegangen,« sagte er, »es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit.

Ich begegnete ihnen auf der Straße auf der anderen Seite des Hauses; dein Vater hat mich gebeten, dich zu Colaba zu bringen, wo du deinen Freund Darab wiedersehen und bei ihm auf ihn warten sollst.«

Darauf setzte er sich zu mir in den Wagen. Es war mir unangenehm, daß ich nicht selbst mit meinem Vater gesprochen hatte. Ich war jetzt allein in der großen Stadt mit einem Menschen, der zufällig vor einigen Stunden unseren Weg gekreuzt hatte; aber es mußte wohl so sein; der Vorsteher war ein großer Mann, den man nicht warten lassen durfte.

Ich schloß die Augen, um ihm verständlich zu machen, daß ich müde sei und nicht zu sprechen wünschte. Meine ganze Seele eilte Darab entgegen, und so erfüllt war mein Gemüt, daß ich nicht mehr merkte, was um mich herum vorging. Bis zu diesem Augenblick hatte ich mich auf das Wiedersehen gefreut; so kurz vorm Ziel aber wurde ich ängstlich. Ich mußte ihm ja sagen, daß ein anderer den Platz an meiner Seite eingenommen hatte. Würde er es als eine Schuld betrachten? Oder würde er einsehen, daß ich für das Licht gekämpft und den reinen Pfad gewandert war, wie ich es ihm versprochen hatte?

Ich erwachte aus meinen Träumen und sah, daß der Wagen nicht mehr durch enge Straßen, sondern zwischen Gärten und blühenden Büschen dahinfuhr. Dicke, niedrige Palmen, die ich nicht kannte, standen neben breiten Blumenratten. Der Weg führte bergab, an einem Ende lag ein blaues Wasser und glitzerte in der Sonne.

»Sind wir bald da?« fragte ich.

»Ja,« sagte er und zeigte übers Wasser, »siehst du die grüne Küste dort auf dem jenseitigen Ufer mit den weißen Bungalows hinter den Palmen? Dort zur Rechten liegt ein weißer Turm, das ist Colabas Dakhma; dahinter kannst du die Zinnen des Parsententempels sehen, das Agiari, wo dein Freund Dienst tut. Kannst du dort draußen das Schiff mit dem großen weißen Segel sehen? Das soll uns über die Bucht zu deinem Freund bringen – Allah beschützte ihn deinetwegen, obgleich er nur Geber ist! – Und kannst du das kleine Boot dort am Strande sehen? – Damit wollen wir zum Schiff hinübrudern, wir hätten auch den Weg im Wagen zurücklegen können, aber dann hätten wir um die ganze Bucht herumfahren müssen, und du hättest deinen Freund nicht vor Abend erreicht. Mit dem Schiff dauert es nur eine knappe Stunde.«

Ich dankte ihm und blickte zu der grünen Küste und dem weißen Turm hinüber. Vielleicht stand Darab in diesem Augenblick im Tempelgarten und blickte ebenso wie ich übers Wasser; und sein Blick kreuzte den meinen, ohne daß er es wußte, wie zwei Töne sich in der Luft kreuzen.

Wir kamen zum Strande und bestiegen das Boot, mein Reisegefährte und ich.

Als ich mich zum Ufer, das wir verließen, umwandte, begegneten mir die Augen unseres Kutschers. Er saß auf der Deichselstange und lachte häßlich, daß ich von einer plötzlichen Angst befallen wurde.

Ich fühlte mich hilflos der Gewalt des fremden Mannes überlassen, fern von allem, was mir teuer, und dennoch ihm, dessen Braut ich war, so nah. Ich suchte den Blick meines Reisegefährten, um darin zu lesen, er aber hatte den Kopf abgewendet und gab nur auf seine Ruder acht.

Kurz darauf hatten wir das Schiff erreicht.

Hinter der Reling tauchten zwei schwarze Burschen auf, sie enterten die Strickleiter hinunter, griffen mit ihren nackten Armen nach dem Steven und zogen das Boot zum Schiff heran. Der Mohammedaner zog die Ruder ein und erhob sich, um den Aufprall abzuwehren.

»Soll ich dich an Bord tragen?« fragte er und streckte mir seine Arme entgegen. Ich schlug es ab, wollte mich nicht von ihm berühren lassen und kletterte die Strickleiter hinauf.

Auf Deck ging der Mohammedaner hastig an mir vorbei, indem er sagte:

»Diesen Weg.«

Wir standen vor einer offenen Luke, von wo eine Treppe zu einem Raum führte, der Oberlicht hatte. An der einen Wand sah ich einen niedrigen Tisch und einen Diwan.

Er ging vor mir die Treppe hinunter, streckte die Arme aus und griff nach meiner Hand.

»Komm,« sagte er, »das Großsegel wird nach dem Wind gedreht, wenn wir die Anker lichten. Komm hier hinunter, damit du nicht umgerissen wirst!«

Ich zögerte einen Augenblick, wieder von einer unerklärlichen Angst gepackt. Ich sah mich hilfesuchend um, aber es war nichts anderes da als das blaue Wasser und die braunen, grinsenden Gesichter der Bootsleute. Ich schämte mich meines Verdachtes gegen den Fremden, der so gut und hilfreich gegen uns gewesen war, obgleich er sich nicht zur reinen Lehre bekannte. Ich reichte ihm meine Hand und stieg willig die Treppe hinunter. Kaum hatte mein Fuß den Boden berührt, als die Luke über meinem Kopf zugeschlagen wurde. Ich fühlte mich von den starken Armen des Mohammedaners ergriffen, und bevor ich mich zu wehren vermochte,

wurde mir ein Tuch in den Mund gestopft und ein anderes um den Kopf gewickelt. Ich war wie gelähmt, ohne Widerstand ließ ich mir die Arme binden und fühlte, wie ich hochgehoben und auf den Diwan gelegt wurde.

Kurz darauf klang seine Stimme an mein Ohr.

»Wenn du gehorsam bist, soll dir kein Leid geschehen.«

Da wurde mir klar, daß ich weder Darab noch meinen Vater wiedersehen würde, daß alles vorbei sei. Und Dunkelheit senkte sich auf meine Seele.

---

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, stand der Mohammedaner über mich gebeugt und betrachtete mich mit seinen gelben Augen. Die Luke stand offen, helles Tageslicht fiel herein. Er nahm das Tuch aus meinem Mund und sagte lächelnd:

»Schrei nur, mein Kind, wenn es dir Linderung verschafft. Hier kann dich keiner hören.«

Als ich schwieg, setzte er sich an den Tisch, schob mir Brot, eine Schüssel mit Reis und eine Kruke mit Dattelwein hin.

»Iß! – Du hast vierundzwanzig Stunden geschlafen.«

Ich konnte nichts essen.

»Darfst wohl die Speisen nicht berühren, weil ein Unreiner zusieht?« spottete er. »So warte, bis ich hinausgehe. Ich kenne euch Geben; ich glaubt, daß ihr besser seid als wir Muselmänner, obgleich Allah euch verflucht hat.«

»Was willst du von mir?« fragte ich.

»Du bist meine feinste Ware, mein köstlichster Seidenstoff. Hättest du etwas mehr Fleisch auf dem Körper, wärest du doppelt soviel wert. Aber auch so wirst du wegen deiner

Seltenheit bei den Seidenhändlern in Damaskus Erfolg haben. Solange ich meinen Handel betreibe, ist keine von deiner Rasse im Basar gewesen. Wenn du dich gut benimmst und lächeln lernst, und wenn wir das Glück haben, einen der Agenten aus Stambul zu treffen, kannst du sogar in den Harem des Sultans kommen.«

Ich wandte mich zur Wand und weinte.

»Du solltest mir lieber danken,« sagte er zornig, »anstatt dazu verurteilt zu sein, als einfaches Dorfmädchen zeit deines Lebens für deinen Vater zu kochen, zu waschen und Wasser zu tragen, kommst du zu den großen Städten des Westens und wirst eine vornehme Dame. Hast du erst die Künste der Liebe erlernt, kannst du es bis zur Kadine bringen; vielleicht gebierst du deinem Herrn einen Sohn, dann wirst du Sultana-Validé! Und das hast du dann mir, dem Pferdehändler, Allahs geringstem Diener zu verdanken.«

Als ich nicht aufhörte zu weinen, fuhr er fort:

»Die Tscherkessenmädchen in Kuban bitten ihre Väter um das, worüber du weinst. Alle wollen verkauft werden, um nach Stambul, dem Paradies des Westens zu kommen. Aber sie sind zu zahlreich; sie stehen zu niedrig im Preis. Du aber, mein Kind, mit deinen verschleierte Taubenaugen und deiner Gesichtsfarbe wie eine matte Perle, gleichst keiner von den Frauen, um die die dicken Seidenhändler feilschen. Du sollst nicht für einen Sack Datteln verkauft werden, das verspreche ich dir. Die Summe, die du kosten sollst, können nur hohe Herren bezahlen. Vierzig Tage dauert die Reise, fünfzehn Tage zur See, bis wir Kueit erreichen, und von dort fünfundzwanzig Tage auf Kamelrücken nach Damaskus. – Ueberleg dir meine Worte wohl und lerne zu lächeln – iß reichlich und oft – du kannst bekommen, was du magst –

und plage dich nicht mit schlimmen Gedanken! – Das ist nur dein eigener Vorteil, dann wirst du dick, bist leichter zu verkaufen und hast Aussicht, in den Harem eines vornehmen Herrn zu kommen.«

Ich ging frei auf Deck umher – immer aber ruhten Augen auf mir, damit ich nicht über Bord springen konnte. Und man gab mir kein Messer und keine Schnur, damit ich mir nicht auf andere Weise ein Leid antun sollte.

Meine Kräfte waren erschöpft, ich hatte in dem letzten Jahr zu viel gelitten. Ich war schlaff und ergab mich in mein Schicksal. An manchem Abend vergaß ich zu beten. Ahura-Mazda hat sein Auge von mir gewandt, dachte ich, was kann es nützen zu beten?

Da ich ihre Speisen aß, zu lächeln versuchte und mich seinem Willen fügte, wurde er gut zu mir. Er saß in den warmen, stillen Abenden mit gekreuzten Beinen am Feuer und tröstete mich auf seine Weise. Er verbat seinen Leuten, mich zu necken und sorgte dafür, daß ich allein war, wenn ich aß oder mein Gebet sprach. Er erzählte mir seine ganze Lebensgeschichte und meinte wirklich, daß ich ihm Dank schulde.

»Das Leben ist zu kurz!« sagte er und blickte zum Sonnenuntergang hinüber, wo das Meer in Purpur und Blau dunkelte – »hat Allah es uns nicht zur Freude gegeben? Warum trauern? Unser Kismet erreicht uns trotzdem; warum gegen den Stachel des Lebens löcken? – Wer klug ist, gehorcht Allahs Willen, ohne sich kummervollen Gedanken hinzugeben.«

Wir erreichten Kueit. Ich wurde als die Frau des Mohammedaners zum Khan an Land getragen. Der Pferdehändler, Abdul-ben-Ismaïl, so wurde er von seinen Leuten genannt,

mietete Kamele beim Scheik. Die Warenballen wurden an Land getragen und auf die knienden Tiere geladen, die das Maul hoben, ihre großen Zähne zeigten und zum Himmel hinauf wiherten, als ob sie Mithra zum Zeugen anriefen, wenn die Bürde zu schwer wurde.

Ich bekam mein eigenes Kamel, das gleich hinter dem Abduls ging; der Hüter desselben war mein Diener, der mit seinem Leben für das meine haftete. Alle glaubten, daß ich Abdul-ben-Ismaills Frau sei, die kein männliches Auge erblicken durfte.

Jedesmal, wenn wir durch eine Stadt kamen, mußte ich unterm geschlossenen Zelt auf dem Rücken des Kamels sitzen. Ich hörte, wie die Beduinen sich auf ihren schnellen Pferden um Abduls Kamel scharten, Grüße mit ihm austauschten und scherzten; er war mit allen befreundet und hatte für alle Geschenke.

Als die fünfundzwanzig Tage zu Ende waren, hatten wir Damaskus erreicht. Bei dem Khan, wo wir wohnten, wurde ich eines Morgens bei Sonnenaufgang auf ein ungeheures Lastkamel gesetzt, zwischen Warenballen versteckt und von Segeltuch bedeckt.

Wir erreichten den Basar, als das Tor gerade geöffnet wurde. In der langen, überdeckten Straße war man im Begriff, die Buden zu öffnen; die Fensterläden wurden zurückgeschlagen und die Waren ausgebreitet.

Im Viertel der Seidenhändler scharten die Kaufleute sich um das ungeheure Kamel, sprachen mit dem Treiber und fragten nach Abdul-ben-Ismaill, den alle kannten. Wir machten in einem geschlossenen Hof hinter der größten Bude halt. Das Kamel kniete nieder, der Stuhl, in dem ich saß, wurde hochgehoben und hineingetragen. Als das Segeltuch

entfernt war, sah ich, daß ich mich in einem hohen Raum befand, dessen Wände mit Stapeln von Teppichen und Seidenstoffen bedeckt waren. Nur von der Decke fiel Licht herein, und die weichen Teppiche erstickten jeden Laut.

Der Seidenhändler kam herein, nickte zum Gruß und fragte mich etwas, was ich nicht verstand. Dann brachte ein Neger mir Kaffee und eine Wasserpfeife, ich rührte aber nichts davon an.

Am Vormittag kam Abdul, um nach mir zu sehen. Er ließ mir andere Kleider geben, wie vornehme türkische Frauen sie tragen.

Vier Tage und Nächte saß ich dort gefangen. Abdul kam jeden Morgen und ließ sich im Hof zwischen seinen Warenballen nieder, wo er mit den Kaufleuten handelte, die ihn aufsuchten; sie saßen im Kreis um ihn herum, mit gekreuzten Beinen, tranken Kaffee und rauchten.

Die vornehmsten Kunden wurden in den Raum geführt, wo ich saß, um die kostbarsten Stoffe zu betrachten. Statt der Seiden betrachteten sie aber mich. Ihre Sprache verstand ich nicht, oft aber las ich aus ihren Blicken, was sie redeten. Und viele musterten mich von oben bis unten, so daß ich dabei errötete.

Abdul wurde böse, wenn ich geweint hatte. Ich sollte lächeln, damit die Fremden meine Zähne sehen konnten.

Am vierten Tage kam ein großer, dicker Mann, mit Fes und englischem Gehrock. Er hatte breite Lippen und kleine Augen, die tief im Kopf lagen; sein Gang war schleppend und er sprach mit seltsam quäkender Stimme.

Abdul verbeugte sich tief vor ihm und ließ ihn ganz nah an mich herantreten. Er befahl mir, aufzustehen und mich zu drehen. Abdul löste mein Haar, und der Kunde hielt es

mit seinen dicken Fingern gegen das Licht, während Abdul mich in den höchsten Tönen pries. Der Fremde befühlte meinen Arm, als er aber seine fette Hand über meine Brust gleiten ließ, zog ich mich zurück. Er lächelte und richtete einige Worte an Abdul, der die Achseln zuckte und den Kopf schüttelte. Ich zitterte vor Angst und war fest entschlossen, so laut zu schreien, daß man es im ganzen Basar hören konnte, wenn man mich zwingen würde, mich zu entkleiden.

Abdul zog sich mit dem Fremden zurück und ließ die Tür einen Spalt breit hinter sich offenstehen. Ich konnte sie im Hof bei Kaffee und Pfeife zusammensitzen sehen. Dort waren sie lange, sprechend und rauchend; und als der Fremde sich schließlich erhob, um zu gehen, begleitete Abdul ihn mit vielen Verbeugungen zur Tür.

Abdul-ben-Ismaïl kam zu mir herein und sagte:

»Das war der Agent aus Stambul. Er hat dich gekauft, habe ich es dir nicht prophezeit? – Du bist für den Harem des Sultans gekauft worden, wer weiß, vielleicht bringst du einen Herrscher zur Welt.«

Ogleich ich lange gewußt, was mir bevorstand, und mich widerstandslos in mein Schicksal ergeben hatte, traf mich die Entscheidung doch wie ein Schlag.

Ich warf mich ihm verzweifelt zu Füßen, umklammerte seine Knie und flehte ihn an, mich wieder nach Hause zu nehmen. Ich weiß nicht mehr, was ich alles in meiner Verzweiflung sagte, ich glaube, ich bot ihm meinen Körper als Lohn, wenn er mich wieder mit nach Hause nehmen wollte.

Er hörte mich ruhig an, versuchte mich zu trösten, schalt, wie man ein verhätscheltes Kind ausschilt, redete mir zu und sagte, daß ich ihm einst danken würde. Als alles nichts half, wurde er ernstlich böse. Er löste meine Hände mit Gewalt

von seinem Mantel und schleuderte mich mit einem Fluch von sich. Dann ging er hinaus und verschloß die Tür hinter sich.

Ich betete mit lauter Stimme; ich rief den Ferved meines Vaters an und die sechs Amshaspand, daß sie die Tür öffnen und mich fliehen lassen sollten. Schließlich verfluchte ich mein Schicksal und sah mich nach etwas um, womit ich meinem Leben ein Ende machen könnte.

Auch jetzt war ich unter Aufsicht. Es rasselte im Türschloß; der Wächter, der mich auf dem Kamel durch die Wüste geführt hatte, setzte sich neben der Tür in die Hücke und folgte mir mit seinen großen dunklen Augen. Ich las Mitleid darin, fiel ihm um den Hals und bat ihn, mich zu retten. Er schüttelte seinen schweren Kopf und beschwichtigte mich, wie man ein Kind in Schlaf lullt.

Von neuem war es mit meinen Kräften zu Ende. Ich schluchzte, als ob mein Herz brechen sollte, aber es kamen keine Tränen. Wieder schwand mir das Bewußtsein und ich erwachte erst, als ich in einem geschlossenen Wagen saß, mit einem Tuch vorm Munde. Der Agent saß mir gegenüber; ich gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß mein Widerstand gebrochen sei. Nach einem Augenblick des Bedenkens nahm er mir den Knebel aus dem Munde.

Ich war sehr matt, mein Kopf war leer; mich fror und hungerte, denn ich hatte seit mehreren Tagen nichts gegessen.

Vor einer Eisenbahnstation machten wir halt. Der Agent legte mir den Schleier, wie vornehme türkische Frauen ihn tragen, vors Gesicht, und führte mich zum Zug hinaus, durch eine Menschenmenge hindurch, die zurückwich, als sei ich die Favoritin eines Rajahs, die vom Obereunuchen zum Wagen geleitet wird.

Wir bekamen einen ganzen Wagen für uns. Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, gab er mir zu essen und zu trinken. Darauf schlief ich ein und erwachte erst, als der Zug langsam einen kahlen Berg hinauffuhr, mit Schnee auf dem Gipfel.

Wir kamen nach Beyrut, wo ich jetzt zum zweitenmal bin. Noch an demselben Abend wurde ich an Bord eines großen Dampfers gebracht, und vier Tage später war ich in Stambul.

Ich war so erschöpft, daß diese ganze Zeit nur undeutlich vor mir steht. Eines Tages wurde ich zu einem geschlossenen Wagen geführt, ähnlich dem, der mich durch Damaskus gefahren hatte. Ich kam durch lärmende Straßen zu einer staubigen Landstraße, wo ich den Duft von Bäumen und Büschen spürte.

Als wir endlich hielten, stieg der Agent aus, sagte einige Worte zu einem Pförtner, der uns entgegenkam, einem großen Eunuchen wie er selbst, reichte mir die Hand und half mir beim Aussteigen. Darauf nahm er wieder im Wagen Platz und fuhr davon.

Von meinem neuen Wächter wurde ich durch ein Tor mit vielen goldenen Schnörkeln in einen Hof mit weißen Säulen geführt, wo das Licht durch große Gitterfenster fiel. Ueber eine breite, teppichbelegte Treppe wurde ich in einen Saal geleitet, in dem eine vornehme, alte Dame ganz allein saß. Sie zog mir den Schleier vom Gesicht und betrachtete mich lange mit kalten, strengen Augen. Darauf schlug sie mit einem kleinen Hammer auf ein Metallbecken. Zwei junge Mädchen kamen herein und führten mich aus dem Saal, durch lange, hohe Korridore zu einem Zimmer mit großen Schränken an den Wänden.

Die jungen Mädchen kleideten mich, während sie scherzten und lachten und sich in einer Sprache unterhielten, die ich nicht verstand. Als ich meinem Kummer erlag und zu weinen anfang, legte die eine ihren Arm um meinen Hals und küßte mich.

Ich befand mich im Harem des Sultans zwischen Odaliskens, ich war selbst eine Odaliske. Es folgten stille Tage zwischen jungen Mädchen meines eigenen Alters. Sie zwitscherten wie Vögel und lehrten mich tanzen, singen und sprechen, wie sie selbst es gelernt hatten. Wir bewohnten zu vieren ein Zimmer; eine von ihnen – die, die mich geküßt hatte – wurde meine Freundin, obgleich wir unsere Sprache nicht verstanden.

Mehrmals wurde ich zu der alten Dame geführt, die von allen gefürchtet war; sie war die Oberste des Harems und wurde Hasnadar Usta genannt. Ich sollte zeigen, was ich gelernt hatte. Sie war unzufrieden mit mir und runzelte die Brauen, weil ich ihre Sprache noch immer nicht verstand.

Wir durften in einem herrlichen Garten spazieren, wo Eunuchen an den Toren Wache hielten.

Ein Tag verging wie der andere. Ich begann die Sprache zu erlernen und mich mit meinem Schicksal abzufinden. Da geschah das, was zu meiner Rettung führte.

Eines Tages ließ die alte Dame mich holen. Zwei Mädchen entkleideten mich, und ich mußte vor den Augen der Hasnadar auf und ab gehen. Sie richtete Fragen an mich, die mir das Blut in die Wangen trieben. Als ich wieder angekleidet war, bekam ich ein Zimmer für mich allein, und einen Eunuchen zu meiner Bedienung.

Da geschah *das*, was ich nicht erzählen kann. Der Eunuch verlangte, daß ich etwas sehen und lernen sollte, was so

unrein und häßlich war, daß ich davor zurückschreckte und den Gehorsam verweigerte. Der Eunuch verklagte mich, er hatte nur seine Pflicht getan. Wieder wurde ich vor die alte Dame geführt und bekam meine Strafe zuerteilt.

Die Strafe war die Waschmühle, die meine Rettung wurde. Ich bin überzeugt, daß Darabs und meines Vaters Ferved Herrn Cunnings Schritte geleitet und seinen Sinn gerührt haben, so daß er mich dem Lichte wiedergab.

Sehen Sie, ich bin in Herrn Cunnings, meines Herrn Hand. Ihm hab' ich es zu verdanken, daß die Dunkelheit von meinem Gemüt gewichen ist. Oft habe ich vergeblich darüber gegrübelt, warum mein Leben so dunkle Pfade wandern mußte, obgleich ich von Kind auf zum Licht gestrebt und mein eigenes Glück dem meines Vaters geopfert habe, um Darab mein Versprechen zu halten und den einzig richtigen Pfad zu wandern. Jetzt aber frage ich mich: mußte nicht alles so kommen, damit meinem Herzen der Sinn der reinen Lehre offenbart wurde und es zu der Erkenntnis gelangte, daß man nicht für sein eigenes Selbst kämpft, sondern daß das Licht der Welt über Dunkelheit, Leben und Tod siegen soll?

Jeden Morgen und jeden Abend bete ich zum heiligen Geist, daß der Ferved meines Herrn so mächtig im Himmel werden möge, wie er selbst auf Erden ist, damit die guten Gedanken, guten Worte und guten Taten durch ihn am Ende der Zeiten vollbracht werden. Sollte mein Leben dazu führen, dann ist die Dunkelheit nicht bitter gewesen, dann waren es nur Ahriman und seine Darvanden, die verzweifelt gegen das zunehmende Licht gekämpft haben.

Ashem-Vohu – selig ist der, dessen Gerechtigkeit vollkommen ist!

Es war ein strahlender Morgen, Frühling an der syrischen Küste! Im Garten des Hotels blühten die Rosen, die Apfelsinenbäume trugen dunkle, goldene Kugeln, und im Schatten der Kronen lagen reife Früchte, die noch niemanden zum Aufsammeln gelockt hatten. Der Himmel war so blau wie ein Saphir, Möwen tummelten sich in der leichten Luft, und am Fuße der lächelnden Stadt lag das Meer und trank Sonne; die glitzernde Fläche blitzte von Millionen Funken.

Ralph und Helen fuhren zeitig aus. Der Portier hatte ihnen einen jungen Führer von drusischer Abstammung verschafft, der in einer englischen Schule erzogen war und jetzt im Dienst des Hotels stand. Es war ein zartgliedriger, schmalschultriger Bursche mit spitzem Kopf und kleinen leuchtenden Augen, deren schlauer Ausdruck mit dem kindlichen Lächeln um seinen Mund im Widerspruch stand. Er hatte einschmeichelnde Handbewegungen und beugte den Kopf artig, wenn er zuhörte. Er saß neben dem Chauffeur und war so durchdrungen von der Aufgabe, sich nützlich zu machen, daß er sich fast die ganze Zeit zum Wagen umdrehte, wo Ralph und Helen auf dem Vordersitz saßen, Schehana ihnen gegenüber.

Vom Hotel fuhren sie durch eine ansteigende Seitenstraße, von hohen Gartenmauern begrenzt, hinter denen links europäische Villen mit flachen Dächern, rechts ein katholisches Kloster-Internat für junge Mädchen lagen. Zart belaubte Akazien reckten sich über die Mauer, mit ihren dünnen Blattfingern durch die milde Seeluft tastend, als wollten sie so viel wie möglich davon einfangen. Man sah ihnen an, wie wohl sie es sich sein ließen, wie sie in der Sonne lachten.

Dann bog das Auto nach rechts ab und fuhr durch eine breite Landstraße zur Vorstadt. Zu beiden Seiten lagen Gärten hinter Mauern oder Hecken, und in den Gärten lächelten kleine europäische Villen mit Balkons und grünen Fensterläden, von Sauberkeit und Wohlstand strahlend.

Über einem Tor lasen Ralph und Helen »Englische Schule«, über einem anderen »Amerikanisches Asyl für Kinder«. In einem Garten gingen paarweise Mädchen in grauen Kleidern und weißen Kopftüchern, vertraulich plaudernd, während kleine Kinder, alle gleich gekleidet, Ringelreihen tanzten. Es war ein protestantisches Kinderheim. In dem hochgelegenen Hause stand vor einem offenen Fenster ein Mann mit einem großen Bart, und sah auf die strahlende Jugend herab, als sei er der Vater des Ganzen.

»Das ist der Vorsteher,« sagte der Führer mit tiefem Respekt, »er ist auch mein Lehrer gewesen.«

»Sind Sie denn Christ?« fragte Ralph.

»Ja, Herr!« antwortete er und blickte stolz von Ralph zu Helen, als ob er sagen wollte: ja, ja, ich bin viel mehr wert, als ihr geglaubt habt.

»Ich meine, sind Sie *geborener* Christ?«

»Nein, ich bin bekehrt!« – Er warf den Kopf selbstbewußt in den Nacken. »Ich bin dort oben geboren,« er zeigte auf die Berge, »mein Vater besitzt einen kleinen Garten mit Wein und Gemüse. Jeden Morgen bei Sonnenaufgang ritt ich auf unserem Esel mit den Waren zur Stadt, um sie auf dem Gemüsemarkt zu verkaufen. Da wurde ein amerikanischer Missionar auf mich aufmerksam. Eines Tages kam er zu meinem Vater und bot ihm an, mich im Asyl aufzunehmen und zu

erziehen, was sollte mein Vater tun? Er hatte nicht die Mittel, mich zu Hause zu behalten, wir sind so viele Geschwister, ich kam ins Asyl und wurde Christ. Und jetzt spreche ich englisch so gut wie ein Eingeborener, nicht?« Er neigte seinen Kopf lächelnd Ralph entgegen, der ihm ermunternd zunickte. »Mein Glück ist gemacht, weil ich so viel gelernt habe, jetzt kann ich die ganze Welt zu sehen bekommen.«

Helen betrachtete das selbstbewußte Kindergesicht mit den schlaun Augen und amüsierte sich über den Herrscher-ausdruck.

Sie kamen zu einem niedrigen, blendend weißen Gebäude, hinter dem ein weißer Turm in die blaue Luft ragte.

»Das ist der Leuchtturm,« sagte der Führer und deutete mit einer großen Armbewegung auf den Horizont, als wollte er alle Herrlichkeiten des Meeres zeigen.

Hinter der Landzunge, die vom Leuchtturm beherrscht wurde, lag von Süden nach Norden das weite, glitzernde Meer. Zwischen dürren Kaktushecken führte ein schmaler weißer Pfad längs der Landzunge zu einem Stück Strand, wo die Brandung schäumte und von nassen Klippen zu beiden Seiten der kleinen Bucht eingefangen wurde. Im Norden hoben sich die weißen Gipfel des Libanon zum Licht empor, alle überragt von dem ehrwürdigen Kopf des Sannin.

Aus dem kleinen freundlichen Haus am Fuß des Turmes, der von einem neuangelegten Garten umgeben war, kam jetzt ein junger Mann mit einem scharfgeschnittenen, glat-trasierten Gesicht und bleichen, nervösen Augen.

Ein Landsmann, dachte Ralph.

»Das ist Mr. Wilson,« sagte der Führer, Oberlehrer an der Schule der amerikanischen Gesellschaft.«

Er grüßte ihn ehrerbietig. Die Amerikaner hob seinen gebeugten Nacken und blickte aus tiefen Gedanken vom Führer zu den Insassen des Wagens. Darauf lächelte und nickte er vergnügt; auch er schien bei sich zu denken:

»Leute aus den Staaten.«

Sie ließen wenden und fuhren denselben Weg zurück. Eine elektrische Straßenbahn kam ihnen klingelnd entgegen. Aus einer grünen Gittertür in einem kleinen Seitenweg trat eine Schar junger Mädchen unter der Aufsicht von zwei älteren Damen in Schwarz. Sie hatten sonnenbraune, frische Gesichter mit dunklen, leuchtenden Augen und üppigem Haar, das sich nur widerwillig von einem Knoten im Nacken halten ließ. Sie schwatzten vergnügt und betrachteten die vornehmen Fremden in dem feinen Automobil mit lächelnder Neugierde.

»Das sind Maroniten, Bauernmädchen aus den umliegenden Dörfern. Sie sind alle bekehrt, aber man kann sie nicht viel lehren!« Der Führer zog seine Oberlippe spöttisch in die Höhe.

»Dann können sie die Welt auch nicht zu sehen bekommen, wie Sie?« sagte Ralph mit einem ganz ernsthaften Gesicht.

»Freilich nicht, Herr,« er schüttelte nachsichtig den Kopf.

»Wie viele Missionsschulen gibt's denn eigentlich in dieser Stadt?« fragte Helen interessiert.

»Es gibt viele Bekehrte,« der Führer machte eine große Armbewegung und fügte erklärend hinzu: »denn wir Leute aus den Bergen sind zu arm, um unsere Kinder selbst zu versorgen.«

Sie hatten inzwischen die Landstraße zurückgelegt, die sie kürzlich gefahren waren, und bogen jetzt zum Zentrum

der Stadt ein. Es war eine Straße mit Werkstätten in offenen Toren, mit düsteren Läden hinter blinden Mauern, grau von uraltem Schmutz.

Die Arbeit des Tages war bereits in vollem Gange. An einer Stelle ertönte hinter einem dunklen Gitterfenster ein einförmig trauriger Gesang, an einer anderen Hammerschläge und scheltende Stimmen mit vielen Nasallauten. Es war ein Grenzland, durch das sie fuhren; die Häuser gehörten dem Westen, während die Einwohner unter Allahs Schutz standen.

Sie ließen das Auto halten, stiegen aus und gingen zu Fuß weiter. Je tiefer sie in die Stadt hineinkamen, desto größer wurde der Verkehr auf der Straße.

»Sehen Sie nur!« rief Helen aus und legte ihre Hand auf Ralphs Arm.

Es waren Kamele. Mit den langen, gottergebenen Köpfen, hoch über dem Getriebe der Menschen wie Schiffsstegen in einer sanften Brise schwankend, kamen sie mit großen, schweren Bündeln auf den Buckeln und an den Seiten daher, das eine nach dem anderen, wie ein Trauergefolge, von einer gemeinsamen Schnur zusammengebunden, die in der Hand eines verschwitzten Nubiers lag.

Ralph und Helen blieben stehen und ließen den ganzen Zug an sich vorbeipassieren.

Zu beiden Seiten der Straße waren Buden neben Buden errichtet. Die Waren lagen auf niedrigen Tischen zur Schau oder hingen von der Decke herab. Da waren Fleischer, Krämer, Stoffhändler; vor den Bäckerläden lagen flache syrische Brote längs der Mauer aufgereiht. Hier trugen die Handelnden europäische Kleidung und Fes; weiterhin aber, wo

die Straße so schmal wurde, daß die elektrische Straßenbahn sich Schritt für Schritt durch die lebendige Masse, die sich auf beiden Seiten drängte, durchkämpfen mußte, waren doch Djubbe und Turban vorherrschend, und die Kaufleute saßen mit gekreuzten Beinen da, die Wasserpfeife vor sich, in ihr Schicksal ergeben.

An einer Straßenecke befand sich mitten zwischen syrischen Buden ein europäischer Manufakturladen, vor dessen Fensterauslage ein Herr und zwei Damen standen. Die eine der Damen war klein, eine zierliche Erscheinung in einem knappsitzenden Kostüm, mit einem dunkelroten Hut nach der neuesten Mode. Das Gesicht hatte einen leidenden Ausdruck, mit tiefen Schatten unter den Augen und nervösen Nasenflügeln. Die andere Dame war üppig; ihr Kleid umspannte Brust und Hüften, als hätte es seine liebe Not, all den lebendigen Stoff zusammenzuhalten.

Indem Ralph und Helen vorbeigingen, drehte der Herr sich zu ihnen um; er war mager und engbrüstig. Das graubleiche Gesicht, in dem die Augen dunkelgerändert waren, wie von mangelhaftem Schlaf vieler Nächte, war rotgefleckt. Sein Mantelkragen war an der einen Seite hochgeschlagen, er trug einen beuligen Künstlerhut. Ralph begegnete seinem Blick und erkannte den Levantiner vom Schiff, mit dem flatternden roten Schlips und dem schäbigen Wintermantel.

Abfallprodukte von Europas Kultur, dachte er, die professionellen Dirnen und ihre Beute, die obendrein froh zu sein scheint.

Der Führer bemerkte die Richtung von Ralphs Blick und sagte, stolz auf das mondäne Leben seiner Stadt:

»Das sind die beiden französischen Sängerinnen aus dem Varieté, die jeden Abend volle Häuser machen.«

Der Führer betrachtete die üppige Dame mit unverhohlener Verwunderung und versuchte, so nah wie möglich an sie heranzukommen. Eine Sekunde weilte ihr unkeuscher Blick auf den bewundernden Augen des jungen Mannes. Dann sagte sie etwas zu ihrer Freundin, die sich nach ihm umdrehte, den Kopf in den Nacken warf und ihre rotgemalten Lippen zu einem höhnischen Lachen verzog. Als sie aber im selben Augenblick Ralphs ansichtig wurde, veränderte sich ihr Ausdruck, sie richtete sich auf wie eine Feder, die in die Höhe schnellt, und versuchte mit einem Blick ihrer schwarzen Augen seine Aufmerksamkeit zu erzwingen. Ralph hörte, wie ihre Freundin »Amerikaner« flüsterte, und als er sich kurz darauf umsah, folgten sie ihm alle drei.

In der herrlichen, reinen Frühlingsluft, in der reichen, starken Sonne, die all das bunte Elend, das sich um ihn herum rührte, vergoldete, wirkte das herausfordernde Sichfeilbieten dieser Frauenzimmer wie ein schneidend falscher Ton in einem harmonischen Spiel. Es war wie ein verpesteter Atem in einem duftenden Garten, wie ein Geschmack von etwas Verfaultem. »Die Kultur des Westens,« dachte er bitter, indem er den Eindruck von sich abschüttelte und verstohlen zu Helen hinblickte, die unangefochten weiterging; sie war nicht davon berührt worden.

Die Szenerie wechselte. Indem sie um eine Ecke bogen und durch einen gewölbten Torgang von uralter Konstruktion schritten, kamen sie vom Grenzland in den unverfälschten Orient.

Auch hier war es voll von Buden, die so dicht standen, daß nur eine schmale Passage in der Mitte der Gasse frei

war; Wagen aber gab's hier nicht, und auch Kamele hätten sich nicht durchdrängen können. Außer den Menschen sah man hier nur vereinzelt Esel, die mit ihrem Maul in Haufen von grünem Abfall wühlten, und lichtscheue, schmutziggelbe, kurzhaarige Hunde, die zwischen den Buden herumschnüffelten und die Handelnden umkreisten, um sich ungesehen ein wenig elende Nahrung zu erschleichen.

Die Straße war nicht gepflastert; tags zuvor hatte es geregnet, so daß die mit Abfall vermischte Straße hoch aufspritzte. Die niedrigen Häuser waren sehr verfallen, man konnte ihnen ansehen, daß sie nie ausgebessert wurden. Ueber den Buden waren Binsenmatten zum Schutz gegen die Sonne ausgespannt; darunter saß der Kaufmann auf seinem syrischen Teppich und starrte gedankenvoll vor sich hin. Vornehme Stille herrschte in der kleinen Gasse; der Lärm der Hauptstraße klang nur fern und unwirklich durch den gewölbten Torgang.

Die Menschen, die sich zwischen den Buden bewegten, hatten eine würdige Haltung und ließen sich Zeit, vereinzelt Frauen waren da, mit geblühten Schleiern vorm Gesicht; sie sprachen von Seidenzeug und Musselin, während sie die Stoffe prüften und gegen das Licht hielten. Wenn gehandelt wurde, saß der Kaufmann auf der Erde mit der Wasserpfeife vor sich, den Kunden zur Seite, während ein junger Lehrling die Waren aufrollte und zeigte. Er sah aus, als wäre der Käufer nur zu Besuch da. Man sprach besonnen und abgemessen, mit vielen Allah, Mashallah und Inshallah. Nur an dem Aufflammen des Blicks konnte man hin und wieder sehen, daß es sich um ein Interessenspiel handelte.

Der junge Druse sollte Ralph und Helen zu einem türkischen Manufakturladen führen, wo Helen ein passendes Kostüm für Schehanna kaufen wollte.

Als sie die Bude erreichten, war sie leer. Ueber den niedrigen Tisch, wo die Waren zwischen Maßstock, Wasserpfeife und anderen Hausrat ausgebreitet lagen, war ein großmaschiges Netz gespannt; aber keiner war da, der den Laden versorgte.

Der Führer warf dem Nachbarhändler einen fragenden Blick zu, der, ohne den Kopf zu bewegen, mitteilte, daß Abdullah zur Moschee gegangen sei, um zu beten.

»Endlich sind wir im Orient!« sagte Ralph zu Helen und lachte.

Er musterte den Laden und sah über der Matte einige Schriftzeichen.

»Ist das der Name des Besitzers?« fragte er.

»Nein,« sagte der Führer, »dort steht: ›Allah, o du, der du dem redlichen Kaufmann die Tore des Verdienstes öffnest und den betrügerischen vernichtest.««

»Das bedeutet dasselbe wie bei uns ›*Grand prix de Paris*«,« sagte Ralph. Helen aber fand es hübsch und rührend.

Ein Bettler mit wolligem, weißem Bart in einem braungegerbten Gesicht kam ihnen schwankend entgegen, einen Stock im ausgestreckten Arm. Mit seinem erhobenen Kopf witterte er durch die Luft, wie die Kamele; die großen, wasserklaren Augen waren starr nach aufwärts gerichtet; sie waren blind.

»König Oedipus!« sagte Helen und ging auf ihn zu, um ihm eine Silbermünze zu geben.

Ralph wunderte sich, daß sie kein Aufsehen zu erregen schienen. Die Handelnden streiften sie wohl mit den

Blicken, wenn sie vorbeigingen, aber kaum daß einer den Kopf nach ihnen umdrehte; er mußte an sein Gespräch mit Gamâl denken, was dieser von dem Verhältnis der anderen Rassen zur weißen gesagt hatte. Es war unverkennbar, daß diese Muselmänner ihre eigene Kultur für die überlegene hielten; die Geschichte der Jahrhunderte aber hatte sie gelehrt, daß es notwendig sei zu schweigen und zu warten. Sie fanden sich damit ab, daß Europa ihren Weg kreuzte, ihre Schwelle aber hielten sie rein.

Ein Beduine kam ihnen entgegen, langsam schreitend, in seinem langen, gestreiften Mantel, zwei schwarze Kamelwollringe um das Kopftuch gedrückt, das Nacken und Backen bedeckte und bis auf die dunklen, geraden Brauen fiel. Wie ein König setzte er seine mit schmutzigem Segeltuch umwickelten Füße auf den Straßenschmutz. Hochaufgerichtet, den Kopf stolz wie ein Raubvogel erhoben, ließ er seine Blicke prüfend von rechts nach links, von Laden zu Laden schweifen.

Ralph blieb stehen, von dem Unterschied zwischen diesem Beduinen und all den anderen Menschen, die ihm heute begegnet waren, betroffen.

Endlich mal ein Mensch, dachte er bei sich, frei und ursprünglich von der Hand der Natur. Wie er auf diese hockenden Geschäftsleute herabblickte, wie er dieses Stadtleben geringschätzte! – Ob er seine Ueberlegenheit auch in Piccadilly oder der Wallstreet bewahren würde? – Ein Mensch ohne den Begriff von Fortschritt, ohne den Zwang des unersättlichen Arbeitshungers, der das Unglück des Westens geworden ist. Für ihn, dachte Ralph, bedeutet Kultur, das zu sein und zu bleiben, was seine Vorfahren waren, er selbst und ganz nur er selbst. Ob er überhaupt eine Religion hat?

Der Führer, der ihm die Gedanken von den Augen ablas, neigte ihm seinen Kopf zu und sagte:

»Die Beduinen glauben an böse Geister, aber sie haben weder Moscheen noch Kirchen.«

Ralph empfand Sympathie für diesen Wüstenhelden, der nichts zu sein schien und doch alles war, was ein Mensch erreichen kann. Er fühlte sich ihm näher verwandt als den anderen Menschen, die ihm heute begegnet waren. Er blieb stehen, von einem plötzlichen Einfall gepackt: Hat die Kultur uns nicht rückwärts anstatt vorwärts geführt? Wie tief wurzelte denn eigentlich der scheinbar so große Unterschied zwischen Lebensanschauungen, Lebensweisen, Trachten? Hatten der Missionar beim Leuchtturm, die Variété-dame mit ihrem Levantiner, der Führer und das Parsenmädchen, Türke und Christ, er selbst und Helen Herz und der Beduine dort nicht alle etwas Gemeinsames?

Er erinnerte sich an Gamâls Worte: Kann es sich für die anderen lohnen, eure Lehre anzunehmen? – Er betrachtete den Beduinen und dachte an sein eigenes Dasein in Neuyork: Ja, die ganze Stufenreihe, die die christliche Kultur, und später die moderne Forschung aus dem Felsen der Zeit mühselig herausgehauen hatte, stand zwischen ihnen. Wer aber war der Glücklichere?

---

»Donnerstag ist Reisetag, sagen die Araber,« bemerkte der Hotelportier, als er Ralph und seine Gesellschaft ans Automobil geleitete, das vor der Treppe hielt.

Ralph und Helen stiegen ein, Schehanna und der Führer nahmen ihnen gegenüber Platz. Dann ging's durch die enge, staubige Hafestraße, an europäischen Handelsspeichern

vorbei, zum Hundefluß, der unter Felsen hervorschäumte, zur Landstraße von Damaskus, die in Zickzacklinien zwischen üppigen, weinbewachsenen Terrassen ansteigt, wo syrische Kleinbauern spärlichen Unterhalt finden.

Nachdem sie einige Stunden gefahren waren, erreichten sie die Paßhöhe des kahlen, rötlichen Berges, wo ein eiskalter Wind wehte. Es fror Helen, und Ralph hüllte sie in den Pelz ein, den er vorsichtshalber mitgenommen hatte.

Sie hatten Frühstück vom Hotel mitbekommen und verzehrten es auf dem Bahnhof von Rayak, wo der französische Wirt ihnen persönlich aufwartete und seinen allerbesten Bordeaux vorsetzte.

Es wurde Nachmittag, bevor sie Baalbeks sechs Riesensäulen der Ruine des Zeustempels ansichtig wurden, die sich wie weiße Striche von dem Rücken des Libanon abhoben.

Ralph ließ halten, damit Helen die Aussicht genießen konnte.

Meilenweit erstreckte sich die winterrote Ebene, grau von gebleichtem Gras, mit dunklen Flecken verstreuter Kaktusgruppen hier und da. Langsam stieg sie aus dem breiten Boden des Tals an, wo eine Reihe blätterloser Pappeln das Bett des unsichtbaren Flusses bezeichnete. An einer Stelle scharten die Pappeln sich zu einem Hain zusammen, und zugleich zeigten einige Punkte, daß dort eine Stadt mit gekalkten Mauern und flachen Dächern läge: Hinter einer dichten Wolke, die über die klare Himmelswölbung segelte, mit einer Schar kleiner Zwerge im Gefolge, fiel das Sonnenlicht in breiten Strahlenstreifen über die sanft ansteigende, braune Halde. Durchs Fernglas konnten sie eine Herde schwarzer Schafe unterscheiden und vereinzelte langhaarige, dunkle Kühe. Kein Mensch war zu sehen, aber wo die ansteigende

Ebene am Horizont mit dem niedrigen Bergprofil des Antilibanons zusammenfloß, erhoben die Säulen sich wie ein ungeheures Grabmal über eine gefallene Größe, eine versunkene Kultur. Rechts stieg die Berglinie langsam an, bis sie im Osten die Schneegrenze erreichte.

Während Helen sich der melancholischen Stimmung der Landschaft hingab, richtete Ralph seinen Blick von der Landschaft auf ihre dunkelgrauen Augen, die von Wehmut verschleiert waren, auf die gebogenen Augenwimpern unter den leicht gerunzelten Brauen, die flaumige Wange, die einen Rosenschein durch die Schärfe der Luft bekommen hatte, auf das zartgeformte Kinn und die halbgeöffneten Lippen. Er fühlte dieselbe plötzliche Lust, einen Kuß auf ihre weiße Hand zu drücken, die unbehandschuht auf der Wagenkante lag, wie in jener Nacht auf dem Schiff, als sie ihm ihr Herz geöffnet und einen Einblick in ihr Leben gewährt hatte.

Schehanna saß in der gegenüberliegenden Ecke, in Ralphs Ulster eingewickelt, auch sie hatte gefroren, als sie über die Berghöhe fuhren. Ihre Augen weilten nicht bei dem, was sie sahen, ihr Blick war nach innen gekehrt; aber auch sie sah, nach dem zarten Lächeln zu urteilen, etwas Schönes und Feierliches, das der Anblick um ihren bebenden Mund zeichnete.

»Wenn wir noch länger verweilen, Herr,« sagte der Führer, »bekommen wir die Ruinen, die bei Sonnenuntergang geschlossen werden, nicht mehr zu sehen.«

Helen erwachte aus ihren Träumen, und Ralph hieß den Chauffeur weiterfahren.

Abbas, der Führer, war bei strahlender Laune. Unter dem Vorwand, daß er Baalbek wie seine Vaterstadt kenne, war

es ihm geglückt, mitzukommen, obgleich er in Wahrheit nur einmal als Knabe dort gewesen war. Er saß da, den Fes im Nacken, große Schweißperlen auf seiner langen, bleichen Nase, und lächelte dem Dämmerlicht zu, das die Wolken bereits über die Ebene warfen, während seine dünnen Finger mit dem roten Lederrand des Automobils spielten. Seine Augen hingen mit unverhohlener Bewunderung an Helen. Sie mußte sich ein Lächeln verbeißen, wenn ihre Augen die seinen streiften und sie die plötzliche Wärme sah, die in den gelbgeränderten Pupillen aufflammte. Auch Ralph sah es und sandte dem Burschen, der nicht zu wissen schien, daß er seine innersten Gefühle bloßlegte, einen prüfenden Blick. Er benutzte jede Gelegenheit, um Helens Armen und Händen so nah wie möglich zu kommen.

In plötzlich aufsteigendem Zorn sandte Ralph ihm einen scharfen Blick, der Abbas das Blut in die Wangen trieb und das kindlich lüsterne Lächeln über den schmalen, spitzen Zähnen verscheuchte. Er zog den Kopf zurück und drückte sich in die Ecke, als ob Ralph ihn geschlagen habe.

Helen mußte lachen und auch Ralph konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

Wie um sein Unrecht wieder gutzumachen, begann Abbas jetzt Schehanna zu unterhalten, die aus fernen Gedanken erwachte und vom einen zum anderen blickte.

Die Säulen wuchsen rasch vor ihren Augen. Sie wurden immer weißer und schlanker und reckten sich zum blauen Himmelslicht empor, kein Grabmal mehr, sondern eine Ehrenpforte, die zu der Schönheit führte, die in dem toten Gestein fortlebte.

In diesem Augenblick glitt die Sonne unter dem Wolkenrand hervor und ein rosiger Schein fiel über die Ebene. Alles Tote bekam Leben. Die schlanken Pappeln streckten sich, die fernen, weißen Mauern stiegen aus dem grauen Schatten, der sie vorhin verschleiert hatte, hervor. Die Schafherde wurde zu einem Gewimmel von lebendigen Punkten, und die verstreuten Kaktusgruppen bekamen einen grünlichen Schimmer.

Der Weg stieg langsam zu der Ruinenstadt an. Rechts sahen sie einen Hirten auf seinen Stab gestützt, der in den seltenen Anblick der Fremden versunken war, während sein zottiger Hund hinter dem Automobil herjagte, doch ohne ihm zu nahe zu kommen.

»Dort liegt das Hotel,« sagte Abbas und zeigte auf ein großes weißgekalktes, zweistöckiges Gebäude mit Bogenfenstern und einer Steintreppe, die zur Tür hinaufführte.

Ralph fragte, wie es hieße und wem es gehörte. Abbas starrte einen Augenblick vor sich hin, er wollte seine Unwissenheit nicht verraten und nannte darauf den Namen, der ihm am nächsten lag.

»Es gehört Cook.«

Der Weg machte eine Biegung, und das Auto fuhr auf das Hotel zu, dessen Tür im selben Augenblick geöffnet wurde. Ein alter Mann trat heraus, der einen Fes und syrischen Mantel zu europäischen Hosen und Weste trug.

Er stieg beschwerlich die Steintreppe herunter, die Hand grüßend am Fes, mit tiefen Verbeugungen, hinter ihm in der Tür tauchte eine junge Frau auf, die dunkle Flechten lose um den Kopf trug.

Während Ralph und seine Gesellschaft den Nachmittags-tee einnahmen, sorgte der Wirt für einen Führer, obgleich Abbas sich dagegen sträubte.

Der Führer, ein hoher, breitschultriger Maronit mit dunklen, lebhaften Augen, einem Klappkragen und weichem Künstlerhut, entdeckte sofort, daß Abbas ein Konkurrent sei. Hm, hm, es war nicht das erstemal, daß das Hotel in Beyrut den Fremden seine eigenen Leute mitgab!

Sie brachen gleich auf, da die Zeit vorm Sonnenuntergang ausgenutzt werden mußte. Schehanna war müde und erbat sich die Erlaubnis, im Hotel zu bleiben.

Ein frischer Wind wehte von den Bergen, nach der langen Automobilfahrt war es ein Vergnügen zu gehen; alle waren in heiterer Stimmung. Der Führer ging aus alter Gewohnheit voran und erzählte lokale Neuigkeiten, die Abbas mit nachsichtigem Lächeln anhörte.

Ralph und Helen ließen ihn schwatzen; sie waren in den Anblick der Stadt mit den ehrwürdigen Säulen vertieft, die jetzt ganz dicht vor ihnen lag. Ein Bach schlängelte sich zwischen schlanken Pappeln an weißen Ruinenmauern vorbei, wo er mit der Landstraße zusammentraf, erweiterte er sich zu einem Teich, der von Steinen eingefast war; das war der Waschplatz der Stadt. Die Wohnhäuser lagen verstreut; sie waren niedrig, auf arabische Art, und hatten nur ein kleines Fenster ganz oben unter dem flachen Dach; neben dem Hause lag ein mauerumzäunter Hof für die Haustiere.

Die Landstraße führte um eine alte Ruine herum, deren oberer Teil ganz verfallen war. Mauerbrocken lagen um ihren Fuß, der mannshoch emporragte und einen viereckigen Raum ohne Dach umschloß.

Da hörten sie das Geräusch von herabkollernden Steinen, und sahen einen Mann, der aus der Ruine hervorkroch, sie betrachtete und sich auf einen Steinhaufen setzte, die Hände im Schoß. Er war bucklig und trug syrische Bauernkleidung und Kopfbedeckung. Seine Glieder waren unförmig groß, die Arme viel zu lang und die Hände so plump, daß sie den Sack ganz bedeckten, den er im Schoße liegen hatte. Das Gesicht war lang, mit einem wirren, grauen Bart, der den Eindruck machte, als ob er in der Erde gelegen hätte. Unter der kreuz und quer gefurchten Stirn starrten zwei große hervortretende Augen mit schwerem, wildem Blick auf Abbas.

Als der junge Druse so nahe gekommen war, daß er die Gesichtszüge des Mannes erkennen konnte, verschwand das Lächeln von seinen Lippen; er wurde bleich, trat hinter Ralph und duckte den Kopf, als ob er sich verstecken wollte.

»Das ist der Natik!« sagte der neue Führer und grüßte halb ehrerbietig, halb spöttisch, als sie den Haufen erreichten, wo der Alte saß.

Der Bucklige würdigte ihn keines Gegengrußes, er starrte nur Abbas an, als ob sie beide ganz allein auf der Landstraße waren.

Als die Gesellschaft ihn erreicht hatte, hob er seinen Kopf und sagte:

»Säen die Menschen in dem Lande, woher du stammst, Körner aus Ehlilodsch-Balsam?«

Wie etwas Auswendiggelerntes antwortete Abbas:

»Ja, sie werden in die Herzen der Gläubigen gesät.«

Der Alte wischte sich den Bart und fragte weiter:

»Gehörst du zu den Bekennern der Einheit? – Ehrest du deine Mutter und wirst du von ihr gesegnet, bevor du an deine Arbeit gehst?«

Abbas nickte, ohne zu antworten und trat näher an Ralph heran, wie um Schutz zu suchen.

Ralph und Helen blieben stehen; sie verstanden nicht, was der Fremde sagte, aber sie sahen, daß er zornig war, und wurden neugierig.

Der Alte erhob sich; trotz seines krummen Rückens hatte er die Länge eines normalen Menschen. Er ging über das staubige Gras bis an den Wegsaum und sagte, indem er Abbas seinen mächtigen Arm entgegenstreckte:

»Laß mich deinen Händedruck prüfen!«

Abbas wechselte die Farbe, und sein Mund verzog sich wie zum Weinen. Er trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und bewegte voller Unentschlossenheit die Hände. Als der Alte aber nach einen Schritt näherkam, schob Abbas plötzlich den Führer beiseite und rannte zur Stadt zurück.

Der Bucklige reckte die Arme hinter ihm her und schrie:

»Ich hab auf deiner Stirn gelesen, daß du logst. Du bist ein Abtrünniger. Al Kaim möge dir das Los der Abtrünnigen bereiten!«

Dann wandte er sich ab, stieg über den Steinhaufen und verschwand hinter der Ruine.

Ralph sah den Führer fragend an.

»Das war ein drusischer Scheik,« sagte dieser und fügte mit einer vielsagenden Geste auf seine Stirn hinzu: »Er ist nicht recht klug; man nennt ihn Natik, weil er sich selbst dafür hält. Er streift umher und prüft die Drusen auf ihren Glauben. Das Ende der Zeiten ist nah, sagt er, und er sei

dazu ausersehen, das Urteil der Welt zu vollbringen und die Bekenner der Einheit zu retten.«

»Was sind Bekenner der Einheit?« fragte Helen.

»So nennen die Drusen sich selbst; aber niemand weiß etwas Bestimmtes über ihren Glauben, nicht einmal sie selbst, denn nur die ›Eingeweihten‹, die Ukkal, bekommen die Wahrheit zu wissen; und wenn sie sie verraten, kostet es sie das Leben.«

»Was heißt Natik?«

»Das ist so etwas Aehnliches wie Prophet, ebenso wie Moses oder Elias oder Mohammed. Einer, der dazu auserwählt ist, den Gott, der sich vor den Menschen verbirgt, zu offenbaren und seinen Willen zu verkünden.« Helen blickte vor sich hin; sie dachte an das, was Schehanna ihr aus ihrem Leben erzählt hatte.

»Warum hat er sich aus dem Staube gemacht?« fragte Ralph und blickte sich nach Abbas um, der in seinem Lauf innegehalten hatte, als er sah, daß der Alte verschwunden war; er stand in einiger Entfernung und guckte sehnsüchtig zu ihnen herüber.

»Wer kann das wissen?« sagte der Führer mit einem boshaften Lächeln, »wenn er aber ein Abtrünniger ist, wie der Alte meint, möchte ich ungern in seiner Haut stecken; die Scheiks sind schweigsam und rachsüchtig. Die Araber behaupten, daß sie Nachkommen von den Söhnen sind, die Loth mit seinen Töchtern zeugte, als er mit ihnen allein in der Berghöhle wohnte.«

Er rümpfte verächtlich die Nase und winkte Abbas, daß die Gefahr überstanden sei.

»Also du bist einer von denen,« sagte der Führer und lachte spöttisch, als Abbas niedergeschlagen zurückgekehrt war,

– »hüte dich davor, nach Dunkelwerden auszugehen, und bleibe ein andermal lieber in Beyrut.«

Abbas warf Helen einen flehenden Blick zu; sie erbarmte sich seiner und machte Ralph ein Zeichen, daß er ihn nicht necken solle.

Ralph lachte und ging weiter.

Sie kamen zum Eingang der Ruine. Die Torwache schüttelte den Kopf und deutete auf die Sonne; es war Zeit zum Schließen. Ralph aber gab ein Trinkgeld, das das übliche so weit überstieg, daß der Torwächter sich mit einem Schwall von blühenden Reden zur Erde neigte, Sand aufnahm, Stirn und Brust als Zeichen der Unterwürfigkeit damit benetzte und ihnen folgte.

Währenddessen begann der Führer mit seiner auswendig gelernten Rede und rappelte die Geschichte von Jahrtausenden in fünf Minuten herunter.

Die Stadt war Herr über das Tal und die Stadt der Quellen. Zwei Flüsse rannen aus ihrem Schoß. Es war Baals und Molochs Stadt. Hier hatten Baals Priester das goldene Kalb angebetet. Baal war der Sonnengott, in dieser Stadt hatte der Altar gestanden, worauf Menschen geopfert wurden. Alexander kam und siegte und gab der Stadt den Namen Helio-polis, nach dem Sonnengott der Griechen.

Als Rom die Welt eroberte, wurde das Land eine römische Provinz und Antonius baute schöne Tempel über den tausendjährigen Altären, einen für Zeus und einen für Helios; für Venus errichtete er einen Rundtempel, dort wo Baals Gattin Astarte ehemals von vornehmen Jungfrauen der Stadt verehrt worden war, die ihre Keuschheit der Göttin zum Opfer brachten.

Sie wanderten durch Gänge von verfallenen Säulen, an herabgestürzten Architraven mit wunderbaren Reliefskulpturen vorbei, die einstmals in der Sonne über den Säulen gestrahlt hatten. Sie durchschritten die Ehrenpforte der sechs Säulen und genossen den Blick übers Tal zu den Bergen hinüber. Die Sonne war im Begriff unterzugehen, und am gegenüberliegenden Horizont stand bereits die bleiche Halbkugel des Mondes auf dem hellen Himmelsgrund.

Indem sie die hohen Stufen vom Tempelfundament herabstiegen, sagte der Führer:

»Nehmen Sie sich in acht, gnädige Frau, zwischen den Steinen im Gras sind Schlangen.«

Helen schürzte ihr Kleid auf und sprang von Stein zu Stein, um nicht ins Gras zu treten. Ralph faßte seinen Stock fester und hielt scharf Ausguck, um nötigenfalls einer Schlange den Kopf zu zerschmettern.

Sie kamen zu einer Tempelhalle, deren Mauern in ihrer ganzen ursprünglichen Höhe dastanden, nur waren sie ihres Marmorschmuckes beraubt. Leere Nischen mit runden, dunkelschattigen Bögen gähnten ihnen entgegen. Ueber ihnen war der offene Himmel, auf dem die größten Sterne bereits hinter dem dunklen Purpurschleier, den der Sonnenuntergang über das Firmament gebreitet hatte, entzündet waren.

Von der wunderbaren Feierlichkeit ergriffen, die die zunehmende Nacht über die Ruinen herabsenkte, standen sie schweigend da und lauschten der Stille. Selbst der Führer rührte sich nicht. Ob auch er ergriffen war? – Oder wußte er aus Erfahrung, daß dieselbe Stimmung Europäer zu dieser Stunde und an diesem Ort zu ergreifen pflegte? Nur Abbas war unruhig; seit dem Erlebnis mit dem Alten hatte er nichts

gesagt, und sein herumflackernder Blick verriet seine Angst. Er spähte von Mauer zu Mauer und betrachtete die dunklen Schatten zwischen den Säulentorsos mißtrauisch, als erwartete er jeden Augenblick den Alten dahinter hervortreten zu sehen, um von neuem Rechenschaft von ihm zu fordern.

Als sie aus der Tempelhalle kamen und durch den Vorhof gingen, die Augen aus Furcht vor Schlangen aufmerksam vor sich aufs Gras gerichtet, leierte der Führer den zweiten Teil seiner auswendig gelernten Rede her.

Hier wurden in der Kaiserzeit Münzen geprägt. Dort, in jener viereckigen Marmorrinne lief das Wasser, worin die Priester sich vorm Opferdienst wuschen. Er deutete auf die äußere Mauer und zeigte, wie Schießscharten in das Fundament eingebaut waren, so daß das Ganze eine gewaltige Festungsmauer bildete. Das war das Werk der Araber; sie hatten die Christen abgelöst, die in der byzantinischen Kaiserzeit das Erbe des heidnischen Rom angetreten und die Tempel zu Kirchen gemacht hatten. Dort, wo zuerst Baal angebetet worden war und nach ihm Zeus, hatte auch der Gott der Christen geherrscht, bis Mohammeds Halbmond über den Bergen emporstieg. Der Rundtempel wurde der heiligen Barbara geweiht; an der Stelle, wo Astartes Jungfrauen getanzt, wo später Venus mit ihrem kalten Marmorlächeln ihren Getreuen zugelächelt hatte, stieg der Rauch um das Bild der heiligen Barbara auf und wallte zu den Jungfrauen der Stadt hinaus; jetzt schritten sie nicht mehr stolz mit Blumen im Arm durch den Tempel; jetzt knieten sie betend mit niedergeschlagenen Augen und lauschten wehmütigen Chorälen, wo ihre Mütter in längst entschwundenen Zeiten zum Klang der Flöten und Zimbeln getanzt hatten.

Der Boden unter ihnen klang hohl; dort waren die unterirdischen Räume, die die Römer zuerst als Kasematten, die Araber später als düstere Gefängnisse benutzt hatten.

Die letzten, die an diesem erinnerungsreichen Orte geherrscht hatten, waren die Emire der Drusen. Als Hakim, der verrückte Kalif, wie die Araber ihn nannten, von der Hand seiner Schwester in Kairo gefallen war, nachdem er die neue Lehre gegründet hatte, flohen seine 187 Getreuen nach Syrien, von dem Propheten Hamza geführt, der ihnen ein Reich im Tale des Libanon errichtete; dort schrieb er seine heiligen Bücher und gewann die Drusen, deren Stamm dieses Tal und die Berge seit undenkbaren Zeiten bewohnt hatten, für Hakims, Al Kaims Lehre, die ihm von Gott offenbart worden war.

Helen empfand, daß der Ort, auf dem sie stand, von der Anbetung Tausender geheiligt war. Zeiten wechselten und der Gott mit ihnen, er verbarg sein wahres Gesicht vor den Menschen. Die wenigen, die seine Stimme durch die Stille vernahmen, bald von einem kahlen Felsenkamm herab, bald aus einem brennenden Busch, deuteten ihn jeder auf seine Weise. Sie bildeten Gemeinden, die einander verfolgten und bekriegten. Und Gott verhüllte sein Angesicht; seine Stimme klang nicht mehr durch die Stille, wie laut sie ihn auch von ihren Altären riefen.

Ja, Gott verbarg sich vor den Menschen. Nicht mit Worten und nicht durch Bilder führte ein Weg zu ihm; und dennoch flüsterte seine Stimme aus jedem klopfenden Herzen, aus jeder lebenden Zelle, ja, lag er nicht unter diesem toten Gestein verborgen?

Doch offenbart er sich von neuem, wenn die Zeit gekommen ist.

Wird es in der Stille geschehen, wie ein Geisterhauch von oben, der in der Orgel eines auserwählten Herzens Widerhall findet, bis er wie ein Lobgesang über der Erde schwillt? – Oder wird er wie ein Sturm kommen, der die großen und kleinen Bäume niedermäht und Geschlechter dem Erdboden gleichmacht, auf daß neue aus dem Tod der alten sprießen können?

Offenbare uns den Zusammenhang, Du, der Du Dich vor den Menschen verbirgst, bat sie im stillen, zeige uns die Gerechtigkeit der neuen Zeit, unserer Zeit, damit wir nicht im Blinden tasten, ohne Glauben und ohne Hoffnung!

Der Mond hatte inzwischen seinen vollen Glanz bekommen, er stand dicht über den sechs Säulen und warf ihren Schatten auf die weißen Steine im Vorhof des Tempels.

Der Führer mahnte zur Rückkehr, Ralph aber fragte ihn, ob sie alles gesehen hätten; und als er von den Granitblöcken hörte, die in das Fundament eingemauert waren, in einer Höhe von acht Metern über dem Erdboden – Blöcke, die so groß waren, daß moderne Ingenieure vergeblich darüber gegrübelt haben, wie man sie mit den Gerätschaften damaliger Zeiten das weite Wegstück von den Steinbrüchen hierhergeschafft hatte, – wollte er die Ruine nicht verlassen, ohne sie gesehen zu haben; sie interessierten ihn als Fachmann.

»Zeigen Sie sie mir,« sagte er zum Führer.

»Das Mondlicht trägt,« sagte der Führer, »wenn man das Herumklettern zwischen den Steinen nicht gewöhnt ist, kann man leicht fallen und den Hals brechen; hier gibt's viele Löcher zu den tiefen Kasematten.«

»Die haben wir ja auch noch nicht gesehen. Kann man dort nicht hinunterkommen?«

»Ja – jetzt aber nicht mehr.«

»Haben sie Furcht?« Ralph griff in die Tasche nach Geld.

»Nicht meinetwegen; aber ich trage die Verantwortung und darf Sie keiner Lebensgefahr aussetzen. Wenn etwas geschähe, würde ich um meine Stellung kommen; um so mehr, als ja schon lange geschlossen sein müßte. Hab ich nicht recht?« wandte er sich an den Torwächter, der sich tief vor Ralph verbeugte, eine Armbewegung machte und sagte:

»Herr, das dürfen Sie nicht von uns verlangen.«

Ralph blickte über die Sterne zum Mondschein hinaus und überlegte einen Augenblick.

»Was kann uns denn geschehen?«

»Erstens sind da die Schlangen, die weder Sie noch ich sehen können; in den Kasematten ist es stockdunkel, und wir haben keine Laterne.«

Er blickte umher, als ob er lauschte und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu:

»Außerdem ist Donnerstag abend.«

»Und was dann –?«

»Dann versammeln sich die Ukkal der Drusen kurz nach Sonnenuntergang und halten Sitzung. Niemand darf wissen, wo sie ihre Zusammenkünfte abhalten, keiner darf sie sehen; man sagt in der Stadt, daß sich ein Chalva zwischen den Ruinen befindet. Hab ich nicht recht, Kasim?«

Wieder verbeugte der Torwächter sich vor Ralph und machte eine bekräftigende Armbewegung.

»Was ist ein Chalva?«

»Das ist ein hochgelegener Platz, ohne Baum oder Haus, wo das Kalb unter offenem Himmel angebetet wird.« Er wandte sich an Abbas, der unruhig nach allen Zeiten spähte. »Du mußt es ja wissen, bist ja selbst im Aquil gewesen.«

Abbas wagte nichts zu sagen; die Begegnung mit dem Alten hatte ihm ein Schloß vor den Mund gelegt.

»Ein Kalb?« fragte Helen erstaunt, »wie ist es möglich, daß ein Kalb *heimlich* zur Nachtzeit hier heraufgeführt wird?«

Der Führer lachte und sagte:

»Das Kalb ist nicht größer als meine Hand; es ist nicht lebendig, sondern aus Gold. Imamen, der Priester, führt es in seiner Tasche bei sich.«

Ralph sah vom Führer zum Torwächter, von Helen zu Abbas, alle waren von der Unheimlichkeit des Ortes berührt.

»Gut,« sagte Ralph und fügte sich in das Unabänderliche – »aber zeigen Sie mir wenigstens den großen Steinblock.«

Helen fühlte sich abgespannt, der starke Eindruck vorhin hatte sie erschöpft.

»Ich warte hier mit Abbas!« sagte sie und setzte sich auf eine umgestürzte Säule, während Ralph mit dem Führer durchs Mondlicht ging.

Während sie warteten, machte der Torwächter sich nützlich.

»Hier ist ein Altar!« sagte er und zeigte auf ein niedriges Steinviereck, worauf Worte mit römischen Buchstaben eingehauen waren.

»Was steht darauf?«

»Der Altar für den unbekanntten Gott.«

Helen fühlte sich seltsam ergriffen. Es war, als ob eine längst entschwundene Zeit ihren Gedanken in der feierlichen Mondnacht gelauscht hätte. Es war, als strahle ein ironisches Lächeln von der rätselhaften Inschrift aus: So beteten wir damals, als unsere Götter alt geworden waren und

wir nicht mehr wußten, wo wir den neuen suchen sollten, wie steht es mit euch? – Habt ihr es weiter gebracht?

»Es ist gut, Gottes heimlichen Namen zu kennen, damit man sich zur Nachtzeit an öden Orten gegen Jinns und Shaitas wehren kann,« sagte der Torwächter und sah sich vorsichtig um. »Ich glaube, daß dieser Altar zur Hilfe gegen die Dämonen errichtet wurde. Der, der ihn errichtet hat, kannte Gottes heimlichen Namen, hat ihn aber nicht verraten wollen.«

Er trat dicht an den Stein heran, als ob die Inschrift ihn schützen könnte.

»Sehen Sie dort!« flüsterte Abbas im selben Augenblick. Seine Züge bebten vor Angst, und er machte eine Bewegung, als ob er sich hinter Helen verstecken wolle.

Ganz in der Nähe sahen sie mehrere dunkle Gestalten im Mondlicht zwischen den Steinen klettern; sie hielten nach jedem Schritt inne und blickten sich spähend um.

Abbas packte Helen am Arm und bat sie, sich nicht zu rühren.

»Es sind Ukkal!« flüsterte er, »ich kann sie an der Kopfbedeckung erkennen.«

Einer von den Männern hatte inzwischen die höchste Stufe erreicht und stand frei im Mondlicht zwischen den Säulen. Er stand dort wie eine Statue, den Blick auf die weite Ebene gerichtet. Ein zweiter erschien neben ihm; sie traten neben das Fundament und blickten nach der anderen aus. Sie winkten ihnen mit den Armen, und kurz darauf tauchte ein Kopf nach dem anderen über dem Rand des Fundamentes auf; die Männer schwangen sich mit den Händen herauf und setzten sich zwischen den Säulen in die Hücke.

In diesem Augenblick erklang Ralphs Stimme aus der Tempelhalle, ihr Laut wurde von den Säulen gegen die Mauer zurückgeworfen.

Da sah Helen, wie die Männer aufsprangen, und nach einem Augenblick war der Platz leer.

Man hörte Steine rollen, dann war alles still.

Da tauchte Ralph im Mondlicht auf, vom Führer gefolgt. Helen sah, wie er stehenblieb und wie ein Jäger auf dem Anstand lauschte, wieder erklang das leise Rollen von Steinen. Ralph folgte der Richtung des Geräusches, Helen sah ihn zwischen den Steinen klettern. Als er auf das Fundament hinaufgelangt war, drehte er sich um und winkte zu ihr hinunter. Sie begriff, daß er die fliehenden Männer gesehen hatte und sie darauf aufmerksam machen wollte.

Als sie Miene machte, ihm zu folgen, faßte Abbas sie am Arm und bat mit angstbebender Stimme:

»Nicht dorthin, nicht dorthin!«

Da ertönte dicht neben ihnen ein Laut. Es klang, als seien es schleppende Schritte in den Kasematten unter ihnen.

Abbas fuhr zusammen und drehte sich um.

Hinter dem Altar des unbekanntes Gottes erhob sich eine Gestalt im Mondschein. Ein mächtiger Kopf auf gewaltigen Schultern und lange plumpe Arme. Es war der Bucklige.

Er hielt seinen Blick auf die Säulen gerichtet, wo Ralph noch stand und den Drusen nachblickte. Der Alte duckte sich im Mondlicht und schlich vorsichtig, als ob er den Friedenstörer aus dem Hinterhalt angreifen wollte, auf das Fundament zu.

»Achtung!« rief Helen, um Ralph zu warnen.

Da richtete der Bucklige sich zu seiner vollen Höhe im Mondlicht auf und richtete seinen Blick auf sie. Als er aber

Abbas entdeckte, der sich vergeblich zu verbergen suchte, hob er drohend die Arme und rief:

»Du hast uns verraten! Du hast unser Chalva preisgegeben! – Ich, der Imam der Imamen, verkünde dir dein Urteil: Deine Mutter soll dich auf ihrem Totenbett verfluchen! Aller Drusen Hände sollen sich gegen dich erheben, bis das Unkraut deines Lebens aus dem Garten der Welt getilgt ist!«

Abbas klammerte sich wie ein Knabe an Helens Kleid.

»Ich hab euch nicht verraten!« jammerte er – der Alte aber hörte ihn nicht. Er riß sich die Kopfbedeckung von seinem langen Haar, das im Mondschein leuchtete, damit Gott seinen Zorn sehen solle.

Ralph sprang vom Stein und eilte auf sie zu, während der Führer sich vorsichtig näherte und in einiger Entfernung stehenblieb.

Als der Alte Ralphs ansichtig wurde, hob er seine Riesenarme drohend über den Kopf, als wolle er die Strafe des Himmels auf ihn herabbeschwören. Dann machte er kehrt und verschwand zwischen den Steinen hinterm Altar. Aus der Tiefe erklangen seine schleppenden Fußstritte.

Ralph erreichte Helen und wollte an ihr vorbei, um dem Alten zu folgen.

»Folgen sie ihm nicht!« bat Abbas und streckte ihm abwehrend die Hände entgegen.

Ralph sah ihn erstaunt an.

»Folgen sie ihm nicht, Herr!« sagte der Führer ernst, »er ist ein Natik; wenn die Drusen sehen, daß wir ihm folgen, kommen wir nicht lebend von hier fort.«

»Er hat sich Imam der Imamen genannt, Herr!« sagte der Torwächter und verbeugte sich tief vor Ralph. »Dann hat er

das goldene Kalb in Verwahrung und steht mit allen Jinns und Shaitans der Nacht im Bunde.«

Ralph überlegte einen Augenblick. Er hatte seinen Browningrevolver in der Tasche – wer aber konnte wissen, wie viele Drusen sich in den Schlupfwinkeln zwischen den Ruinen versteckt hielten; vielleicht verbargen sie sich in den Kasematten, und in dem trügerischen Mondlicht konnte man sich schlecht gegen Angriffe aus dem Hinterhalt wehren.

»Gut,« sagte er und gab die Verfolgung auf.

»Herr!« Abbas warf sich Ralph zu Füßen und ergriff seine Hände, »es ist nicht wahr, daß mich mein Vater dem Missionar überlassen hat; ich bin aus meinem Elternhause fortgelaufen und habe mich taufen lassen. Seitdem bin ich nicht wieder bei den Meinen gewesen, mein Vater kennt mich nicht mehr. Jetzt hat Natik mich verflucht und man würde mich töten, weil man glaubt, daß ich ihr Chalva verraten habe,« – er sah sich schaudernd zu den langen Schatten zwischen den Steinen um – »Herr, beschützen Sie mich, nehmen Sie mich in Ihren Dienst und lassen Sie mich bei Ihnen bleiben. Ich will alles tun, was Sie von mir verlangen!«

Ralph sah Helen an. Abbas folgte seinem Blick und richtete seine angstvollen Augen flehend auf sie.

Helen ließ sich rühren und nickte.

»Gut, dann nehmen wir ihn mit!« sagte Ralph, bedeutete Abbas aufzustehen und ging zum Ausgang.

---

Zeitig am Morgen kamen Ralph und Helen mit ihrem Gefolge nach Damaskus. Nach einem hastig eingenommenen Frühstück im Hotel fuhren sie nach der großen Moschee,

die einst eine christliche Kirche und Johannes dem Täufer geweiht gewesen war.

Der Führer geriet mit dem Torwächter in Streit, der der Herrschaft durchaus seine Binsenschuhe anziehen wollte, obgleich der Führer vom Hotel welche mitbekommen hatte. Es war eine Streitfrage, die jedesmal ausgefochten wurde, wenn der Führer mit einer Gesellschaft kam, darum aber war sie nicht weniger heftig.

Der alte Mohammedaner zitterte am ganzen Leibe, er kniete nieder und tastete mit steifen Fingern nach Helens Füßen, während seine Augen in ihren Höhlen Funken sprühten und kräftige Koransprüche auf seinen bläulichen Lippen blühten. Einige langaufgeschossene Straßenjungen sorgten dafür, daß das Feuer geschürt wurde. Bettler schleppten ihre Arm- und Beinstümpfe zum Walplatz und benutzten die Gelegenheit, Geschäfte zu machen, während sie zugunsten des Torwächters mitbellten; sie lebten ja von seinem Tor.

Ralph amüsierte sich köstlich. Als er und Helen schließlich glücklich die Segeltuchpantoffeln des Hotels über ihre Stiefel gezogen hatten, warf er dem Alten ein großes Geldstück hin, worauf dieser ihn jetzt ebenso fleißig segnete, wie er ihn vorher verflucht hatte.

Im Torweg saßen zwei Bettlerinnen gegen die Mauer gelehnt, mit hochgezogenen, nackten Beinen; mit dumpfer Stimme, ohne eine Miene in ihren steinernen, erdfarbenen Gesichtern zu verziehen, gaben sie ihre und Allahs Ansicht über die begangene Gemeinheit gegen den biedereren alten Torwächter kund, dessen Grabstätte Allah mit einem gnädigen Regen benetzen möge. Ralph bedachte auch sie, und der Schwall ihrer Danksagungen folgte ihm durch die Arkaden.

In dem mächtigen Hofviereck, wo weißer Sonnenschein lag, befanden sich viele Gläubige mit bunten Turbanen und Djubben, die ihnen bis auf die Füße fielen. Einige standen über das große Marmorbassin gebeugt und reinigten sich in dem sonnenglitzernden Wasser zum Gebet, während Moscheetauben ihre schwirrenden Schatten über Gute und Böse warfen. Andere näherten sich der mit Matten verhängten Eingangstür der Moschee, gebeugten Hauptes, die Hände flach auf die Brust gelegt.

Wo zwei Arkaden zusammenstießen, hockte ein Lehrer in der schattigen Ecke und unterrichtete eine Schar Knaben mit blitzenden, schwarzen Augen in schmalen, olivengelben Gesichtern.

Als Ralph und Helen vorbeigingen, drehten die schwarzlockigen Köpfe sich nach dem Märchen Europa um, der Lehrer aber rief sie mit zorniger Stimme zu ihrer väterlichen Kultur zurück.

»Hören Sie, wie er uns verflucht?« sagte Ralph.

»Mir mißfällt das sehr,« sagte Helen und zog wie fröstelnd die Schultern zusammen, »was haben wir hier in ihren Kirchen zu suchen?«

Ralph sah sie an und sagte ernst:

»Was wir suchen? Haben Sie mir das nicht damals auf dem Dampfer im Marmarameer gesagt? Wissen Sie nicht mehr?«

Es war das erstemal, daß Ralph auf das Gespräch jenes Abends zurückkam. Helen blickte vor sich hin und dachte an das, was sie gesagt hatte.

Bereute sie ihr Vertrauen? Was würde er in Zukunft für sie bedeuten? – Sie merkte, daß sein Blick auf ihrer Wange ruhte und zog sich unwillkürlich einen Schritt von ihm zurück.

»Wenn Sie sich Skrupel machen, hätten Sie zu Hause bleiben müssen,« sagte Ralph. »Wer sucht, darf nicht zu feinfühlig sein.« Da Frauen die Moscheehalle nicht betreten durften, wurden Helen und Schehanna unter Abbas' Schutz zurückgelassen.

Als Ralph eintrat, wurde er von dem drückenden Ernst, der über dem halbdunklen, viereckigen Raum unter der düsteren Ecke brütete, ergriffen. Keine Bilder, keine Statuen, keine heiligen Symbole, nichts von alledem, was in christlichen Gotteshäusern das Gemüt unwillkürlich hebt und feierlich stimmt. Nur in einem breiten Gürtel an den Wänden sattes Goldmosaik und dunkle Koransprüche mit meterhohen gestielten Buchstaben, wie ungeheure Kaprifolien. In der Mitte der Längsseite die blinde Betnische, die gen Mekka gerichtet ist, der Koran aufgeschlagen auf dem Pult davor, und in der einen Ecke des Saales ein geschlossener Pavillon, die Kapelle, wo der Kopf Johannes des Täufers aufbewahrt wird.

Auf dem Fußboden lagen Binsenmatten in breiten Streifen, wie Wäsche auf der Bleiche. Zwischen den Mattenreihen schimmerten schmale Stücke des Fußbodens, wo die Gläubigen vorm Gebet ihre Fußbekleidung hinstellten, die sie in der Hand hielten.

Der Raum war voll von Betenden, die mit dem Gesicht zur Nische lagen, wo ein Imam mit grünem Turban knieend die Andacht vorm Koran verrichtete.

Ralph blickte über die Reihen der Betenden, und verglich diese Andachtsstunde mit denen der christlichen Kirche. Der Ernst schien ihm hier größer zu sein, die Innigkeit tiefer in den Herzen zu wurzeln. Da wurde er von demselben Gefühl ergriffen, das sich vorhin Helens bemächtigt hatte, dem Gefühl des verbrecherischen Eindringens in etwas Heiliges. Doch wies er es gleich zurück – was ging dieser fremde Gottesdienst ihn an?

Im selben Augenblick erklang volltönend und düster der Sieges- und Treuruf durch die Reihen: »Allah-il-Allah« – »Gott ist Gott!« Und plötzlich wurde ihm die ursprüngliche Einheit klar, und die tiefe Bedeutungslosigkeit der äußeren Form des Bekenntnisses, alles dessen, was den Namen Religion trägt. Jeder wird durch seinen eigenen Glauben glücklich, dachte er bei sich, und der Nachdruck liegt nicht auf *seinen eigenen*, sondern auf *Glauben*.

Ralph schritt durch die Reihen, ohne auf den Führer zu achten, der ihn zurückzuhalten versuchte.

Dieser und jener von den Gläubigen zog die Hände vom Gesicht und sandte ihm einen erbitterten Blick nach. Ein unheilverkündendes Gemurmel ging von Mann zu Mann, als ob Bienen vor einem Korb summen.

Da plötzlich wurde aller Aufmerksamkeit von der entgegengesetzten Richtung angezogen. Am Ende des Saales, in der Nähe des Ausganges, erhoben sich viele Betende und rotteten sich in flüsternder Unterredung zusammen. Worte gingen wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund durch die Reihen. Die Augen, die eben zornig geblickt, verrieten jetzt Neugierde und gespannte Erwartung. Einer nach dem anderen unterbrach das Gebet und schloß sich dem flüsternden Haufen an.

»Was ist denn los?« fragte Ralph den Führer, der ihm vorsichtig gefolgt war.

»Allah weiß es!« antwortete er und zuckte die Achseln.

Ralph näherte sich zwischen Mattenreihen den drohenden Augen, die ihm den Weg versperren wollten. Plötzlich aber setzte der ganze Haufen sich in Bewegung und strömte zum Ausgang, und da sah er, daß ein Mann mit grünem Turban und bunten Streifen längs der Djubbenärmel, der Mittelpunkt war. Als dieser die Türmatte hob, um hinauszugehen, fiel das Licht vom Hof auf sein Gesicht, und Ralph meinte Gamâl-ed-dîn zu erkennen. Er eilte hinter ihm her, indem er sich durch die Menge drängte und mit zusammengekniffenen Augen den vielen bösen Blicken zulächelte. Plötzlich versetzte ein großer Muselman ihm einen Stoß gegen die Brust, bevor er aber den Schlag zurückgeben konnte, war der Mann draußen und im Gedränge unter der langen Arkade verschwunden.

Der Führer holte Ralph ein. Blaß vor Schreck, faßte er ihn am Arm und bat ihn flehentlich, den Mann nicht zu verfolgen.

»Ein Scheik soll heute aus Kairo gekommen sein mit der Neuigkeit, daß ein Mahdi in Aegypten erstanden ist. Es ist nicht ratsam für Christen, sich heute hier aufzuhalten, stößt Ihnen etwas zu, dann bin ich dafür verantwortlich.«

Er zog Ralph mit sich fort, während die murmelnden Muselmänner wie ein aufgeregter Bienenschwarm in der entgegengesetzten Richtung durch die Arkaden davoneilten. Kaum hatte der Lehrer in der Ecke die mystischen Worte aufgefangen, als er in die Höhe fuhr, und die Knaben mit ihm. Sogar die Bettlerinnen an der Tür sammelten ihre Lumpen

zusammen und starrten offenen Mundes der Schar nach, die an ihnen vorbeischwirrte.

Helen kam Ralph entgegen, mit Angst in ihren großen, grauen Augen, während Abbas mit seinen Armen Schehanna schützte, die seit dem Zwischenfall neulich auf der Wagenfahrt seine Auserkorene geworden war.

»Wir müssen eilen, daß wir von hier fortkommen!« sagte Helen, »eben hat uns eine vorbeiziehende Schar gedroht. Einer wollte sich auf uns stürzen, die anderen aber zogen ihn mit sich fort.«

Während sie auf den Ausgang zueilten, wäre Helen fast über einen knochendürren, alternden Mann gestolpert, der neben einer Säule zusammengesunken kauerte; seine Augen waren geschlossen, die Hände lagen flach auf der Brust, große Kieferknochen bewegten sich aufgereggt unter der Haut, während er den Kopf bald von rechts, bald von links zur Brust herabwarf, wobei seine Lippen sich lautlos öffneten. Die Lider über den Augenkugeln zitterten, und Schweiß rann ihm von der Stirn. Obgleich sie dicht an ihm vorbeigingen, veränderte sich kein Zug in seinem Gesicht; er hörte anscheinend weder sie, noch das Summen der Bienen.

Helen blieb stehen und betrachtete ihn ergriffen. In ihrem Gesicht war ein Ausdruck von Bewunderung und Schmerz, den Ralph noch nie an ihr gesehen hatte.

Der Führer sagte:

»Es ist ein Derwisch, der sein Zikr Khafi betet.«

Indem Ralphs Augen Helens Blick streiften, las er darin die Worte:

»Wer solchen Glauben hätte!«

Von der Moschee fuhren sie zum großen Basar.

Helen fragte Schehanna, ob sie Damaskus wiedererkennen könne.

Schehanna richtete ihren Blick auf die unansehnlichen Mauern, die so viel bunte Schönheit verbargen; sie betrachtete die lichtscheuen Hunde, die im Schmutz der Straßen zwischen zerlumpten Lastträgern und schäbigen Offizieren herumschlichen, die nach Damaskus strafversetzt waren.

Dann schüttelte sie den Kopf, sah zu Ralph mit einem Blick auf, der von Dankbarkeit strahlte, und schmiegte sich dicht an Helen, indem sie die Augen mit einem glücklichen Lächeln schloß.

Ralph bemerkte es nicht. Er saß zurückgelehnt und starrte gedankenvoll vor sich hin. Er dachte an Helen, und sein Blick wurde wie gewöhnlich von ihren Händen angezogen; die eine umschloß Schehannas Hand, die andere lag müßig im Schoß. Plötzlich überkam ihn ein so heftiger Drang, sie zu ergreifen und zwischen den seinen zu drücken, daß er sich Gewalt antun mußte, um diesem Drang nicht nachzugeben. Hab ich mich verliebt? – fragte er sich selbst, und ein Lächeln dämmerte in seinem Herzen.

Er preßte die Lippen fest aufeinander und ließ seinen Blick langsam über Helens Kopf mit der daunigen Wange und dem schmalen, ausdrucksvollen Mund gleiten. Der Wagen fuhr auf die wimmelnde, lärmende Menge zu, die aus der tiefen, dunklen Perspektive des Basars strömte.

»Wir sind da!« sagte er.

»Dies ist der gerade Weg,« – der Führer, der auf dem Bock saß, rappelte sein Pensum herunter, – »den Paulus wanderte, wie in der Apostelgeschichte, Kapitel neun, geschrieben steht.«

Ralph schlug Helen vor, zu Fuß durch den Basar zu gehen.

Der Wagen hielt und sie stiegen aus. Schehanna wollte an Helens Seite gehen, Abbas aber machte ihr begreiflich, daß sie nicht in einer Reihe durch das Gedränge gehen könnten. Darum beugte sie den Kopf und hörte seinen blühenden Reden geduldig zu.

Abbas' Augen leuchteten vor Verliebtheit, und er benutzte jede Gelegenheit, um sie mit seinen schmalen, einschmeichelnden Händen zu berühren, während er wie ein Kind über alles plauderte, was sie sahen und was er ihr kaufen wollte, wenn er erst so viel Geld verdient hätte, daß er nach Europa reisen und ein reicher Mann werden könne.

Schehanna hörte nicht, was er sprach. Mechanisch zog sie ihre Hand von der seinen zurück, häufig aber überließ sie sie ihm auch in Gedanken. Seine Wärme kam ihr nicht zum Bewußtsein. Sie dachte an das zurück, was sie auf diesem selben Wege gelitten hatte, als sie, von dem Rücken des mächtigen Kamels getragen, sich ihrem Schicksal näherte; und sie blickte auf den Mann, dessen schlanken und kräftigen Rücken sie gerade vor sich hatte.

Sie wußte selbst nicht, was sie ihm wünschte und was ihr Herz ihm gab. Sie dachte ohne Schuld und ohne Nebengedanken, daß er ihr Herr sei, und daß ihr Schicksal nicht so bitter wäre, wie sie gedacht, da es sie in seine Hand geführt hatte. Sie sah Helen so vertrauensvoll an seiner Seite gehen, und sie mußte an Darab und sich selbst denken, während Wehmut aus der Tiefe ihres Herzens aufstieg, sie dachte daran, wie an etwas, das nichts mit der Wirklichkeit zu tun hatte; sie wünschte den beiden dort vor ihr, daß ihr Glück wachsen und über die Welt leuchten möge. Es war kein Schatten von Neid in ihrer Seele.

Auf dem schmalen Fahrweg trafen zweirädrige Lastkarren mit alten Herrschaftskarossen zusammen, in denen vornehme Türken saßen und nur langsam vorwärts kamen. Ein Konsulatswagen aber kam in scharfem Trab angefahren, mit einem goldstrotzenden Kavaß auf dem Bock; der ganze Verkehr geriet durch ihn ins Stocken; ein zorniges Gemurmel schlug wie eine Kielwasserwoge hinter ihm zusammen. Ein vereinzelt Automobils näherte sich in der Ferne mit Töff-Töff. Alles blickte sich nach der vierrädrigen Zauberei um, wobei sicher Jinns und Shaitas mit ihm im Spiel waren. Ein Beduine, den Mantelkragen fest um sich geschlagen, stand mit gekreuzten Armen da und betrachtete die blitzende Hupe, mit ohnmächtiger Drohung in seinen träumenden Augen.

»Mashallah,« klang es in heiligem Erstaunen rings herum. Ein paar syrische Frauen hoben ihre geblühten Gesichtschleier, um besser zu sehen. Die Hunde zogen den Schwanz ein und krochen bei dem ungewohnten Anblick unter die Buden.

Kaufleute, die rauchend mitten zwischen ihren Waren saßen, unbeweglich wie das leibhaftige, unabwendbare Schicksal, drehten den Kopf nach dem neuesten Wunder aus dem von Allah verfluchten Europa.

Was hatten sie im Laufe der Jahre alles in dieser geraden Straße einrücken sehen! Wobei hatten sie überall mit stummen Flüchen Allah als Zeugen aufgerufen, in der Hoffnung, daß er die Vermessenheit sehen und bestrafen würde! Noch eine kleine Weile, dann würde er, wie geschrieben steht, seine Gläubigen sammeln und den Propheten vom Himmel zum höchsten Minarett der großen Moschee herabsenden und dem allen ein Ende machen.

Jetzt war Schlawheit in ihre Herzen eingezogen. Die Aeltesten hatten die Hoffnung aufgegeben, daß sie die Herrlichkeit noch erleben würden, daß der Islam die Christenheit besiegen und die Ungläubigen aus dem Garten der Erde tilgen würde. Den deutschen Kaiser hatten sie vorbeireiten sehen, mit seinem glänzenden Gefolge, ja, hatte der Beherrscher der Gläubigen nicht sogar den Basar niederreißen lassen, um ihn breiter zu machen? Die Straße ihrer Väter war nicht breit genug gewesen, damit der Kaiser der Ungläubigen seine Majestät hindurchführen konnte! Sie hatten ihre ehrwürdigen Häupter geschüttelt und den Koran um Rat gefragt, aber nichts über solchen Fall gefunden; sie hatten aus der Tiefe ihrer Herzen geseufzt, und eine ungeduldige Seele hatte so laut gefragt, daß man die Frage in seinen Augen lesen konnte: Schläft Allah droben?

Als das Automobil schließlich verschwunden war und seinen giftigen Atem auf Tischen und Waren hinterlassen hatte, kam ein ungeheures Lastkamel langsam auf sie zugeschwankt. Es wackelte mit seinem mächtigen Kopf und witterte mit seinen empfindsamen Lippen den Benzingeruch. Oben zwischen den Warenballen saß hochaufgerichtet ein schwarzäugiger Kameltreiber.

Schehanna blieb stehen und faßte Abbas am Arm. Ihre Lippen waren weiß und ihre Augen blickten starr, als sähe sie ein Gespenst; sie schwankte, und Abbas wußte keinen besseren Rat, als seinen Herrn zu rufen.

Ralph drehte sich um und folgte der Richtung ihres Blicks. Ein großer, weißgekleideter Afghane kam mit langen, würdigen Schritten auf sie zu. Seine schläfrigen, gelben Augen streiften die Fremden mit vornehmer Zurückhaltung, plötzlich aber veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts; er

riß die Augen auf und kniff sie dann wieder zusammen, indem er hochaufgerichtet vorbeischnitt.

Helen sah das Entsetzen in Schehannas Blick, als sie dem Riesen mit dem Turban auswich. Im selben Augenblick begriff sie alles und flüsterte Ralph zu, daß es gewiß der Pferdehändler sei, der Schehanna geraubt habe – schaukelte dort hinten nicht das mächtige Kamel? Sie hatte ein Gefühl, als ob sie selbst auf Kamelrücken durch diese gewölbte Gefängnisstraße ihrem Schicksal zugetragen würde.

Ralph musterte die Gestalt des Afghanen und sah sich nach Polizei um, keiner von den mausgrauen Ehrenmännern aber war weit und breit zu sehen. Da faßte er den Führer am Arm und erklärte ihm mit wenigen Worten, was dieser Mann sich hatte zuschulden kommen lassen.

Der Führer sah ihn erstaunt an; erst als Ralph Miene machte, dem Afghanen zu folgen, begriff er, daß Gefahr im Anzuge sei.

Er packte Ralph entsetzt am Arm und bat ihn inständig, nichts zu unternehmen; alle im Basar würden zum Pferdehändler halten, und Ralphs Leben würde bedroht sein.

In der Bude hinter ihnen war die Neugierde bereits geweckt worden. Der Kameltreiber schien etwas gemerkt zu haben, denn er beugte sich herab und flüsterte seinem Herrn einige Worte zu. Der Afghane blieb stehen und beobachtete von der Seite, was hinter ihm vorging.

Ralph war nicht in der Stimmung, nachzugeben; er hatte den Revolver bereits in der Hand. Da begriff Schehanna, was er vorhatte, sie faßte mit beiden Händen nach seinem Handgelenk und hielt ihn zurück, die Augen dunkel und wild vor Angst.

Abbas blickte verständnislos vom einen zum anderen; da befahl Ralph ihm kurz, dem Kamel von weitem zu folgen, um zu erfahren, wohin es gehe; wenn er keinen Bescheid brächte, brauchte er überhaupt nicht zurückzukehren.

Darauf forderte er Schehanna auf, ihm den Laden des Seidenhändlers zu zeigen. Nach einigem Suchen fand sie ihn. Sie gingen hinein und betrachteten die Waren; sie wurden über den Hof geführt, wo der Afghane Schehannas Schicksal entschieden, zu dem Raum, wo man sie gefangen gehalten hatte und die kostbarsten Teppiche aufgestapelt lagen.

Ralph blickte den Seidenhändler scharf an und fragte ihn, ob er nicht noch teurere Waren zu verkaufen habe. Der Kaufmann lächelte und machte eine bedauernde Handbewegung. Ralph konnte nicht daraus klug werden, ob er seine Frage verstanden habe oder nicht.

---

Als Ralph und seine Gesellschaft durch die große kreuzförmige Halle des Hotels gingen, in die alle Zimmer mündeten, saß der Wirt auf einem breiten Diwan und sprach mit einem europäisch gekleideten Herrn.

Spärliches Licht fiel von oben auf die farbigen Teppiche und die Wände, die in buntem Durcheinander mit alten Waffeln, Reklameplakaten, Fahrplänen und Photographien von türkischen Größen behängt waren.

Sowohl der Wirt wie der Gast erhoben sich und grüßten, als sie vorbeigingen.

»Guten Abend, Herr Cunning!« sagte eine bekannte Stimme.

Ralph blickte auf und schüttelte die Hand, die ihm entgegengestreckt wurde. Es war Gamâl-ed-dîn. Auch Helen drückte dem ehemaligen Scheik die Hand.

Als sie zu Tisch gegangen waren, sagte Ralph:

»Ich habe heute bereits einen Schimmer von Ihnen in der großen Moschee gesehen. Sie trugen Ihre Scheikuniform und erweckten großes Aufsehen.«

»Das bin ich nicht gewesen,« antwortete Gamâl und schenkte sich ein Glas Rotwein ein, »Sie wissen doch, daß ich inkognito reise.«

Hatte er sich wirklich geirrt? – Ralph begegnete Gamâls Blick, indem dieser sein Glas leerte; es war nichts Verborgenes in dem festen, braunen Blick zu lesen.

»Es war große Aufregung zwischen den Gläubigen. Der Führer sagte, daß Mahdi-Gerüchte im Umlauf seien.«

»Ja, ein Kollege aus Kairo soll hier sein, der für eine neue religiöse Bewegung gegen die Engländer wirbt. – Sie werden darum begreifen, daß ich augenblicklich besonderen Grund habe, mein Inkognito zu bewahren.« Letzteres sagte er mit leiser Stimme und ließ seinen Blick um den Tisch schweifen, wo außer Ralph und seiner Gesellschaft nur einige lautredende französische Handelsreisende saßen, und ein alter schottischer Geistlicher, der durch Syrien reiste, um Momentaufnahmen von heiligen Orten zu machen.

Helen erzählte von dem Derwisch, den sie in der Moschee gesehen hatte.

»Das war ein Fakir vom Naqshbandiyah-Orden,« sagte Gamâl.

Helen wollte gern Näheres über den Glauben derselben erfahren und Gamâl erzählte bereitwillig:

»Wir nennen sie Sufies. Vieles von ihrer Lehre haben sie den Hindus entliehen. Sie selbst meinen, daß sie vor Mohammed, ja, vom Anfang aller Zeiten an existiert haben. Die Welt ist nur ein Blendwerk, sagen sie. Alles verlangen und aller Schmerz kommen aus dem eigenen Selbst, dem man darum entfliehen muß. Für den, dem es gelungen ist, sich von seinem Selbst zu befreien, gibt es weder Gutes noch Böses; er kann handeln, wie er will, denn Gott handelt durch ihn. Durch Seelenwanderung wird das Selbst zur Vereinigung mit Gott gereinigt; nur durch Gottes Gnade kann das geschehen, die Gnade aber wird durch Leben und Gebete erworben. Sie besitzen Mittel, sich in Ekstase zu bringen, und glauben dann, daß Gott durch sie spricht, ja, manche reden sich sogar ein, daß sie Gott selbst werden.«

»Was sind das für Mittel?« fragte Ralph.

»Gebete, Hersagen aus dem Koran, Tänze, haben Sie nicht von den heulenden und tanzenden Derwischen gehört? – Einige gebrauchen auch Opium oder Hachiis. Der, den Sie gesehen haben, gehört einem Orden an, der still betet, mit der Zunge des Herzens, was man Zikr Khafi nennt.«

Helen konnte den hingerissenen Ausdruck im Gesicht des Betenden nicht vergessen und wollte mehr wissen.

Gamâl betrachtete sie mit seinem nachsichtigen Lächeln und sagte:

»Wie soll ich Ihnen erklären, was nicht mit Worten gesagt werden kann. – Aber wenn Sie sich so sehr dafür interessieren, kann ich Sie irgendwo hinführen, wo Sie selbst sehen und urteilen können.«

Helen dankte mit lebhaftem Interesse und bat ihn, gleich Tag und Stunde zu bestimmen.

Gamâl überlegte, während er von Helen zu Ralph sah. Dann zog er seine Uhr, eine große Golduhr mit doppeltem Deckel, auf die er sehr stolz war, und sagte:

»Heute, Donnerstag abend, um zehn Uhr, hält der Chishtiya-Orden seine wöchentliche Andacht ab. Der Takyab liegt hier ganz in der Nähe, wenn Sie nicht zu müde sind, werde ich Sie nach dem Essen dorthin führen.«

---

Sie gingen über einen öden Marktplatz, der in Mondlicht gebadet lag.

Der Schatten einer Platanengruppe lag wie ein geflecktes Tigerfell auf der weißen Erde. Drüben wurde gerade ein elektrisches Licht auf einem hohen Ständer gelöscht. Einige Hunde sandten mit regelmäßigen Zwischenräumen ihr langgezogenes Geheul in die Nacht hinaus. Sonst war alles still.

Gamâl führte sie durch eine enge Straße ohne Fußsteig.

Helen stieß einen leisen Schrei aus. Ihr Fuß war gegen etwas Weiches gestoßen, das mit einem Gurren zur Seite sprang. Es war einer von den herrenlosen Straßenhunden, der sich mit dem Kopf auf einen Kehrichthaufen zum Schlafen gelegt hatte; sein gelbes Fell war im Mondlicht nicht vom Erdboden zu unterscheiden gewesen.

Gamâl blieb stehen. Durch eine Türöffnung sahen sie am Ende eines Ganges eine erleuchtete Glastür, hinter der sich viele Menschen bewegten.

Als sie gerade in das Haus eintreten wollten, kam ein Mensch in vollem Lauf auf sie zu.

Es war Abbas, der so außer Atem war, daß er nicht gleich sprechen konnte.

»Na?« fragte Ralph ungeduldig.

»Ich folgte dem Kamel bis zu einem großen Marktplatz, weit, weit fort« – er zeigte in die Ferne – »wo es von Kamelen und Treibern und Beduinen wimmelte. Sie umdrängten den Afghanen und sprachen eifrig miteinander, ich konnte nur Allah und Mahdi verstehen. Aber Sie hatten mir ja auch nicht befohlen, dem Afghanen, sondern nur dem Kamel zu folgen,« fügte er hinzu und sah mit einer unschuldig pffiffigen Miene zu Ralph auf. »Ich stand so dicht neben dem Kamel, daß ich es mit meiner Hand berühren konnte. Es kniete nieder, die Warenballen wurden abgeladen und unter ein ungeheures Segeltuch getragen, wo viele andere waren lagen. Dann führte man das Kamel zu einem großen flachen Brunnen, um es zu tränken, als es getrunken hatte, ging es von selbst unter ein Strohdach und legte sich in einen Stand zwischen vielen anderen Kamelen. Als der Treiber kam, um ihm Futter zu geben, entdeckte er mich und fragte, was ich wolle. Im selben Augenblick kam auch sein Herr, der Afghane. Da ich keinen Grund angeben konnte, griff der Treiber nach mir; ich aber riß mich los und lief über den Platz, so schnell ich konnte. Man schrie und versuchte mir den Weg zu versperren, ich aber drückte mich im Schatten entlang, erreichte eine Straße und bin ohne Unterbrechung hierher gelaufen.«

Ralph berichtete Gamâl, um was es sich handelte.

Der Scheik hörte aufmerksam zu, lächelte jedesmal nachsichtig, wenn Ralph Schehannas Namen nannte, und riet ihm, die Sache nicht weiter zu verfolgen.

»Gibt es hier denn kein Gesetz, das Frauenraub und -handel verbietet?«

»Das wohl, aber der Raub ist nicht hier begangen worden. Und der Handel – wie wollen Sie den beweisen?«

»Schehannas eigenes Zeugnis.«

»Wenn das etwas wert wäre, würde sie schon jetzt verschwunden sein.«

Er betrachtete Ralph mit seinem scharfen, überlegenen Blick, und fügte ernst hinzu:

»Wenn Sie das Leben Ihres Schützlings nicht aufs Spiel setzen wollen, dann lassen Sie die Sache auf sich beruhen.«

Ralph überlegte einen Augenblick.

»Ich werde warten, bis wir nach Bombay kommen, wo das Verbrechen begangen worden ist.«

Ohne etwas zu erwidern, ging Gamâl durch den Gang, von den anderen gefolgt.

Er öffnete die Glastür und ließ die anderen eintreten; sie befanden sich in einem gewölbten Raum; geradevor war ein großer Wandbogen, der zu einem Hof führte, wo ein dünner Springbrunnenstrahl im Mondlicht glitzerte. Längs der Wände waren die niedrigen Diwane dicht mit Kaffeegästen besetzt, die die Beine unter sich gekreuzt hatten. Einige rauchten Tschibuk, andere Wasserpfeifen. Sie saßen paarweise beisammen und spielten Schach oder Domino, während sie an den Kaffeetassen nippten, die nicht größer als Eierschalen waren.

Einige junge Leute waren unaufhörlich damit beschäftigt, Kaffee zu bringen und Pfeifen zu reinigen; sie kratzten die Asche aus, stopften neuen Tabak hinein, taten Glut von einem Feuerbecken, das sie bei sich hatten, in den Pfeifenkopf und setzten frische Bernsteinmundstücke auf die Pfeifenschlange. Obgleich fast alle Sitzplätze besetzt waren, herrschte kein Lärm, keine Unruhe.

Sie erweckten scheinbar gar kein Aufsehen zwischen den Gästen. Die Augen waren mehr auf Gamâl als auf seine Gesellschaft gerichtet, und es schien Ralph, als ob stumme Grüße mit den Augen zwischen ihm und mehreren der Aelteren ausgewechselt würden.

Es war Helen peinlich, das einzige weibliche Wesen zwischen all diesen Orientalen zu sein, die, wie sie fand, eine so niedrige und unwürdige Auffassung von ihrem Geschlecht hatten; aber zu ihrer Verwunderung richtete nicht einer den Blick auf sie; begegnete sie zufällig einem schwermütigen, dunklen Augenpaare, so senkte sich der Blick gleich, als ob die Männer eine Schamhaftigkeit zu hüten hätten, und nicht sie.

Auf den Fliesen unter dem Wandbogen saßen zwischen Café und Hof zwei Musikanten in langen, dunklen Schlafröcken und spitzen Wollmützen; der eine hielt eine Tar, die dreisaitige persische Gitarre, in seinem Schoß, der andere eine Zambr, die arabische Oboe.

Als Gamâl an ihnen vorbei in den Hof gehen wollte, klatschte der Mann mit der Gitarre in die Hände, und ein junges Weib kam unter den dunklen Apfelsinenbäumen hervor, die um das Springbrunnenbassin standen. Sie trug einen grünen Rock um die nackten Hüften, eine weiße, hängende Musselinjacke um den Oberkörper, und darüber einen roten Seidenbolero. Ueber dem Haar lag eine kleine goldgestickte Haube.

Die Oboe kreischte und die Gitarre klimperte, während sie zu tanzen begann.

Es war ein mimischer Tanz, der die Flucht vor einer Biene vorstellen sollte. Sie schützte ihr Gesicht mit den Händen, während sie ihren schlanken Oberkörper über den geschmeidigen Hüften hin und her drehte. Ihr Ausdruck wechselte zwischen Furcht und Zorn, während sie die Biene mit dem Kopf zu verscheuchen versuchte. Sie griff sich mit den Händen an den Hals, der unterm Musselin wogte; sie schützte ihren Unterleib, der nackt, mit einem Muster von roten Blumen, unterm Rockrand leuchtete. Sie zitterte am ganzen Körper, als sie meinte, daß die Biene unter den Bolero geraten sei. Mit einem behenden Griff riß sie ihn von sich und schwang sich in wilder Angst, mit wogender Brust und bebendem Unterleib. Die Biene war jetzt unterm Musselin; bald saß sie auf ihrem Rücken, bald kitzelte sie sie in der Armhöhle. Die Bewegungen waren so ausdrucksvoll, daß man nie im Zweifel war, wo sie sich gerade im Augenblick befand. Der Tanz wurde wilder und wilder; plötzlich aber hielt sie inne und stand augenscheinlich unbeweglich da, tatsächlich aber zitterte sie von oben bis unten wie ein Harfenstrang; die Brauen zitterten, Lippen, Hals, Brust und Unterleib. Diese zitternde Unruhe, die für den Orientalen so viel Reiz hat, rief Bewegung im Saal hervor. Die Spieler ließen die Bricken los und vergaßen zu rauchen. Man rief ihr zu, ein seltsam dumpfer, fast schwermütiger Beifall, der sich den halbgeöffneten Lippen entrang, während die Augen groß und blank wurden.

Da fuhr sie mit einem Satz in die Höhe. Ein furchtbarer Schmerz zeichnete sich auf ihrem Gesicht: die Biene hatte sie gestochen. Indem sie sich im Kreise drehte, entledigte sie sich der Musselinbluse und stand mit nacktem Oberkörper da, den grünen Rock von den Hüften gestreift. Die

Brust wurde von einer schmalen Silberkette gehalten, die über Schultern und Rücken lief. Schließlich fing sie die unsichtbare Biene unter ihrem Arm und hielt sie zwischen zwei Fingern, trotz des Schmerzes triumphierend.

Die Musik verstummte. Sie beugte sich herab, um ihre Kleider aufzuraffen, und verschwand unter den Bäumen, woher sie gekommen war, während der Beifall losbrach.

»Das war der persische Bientanz,« sagte Gamâl, »eine uralte Nummer, die in allen mohammedanischen Ländern getanzt wird.«

Er ging voran, am Springbrunnen vorbei, quer über den Hof, und öffnete eine Tür. Sie kamen in einen engen Gang zwischen hohen Mauern, deren höchster Teil vom Mondlicht beschienen war.

Helen hob ihren Kopf zu den Sternen empor; zwischen diesen hohen Mauern eingeklemmt, fühlte sie sich von ihrer Vergangenheit losgelöst und wie ein Blatt auf den Grund eines Brunnens gewirbelt. Nur die Sterne ließen sie nicht im Stich; sie funkelten in die Tiefe ihres Herzens und blinzelten mit einem verborgenen Lächeln, als ob sie alles wüßten, was sie suchte, und sie auf ihrem Wege in das neblige Ungewisse mit einem ermunternden »gib Zeit« trösten wollten. Als sie den Blick wieder von den tausend stummen Zungen abwandte, sah sie Ralphs Rücken gerade vor sich; er drehte sich im selben Augenblick zu ihr um, und ihre Blicke begegneten sich.

Seine hellen Augen erschienen dunkel hier im Mondlicht; es war eine tiefe Aufmerksamkeit in ihnen, die sein Gesicht streng machte; sie hatte in ihrem Herzen eine Empfindung, als sammelte er sich zu einer Frage, auf die sie Antwort geben sollte.

Sie wußte selbst nicht, warum sie ihre Hand auf seine Schulter legte, als sie diese aber fest und stark unter ihrer Hand spürte, schoß das Blut ihr in die Wangen; sie machte eine Bewegung, als ob sie stolperte, und sagte:

»Entschuldigen Sie, ich wäre beinah gefallen.«

Er blieb stehen und streckte seine Hand aus, um sie zu stützen; sie aber nahm sie nicht.

Da rief Gamâl sie, der das Ende des langen Ganges erreicht hatte.

Gamâl klopfte ein Zeichen gegen die Tür, die gleich darauf geöffnet wurde. Einen Augenblick später standen sie in einem halbdunklen, gewölbten Raum von derselben Art und Größe wie das Café, das sie eben verlassen hatten.

Rings herum an den Wänden saßen auf niedrigen Diwanen Männer in wollenen Mänteln, die wie Schlafröcke lose über der Brust zusammengerafft waren. Auf einer Erhöhung geradevor erhob sich ein Mann mit einem langen Bart und einer persischen Mütze; ohne die Arme zu bewegen, die schlaff über die Knie herabhingen, beugte er den Kopf zum Gruß vor Gamâl, der die Hand auf Türkenart von Brust zu Stirn führte.

Gamâl sagte einige Worte und zeigte auf seine Gäste. Die dunklen Augen in den weißen Gesichtern hefteten sich einen kurzen Augenblick auf Ralph und Helen, dann glitten sie in ihre eigene Welt zurück.

Junge Diener, in helleren Wollmänteln als die der sitzenden, glitten lautlos zwischen ihnen ein und aus, brachten Wasserpfeifen, legten Glut auf den Tabak und steckten den Sitzenden, die kaum die Lippen bewegten, die Pfeifenspitze in den Mund. Sie brachten Kaffeetassen, und während ein

Diener das dickfließende Getränk eingoß, nahm ein anderer etwas Pulver aus einer silbernen Schale, die er bei sich trug, tat es in den Kaffee und rührte ihn mit einem silbernen Pfriemen um. Sie gingen von Wasserpfeife zu Wasserpfeife; aus einer Schale nahmen sie mit den Fingern einen braunen Teig, kneteten ihn zu einer Pille, steckten diese auf den silbernen Pfriemen und taten sie in die Tabaksglut. Ein brenzlicher Geruch entstand, wenn der Rauchende einatmete, die Augen starr auf die Glut geheftet, mit, einem Ausdruck, als ob er eine heilige Handlung verrichte.

Als Ralph und Helen ihre Augen an das Halbdunkel in dem kahlen Raum gewöhnt hatten, sahen sie, daß einige der Derwische ihren Diwan verließen. Einer kniete auf der Erde nieder, ein anderer lehnte sich zurück, die Beine unterm Mantel hochgezogen, den Blick starr auf die Decke geheftet, während die Lippen sich lautlos bewegten.

Plötzlich erklang unterdrücktes Schluchzen. Einer von den Derwischen weinte; seine Schultern bebten und die Augäpfel bewegten sich in ihren Höhlen mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung.

Ein anderer lachte, daß es in ihm gluckste, während seine Augen in höchster Seligkeit zur Decke starrten.

»Keiner von all diesen hat heute Nahrung zu sich genommen,« flüsterte Gamâl, setzte sich auf den Diwan gleich neben dem Eingang und bedeutete Ralph und Helen, neben ihm Platz zu nehmen.

»Wer ist das, der dort auf der Erhöhung sitzt?« flüsterte Ralph.

»Das ist der Murshid, der Oberste.«

Gamâl zeigte auf den Schluchzenden, der den Kopf von der linken Schulter zur Brust hinabwarf, wie Helen es in der Moschee gesehen hatte.

»Der Geist ist über ihm. Er ist ein Ilhamiyah, ein von Gott Besessener. Bald wird Gott aus seinem Mund reden.«

Ralph warf Gamâl einen forschenden Blick zu, aber es war weder Lächeln noch Spott auf dem Gesicht des Scheiks zu lesen.

Der, der vor Lachen gluckste, kreuzte jetzt die Hände über der Brust und begann auch mit dem Kopf hin und her zu wackeln.

Der Schluchzende zog die Beine hoch; wie ein Krampf ging es durch seinen magern Körper, und plötzlich ertönte ein klagendes »Allah« aus seinem verzerrten Munde. Es sah aus, als ob er den Laut aus seiner linken Schulter hervorzog und gegen sein Herz sandte. Er wiederholte es wieder und wieder, lauter und lauter, bald von der linken bald von der rechten Schulter.

Er krümmte sich zusammen, bis sein Mund die Beine berührte, und jetzt war es, als ob er den Allahruf aus seinen Knien herausholte, mit dem Kopf hochhob und in seiner Kehle verwahrte, bis er sich zusammenkrümmte, daß seine Lippen fast die Herzgegend berührten und den Ruf mit einem langgezogenen »— lah« in sein Herz hineinströmen ließ.

Unablässig wiederholte er diese Bewegung und diesen Ruf, schneller und schneller, bis der Schweiß auf seiner Stirn perlte und sein Körper in höchster Verzückung bebte.

Der, der gelacht hatte, begann jetzt auch zu rufen.

Mit geschlossenen Augen beugte er den Mund zur Na-belgegend herab und hob dann langsam den Kopf zur linken Schulter, indem er ein klagendes »La« ausstieß. Darauf legte er den Kopf so tief in den Nacken, daß die Kehle über das Kinn herausragte und ein gurgelndes »lláha« seine gestrammten Halsmuskeln erzittern ließ. Dann richtete er den Kopf wieder auf und warf ihn mit einem halberstickten, schluchzenden »Illá'lláhu« zum Herzen herab.

Es war ein qualvoller Anblick. Helen wurde beinah übel, sie griff nach Ralphs Hand.

»Was bedeutet das?« flüsterte er.

»Lá-Illáha-Illállahu heißt: ›Es gibt keinen Gott außer Gott.‹ – Sehen Sie, wie er sich die heiligen Worte aus dem Körper zieht und in seinem Herzen sammelt. Denn die ganze Weisheit Gottes sitzt im Menschenherzen, und jede Anbetung, die ihren Weg zum Herzen findet, findet auch ihren Weg zu Gott!«

Ein Dritter lag zusammengerollt auf der Erde, einen endlosen Redefluß von unverständlichen Worten herplappernd, während er sich tief atmend langsam aufrichtete. Die Stimme wurde lauter und lauter, und endete schließlich mit einem Fistelton, während der Kopf ganz hintenüber lag und die Augen bei der großen Anspannung ganz aus ihren Höhlen traten. Einen Augenblick schwieg er. Dann begann das Herrappeln von neuem, während er unter langsamem Ausatmen Kopf und Oberkörper in die zusammengerollte Stellung zurückbewegte, die er zuerst eingenommen hatte, und die Stimme hohl, tief und stöhnend wurde, während des ganzen Redeflusses tasteten seine Finger krampfhaft über die großen braunen Fruchtkerne seines mächtigen Rosenkranzes.

»Er sagt Allahs neunundneunzig Namen her,« erklärte Gamâl. »Es gab einmal einen Derwisch in Peschavár, der brachte es so weit, daß er den Atem drei Stunden lang anhalten konnte; er war ein sehr heiliger Mann.«

Wieder warf Ralph Gamâl einen forschenden Blick zu. Aber es war kein Schatten von Ironie in dem leberfleckigen Gesicht zu sehen.

»Er erreichte Marifah, die völlige Erkenntnis Gottes.«

»Was ist die erste Stufe?« fragte Helen.

»Das ist ein Talib – ›der Gott-suchende‹.«

Ralph betrachtete Helen; sie lehnte den Kopf gegen die Wand und schloß die Augen.

»Die nächste Stufe auf der Leiter der Erkenntnis ist ein Murid – der sich unter das Gesetz beugt. Und die dritte Stufe ist ein Salik, das bedeutet ›der Reisende‹.«

»Der Reisende?« fragte Ralph, während Helen wieder die Augen öffnete und Gamâl ansah.

»Das Leben ist eine Reise, und ein Reisender ist, wer richtig zu leben versucht. Sehen Sie, alle diese nähern sich Gott. Der dort ist noch auf Nasut, der Stufe des Gesetzes; der Schluchzende aber hat Malakut erreicht, er ist auf der Stufe der Reinheit und gleicht bereits den Engeln.

Der Murshid, der bis jetzt stumm dagesessen und seinen Blick vom einen zum anderen Derwisch gesandt hatte, faltete jetzt die Hände flach über der Brust, hob den Kopf, schloß die Augen und begann zu beten mit einer klagenden Stimme, deren tiefer Ernst Ralph wider Willen zu Herzen ging.

Gamâl hatte die Beine unter sich gekreuzt und unwillkürlich dieselbe Stellung eingenommen wie der Oberste, seine

Augen lagen auf dem langen, unbeweglichen, weißen Gesicht, während er für Ralph und Helen die Worte übersetzte, die der Oberste rief:

»Er ist der Erste – Er ist der letzte – Er ist der Offenbarende – und Er ist der Verborgene – Er kennt alle Dinge!«

»Er ist mit dir, wo du auch weilst!«

»Er ist dir näher als deine Halsader!«

»Wohin du dich auch wendest, dort ist Sein Angesicht!«

»Er umfaßt alle Dinge!«

»Alles auf Erden wird vergehen, Sein Angesicht aber wird ewiglich in Hoheit und Ehre erstrahlen!«

Jedesmal, wenn er zu einem neuen Satz anhub, ging ein Leben durch die Verzückten, als spielte seine Stimme auf den von Ekstase verzerrten Körpern und reizte sie zu immer neuer Anspannung. Obgleich alle durcheinander schrien, klang die Stimme des Obersten doch tief und feierlich durch den Wirrwarr. Kaum war er fertig, so begann er von neuem, immer lauter, bis er aus vollen Lungen schrie.

Plötzlich sprang er in die Höhe, wobei der helle Wahnsinn ihm aus den starren Augen leuchtete, wie durch eine unsichtbare Feder mit ihm verbunden, sprangen alle Derwische gleichzeitig auf. Der Schluchzende tastete sich zu dem Lachenden hin und legte seine Hand auf dessen Schulter; der Lachende legte die Hand auf seinen Nachbarn, und so immer weiter, bis alle – Ralph zählte einundzwanzig – in einer einzigen ununterbrochenen Kette hin und her wogten. Jetzt näherten sich die Flügelmänner einander, von einer unsichtbaren Macht getrieben, legten sich die Hände auf die Schultern, und als die Kette geschlossen war, rasten sie, wie von Stoßwinden getrieben, von der einen Seite des Saales zur anderen, indem sie wie aus einem Munde riefen:

»Er lebt – wahrlich Er lebt!«

Sie drehten die Köpfe in alle vier Himmelsrichtungen und schleuderten die Rufe heraus, bis ihre Brust von aller Kraft entleert war.

Da löste sich die Kette; die Derwische schlugen sich auf Stirn und Herz, sie seufzten, weinten, wimmerten mit hängenden Köpfen und taumelten durcheinander, in äußerster Ermattung. Dann fielen sie um, der eine nach dem anderen, und lagen wie Leichen auf dem Fußboden.

Helen hatte sich erhoben. Sie war totenblaß und ihre Augen waren weit aufgerissen vor Entsetzen. Sie hatte Herzklopfen und Schwindelgefühle.

Ralph sah es und faßte sie um die Taille. Auch ihm war die Brust so zusammengeschnürt, daß er kaum atmen konnte. Ihm war, als müsse er lachen oder weinen, tanzen oder springen. Mit einer gewaltsamen Kraftanspannung aber wurde er Herr dieser Anwandlung und wandte sich ab. Da sah er Abbas mit selig trunkenen Augen dastehen und wahnwitzig mit den Armen schwenken. Er packte ihn heftig bei der Schulter, rüttelte ihn zur Besinnung, puffte ihn vor sich her zur Tür und eilte hinter Gamâl her, indem er Helen bei der Hand hielt.

Als sie wieder in der mondhellen, totenstillen Straße standen, erzählte Ralph Gamâl, was er empfunden, während Helen, die sich noch nicht erholt hatte, gegen Ralphs Arm lehnte; Ralph sprach seine Verwunderung über die Macht der Suggestion aus, die ihn überwältigt hatte.

»Das war nicht Suggestion allein,« sagte Gamâl und lächelte.

»Was denn?«

»Ein beginnender Rausch. Der Raum war von Hachiis-Rauch angefüllt.« Als Ralph ihn erstaunt ansah, fügte er hinzu:

»Haben Sie nicht den Diener mit der silbernen Schale gesehen? Das Pulver, das er in den Kaffee tat, war Hachiis; und die Pillen, die er knetete und in den glühenden Tabak legte, waren auch Hachiis. Seien Sie Ihres guten Mittagessens froh; hätten Sie gefastet wie die Derwische, dann würden Sie jetzt auch im Rausch liegen.«

Weder Ralph noch Helen ließen sich am nächsten Tage vorm Frühstück blicken. Sie hatten sich verschlafen und erwachten mit schwerem Kopf und schmerzenden Augen.

Gamâl kam ihnen in der Halle auf dem Weg zum Lunch entgegen und lächelte über ihr übernächtiges Aussehen. Er wollte mit der Mekkabahn nach Haïfa fahren und war ins Hotel gekommen, um ihnen Lebewohl zu sagen.

Sie drückten ihm die Hand und dankten ihm für das Erlebnis, das er ihnen verschafft hatte.

»Es wäre schön, wenn Sie die Reise mit uns gemeinsam unter den Anhängern Mohammeds, denen noch keine irdische Macht Zügel anzulegen vermocht hat, machen könnten!« sagte Ralph.

Gamâl sah ihn aufmerksam an und antwortete nach kurzem Zögern:

»Das kann ich leider nicht; da Sie und Fräulein Herz sich aber so lebhaft für die religiösen Phänomene des Islams interessieren, werde ich Ihnen die Adresse eines Freundes in Kairo geben, eines jungen Scheiks an der El-Azhar-Moschee. Er ist Lehrer der Senussijen – das sind die fanatischsten Feinde der Christenheit und der weißen Kultur, – er wird Ihnen während Ihres Aufenthalt in Aegypten von großem Nutzen

sein können. Grüßen Sie ihn von mir und sagen Sie ihm, daß ich das, was er für Sie und Fräulein Herz tut, als für mich getan betrachten werde.«

Er riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch und schrieb eine Adresse darauf, samt einigen Schriftzeichen, die Ralph nicht zu deuten vermochte.

Sie dankten ihm noch einmal, begleiteten ihn durch die Halle und gingen dann in den Speisesaal, um zu frühstücken.

Sie sprachen nichts; beide dachten an den gestrigen Tag. Indem Ralph zurücktrat, um Helen zuerst durch die Tür gehen zu lassen, sah sie zu ihm auf. In ihren großen, tiefen Augen war ein fragender Blick, den er nicht zu deuten vermochte; ohne recht zu wissen, was er tat, streichelte er ihre Hand.

Sie zog sie hastig zurück, hob den Kopf und ging vor ihm in den Speisesaal.



Ralph und Helen waren seit einer Woche in Jerusalem.

Sie hatten alles gesehen, was die Reisebücher vorschreiben. Sie hatten alle vierzehn Stationen der Via dolorosa durchwandert und die Andacht mitgemacht. Sie hatten die Kirche des heiligen Grabes gründlich besichtigt und am längsten in Helenas Kapelle geweiht, wo das Kreuz gefunden sein soll. Sie waren auf dem Oelberg und in Josaphats Tal gewesen; sie hatten die uralten Gräber gesehen; sie waren in dem alten Judenviertel auf unebenen Steinstufen, unter Wölbungen und durch Torbogen, die alle ihre Geschichte hatten, herumgestiegen.

Jetzt standen sie vor der Mauer von tausendjährigen Quadersteinen, die seit Jahrhunderten das auserwählte Volk Gottes von dem Allerheiligsten ihrer Väter getrennt hat, dem Ort, wo Abraham Isaak opfern sollte, dem Platz auf Morias Berg, wo Salomon seinen Tempel aus Gold und Elfenbein errichtete.

Obleich es Freitag nachmittag war, befanden sich nur zwei Juden vor der Klagemauer; der eine war ein alter Kaufmann mit grauen Korkzieherlocken, die ihm von den Ohren bis auf den schmutzigen Pelzkragen hingen – derselbe Typ, den sie so oft im Judenviertel gesehen hatten; der andere war ein junger, moderner Jude mit hervorstehenden, schwarzen Augen in einem blassen Gesicht, ein Tourist wie sie.

In seiner Heimatstadt in Europa gehörte er sicher zu denen, die Rasse und Glauben verleugnen, wenn persönlicher Vorteil es mit sich bringt; denn er wendete und drehte sich verlegen vor der Mauer und versuchte sich das Aussehen eines zufälligen Reisenden zu geben; Ralph aber las in seinen Augen, daß er ergriffen war. Wären keine Zuschauer aus Europa dagewesen, würde er vielleicht die nasse Mauer geküßt und laut geklagt, ja, vielleicht geweint haben.

Es hatte den ganzen Tag leicht geregnet. Die Luft war rau und kalt und die Wege aufgeweicht.

Der alte Jude mit den Korkzieherlocken und der junge schickten sich zum Gehen an.

Ralph und Helen standen noch eine Weile und sprachen darüber, was diese Mauer für Millionen von Mitmenschen bedeutet. Dann wandten auch sie sich zum Gehen, als im

selben Augenblick ein hochgewachsener Mann in einem langen, dunklen Talar, der viel zu weit für seinen knochendürren Körper war, auf sie zukam. Er trug seinen schmalen Kopf hochaufgerichtet, die linke Seite des Gesichts aber war lahm und welk. Das linke Augenlid war fast geschlossen, der linke Mundwinkel krampfhaft verzogen; es sah aus, als ob er mit dem einen Mundwinkel lache und mit dem anderen weine. Der lange Spitzbart hing in grauen unordentlichen Strähnen herab. Unter dem Talar sah man das offene, schmutzige Hemd; auf der nackten Brust kam ein Büschel struppiger, grauer Haare zum Vorschein. Die Ärmel waren sehr weit und die mageren Hände über dem Gürtel aufeinandergelegt, die rechte Hand auf der Linken.

Als er Ralphs und Helens ansichtig wurde, verzog sein Mund sich voller Hohn, und das gesunde Auge drückte solchen Haß aus, daß Helen Ralph erstaunt anblickte, als ob sie ihn fragen wolle, wo sie diesem Mann schon begegnet wären und was sie ihm denn Böses getan hätten.

Der Führer sah es und flüsterte:

»Das ist der verrückte Rabbi.«

Während der Mann an die Mauer trat, um zu beten, erzählte der Führer:

»Er ist sehr gelehrt, spricht Englisch, Französisch und Deutsch. Er war irgendwo in Deutschland Rabbiner, bekam aber seinen Abschied, weil er einst an einem Osterfest öffentlich gepredigt hatte, daß Christus der Sohn einer Dirne, namens Miriam, und eines römischen Soldaten Pandhera, und ein ganz gewöhnlicher Betrüger gewesen sei, der in seiner frühesten Jugend in Aegypten gewesen und Zauberkunst gelernt hatte. Es ist eine uralte jüdische Sage; so etwas aber sagt man doch nicht öffentlich! – Darauf reiste

er nach Palästina und ließ sich in der heiligen Stadt Safed am Tiberias-See nieder, um den Messias zu erwarten, denn aus Zeichen der Zeit und den Sternen will er lesen können, daß der Messias der Juden bald kommen wird. In Safed bestieg er jeden Morgen den Berg, der der Stadt gegenüberliegt, und spähte in den Wolken nach Elias aus; denn es ist geweissagt worden, daß der Prophet sich auf Safeds Berg offenbaren und den Gläubigen verkünden wird, wann der Messias sich mit seinen Heerscharen Jerusalem nähert. Er wollte der erste sein, der die frohe Botschaft empfängt. — Kaum aber war er ein Jahr dort, als er auf Betreiben des deutschen Konsuls ausgewiesen wurde, weil er die jüdischen Armen, die aus Rußland und Polen und vielen anderen Ländern nach der heiligen Stadt geströmt sind, seit der Zionismus so viel Ausbreitung in Europa gefunden hat, aufhetzte. Er hetzte sie nicht nur gegen die türkische Obrigkeit auf, sondern auch gegen christliche Europäer und Reisende, die keine Juden sind. Es glückte ihm, einen deutschen Archäologen, der seiner Wissenschaft halber in die Stadt gekommen war, für Cherem zu erklären, das heißt bei den Juden in den Bann zu tun, so daß keiner mit ihm sprechen, niemand ihm Lebensmittel verkaufen, keiner ihm den Weg zeigen durfte. Der Konsul verklagte den verrückten Rabbi, und obgleich er unter den armen Juden als ein sehr heiliger Mann galt, mußte er doch fort. — Hier in Jerusalem, wo er seitdem wohnt, verbringt er seine Zeit damit, in Straßen und Läden herumzustreifen, um seine Glaubensgenossen zu veranlassen, Andersgläubige als Cherem zu behandeln; da aber nur die Allerärmsten ihn ernst nehmen, und weil hier alle miteinander handeln, die Juden mit den Christen, die Christen mit den Juden, darf er frei umhergehen. Die Obrigkeit drückt

ein Auge zu, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden; denn er hat seinen Ruf als heiliger Mann bewahrt, wenn auch keiner seinem Rat zu folgen wagt. – Er kommt jeden Tag zur Klagemauer, um für den kommenden Messias zu beten.«

Der verrückte Rabbi war mitten im Schmutz niederkniet, legte die Hände flach gegen die Mauer und stützte seine schiefe Stirn gegen den nassen Stein. Zuerst betete er murmelnd mit geschlossenen Augen. Dann drehte er den Kopf von links nach rechts, ohne seine Stirn von der Mauer zu heben; jedesmal aber, wenn sein Auge den Platz streifte, wo Ralph und Helen standen, sah man an dem blitzenden Zorn in seinem gesunden Auge, daß seine Gedanken mehr bei ihnen als beim Gebet weilten.

Ralph fragte, was er hersage.

»Etwas aus dem Talmud!« flüsterte der Führer und zog sich zurück, als fürchte er, daß die Sache nicht friedlich ausgehen würde.

Der verrückte Rabbi verstand, was Ralph gefragt hatte, plötzlich erhob er seine Stimme, und jetzt sprach er nicht mehr Hebräisch, sondern ein klares und deutliches Englisch, mit eigenartig harten Kehllauten.

Er sprach von der Schlechtigkeit der Menschen und vom Ende aller Zeiten. Er sprach von Sodoms Untergang, und sagte das ganze Kapitel aus dem ersten Buch Moses her. »Jahve, laß deinen Zorn über die Menschen rasen!« rief er, »es gibt noch nicht genug Elend in der Welt, weil die Menschen sich noch nicht gehorsam deinem Gesetz gebeugt haben.«

Er sprach von den Posaunen vor den Toren Jerichos. Er rief Elias' Namen und hob sein Auge zum Himmel. Er sprach

vom Todesengel, der in dieser Stunde unsichtbar in der ver-seuchten Stadt von Haus zu Haus gehe und das Zeichen des Verderbens mit unsichtbarem Blut auf die Tore der Christen zeichne.

Seine Backen bekamen rote Flecke, sein Gesicht zitterte vor Erregung. Immer höher hob er die Stimme, die Halsmuskeln bebten von der Anstrengung.

Er breitete die Arme über die Mauer, die Finger krallten sich gegen den Stein. Dann vergaß er die Fremden und sprach wieder hebräisch.

Die Pupille glitt unter das Lid, nur das Weiße des Auges war noch sichtbar; und der Mund verzog sich, selbst die linke Seite bewegte sich ganz schwach. Die Stimme wurde gurgelnd und unverständlich, und die Kehle arbeitete krampfhaft. Schließlich trat ihm Schaum auf die Lippen, er brach zusammen, der Kopf sank ihm auf die Brust, und die Arme glitten langsam an der nassen Mauer entlang in seinen Schoß.

Helen fühlte tiefes Mitleid mit dem Wahnsinnigen.

»Helfen Sie ihm doch,« sagte sie zum Führer, der sich voller Ungeduld den Arm kratzte.

Er blickte erstaunt von ihr zu dem verrückten Rabbi, der zusammengesunken mit geschlossenen Augen dalag.

»Ihm helfen? – Der hat keine Hilfe nötig. In kurzer Zeit ist er ebenso lebendig und boshaft wie vorher.«

War der Mann krank? Ralph berührte seine Schulter. Im selben Augenblick öffnete der Rabbi die Augen und richtete seinen Kopf mit einem Ruck auf, indem er wild in Ralphs helle Augen starrte, als erwache er aus einem fernen, leidenschaftlichen Traum. Dann kehrte ihm die Besinnung wieder. Er zog seine Schulter zurück, um sich von Ralphs Hand zu

befreien, damit sie ihn nicht besudeln solle. Er erhob sich, raffte seinen Talar mit einer Bewegung wie ein König zusammen und legte die Hände wieder auf dem Gürtel übereinander. Darauf wandte er sich hochaufgerichtet an Ralph, und indem er seinen Blick von ihm zu Helen schweifen ließ, und von ihr zum Führer, der mit seinen indolenten, braunen Augen zusah, als ob er sagen wolle: »Wir haben genug von dieser Komödie!« – fragte er auf englisch:

»Was wollen Sie hier?«

Ralph erwiderte seinen Blick und fragte lächelnd:

»Was wollen *Sie* hier?«

Diese Frage verblüffte den Rabbi: Seine Backen bekamen rote Flecke; mit solch tief empfundenem Selbstbewußtsein, daß er fast Ehrfurcht erweckte, trat er auf Ralph zu und sagte:

»Ich bin der Auserwählte, der Jahve sehen und sterben soll!«

Ogleich ihm der Wahnsinn aus dem Auge leuchtete, lag eine so tiefsinnige und schmerzliche Hoheit auf seiner schmalen, schiefen Stirn, die sich einem unabwendbaren Schicksal stolz darbot, daß Helen den Kopf ganz ergriffen beugte und Ralph erstaunt schwieg.

Wieder wechselte der Ausdruck im Gesicht des Wahnsinnigen. Als ob er die Hoheit auf die Dauer nicht tragen könne, senkte er den Kopf, und die Hände lösten sich vom Gürtel. Ein höhnisches und pffiffiges Lächeln im rechten Mundwinkel entblößte spitze, schimmernde Zahnstummel.

»Sie sind Amerikaner,« sagte er und streckte Ralph seine mageren Arme entgegen, als wolle er ihn von sich fernhalten und gleichzeitig an sich ziehen. »Und die Frau dort –«

Sein Blick bohrte sich in den Helens, während sein Gehirn arbeitete, um das Geschaute zu deuten – »was mag sie nur suchen?«

Sein Gesicht wurde plötzlich traurig. Er beugte den Kopf und sah von der Seite mit einem vorwurfsvollen Blick zu ihr auf:

»Was nützt euch das Suchen – ihr, die ihr dem Galiläer gefolgt seid? – Wißt ihr denn nicht, daß er ein Aufständiger gegen Jahve war, ein Sohn von Belijaal, ja, von Beelzebub selber. Ich sage euch, er war ein Abtrünniger vom Anfang aller Zeiten. Erst kam er im Balg der Schlange zur Welt und verdarb das Gemüt der Menschen, so daß das Geschlecht an der Wurzel böse wurde. Dann kam er zum zweitenmal und nahm die Gestalt des Sündenbockes an, – sagte er nicht: Seht, ich bin das Lamm, das alle Erdschuld auf sich genommen hat? – Wißt ihr nicht, daß er Azazel, der Fürst der Wüste war? – Azazel war es, der die Gestalt des Galiläers annahm, vom Berg in der Wüste herabkam und erzählte, daß Satan ihn mit allen Herrlichkeiten des Lebens gelockt habe, – Azazel war es, der Gott verhöhnnte, indem er sich Gottes Opferlamm nannte und das auserwählte Volk Gottes zu sich in die Wüste lockte. Und sieh, es glückte ihm! – Seit jener Zeit wandert ihr, Volk des Galiläers, mit dem Tode im Herzen.«

Er beugte sich zu Ralph und flüsterte:

»Das Ende der Zeiten ist nah. Es gibt Zeichen in der Nacht und Zeichen am Tage. Die Blinden sehen sie – und ich, der ich des Herrn Werkzeug bin, habe die Sehkraft der Blinden bekommen.«

»Was sind es für Zeichen?« fragte Ralph.

Der Rabbi maß ihn von Kopf bis Fuß mit unsagbarer Verachtung.

»Wer bist du, daß du so zu fragen dich vermißt? – Die Zeichen sind für Gottes auserwähltes Volk und nicht für die, auf denen sein Zorn ruht.«

Wieder veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts. Er sah Helen an, und ein Schimmer von Zärtlichkeit leuchtete in seinem Auge auf.

»Sehnst du dich, Weib? – Nach wem sehnst du dich? – Nach dem Messias, so höre –!«

Er legte den Kopf auf die Seite und horchte nach oben.

»Kannst du das Getöse der Heerscharen hören? – Kannst du sehen, wie es dort oben, wo der Himmel sich halb öffnet, glänzt? – Merkst du den feinen Tau?«

Er breitete seine Hände mit nach oben gekehrten Handflächen aus, während ein seliges Lächeln die haßerfüllten Falten um seinen Mund glättete. Entzückt betrachtete er die Feuchtigkeit, die der feine Staubregen über seine Hände breitete. Er führte sie zum Munde und küßte sie.

»Noch eine kleine Frist, dann kommt er in seiner Herrlichkeit, der Fürst des Lichts – dort von jenem Berg herab, – und das Flammenschwert des Engels wird überm Tal leuchten – und die Erde wird sich zu ihm emporheben – und alles, was Leben ist, wird leben – und alles, was tot ist, wird noch einmal sterben. Dann rollt der Donner der Vergeltung über die Erde – Schuld trifft sich mit Schuld und fragt: ›Wo kommst du her?‹ – Der Fürst der Dunkelheit aber legt seine Hand auf das Herz, das die Schuld zeugte.«

Sein Auge traf Ralphs, und der Ingrim um seinen Mund kehrte zurück.

»Und du glaubst, daß du dem Zorn entgehen kannst? – Cherem sollst du sein vor Gott, jetzt und bis in alle Ewigkeit!«

Er griff sich mit beiden Händen an den Kopf, als versuche er Ordnung in seine verwirrten Gedanken zu bringen.

»Nach Zeichen hast du gefragt? – Blick dich um in der Welt! Wer herrscht dort? – Wer gebietet über Krieg und Frieden? – Wer sitzt auf goldenen Thronen? – Vielleicht der Galiläer und sein Volk? – Ha, ha, ha – nein, wir, die Auserwählten des Herrn.«

Er beugte sich zu Ralph und flüsterte mit einem geheimnisvollen Lächeln:

»Weißt du, wie wir gesiegt haben? – Durch Auflösen und durch Sammeln. – Gab es je im Volk des Galiläers Zwiespalt, ohne daß wir dahinter standen? – Gab es je Kampf gegen Könige, Aufruhr gegen Gesetz und den Geist des Gesetzes, ohne daß wir die, die den Zwiespalt säten, vorwärts stießen? – Recht des Individuums – Recht des Menschen – diese fruchtbaren Worte sind von uns erfunden worden. Ihr, das Volk des Galiläers, habt über Körper und Wohlfahrt, über Formen und Worte geherrscht – über all das, was hohl ist. Wir aber herrschten über den Geist der Worte, wir entstellten und verdrehten in unseren Zeitungen. Wer hat die Sonde geformt, die tief geht und in der Tiefe sondiert? – Unser jüdischer Geist, wir sahen Reiche erstehen und Reiche vergehen. Wer herrscht über sie alle? – Der Gedanke der Zeit. Wer aber formt den Gedanken der Zeit, den kalten, zersplitternden Gedanken, mit der Geduld der Ewigkeit? – Das taten wir, das auserwählte Volk des Herrn – die Verfolgten, die Geißelten, die Verspotteten! – Wir waren die Ausgespienen,

und wir kehrten auf die Lippen derer zurück, die uns ausgespien hatten. Wir waren die Tropfen, die den Stein höhlt, wir waren das Salz der Erde. Aus den lichtscheuen Gassen im Dunkel des Ghetto kamen wir wie Würmer hervorgekrochen, – wir bohrten uns vorwärts, wir fraßen uns durch – wir nährten uns von dem Streit des Galiläervolkes und lebten von seinem Abfall. Wir hatten unsere geheimen Gänge auf der ganzen abtrünnigen Welt. – Wer hat das Reich des Geldes gegründet – die großen vereinigten Reiche des goldenen Kalbes, die über Fürsten und Völker herrschen und sich weder um Rasse, noch um Stand kümmern? – Das taten wir! Wir untergruben Throne und setzten das goldene Kalb statt der Könige darauf. – Und wie haben wir das alles erreicht? – Indem wir nach außen hin auflösten und nach innen sammelten. Wir zersplitterten die anderen und sammelten uns selbst. Wir waren *ein* Körper und *ein* Geist. Wir zeugten Gold, und das Gold zeugte uns Kinder, und die Kinder zeugten uns wieder Gold. Wahrlich, der Geist des Herrn war mit uns. Er machte uns zu einem Schwert in seiner Hand – und sehet, jetzt hat er durch sein auserwähltes Volk gesiegt! – Die Zeit der Galiläer ist vorbei: Der falsche Messias ist entschleiert! – Jetzt fällt das Urteil wie Tau vom Himmel.«

Der Talar hatte sich geöffnet und fiel in langen Falten an ihm herab. Er hatte die Hände zur Klagemauer ausgebreitet, die ihn vom Allerheiligsten trennte; und sein Auge war hingerissen darauf gerichtet, als höre er dahinter das erste ferne Brausen der himmlischen Posaunen.

Er erwachte wieder zur Wirklichkeit, raffte den Talar zusammen, wandte sich an Ralph und Helen und sagte feierlich:

»Machet kehrt und gehet den Weg zurück! – Der Gott der Juden ist nicht nur gerecht, er ist auch ein barmherziger Gott.«

Dann neigte er den Kopf wie ein König und schritt in seinem schmutzigen Talar über die nassen Steine an ihnen vorbei.

---

Es war Abend. Ralph und Helen gelangten durch das Tor von Damaskus zu dem breiten Weg, der längs der Stadtmauer zu Abdul-Hamids Tor führt. Sie hatten von ihrer merkwürdigen Begegnung mit dem verrückten Rabbi gesprochen. Jetzt gingen sie schweigend nebeneinander her.

»Erinnern Sie sich noch,« begann Helen nach einer Weile, »was Schehanna von dem alten Parsenpriester erzählte?«

Ralph sah sie fragend an.

»Er predigte ihnen von dem Ende der Zeiten.«

»Ja.«

»Erinnern Sie sich des Natiks der Drusen, des Buckligen, der Abbas verfolgte – auch er sprach davon. – Und nun hier in Damaskus die Gerüchte von dem Mahdi, der in Aegypten erstanden sein soll – ein Mahdi ist ja ein Messias-Prophet, nicht wahr?«

»Ja, so etwas Aehnliches.«

»Und nun heute dieser verrückte Rabbi, der in Gedanken an den Erlöser lebt, der kommen soll!«

»Der Messias der Juden ist kein Erlöser in unserem Sinne. Soviel ich weiß, ist er ein irdischer König, der sein Volk sammeln und ihnen ein tausendjähriges Reich schaffen soll!«

Helen ging weiter, ohne etwas zu antworten. Nach einer Weile sagte sie:

»Was mag das nur zu bedeuten haben? – Glauben Sie, daß es Zufall ist, oder daß es einen tieferen Zusammenhang hat?«

Sie sah zu Ralph auf; ihr Blick gab den letzten Worten einen geheimnisvollen Sinn.

Ralph hatte auch schon nachgedacht. Er überlegte eine Weile, bevor er antwortete:

»Ich denke mir, daß es eine Zeitströmung ist, das Gefühl von etwas Neuem, das das Alte verdrängen will. Die Orientalen, die die Religion und Politik miteinander vermengen, glauben nun gleich, daß Gott sich rühre und das Ende der Zeiten nahe sei. – Und wie steht es denn um uns kultivierte Menschen? – Kämpfen wir nicht auch gegen unsichtbare Fesseln, die uns hindern, dorthin zu gelangen, wohin wir müssen?«

»Wohin müssen wir denn?«

»Ja, wenn wir das wüßten, dann wären die Ketten gewiß schon gesprengt, und wir wären am Ziel. – Ist in Ihnen, Fräulein Helen, und in mir nicht auch etwas Neues, was zum Durchbruch drängt? – Sind wir noch dieselben wie vor einem halben Monat – und wo werden wir im nächsten sein? Verändern wir uns selbst, – oder offenbart die Welt ihre Verwandlung durch uns? – Es ist, wie Sie an jenem Abend auf dem Dampfer im Marmarameer sagten: In dem Alten können wir nicht mehr leben, und das Neue haben wir noch nicht erreicht.«

Sie antwortete nicht, horchte nur auf die Wärme in seiner Stimme, und dachte, was sich wohl dahinter verberge.

»Menschen wollen immer von neuem anfangen,« sagte er nach einer Pause, »aber um anzufangen, muß man einen festen Ausgangspunkt haben. Und der fehlt uns.«

»Die Derwische haben einen,« sagte Helen, »darum ist ihre Macht über die Gemüter so groß.«

»Ja, hier im Osten weiß man mehr vom Leben als wir. Die Erde können wir Europäer nach unserem Willen formen, aber unsere eigene Seele zu formen, dazu sind wir nicht imstande. Ich habe nie geahnt, wie wenig Wert unser Wissen hat.«

Helen sah zu ihm auf und sagte:

»Ich habe mal gelesen, daß man *glauben* muß, um wissen zu können.«

Er blickte vor sich hin und dachte über ihre Worte nach.

»Das verstehe ich nicht,« sagte er kurz.

»Doch,« sie wurde eifrig und trat unwillkürlich näher an ihn heran, »glauben bedeutet ja gerade einen festen Ausgangspunkt haben. Und wie kann man etwas wissen, wenn man nicht einen Mittelpunkt hat, um den man sein Wissen sammelt. Ist nicht alles, was wir wissen, im Grunde Glaube? Glaube an Hypothesen?«

»Ja – und an Systeme. Aber man kann eine Lebensanschauung nicht aufbauen, wie man ein System zusammenschweißt – oder eine Brücke baut. Man kann nur aus dem bauen, was ist, nicht aus dem, was kommen soll. Kein System kann für die Zukunft gutschagen, es kann nur Meilensteine auf dem Wege, den das Leben bisher gegangen ist, errichten, nicht auf dem, der vor uns liegt, Leben ist eine Bewegung, deren Richtung und Stärke wir nicht kennen und deren Inhalt sich nicht im voraus greifen läßt, ebensowenig wie man im voraus die Möglichkeiten der Phantasie umfassen kann. Lebensanschauung ist Anschauung von etwas, was ewig im Fluß ist, darum kann sie nicht fest sein; eine

festen Anschauung aber brauchen wir, um vorwärtszukommen. Mit anderen Worten: die Aufgabe ist unlösbar, und es ist nutzlos, darüber zu grübeln.«

Sein Gesicht strammte sich und er blickte sich um, als wollte er sagen: »Wir wollen von was anderem reden.«

»Nein,« sagte Helen stark, »Sie haben unrecht, wir *müssen* wissen, wie es sich mit dem Leben und unserer Seele und der Welt, der wir angehören, verhält.«

»So was sagt man,« er zuckte skeptisch die Achseln, »in der Praxis aber drängt sich das gar nicht auf; man lebt ja sehr gut auch so. Die wenigsten finden es der Mühe wert, ihre freie Zeit zum Nachdenken über ihre Seele zu benutzen, wir fechten uns durchs Leben, von der einen handgreiflichen Herausforderung zur anderen, wir plätschern in der Oberfläche der vorhandenen Anschauungen, die wir abwechselnd aus Sympathie oder aus Berechnung wählen. Eine bestimmte Anschauung, der wir nicht entgehen können und die sich uns mit Macht aufdrängt, wie bei den Menschen des Ostens, deren Leben noch nicht von den Segnungen der Kultur getrübt worden ist, gibt es bei uns nicht.«

»Darum kommen wir auch nicht weiter als bis zur Oberfläche, wir schwimmen obenauf, aber wir dringen nicht auf den Grund, wir lassen unsere Handlungen von Zufälligkeiten bestimmen, anstatt durch unsere Persönlichkeit die Verhältnisse zu schaffen, unter denen wir leben.«

»Um auf eigene Rechnung leben zu können, muß man eine selbständige Wertschätzung des Lebens besitzen. Und wer hat das?«

»Das ist ja gerade der Fehler. Darum meine ich auch, daß nichts wichtiger ist, als zur Klarheit über uns selbst zu kommen. Und das kann man nicht, solange man nicht einen festen Punkt hat, von dem man ausgeht. – Darum haben Sie unrecht, wenn Sie sagen, daß es keinen Zweck hat, darüber zu grübeln.«

»Entschuldigen Sie, das ist Frauenlogik!« sagte er und lächelte.

Sie aber ließ sich nicht stören. Etwas, was lange unklar in ihr gelegen hatte, begann sich plötzlich, während sie es zu Worten formte, zu klären.

»Man kann die Werte des Lebens nicht erkennen, wenn man keinen festen Ausgangspunkt hat. Man wird dann nur die Beute zufälliger Einwirkungen, deren Tragweite man selbst nicht ahnt und die einen Gott weiß wohin führen, besonders wenn man, wie die meisten modernen Menschen, den Instinkt, das unmittelbare Gefühl für das Rechte verloren hat. Nicht nur, daß unser Wille ziellos ist, sondern wir sind nicht mal imstande, ein Gefühl zu nähren, wir können weder lieben noch hassen, unsere Erkenntnis ist schwankend und haltlos, wenn wir alt werden und die intime Berührung mit dem Leben verlieren, die unsere Sinne uns vermitteln, solange wir jung sind und die uns eine gewisse Grundlage geben – wenn wir nur noch durch uns selbst etwas sein sollen, auf das Resultat unseres Lebens gestützt – ja, dann wird nichts als eine trostlose Leere in uns sein. Ich begreife nicht, wie Menschen froh und sorglos leben können. Früher hatte man die Religion in irgendeiner Form; aber heute, wo alle Autorität untergraben ist, wo Kritik vor Glauben kommt, – ja, wer bestimmt da die Werte und zeigt uns, woran wir uns halten können?«

»Die öffentliche Meinung!« sagte Ralph mit heimlicher Ironie.

»Ach, die öffentliche Meinung! – Jedes Land und jeder Stand hat eine andere.«

»Stimmt. Darum sind die Menschen auch der Ausdruck für den Kreis, in dem sie leben. Für einige bedeutet der Wert des Lebens ein angesehenes Name, für andere Luxus und Wohlleben. Für die große Menge geht alles in dem einen gemeinsamen Ziel unter: Geld, – der Generalnenner, mit dem alle Werte der menschlichen Gesellschaft gemessen werden.«

»Alles, was Wert hat, kann also ökonomisch bemessen werden?«

»Ja, und dort liegt der Mangel, wir haben letzten Endes keinen anderen Maßstab als das Geld, wir fragen nicht nach dem Wert der Dinge an sich, sondern nach ihrem Kurs. Sogar Liebe und Haß, ja, Familiengefühl und Freundschaft – alles hat seinen Kurs. Und auf diese Weise ist die Kultur uns eine Bürde statt einer Stütze geworden, sie hat unser ursprüngliches, menschliches Urteil verdorben. Das wird einem erst richtig klar, wenn man den Vergleich mit dem Osten zieht. Gamâl hat recht, wenn er sagt: Ist es denn so sicher, daß eure Kultur die überlegene ist?«

»Was sollen wir denn tun?«

»Wir müssen zu dem Ursprung der Dinge zurück. Ich denke mir, daß es so gehen wird, wie es oft in der Geschichte gegangen ist. Die Kultur verfault von innen heraus, bis sie schließlich unter dem Druck anderer Rassen gesprengt wird. Dann kommen die Gelben oder die Schwarzen und erneuern das Menschenleben.«

»Glauben Sie wirklich?« Sie sah ihn entsetzt an.

»Ja, warum nicht? – Der Zusammenbruch einer Kultur, die sich nicht mehr selbst tragen kann, ist eine Notwendigkeit – und als Notwendigkeit eine Erlösung. Bedenken sie: jede Entwicklung geht durch Tod. Nichts kann geboren werden, ohne daß etwas stirbt; jede Sache hat ihre zwei Seiten.«

»Ich sehe nicht ein, warum unsere Kultur so gering ist. Stehen unsere Staaten nicht auf einer höheren Stufe als alle früheren und als die aller anderen Rassen?«

»Was sehen Sie denn eigentlich als die ideale Kultur an?«

»Die, die der Individualität den freiesten Spielraum und an allen Lebensgütern gleichen Anteil gewährt, die die Bürden gleichmäßig verteilt und Schmerzen verringert, – das wäre meiner Ansicht nach eine ideale Kultur.«

»Und Sie finden, daß die europäisch-amerikanische Kultur diese Ideale hochhält?«

»Besser als eine andere. – Was hat man in alten Zeiten – was hat man in anderen Weltteilen für die Schwachen und Leidenden getan? – Bedenken Sie unsere ganze soziale Fürsorge! – Bedenken Sie die Eugenic-Bewegung! – Bedenken Sie, daß wir im Begriff stehen, Leiden *vorzubeugen*, Schwäche zu hindern überhaupt ins Leben zu treten, – Sorgen und Leiden durch den Weg der Auserwählung zu verhüten, damit die Rasse edler und stärker wird. Sind das nicht Zeugen einer hohen und makellosen Kultur?«

»Die Eugenic-Bewegung? – Pah, die ist nichts weiter als ein Beweis für eine erdgebundene und kurzsichtige Lebensanschauung. Oder glauben Sie vielleicht, daß Schmerz und Kummer blinde Zufälligkeiten sind, von einer lieblosen Vorkehrung wie ein Hagelschauer auf die Welt herabgesandt? Das können Sie, die Sie die entscheidende Bedeutung des Seelenlebens zu betonen pflegen, doch nicht glauben. – Wer

weiß, ob die Morgenländer mit ihrem Glauben an die Reinigung der Seele durch die Seelenwanderung nicht recht haben? Wer kann wissen, was das Wichtigste in unserem Wesen ist? – Und wer nichts weiß, sollte vorsichtiger sein, bevor er Eingriffe macht. Ist das Leben nicht ein Kampf ums Dasein? Also nicht nur ein Kampf der Körper, sondern auch der Seelen, wenn wir die Form derselben auch nicht kennen? – Vielleicht ist der Kampf der Seelen mehr an Gesetze gebunden als der körperliche. – Ja, wir sind noch weit zurück. Auf unsere Zeit, auf unsere Zivilisation passen die Worte der Bibel besser als auf sonst eine ›Wir machen uns Kummer und Sorgen über mancherlei Dinge, ja, über alles zwischen Himmel und Erde, – und vergessen darüber das einzig Notwendige‹. Ist es nicht bezeichnend genug, daß weder Sie noch ich die einfache Frage beantworten können, die entschieden werden müßte, bevor wir etwas anderes beginnen: Was ist das Wesentliche und was ist das Wertvolle? – Wir kämpfen auf Tod und Leben für eine Menge Bedürfnisse, ohne uns klargemacht zu haben, ob sie überhaupt des Kampfes wert sind. Und hierin sind uns die Morgenländer – das hab ich bereits erfaßt – weit voraus. Sie haben die Hohlheit dessen, woran wir uns mit aller Macht klammern, eingesehen. Darum lassen sie das einzig Notwendige auch nie aus dem Auge. – Wenn wir sogenannten Kulturvölker darüber klar werden könnten, was in Wahrheit wertvoll und in Wahrheit wesentlich ist, dann wäre die Kulturaufgabe leichter zu lösen. – Eine Lebensanschauung ist wie ein Licht, das sich in einer Linse bricht, und diese Linse ist die menschliche Individualität. Verschiedene Linsen geben verschiedene Bilder. Das Gesamtbild aber ist der Ausdruck für das allgemein

Menschliche, für das, was wir Kultur nennen. Die Eugenic-Bewegung, das neueste Produkt unserer Kultur, ist darum begrenzt, weil es nur diejenigen Linsen anerkennt, die Bilder ergeben, die zu dem Gesamtbild passen. Und sie ist feige, weil ihr der moralische Mut fehlt, die Konsequenz ihres Standpunktes zu ziehen und die irreführenden Linsen zu vernichten; statt dessen will man vorbeugen, daß sie überhaupt entstehen. Wir hochkultivierten Abendländer wollen das Erdenleben zu einem Klub machen, wo die Mitglieder durch Würfel abstimmen, ob man neue zulassen will oder nicht. Für Morgenländer aber ist das Leben wie es ist – ein Gefäß mit zahllosen kleinen Löchern, durch die das Leben unaufhörlich ein- und aussickert; wenn es an einer Stelle herausgedrängt ist, taucht es an einer anderen wieder auf. Wir Abendländer aber stellen eine Wache am Eingang auf und fordern Kontrollbillette.«

Helen dachte über seine Worte nach, und ein plötzlicher Mißmut überfiel sie. Sie sah ihn mit solch inniger Sehnsucht in ihren großen grauen Augen an, daß er tief gerührt wurde.

»Was sollen wir denn nur tun, um das Wesentliche herauszufinden?«

»Wir müssen alles Ueberflüssige, was wir Kulturmenschen mit uns herumschleppen und was die Vorurteile gezeugt hat, die unser Leben beschweren, aus unserem Herzen herauskehren; denn solange wir diesen toten Stoff mit uns herumtragen, sind wir nicht imstande, ursprünglich zu denken oder zu fühlen. Sprießt ein neuer Gedanke oder ein neues Gefühl hervor, gleich wird es von dem überschattet, was vor ihm war; es ist nirgends ein Platz frei. Das Neue wird gezwungen sich anzupassen, darf sich nicht seiner eigenen Natur nach entfalten. Es gibt keine großen Persönlichkeiten

mehr. Die Vergangenheit der Menschheit, so wie sie in jedem einzelnen Kulturhirn aufgespeichert ist, erstickt das Eigenartige im Keim. Wenn der Mensch mit freigemachtem Gehirn und frischen Augen der Natur gegenübergestellt würde, wie Robinson auf seiner Insel, dann käme der neue Mensch von selbst, dann käme die neue Religion, die alle um das Wesentliche sammeln kann, dann kehrten die ursprünglichen Einschätzungen von Glück und Unglück, von Gut und Böse wieder. Dann bekämen wir die Weisheit des Kindes zurück, die darin besteht, das Wesentliche zu fühlen und darin zu leben. – Sehen Sie mal, wie weit sind wir mit all unserem Wissen in dem zurückgeblieben, was uns am nächsten liegt! Verstehen wir die Kunst zu leben? – Haben wir einen Leitfaden, in der Kunst zu siegen? – Alles das ist dem ureigensten Empfinden des Individuums überlassen; da wir aber die Instinkte verloren haben, sind wir in dem, was uns näher liegen müßte als irgendeine angelernte Kunst, am weitesten zurückgeblieben. Wir haben Staatswissenschaften und Rechtslehre, Hygiene und Ethik, aber eine Lehre vom Individuum, ein Handbuch der praktischen Lebensweisheit haben wir nicht, wie man seine Eigenart am besten entwickeln, wie man im persönlichen Leben mit möglichst wenig Kosten siegen kann, darin sind die Völker des Ostens uns weit voraus; wir haben diese Weisheit vergessen oder keine Zeit dafür gehabt; wir hatten so viel mit der Welt um uns herum zu tun, daß wir die Welt in uns selbst vernachlässigten. Wir, die wir von allem Möglichen Bescheid wissen, sind nicht einmal imstande zu sagen, was Glück und was Sieg ist. Fragen wie diese: wie besiegen wir Schmerzen? Wie sparen und vermehren wir unsere Seelenkräfte? – können wir ebensowenig beantworten wie wir feststellen können, was gut und wahr

und schön ist. Nicht nur Schehanna und ihre Parsen, auch der arme Natik und der heulende Derwisch, den wir neulich sahen, wissen besser über diese ersten und wichtigsten Dinge Bescheid, als sowohl Sie wie ich. Es kann mit wenigen Worten gesagt werden, was wir nicht wissen, und was doch das Wichtigste für uns zu wissen wäre: Wie können wir ganze, freie und glückliche Menschen werden? – Wenn unsere Sinne uns gestatteten, die ganze Natur zu überschauen, statt nur einen kleinen Bruchteil derselben, dann würden wir gleichzeitig Ursache und Wirkung, die Vergangenheit in der Gegenwart und die Zukunft als Resultat der wirkenden Kräfte der Gegenwart erkennen können. Wir würden jede isolierte Handlung als ein Produkt des Zusammenwirkens aller Kräfte durch alle Zeiten erkennen und wissen, was Natur, was Leben und Tod ist – was aus dem anscheinend sinnlos Geborenen und sinnlos Getöteten wird – warum Tölpel leben und regieren dürfen, während Genies frühzeitig sterben. Dann werden wir erkennen, was Liebe und Verpflanzung, was menschlicher Fortschritt – und was *Persönlichkeit* ist.«

Ralph hatte noch nie so viel und so eingehend zu ihr gesprochen. Er war selbst erstaunt über seine lange Rede und blickte mit einem verlegenen Lächeln fort.

Helen sah von der Seite zu ihm auf. Sie hatte ihn nicht ganz verstanden. Er ging von Voraussetzungen aus, die ihr Leben nicht enthielt. Es waren die Gesichtspunkte eines *Mannes*; aber obgleich sie nicht alles verstand, so fühlte sie doch, daß das, was in diesen Tagen in seiner Seele vorging, mit dem, was sich in ihr rührte, eng verwandt war. Und sie

fragte sich selbst: Welche Bedeutung wird er für mich bekommen? Im selben Augenblick tauchte ihr eine andere Frage auf, die ihr noch wichtiger erschien: Was werde ich ihm sein können? Ihr Herz schlug stärker; unwillkürlich ging sie schneller, so daß sie ihm um einige Schritte voraus kam. Er begriff, daß sie sich von ihm entfernte, weil sie im Grunde ihres Herzens fürchtete, daß er ihr bereits zu nahe gekommen sei.

Er fragte sich selbst erstaunt: Wie ist es möglich, daß ich hier gehe und philosophiere, – ich, der ich mich sonst nie mit Dingen beschäftige, die nicht von Beobachtung und Erfahrung kontrolliert werden können? – Und hatte er ihr eigentlich nicht von ganz anderen Sachen sprechen wollen?

Er erinnerte sich seiner Gefühle für sie auf dem Dampfer, als sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählt hatte. Damals hatte er Mitleid mit ihrer einsamen, verlassenen Jugend gefühlt. Jetzt war es anders geworden. Nicht mehr der Gedanke, ihr zu helfen, wärmte ihm das Herz, sondern der Gedanke, sie zu besitzen.

Sie schien zu merken, was er in diesem Augenblick, fühlte, denn ein leises Beben ging durch ihre Schultern – jenes Zittern, wie bei einem plötzlichen Kälteschauer, das er bereits früher an ihr beobachtet hatte.

Ihm ahnte, was es bedeutete. Unwillkürlich streckte er die Hand nach ihr aus und flüsterte »Helen«. Er sah, daß sie es gehört hatte; aber sie drehte sich nicht um, und er wagte es nicht zu wiederholen.

Das »Helen«, das Ralph seiner Reisegefährtin zugeflüstert hatte, ließ sie nicht wieder los; es wuchs im Verborgenen. Hätte sie sich gleich zu ihm umgedreht, dann wäre es vielleicht überwunden gewesen, das fühlte sie. Statt dessen

war es durch all das, was, unausgesprochen zwischen ihnen blieb, noch gewachsen.

Auf dem Dampfer von Jaffa nach Port Said hatte sie jedes Alleinsein mit ihm vermieden und dafür Sorge getragen, daß Schehanna immer bei ihr war.

Jetzt, bei ihrer Ankunft in Aegypten, wo sie in den schönsten Frühling kamen, machte ihre Besorgnis einer stillen, etwas wehmütigen Freude Platz; und auf dem Wege von Port Said nach Kairo wechselte ihr Gemüt wie Frühlingswetter; bald bekam sie Lust zu lachen und zu singen und gab diesem Drang auch nach; bald dachte sie an ihre Kindheit, bis ihr die Tränen kamen.

Als sie vom Hotel-Omnibus über die große Terrasse von Shepherds Hotel ging, mit den vielen lächelnden und genießenden Menschen in hellen, leichten Toiletten unter den elektrischen Lampen, da dachte sie: jetzt will ich leben. Und als sie an Ralphs Seite über den langen teppichbelegten Gang zu ihren Zimmern ging, hatte sie das Gefühl, daß sie sich über Weg und Ziel einig wären. Sie dachte bei sich: wir wollen uns helfen, denn wenn man ein Ziel erreichen will, muß man zu zweien sein.

Schehanna, deren Zimmer neben dem Helens lag, kam herein, um ihren Koffer auszupacken.

»Morgen will ich ein weißes Kleid anziehen, wie die anderen,« sagte Helen und legte es bereit.

Als sie ihr Haar löste, begegneten ihr Schehannas Augen im Spiegel. Helen lächelte ihr zu, und Schehanna erwiderte ihr Lächeln; plötzlich aber wurde sie ernst und ihr Blick erstarrte: sie hatte Ralphs Ferved in Helens Augen gesehen.

Während Helen ihr weißes Kleid anprobierte, dachte Schehanna über die Veränderung nach, die mit ihrer Herrin vorgegangen war.

Helen lachte, sang und plauderte indessen unausgesetzt. Plötzlich aber schlang sie ihre Arme um Schehannas Hals, legte den Kopf auf ihre Schulter und weinte; sie wußte selbst nicht warum; sie war so glücklich in ihrem Herzen.

Indessen stand Ralph im Pyjama auf seinem Balkon und blickte durch die Nacht in den dunklen Garten hinaus, wo Palmen einander in der milden Lust zuflüsterten. Das Gras flimmerte von leuchtenden Insekten und der Himmel von blitzenden Sternen. Ihm war, als ob er plötzlich auf einem fremden Weltkörper erwacht sei und sich nach seiner alten Heimat umblicke. Er sah wie in einem fernen düsteren Nebel das Häusergewirr von Neuyork und mitten darin sein elegantes Schlafzimmer.

Wie hatte er dieses Leben einundzwanzig Jahre aushalten können? – Jetzt, wo das Dasein sich ihm enthüllt hatte, sah er erst recht, wie leer und traurig es gewesen war. Leben hieß, einen anderen Menschen in seinem Herzen und Hirn tragen. Er war von Helen besessen, wie er es früher von seiner Arbeit gewesen war; aber es war nicht die dumpfe, drückende Empfindung von einer schweren toten Masse, mit der er kämpfen mußte, um sie zu bewältigen; es war ein seliges Gefühl des Tragens und Selbstgetragenwerdens.

Die Zikaden sangen, die Sterne funkelten; ihm war so leicht zumute wie seit seiner Kindheit nicht mehr. Er stand über allem, und außer einem war ihm alles gleichgültig. Meinetwegen können Sie sich in den Staaten bekämpfen, dachte er, und meine Himmelsbrücke in die Luft sprengen, was kümmert es mich, ich bin keine Arbeitsmaschine mehr,

ich bin ein Mensch und verliebt. Eine Sehnsucht, so stark, daß er sie wie Schmerz empfand, begann plötzlich in seinem Gemüt zu bluten. Er seufzte und ging hinein.

Inzwischen lag Abbas mit Stiefeln und Kleidern, so lang er war, auf seinem Bett und fuchtelte mit den Armen durch die Luft. Er war krank vor Sehnsucht nach Schehanna, nach ihren Augen, ihrem Haar. Er sah sie so leibhaftig vor sich, daß er den Duft ihres Körpers, der wie Wein auf ihn wirkte, zu spüren meinte. Er sah, wie ihre Brust sich hob, und er rang die Hände, er seufzte und wälzte sich und dachte an ihre weichen Arme, die er so oft im geheimen berührt hatte. Die warme Nacht hitzte sein Begehren, daß er nicht schlafen konnte. Ich will sie besitzen, dachte er, morgen muß ich sie haben; und er verlor sich in Liebesphantasien, bis der Schlaf ihn übermannte.

Als Schehanna in ihr Zimmer kam, dachte sie an das, was sie in Helens Augen gesehen hatte. Die ganze Zeit war es ihr gewesen, als habe sie Ralphs Ferved im Zimmer gespürt, und als Helen die Arme um ihren Hals schlang, ahnte sie, daß sein Ferved sich im selben Augenblick mit dem ihren verband.

Sie sagte ihr Ashem-Vohu und betete zu den guten Gedanken, den guten Worten und guten Taten, daß sie einen Kreis um Helen schließen möchten, auf daß nichts Unreines in ihr Gemüt käme. Sie flehte Segen auf sie herab, damit sie Ralph in seinem Kampf um das Licht beistehen könne. Ralph Ferved vereinigte sich in ihren Träumen mit dem Darabs, und sie betete, daß Helen mehr Glück haben möchte, dem zu dienen, der ihr Herr geworden, als es ihr bei Darab vergönnt gewesen war.

Ralph saß auf der Terrasse und wartete auf Helen, um mit ihr zusammen das erste Frühstück einzunehmen. Abbas stand etwas entfernt und blickte voll Interesse über die Straße, wo eine lange Reihe Autos vorm Hotel hielt, während die Dragomons sich längs der Treppe herumtrieben, darauf wartend, daß die Herrschaften ihren Arbeitstag beginnen sollten.

Abbas hatte noch nie solche große Stadt gesehen. Er lachte und schwatzte laut mit sich selbst, den Fes im Nacken, Schweißperlen auf seiner langen Nase. Durchs Glasdach schien die Sonne auf ihn. Er kratzte sich vor Verwunderung den Arm und machte Bemerkungen über die Gäste, die über die Treppe zu den wartenden Wagen gingen.

»Herr, sehen Sie die dort – die wunderschönen Augen!«

Zwei Amerikanerinnen in weißen Kostümen mit weißen Automobilschleiern und Schärpen erregten seine höchste Bewunderung. Er folgte ihnen ein Stück und nickte ihnen zärtlich lächelnd mit seinem langen Gesicht zu, als sie auf der Treppe stehenblieben, um sich nach ihrem Begleiter umzusehen.

Oh, wie groß und herrlich die Welt war! Abbas träumte seinen alten Herrschertraum, daß er hinaus wollte, um die Welt zu erobern, wenn er genug gelernt und gesehen hatte.

Helen und Schehanna standen weißgekleidet in der Hotteltür und sahen sich nach Ralph um; er hatte ihnen sagen lassen, daß er sie auf der Terrasse erwarte.

Als Helens Augen den seinen begegneten, errötete sie wie eine junge Braut. Bei dem starken Willensausdruck, der auf seinem Gesicht leuchtete, bekamen ihre Augen einen bitenden und scheuen Ausdruck, und die Falte zwischen ihren Brauen zitterte. Sie zögerte, beugte den Kopf und dachte

mit einem plötzlichen, unerklärlichen Schmerz, daß es alles ganz anders sei, als sie gestern abend geträumt hatte. Sie nahm seine Hand, wagte aber den festen Druck derselben nicht zu erwidern, denn ihr war, als ob er ihr damit ans Herz griffe und zu sich zwänge. Er sah ihre Verwirrung, ließ ihre Hand los, und ein plötzlicher Aerger glitt wie ein Schatten über sein Gesicht. Da lächelte sie und war wieder natürlich.

Schannaha erweckte Aufsehen bei den Gästen durch ihre matte Farbe, die Farbe der kranken Perle, die von ihrem blendend weißen Kleid, den dunklen, verschleierte Pupillen in dem sanften Opal ihrer Augäpfel, dem rabenschwarzen Haar, das unter der leichten Sommerhaube über ihre kleinen Ohren fiel, noch gehoben wurde.

Abbas war stumm vor Entzücken über Schannaha in ihrer neuen Toilette. Seine schmalen Hände, die er von sich streckte, indem er, ohne es zu wissen, Ralph kopierte, zitterten; seine Nasenflügel bebten, während er Schannaha mit seinen braunen Augen, die von unbewußter Begierde blank waren, verzehrte. Indem ihre Augen die seinen streiften, schoß ihr das Blut in feinen Pünktchen in die Wangen, wie die Röte eines reifen Pfirsichs.

Abbas und Schannaha nahmen an einem Tisch hinter ihrer Herrschaft Platz, und kurz darauf kam der Kellner mit dem Frühstück.

Als sie fertig waren, gingen sie über die Terrasse, von Dragomans umringt, die sie schon lange im Auge gehabt hatten und jetzt zu einem der wartenden Automobile führen wollten. Helen und Ralph aber mochten nicht fahren; sie wollten von dem Leben, das auf der sonnenbeschiedenen Straße flutete, berührt, nicht getragen werden; sie wollten sich davon

mitreißen lassen, den warmen Atem auf ihrem Gesicht spüren.

Sie gingen paarweise über den breiten Fußsteg. Die warme Luft schlüpfte durch Helens dünnes, weißes Kleid, über Hals und Arme, während sie den blendenden Frühling in tiefen Zügen atmete und für eine kurze Weile vergaß, wer an ihrer Seite hing.

Das Leben nahm sie in seine starken Arme und füllte ihre sehnsuchtsvolle Seele mit einer volltönenden Musik, die sie atemlos machte, während sie ihr lauschte. Ihre Sinne öffneten sich der Welt wie noch nie; die Dinge teilten sich ihrer Seele nicht nur durch ihr sichtbares Äußere, sondern auch in ihrem inneren Zusammenhang mit.

Ein junges Paar kam ihnen entgegen, dicht aneinandergeschmiegt, mit Panamahüten und Stöcken, so elastisch schreitend, daß sie förmlich auf sie zugetanzt kamen – Helen empfand ihr Liebesglück so intensiv, daß sie errötete.

Dort stand ein zerlumpter Bursche mit funkelnden Spitzbubenaugen in einem braunen Gesicht, und langen, weißen Zähnen hinter halbgeöffneten Lippen – er nestelte an dem Sattelknopf seines aufgeputzten Mietsesels, der das Maul nach einem grünen Blatt auf der Fahrstraße reckte. Helen konnte ihm so lebhaft nachempfinden, was er dachte, als sei sie es selbst, die mitten im Kampf ums Dasein auf eine Tour für den Esel wartete. Sie lächelte ihm unwillkürlich zu, als sie vorbeiging.

»Mylady,« rief er, und der Esel, der die Sache schon konnte, kam über den Asphalt hinterher geklappert, »mein Esel ist der beste in ganz Kairo! Sitzen Sie auf – es ist weit bis zur Zitadelle, Ihr hübscher kleiner Fuß kann so hoch nicht steigen. Es ist viel zu warm, Mylady, Sie können nicht gehen!«

Die braunen Knirpse, die auf dem Fußsteig neben dem hohen Gitter des Ezbekijeh-Gartens durcheinanderkugelten, mit roten Korallenketten um den Hals, kurzen Hemdchen und nichts weiter an – hatte sie die nicht schon lange gekannt? Sie blieb stehen und bückte sich nach dem Kleinsten. Ralph sah sie erstaunt an. Sie besann sich und lächelte und dachte im selben Augenblick: wie seltsam alles zu *einem* unendlichen Leben zusammenfließt!

Sie gingen an der Villa des internationalen Gerichts vorbei, die weiß und vornehm hinter Palmengruppen lag, an der Ecke bei der Polizeiwache, wo lebhafter Verkehr war, und kamen zu dem Atabelmarkt.

Elektrische Straßenbahnwagen bahnten sich bimmelnd ihren Weg zwischen qualmenden und tutenden Automobilen, zwischen staubigen, zweirädrigen Wagen und hilflichen Droschken. Es wimmelte von Straßenverkäufern. Ein Händler mit gelben Hosen und grüner Jacke ließ kleine Puppen auf dem Fußsteig tanzen, während seinen blutroten Lippen blühende arabische Reden entströmten, mit englischen Wörtern vermischt.

Fellahs mit breiten Schultern, schmalen Hüften und demselben kurzen, starken Profil wie ihre Vorfahren, die guten, alten Aegypter, kamen langsam über den Platz geschlendert, mit weit aufgerissenen, blanken Augen, das wogende Leben betrachtend, wovon sie sich in ihrem Dorf nichts hatten träumen lassen.

Große dunkle Nubier mit schwermütigen Hundeaugen, in langen Rockhosen und seidenen Jacken, gingen auf ihrem Weg zum Herrschaftshaus, dessen Tor sie bewachten, schläfrig vorbei. Ein Beduine sah sich vor einer Retirade verwirrt um und wußte nicht, in welche Richtung er gehen sollte.

Zeitungsjuvenen liefen schreiend über den Platz. Leute stiegen an der Haltestelle der Straßenbahn mitten auf dem Markte ein und aus. Englische Soldaten in Khakiuniformen kamen mit langen, taktfesten Schritten vorüber, als ginge sie das alles gar nichts an.

Ralph nahm einen Wagen; sie wollten nach der El-Azhar-Moschee fahren, um den Scheik zu besuchen, an den Gamâl sie empfohlen hatte.

Sie fuhren durch enge Gassen und lärmende Basarstraßen, der Kutscher schimpfte unaufhörlich, bald nach rechts, bald nach links warnende Zurufe austeilend. Am Ende eines sehr belebten Basars machten sie halt.

Junge Turbanträger wimmelten durch ein niedriges Tor ein und aus, einige mit Büchern und Manuskripten unterm Arm, andere Brot und Früchte kauend. Sie hatten blasse, gelbe Gesichter mit dunklen Augen, die fest und durchdringend blickten; sie gingen paarweise in leisem, vertraulichem Gespräch oder laut streitend.

In der Vorhalle wurden sie von dem Torwächter angehalten; sie mußten Pantoffeln über ihre Stiefel ziehen. Ralph gab ihm den Zettel mit der Adresse des Scheiks. Der Wächter war ein magerer, weißbärtiger Mann mit einem entgegenkommenden Lächeln und mißtrauischen, stechenden Augen. Er führte sie in den Moscheehof, einen großen sonnenbeschienenen, viereckigen Raum zwischen langen Arkaden mit keilförmigen Bögen, die von Marmor- und Porphyrsäulen getragen wurden.

Links waren die Wände der Arkaden mit hohen Holzschränken bedeckt. Auf einer Leiter stand ein alter Muselman und nahm Manuskripte von den obersten Borden. Ueberall in den Gängen und auf dem offenen Hof war es voll

von Studenten in gestreiften Djubben und bunten Turbanen; einige gingen in gelehrtem Gespräch auf und ab, andere hockten auf der Erde, den Rücken gegen die Säulen gelehnt. Viele Junge lagen auf den Knien und übten sich in Gebeten, während Lehrer sie in den vorgeschriebenen Bewegungen unterrichteten. Einige lasen laut aus dem Koran, in einem singenden Meßton, wobei sie Kopf und Oberkörper bewegten. Andere wiederum redeten mit allen zehn Fingern. Es war ein Summen wie in einem riesigen Bienenkorb.

Der Torwächter zeigte bald auf diesen, bald auf jenen und nannte ihre Namen; es waren berühmte Professor-Scheiks, im ganzen Morgenlande berühmt.

In einer Ecke saß eine Gruppe weißgekleideter junger Leute mit flaumigen, mandelbraunen Gesichtern und dunklen Augen unter schmalen Lidern. Ihre Lippen waren vom eifrigen Sprechen gerundet, ihre Hände hastig und in beständiger Bewegung; es lag keine morgenländische Ruhe über ihnen. Sie betrachteten Ralph und seine Gesellschaft mit offenkundigem Unwillen. Einer ballte die Faust, ein anderer runzelte die Brauen. Auch der Scheik, der vor ihnen in der Hücke saß, sah zornig auf. Seine schmale Stirn hatte eine tiefe, lotrechte Falte, die die schwarzen scharfgezeichneten Brauen in die Höhe zog. Die gebogene Nase war an der Spitze schief, die schmalen Lippen vibrierten noch von den Worten, die sie soeben geformt hatten. Unter dem dünnen Bart trat der Adamsapfel stark hervor und bewegte sich unaufhörlich auf und nieder, als ob er etwas schlucke. Es war der Scheik, an den ihre Empfehlung gerichtet war.

Der Torwächter gab ihm Gamâls Zettel. Er riß ihn an sich und durchflog ihn; dann hasteten seine gläsernen braunen Augen mit einem prüfenden Blick über Ralph, während der

Ausdruck seines Gesichts sich veränderte, die Stirn sich glättete und der Mund sich zu einem Lächeln öffnete.

Er erhob sich und verneigte sich grüßend. Als Ralph ihm die Hand hinstreckte, nahm er sie zögernd, als wüßte er nicht recht, was er damit machen solle. Gleich darauf aber besann er sich und drückte auch Helens, Schehannas, Abbas' Hand.

»Mein Herr und Freund bittet mich, Ihnen behilflich zu sein,« sagte er auf englisch, »Seine Freunde sind auch meine Freunde. Befehlen Sie über mich; ich bin Ihr Diener.«

Ralph bat ihn, sie in dieser merkwürdigen Universität herzuführen, wo Lehrer und Schüler auf der Erde durcheinander saßen und über die Dinge verhandelten, während Wasserträger mit Ziegenfellsäcken auf dem Rücken und barfüßige Kuchenverkäufer ungeniert zwischen ihnen herumgingen.

Abdul-Hassan, so hieß der Scheik, bat sie, vorsichtig zu gehen und leise zu sprechen, um nicht den Zorn der Gläubigen zu erregen. Einige seiner Schüler folgten ihnen von weitem, andere nahmen ihre Bücher unter den Arm und gingen zu ihren Zellen.

Hassan führte seine Gäste zu der großen Lesehalle, dem Allerheiligsten der Moschee, mit ihren neun Schiffen, hundertundvierzig Marmorsäulen und vier Betnischen, eine für jede orthodoxe Sekte. Darauf zeigte er ihnen, wo die verschiedenen Nationen ihren Raum hatten. Sie sahen in dunkle, hohe Zimmer mit Matten auf dem Fußboden und Schränken an den Wänden, aber ohne Möbel. Schüler lagen auf den Matten und aßen, andere saßen in der Hucke und lernten laut, indem sie mit dem Kopf den Takt dazu schlugen; andere wiederum schliefen. Die meisten waren

von weither gekommen – da waren Studenten aus Ceylon und Hinterindien – sie wohnten Tag und Nacht in der Moschee und wurden von milden Gaben und Legaten unterhalten; auch die Scheiks wurden auf diese Weise bezahlt.

»Hier ist das Rivak der Blinden.«

Eine Reihe erloschener Blicke in stark bewegten Gesichtern wandte sich zu ihnen um, und ein zorniges Geknurr erklang; der Grimm, den die Augen nicht auszudrücken vermochten, stand auf ihren Lippen zu lesen.

»Warum sind sie böse?« fragte Helen.

»Weil ihr nicht den richtigen Glauben habt!« sagte der Scheik und sah sie ernst an.

Er versuchte Ralph nach seiner Bekanntschaft mit Gamâl auszufragen, und Ralph seinerseits hätte gern etwas über Gamâls Vergangenheit erfahren; aber sie erfuhren beide nur wenig.

Sie gingen an der Zelle der Marokkaner vorbei.

»Man sagt von ihnen, daß sie zauberkundig sind,« sagte Hassan und machte, daß er vorbeikam.

»Was hat das Gerücht von dem Mahdi zu bedeuten?« fragte Ralph.

Hassan sah hastig auf.

»Dem Mahdi?« fragte er zögernd.

»Ja, es hieß in Jerusalem, daß ein Mahdi in Aegypten aufgetaucht sei.«

Einige magere Burschen mit schwarzen Djubben und Mützen gingen im selben Augenblick vorbei; sie schnappten das Wort Mahdi auf, mäßigten ihre Schritte und spitzten die Ohren.

Hassan zog Ralph hastig mit sich durch die Arkaden, als fühle er sich dort nicht ganz sicher.

»Es soll ein junger Einsiedler aus der Wüste sein,« sagte er mit einer abfertigenden Handbewegung, »vom Stamm der Senussijen, es hat nichts zu bedeuten.«

Die sonderbare Gesellschaft, die von einem Scheik herumgeführt wurde, den alle kannten, erweckte nach und nach allgemeines Aufsehen. Die Gespräche verstummten, der Unterricht geriet ins Stocken. Hassan fühlte sich dadurch bedrückt und trieb Ralph und seine Gesellschaft zur Eile an.

Indem sie quer über den Hof gingen, um die Eingangstür zu erreichen, wurde rings um sie herum von Gruppe zu Gruppe geflüstert. Einige erhoben sich und folgten ihnen von weitem, andere rotteten sich zusammen und versperrten ihnen den Weg, so daß sie um sie herumgehen mußten. Es war offenbar, daß Ralphs unbekümmert forschender Blick und ironisches Lächeln sie reizte. Mehrere betrachteten Helen und Schehanna mißbilligend; unverschleierte Frauen einer fremden Rasse kränkten die Heiligkeit des Orts.

Schehanna fühlte sich unbehaglich zumute; sie fand, daß die Luft voll von Darvanden sei und betete unaufhörlich ihr Ashem-Vohu, um sie sich vom Leibe zu halten, und gelobte sich selbst eine gründliche Reinigung, wenn sie nach Hause käme.

Einige von den weißgekleideten Jünglingen, die der Scheik unterrichtet hatte, kamen jetzt auf Hassan zu und flüsterten ihm etwas zu, das wie Vorwürfe klang. Ralph, der Augen und Ohren offenhielt, meinte das Wort Mahdi zu verstehen. Hassan entschuldigte sich, und Ralph hörte ihn Gamâls Namen nennen.

Als sie endlich draußen standen, atmeten Helen, Schehanna und Abbas erleichtert auf. Ralph aber hätte gern noch mehr gesehen. Es gärte etwas, das war klar, und Ralph hatte den Eindruck, als ob die Erregung auf irgendeine Weise mit dem Gerücht vom Mahdi in Verbindung stehe. Im selben Augenblick fiel ihm ein, daß Mr. Lawson, der amerikanische Botschafter, seine jährliche Erholungsreise in Kairo unterbrochen hatte und nach Konstantinopel zurückgekehrt war – sie waren ja seiner Dampfjacht vor Smyrna begegnet – und hatte Gamâl ihn nicht in den Zeitungen auf einen Artikel über ›das europäische Konzert‹ und einen Aufstand des Islams aufmerksam gemacht? – Jetzt bereute er, daß er ihn nicht gelesen hatte.

Hassan versprach, Ralph und Helen im Hotel aufzusuchen. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, ihr täglicher Führer zu sein, solange sie sich in der Stadt aufhielten; und Ralph willigte ein, als er merkte, daß eine Ablehnung den Scheik kränken würde.

Einige Tage darauf machten Ralph und seine Gesellschaft einen Ausflug zu Esel nach Sakkara, um die Apis-Gräber und Ti's Grab zu besuchen.

Nur Abbas verstand sich darauf, einen Esel zu reiten; er fühlte sich in seinem Element, saß hochaufgerichtet und schlug dem Langohr die Hacken in die Flanken, während er sich über Helen und Schehanna belustigte, die sich mit Händen und Füßen festklammerten, wenn der Esel sich in Trab setzte.

Ralph ritt an der Spitze. Er hatte einen harten Kampf mit seinem Tier zu bestehen, das er zwingen wollte, ihm zu gehorchen und nicht dem Eseljungen, der nebenher lief, wenn Ralph dem Esel seinen Willen mit dem Stock kundtat, schrie

dieser empört und drehte den Kopf nach dem Jungen um, als wolle er dessen Hilfe anrufen. Der Junge stand Ralph anscheinend aus vollen Kräften bei, im geheimen aber unterstützte er den Esel in seinem Eigensinn durch kleine verblühte Redensarten, die er zwischen den Schimpfworten einstreute und die nur die beiden verstanden.

Abbas lachte laut und ungeniert, bis Ralph den Kopf umdrehte und ihm einen Blick sandte, der ihn beinahe um sein Gleichgewicht gebracht hätte. Den Rest des Tages folgte er seinem Herrn mit einem Blick wie ein treuer Hund, der einen Fußtritt bekommen hat.

Auf dem Rückweg ritten sie durch einen Palmenhain an dem Dorf Sakkara vorbei und von dort über flaches, üppiggrünes Wiesenland, das im Herbst überschwemmt gewesen war. Am Ende des Wiesenlandes kamen wieder Palmen. Durch die Stämme sahen sie in der Ferne das Dorf Mit Rahine, das alte Memphis, wo Ramses des Zweiten Riesenstatue stand, die sie schon auf dem Hinweg gesehen hatten.

Auf der Grenze zwischen Palmenhain und Wiesenland lag ein Garten hinter einer Hecke, und im Garten eine Villa mit Terrasse, Balkon und großen weißen Fensterbögen.

Helen war vom Reiten ermüdet und stieg vom Esel. Sie trat mit Ralph an eine weiße Gittertür in der Hecke und blickte über den Garten.

Vor der Terrasse war ein mächtiges Beet mit dunkelgelben, hochstämmigen Rosen, die in vollem Flor standen. Die schmalen Wege waren mit Kies bestreut. Auf dem Rasen mit dem hohen, dunklen Gras standen Gruppen von Tuja, jungen Zypressen und immergrünen Büschen, die sie nicht kannten. Stiller Friede lag über diesem Rasenhain im Schatten hoher Dattelpalmen.

»Hier möchte ich wohnen!« sagte Helen und blickte sehnsuchtsvoll zu den Rosen hinüber.

Alle Fenster waren verhängt, die Türen auf der Terrasse und den Balkons geschlossen.

»Das Haus scheint leer zu stehen!« sagte Ralph und ging zu einer Stelle, wo die Hecke eine Biegung machte. Dort sah er einen dünnen Rauchstreifen aus einem Wirtschaftsgebäude aufsteigen, das hinter der Villa verborgen lag.

Er ging an der Hecke entlang, von Helen gefolgt. Ein Hund, der aus seinem Mittagsschlaf aufgeschreckt war, bellte, und der Kopf eines alten Mannes mit einem flachen Strohhut tauchte über der Hecke auf.

Ralph grüßte und fragte auf englisch, wer hier wohne. Im selben Augenblick fiel sein Auge auf ein Schild am Eingang. Darauf stand: »*To be let.*«

Der Alte betrachtete Ralph und seine Gesellschaft und sagte auf englisch:

»Will der Herr die Villa vielleicht mieten? Sie ist bis April frei.«

»Ja,« sagte Ralph, ohne sich zu besinnen. »Kann ich es gleich mit Ihnen abmachen?«

Der Mann legte seine Harke hin, öffnete eine kleine Gittertür und forderte die Gesellschaft auf, näherzutreten.

Eine alte Frau in einer offenstehenden Bluse kam in der Tür zum Vorschein, grüßte mit runden, neugierigen Augen und zog sich wieder in das Dunkel des Wirtschaftsgebäudes zurück. Helen sah, daß sie dort stehenblieb, ihre Augen leuchteten durch die Dunkelheit.

Der alte Mann führte sie durch den Garten, schloß das Haus auf und zeigte ihnen die Zimmer, die mit Korbmöbeln ausgestattet waren. Die Villa gehörte einem englischen

Obersten aus der Garnison in Kairo; er war Witwer und augenblicklich nach England beurlaubt.

»Ich miete die Villa,« sagte Ralph zu Helen, als sie vor den Rosen standen, »und wir bleiben hier, bis wir weiterreisen müssen, haben Sie Lust?«

Helen sah mit einem begeisterten Ja auf den Lippen zu ihm auf; als sie aber seinem Blick begegnete, hatte sie wieder dasselbe Gefühl wie damals in Kairo, als er ihr die Hand gab, daß er ganz und gar von ihr Besitz ergriff.

Nein, dachte sie errötend und versuchte ihr Verlangen, bei dem glücklichen Augenblick zu verweilen, zu überwinden. Aus dem gelben Dunkel der Rosen aber schien ihr ein verborgenes Lächeln entgegenzustrahlen, und die leise fächelnden Palmen flüsterten von dem ewig blühenden Leben, das sie beschatteten. In ihrer Ratlosigkeit ergriff sie Schehannas Hand; es war ihre Stärke und Reinheit, nach der sie griff.

Was sie in Ralphs Augen las, war nicht das, was sie sich gedacht hatte. Die Vorsehung hatte sie am ersten Tage ihrer Reise zusammengeführt. Ohne daß sie wußten warum, hatte sie ihm ihr Herz geöffnet. Das tiefe Verlangen ihrer gleichgestimmten Seelen hatte sie einander nahe gebracht, damit sie auf ein gemeinsames Ziel zustreben, nicht, damit sie sich in einer armseligen Verliebtheit verlieren sollten.

Die Rosen riefen, die Palmen lockten, sie meinte, daß sie in der Tiefe ihres Herzens Widerhall fänden.

Was konnte geschehen, wenn *sie* nicht *wollte*? – Auf sie kam es an, auf sie allein. Sie wollte dem, was sie in seinen Augen las, nicht nachgeben, weil sie klarer sah als er. Er würde sie schließlich verstehen, sie wollte es ihn lehren, hatte er nicht selbst von dem wesentlichen gesprochen – hatte

er nicht gerade die Worte gefunden, die ihrem Gemüt Klarheit brachten?

»Was meinst du, Schehanna?« sagte sie und nahm ihre Hand zwischen ihre beiden, »wollen wir hier bleiben?«

Schehanna ahnte, was in Helen vorging und fürchtete für sie; als sie aber den starken Wunsch in Ralphs Augen las, dachte sie: Muß er nicht besser wissen, was seinem Ziel dienlich ist, als ich? – Sie blickte sich in dem lächelnden, friedlichen Garten um und sagte voller Ueberzeugung:

»Hier ist es rein und schön.«

Als Abbas hörte, um was es sich handelte, wurde er wild vor Begeisterung und nahm unverzüglich den Garten in Besitz.

Ralph mietete die Villa bis auf weiteres und bestimmte ihrer Verabredung gemäß Helens Anteil an den Kosten.

---

In der ersten Nacht konnte Helen nicht schlafen. Sie lauschte dem Heulen der Schakale und dem quakenden Gesang der Zikaden; es war so warm wie im Mai. Sie stand auf und ging auf den Balkon hinaus, von wo sie den Garten und den Palmenhain übersehen konnte. Es war kein Mondschein, die Milchstraße aber leuchtete auf den Gartenwegen und dem dunklen Gebüsch der Rosen.

Sie dachte an ihr Leben und an ihren Vater. Sie erinnerte sich der Worte, die er ihr übers Grab hinaus mit auf den Weg gegeben hatte, und der Beweggründe, die sie zu der langen Reise veranlaßten. Nur wenn ein Herz leer ist, kann es Gott aufnehmen. Hatte der fremde Mann, mit dem sie zusammen wohnte und der bereits in ihrem Heizen war, sie ihrem Ziel näher oder ferner gebracht?

Sie wußte es nicht, sie wußte nur, daß sein Wesen ihr Gemüt bereichert und aus seiner Einsamkeit herausgetrieben hatte. Und sie fühlte, daß es gut sei. Von Verliebtheit aber durfte nicht die Rede sein. Sie *wollte* sich und ihren Zielen nicht untreu werden. Als sie morgens Ralph im Garten traf, gab sie ihm die Hand wie ein guter Kamerad, und er las in ihrem festen, klaren Blick, daß sie einen Entschluß gefaßt hatte, der sie beide betraf. Er beugte den Kopf und gelobte sich selbst, ihn zu achten.

Ralph und Helen ritten auf ihren Eseln nach Bedrachén und fuhren von dort mit der Eisenbahn nach Kairo, um Museen und Moscheen zu besehen. Aber das war nur in den ersten Tagen; bald bekamen sie es satt und zogen es vor, Ausflüge in die Umgebung und zu den Pyramiden zu machen.

Schehanna und Abbas blieben zu Hause und besorgten die Wirtschaft mit dem alten Ehepaar, das gewöhnt war, den Oberst zu bedienen. Die Frau kochte und der Mann hielt das Haus rein, und so blieb es auch unter der neuen Herrschaft, nur daß Schehanna als Stubenmädchen mithalf, und Abbas Diener, Bote und Gartengehilfe zugleich war.

Abbas hatte sich seinen Gefühlen ganz hingegeben und folgte Schehanna wie ihr Schatten, während sie die Zimmer aufräumte, stand er in der offenen Balkontür und erzählte ihr, wie schön sie sei, und daß er nachts von ihr geträumt habe.

Er half ihr, wenn sie Blumen für die Vasen pflückte, und wenn sie sie ihm reichte, berührte er ihre Hände und lachte wie über einen guten Witz. Er half ihr beim Füttern der Hühner und Tauben und ließ ihnen all die Zärtlichkeiten zuteil werden, die er ihr zugedacht hatte.

Anfangs lächelte sie und ließ ihn gewähren, mit jedem Tag aber wurde er wärmer und heftiger. Er küßte die Blumen, die sie ihm reichte, und seine kleinen Augen brannten, so daß sie vor ihrer Glut den Blick errötend niederschlug.

Wenn sie allein waren, sang er ihr Lieder vor, die er von den französischen Frauen im Varieté in Beyrut gehört, und tanzte, wie er sie tanzen gesehen hatte, wenn sie nicht hinsah oder sich scheu seinen begehrliehen Händen entzog, gebärdete er sich wie ein verzogenes Kind. Er zupfte sie am Kleid und bettelte mit seinen glühenden Augen, bis sie böse wurde und ihn abschüttelte. Der alte Mann schalt ihn, wenn er es sah, die Frau aber hatte Mitleid mit ihm und steckte ihm im geheimen Keks und Marmelade vom Vorrat des Obersten zu.

Als er sah, daß er keinen Erfolg bei Schehanna hatte, begann er verblümt davon zu reden, daß er wohl wüßte, wo ihre Gedanken seien und wovon sie träumte. Aber er wolle nach Europa reisen und bei den großen Hotels in Dienst gehen, um ebenso reich zu werden wie Mr. Cunning; und dann wolle er sie Herrn Ralph abkaufen, denn er wüßte wohl, daß sie sein Eigentum sei, er habe sie aber viel zu teuer bezahlt und würde sie sicher verkaufen, wenn er ein ordentliches Angebot bekäme. Denn was läge Herrn Cunning an ihr? Könne sie nicht sehen, wo er seine Augen habe? – Und er phantasierte etwas über Ralph und Helen zusammen, von Händedrücken und Küssen, die er gesehen habe, von schleichenden Schritten, wenn er nachts wach im Bett läge und aus Sehnsucht nach ihr nicht schlafen könne.

Schehanna erschrak und beobachtete Ralph und Helen, wenn sie sie beisammen sah, aber sie konnte nichts entdecken. Der alte Mann hörte Abbas eines Morgens und drohte ihm, daß er Ralph alles sagen wolle. Da nahm Abbas seine Worte zurück und bat so kläglich um Schonung, daß Schehanna begriff, daß alles nur Erfindung sei.

Sie hatte Mitleid mit dem Knaben, weil seine Liebe ihn so weit von dem Wege der Wahrheit abgeführt hatte, und sie sprach das Gebet der guten Gedanken, guten Worte und guten Taten für seine unreine Seele.

Abbas neuester Einfall war, seinen Herrn zu kopieren. Er sagte »well« wie dieser, kniff die Augen zusammen und lachte wie er; er schlenderte mit langen Schritten, die ganz vom Nacken auszugehen schienen, trug den Kopf hoch und machte den Mund schmal, wie Ralph es zu tun pflegte, wenn er überlegte. Da konnte Schehanna nicht länger widerstehen; sie lachte so herzlich, daß Abbas froh wurde und wieder Hoffnung schöpfte.

Ralph sagte sich: Es soll also keine Verliebtheit zwischen uns sein; und entschlossen wie er war, hielt er alle Gedanken, die in diese Richtung wollten, zurück. Im tiefsten Innern hatte er es sich selbst so gedacht, als er ihr vorschlug, daß sie das Haus zusammen mieten wollten; und im Grunde seines Herzens war er froh, daß sie seinen Erwartungen entsprochen hatte.

Er, der Zeit seines Lebens gearbeitet hatte, streckte sich auf dem Rasen wie ein Schuljunge. Er lehnte neben Helen am Gartengitter und blickte gedankenlos zu dem klaren Dunkel unter den Palmen hinüber, das vom Licht in Streifen und Strahlen zerschnitten wurde, wenn der Wind die schlanken Blätter bewegte. Er beobachtete das Spiel der

Tauben im Hain, als sei es eine Sache von großer Wichtigkeit, und ließ sich von dem verborgenen Lächeln der gelben Rosen verlocken, Zeit und Vorsatz zu vergessen. Nur Sonne und Mahlzeiten kündeten ihm die Zeit an. Er lauschte Abbas' melodischem Geplauder und versuchte auf den Grund von Schehannas verschleierte Augen zu dringen, die etwas verbargen, was auf geheimnisvolle Weise an ihn gerichtet zu sein schien.

Er mußte an den Beduinen denken, den er in Beyrut gesehen und bewundert hatte; jetzt verstand er ihn erst ganz und wunderte sich über ihn selbst; wer hätte vor einem Monat gehnt, daß er, Ralph Cunning, der Schöpfer der Himmelsbrücke, so schnell im streberlosen Verweilen das Glück finden würde?

Ein neues Ich schien in ihm emporzuwachsen, das sowohl die Welt wie ihn selbst mit anderen Augen betrachtete und ihm einen Schimmer von dem ursprünglichen Gesicht des Gebens zeigte, das er sich als Ziel seiner Reise geträumt hatte. Neuyork und das Leben in seiner Heimat verschwammen wie Bilder in fernem Nebel.

Zeitig stand er auf, weil das Sonnenlicht ihn weckte und am Schlafen hinderte. Er hatte die größte Lust, beim Ankleiden zu singen, obgleich er keine Melodien konnte; aber er unterließ es, um Helen nicht zu wecken. Doch es saß ihm in der Kehle und ließ ihm keine Ruhe, bis er es im Garten, der sich strahlend unter den Sternen erneut zu haben schien, herausgesummt hatte.

Er schlenderte am zeitigen Morgen unter Palmen und beobachtete den Wiedehopf, der auf dem Rasen umherhüpfte und seinen Federbusch spreizte, wenn er ängstlich oder zornig wurde. Er betrachtete die großen Insekten, die wie

Aeroplane schwirrten, mit Sonnenblitzen auf ihren durchsichtigen Flügeln. Bei allem, was er sah, dachte er an Helen. Der Garten und die Palmen und die Rosen waren sie. Es fiel ihm gar nicht ein, daß es ja gegen seine guten Vorsätze verstieß.

Eines Tages, als Helen wegen Kopfschmerzen im Bett geblieben war, wurde es ihm plötzlich klar, daß er ein unfreier Mann geworden sei. Es kam ihm so überraschend, daß er die Brauen zusammenzog und zu überlegen begann.

Er, Ralph Cunning, der die Fesseln der Arbeit von sich abgeworfen hatte, um ins Leben hinauszuflüchten, hatte sich von neuem binden lassen. Sie, die dort oben hinter der offenen Balkontür lag, hatte ihn gebunden und regierte sein Gemüt mit ebenso fester Hand, wie die Arbeit es vorher getan hatte, wenn auch auf eine ganz andere Weise. Er merkte mit Staunen, daß das Leben ihm ein anderes Gesicht zugekehrt hatte. Was war aus dem Kampf geworden? Was aus dem atemlosen Jagen nach Gewinn, dem Wettlauf mit Geld und Macht als Einsatz?

Jetzt schien es ihm, daß die Menschen sich vereinigten, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen, daß der Kampf dem Mitgefühl gewichen und die Kämpfenden sich zu Brüdern verwandelt hätten. Hatte sie anfangs nicht einmal gesagt, daß er für seine Mitmenschen arbeitete? Damals machte er sich darüber lustig, – jetzt fühlte er selbst, was ihm gefehlt hatte. Und er blickte mit einem nachsichtigen Lächeln auf die Verworrenheit seiner Vergangenheit zurück. Jetzt schien es ihm, daß die Menschheit gemeinsam auf einen Berggipfel zustrebte – fiel der eine, dann fielen alle – und erreichte einer etwas Schönes und Gutes, dann bekamen alle Anteil daran. Es war ihm, als ob *ein* großer Herzschlag in allen

pulsierte. War es diese Einheit der Seelen, die ihm in der Moschee von Damaskus vorgeschwebt hatte?

Schehanna stand am Gitter und blickte zu dem Palmenhain hinüber. Sie sah ihn nicht, aber er sah sie; und er empfand stärker als je, daß ihre Seele auf irgendeine innige Weise mit der seinen verbunden war. Wie heilig und unangefochten sie war, ihr Blick so groß und reich – als ob sie in der neuen Welt, die ihm einen kleinen Spalt geöffnet hatte, Herrscherin wäre.

Was will sie von mir, dachte er, wonach sehnt sie sich? – War es Liebe? Oder war es die innerste Natur des Weibes, die sich ihm durch ihren Blick enthüllte?

Ja, plötzlich überkam es ihn wie eine Erleuchtung – es war das Weib, sowohl in ihr wie in Helen, es war das Weib, für das ihm zum erstenmal die Augen aufgegangen waren. Das Weib hatte Einzug in seinem Herzen gehalten.

»Und herrscht jetzt über mich, Ralph Cuning!« sagte er sich selbst und lachte still über diesen lächerlichen Gedanken; dennoch war er innerlich davon überzeugt.

Wie merkwürdig, daß er nie geahnt hatte, daß es zwei Reiche in der Welt gab, – das des Mannes und das des Weibes –, und das des Mannes war das geringere. Das Reich des Mannes hatte den Wettlauf und den Grimm, die Macht und den Haß geschaffen. Wenn aber das Reich des Weibes siegte, würde die Welt vielleicht heller und glücklicher werden. – Unsinn, dachte er und lachte, – und dennoch fühlte er, daß es so sei, nur der alte Ralph, der Erbauer der Himmelsbrücke sagte Unsinn dazu, weil er sich der neuen Wahrheit gegenüber behaupten wollte. Er dachte an das, was Helen von dem Gott gesagt hatte, der sich vor der Welt verbirgt, verbarg er sich vielleicht, weil bisher alle Religionen von

Männern für Männer verkündet waren? Wenn er sich einst offenbarte und es zeigte sich, daß er ein Weib war, und daß alle Not davon herrührte, daß Männer stark und töricht genug gewesen waren, Gott zu verleugnen – das Weib zu verleugnen – Helen zu verleugnen –

Ralph erwachte mit einem Ruck und sprang auf.

Hatte er geschlafen, geträumt – oder was fehlte ihm? – Es war, als ob ein anderer in ihm gedacht habe. Er sah sich erstaunt um. Es war hoher klarer Tag; er saß unter den Palmen und konnte die Gartenpforte drüben sehen. Schehanna war nicht mehr da – war sie denn da gewesen? – Oder hatte er alles nur geträumt? – Was hatte er gefühlt oder gedacht? – Er konnte sich nicht mehr darauf besinnen. Nur eines war in seinem Herzen zurückgeblieben: das Gefühl, daß er das Weib entdeckt habe – und daß das Weib Helen sei.

Indessen lag Helen in ihrem Bett hinter der offenen Balkontür und blickte zum Himmel unter der großen Markise hinaus.

Tauben kamen angeflogen, setzten sich auf das Balkongitter, legten den Kopf auf die Seite und guckten zu der Hand hinein, die ihnen Mais zu streuen pflegte. Ein Täuberich kam dazu, blähte die Brust auf, tanzte und gurrte, während die Jungen zusammenrückten, nickten und sich zulachten.

Der Kopf schmerzte ihr, es klopfte in ihren Schläfen; trotz des Schmerzes aber meinte sie nie glücklicher gewesen zu sein.

Das Leben hatte ihr seine Schönheit und Freude auf eine ganz andere Weise offenbart, als sie sich gedacht hatte, wie sie hinausreiste, um es kennen zu lernen. Sie hatte geglaubt, daß das Leben aus zwei ganz getrennten Welten bestände,

die es zu vereinen gälte: Ich und die anderen. Jetzt in diesem Land der Sonne konnte sie den Unterschied nicht mehr sehen. Sie meinte in allem, was um sie herum lebte, ihrem eigenen Herzschlag zu begegnen. Sie war mit allen im Bunde, mit Menschen, Tieren und Pflanzen.

Sie dachte an ihr Gespräch mit Ralph: Es war ihr, als ob der Durchbruch in der Welt, von dem sie gesprochen hatten, sich in ihrem eigenen Innern vollzöge; sie meinte, es in sich selbst wachsen und gären zu spüren – als ob Flügel gegen eine Puppenhülle drängten, die reif zum Platzen war. Sie fand, daß sie bereits den festen Punkt gefunden hatte in dieser wunderbaren Einheit, in diesem Zusammenfließen von allem, was Lebensodem hatte, – die unendliche Zusammengehörigkeit. Es war ihr, als ob sie von diesem Punkt aus den wahren Wert der Dinge erkennen könne, ja, daß sie bereits begonnen habe, auf dieser Grundlage zu leben.

Sie ertappte sich dabei, daß Ralph die ganze Zeit in ihren Gedanken war. Sie fühlte, daß auch er sich nach ihr sehnte. Und plötzlich fragte sie sich selbst, ob dieses ganze neue Lebensgefühl vielleicht nur Verliebtheit sei?

Sie setzte sich aufrecht hin und vergaß die Schmerzen vor angestrengtem Denken.

War es Verliebtheit, was ihr Herz so lieblich mit allem Lebenden im Takt schlagen ließ? Waren es ihre Sinne, die ihr in dem glücklichen Augenblicksdasein dieses sonnenhellen Landes einen Streich spielten? Beschattete er ihre Seele, so daß sie in Wirklichkeit nur ihn sah, statt des vermeintlichen Lebens? – War sie auf falscher Fährte, im Begriff sich selbst zu verlieren, anstatt, wie sie glaubte, den Weg zum Wesentlichen gefunden zu haben? – Sie, die seit ihrer Kindheit die

Empfindung gehabt hatte, daß etwas außerhalb ihres eigenen Ichs Anforderungen an sie stellte – ein Ziel, das darauf harrte, durch sie vollbracht zu werden, – stand sie im Begriff, sich für den Genuß in dem Herzen und Begehren eines Mannes zu leben, einzutauschen? – War das alles, wonach sie sich in der Tiefe ihrer Seele gesehnt, worüber sie geweint hatte, ohne es selbst zu wissen? – Wurzelte das, was ihrem Vater in seinen letzten Stunden Sorge gemacht hatte, nicht tiefer in ihrem Gemüt? – War *das* die Antwort auf seine Forderung von jenseits des Grabes: Wähle zwischen einem Leben zur Förderung deiner eigenen Persönlichkeit oder zur Hilfe anderer. –

Stand sie im Begriff, ihr Ziel zu verlieren, sich für Liebkosungen fortzuwerfen? – Genügten diese Tage in der Sonne, um sie die Summe von Leiden vergessen zu machen, für die ihr Vater ihr die Verantwortung hinterlassen hatte, die Armen und Kranken daheim, die in Angst und Schweigen harrten, daß sie ihren Entschluß fassen würde?

Sie, die hinausgegangen war, um Gott und sich selbst zu suchen – hatte sie sich bereits mit der Eroberung eines Mannes zufrieden gegeben?

---

Es war Frühstückszeit.

Ralph konnte durch die stille Luft die alte Frau mit den Tellern klappern hören.

Irgendwo hinter der Hecke wurde leise gesprochen; vielleicht waren es Abbas und der Alte.

Indem Ralph langsam auf die Gartenpforte zuschlenderte, noch erfüllt von Erstaunen über sich selbst, sah er etwas

Weißes dort, wo die Hecke neben dem Graben herlief, der den Garten von dem flachen, grünen Wiesenland trennte.

Es war eine weißgekleidete Gestalt, die über den Graben sprang.

Etwas Hastiges und Verborgenes in der Bewegung erregte seine Aufmerksamkeit. Ein Hühnerdieb, dachte er, und deckte sich hinter einer Palme.

Da sah er, wie die Gestalt an der Hecke entlang schlich, stehenblieb, sich duckte und durch eine Oeffnung im Buschwerk spähte.

Ralph zog seinen Revolver und schlich sich von Palme zu Palme, bis er sich dem Graben gegenüber befand und die Hecke in ihrer ganzen Länge übersehen konnte.

Als er aber noch ein Stück weiter vorgehen wollte, stolperte er über eine Wurzel. Die Gestalt vor der Hecke schnellte wie eine Feder in die Höhe. Ralph sah im Fluge einen angstvollen Tierblick in dem mageren, braunen Gesicht, das von einem weißen Kopftuch unter dem Turban eingerahmt war, eine schmale, sprungbereite Gestalt, wie ein Bock, der im Walde überrascht wird.

Es war nur ein Moment. Als der spähende Blick den seinen getroffen hatte, raffte die weiße Gestalt ihren Mantel zusammen, sprang über den Graben und war im nächsten Augenblick hinter dem Wiesenzaun verschwunden.

Er ging an der Hecke entlang zur Oeffnung, wo der Weißgekleidete gelauert hatte. Als er herankam, hörte er Abbas' Stimme im Garten. Sie klang erregt und weinerlich.

Noch einige Schritte, dann konnte er die Worte unterscheiden:

»Schehanna,« flehte Abbas, »ich liege die ganze Nacht wach und denke nur an dich, ich kann auch nichts mehr essen. Sieh, wie mager meine Hände geworden sind! Warum willst du mich nicht erhören? Bist du eine alte Frau, daß du nicht wie alle anderen Mädchen küssen willst? Bin ich nicht jung und hübsch und stark? In Beyrut konnte ich alle haben, die ich wollte. Ich brauchte nur zu winken, gleich waren sie da. Das ist Abbas mit den schönen Augen und den weichen Lippen, seufzten sie, wenn er mich doch nehmen würde. Du aber kehrst mir den Rücken und schließt die Augen, wenn ich dich ansehe.«

Ralph war bis zur Oeffnung gelangt, er beugte sich vor und sah hindurch.

Schehanna stand vor einem Oleander mit großen, schwelenden, roten Blumen. Sie war im Begriff, Blumen für den Frühstückstisch zu pflücken; sie hatte bereits einen Teil in ihrer Schürze, die sie mit der linken Hand hoch hielt. Ihre zarten, weichen Lippen waren schmerzlich geöffnet und die Brust wogte heftig beim Atmen, während sie sich über die Blumen beugte und mehr auf deren Rat als auf Abbas' hitzige Worte zu hören schien.

Abbas' Gesicht war blaß vor Erregung; die Augenlider zitterten über den von Begehren verschleierte Augen. Es war glühend heiß, der Schweiß saß in großen Perlen auf seiner Nase, er wischte sich mit dem Rücken der Hand über Stirn und Wangen. Plötzlich wurde er von einem Beben geschüttelt. Er streckte seinen Arm aus, als wolle er sie anflehen, ihn zu erhören. Als seine zitternden Finger aber ihren weichen Arm unter dem dünnen Kleid fühlten, verlor er jede Besinnung. Ralph sah, wie er die Arme um Schehannas zarte Gestalt schlang und sie an sich preßte. Er sah, wie er ihren

Kopf zu sich heraufbog und ihre bebenden Lippen zu einem langen Kuß gegen die seinen zwang.

Schehanna riß sich los, die Blumen fielen zu Boden. Sie schrie nicht, ihre Lippen aber waren weiß vor Zorn, ihre Brust atmete wie im Fieber und die dunklen Augen waren mit einem Blick voller Schmerz und Erstaunen auf Abbas gerichtet.

Ralph war empört; die Wut stieg ihm mit einer Heftigkeit zu Kopfe, die ihm sonst fremd war, und er ertappte sich zu seinem eigenen Erstaunen dabei, daß er den Revolver, den er noch in der Hand hielt, gespannt hatte. Er steckte ihn in die Tasche, und sprang mit einem Satz durch die Oeffnung der Hecke.

Abbas stand mit leeren Händen, vor Aufregung zitternd da und blickte hinter Schehanna her, die über den Rasen auf das Haus zulief. Als er das Geräusch hörte, drehte er sich um, und als er Ralphs hellen Augen begegnete, deren Pupillen wie dunkle, drohende Punkte leuchteten, griff er sich, vor Angst stöhnend, wie ein Junge, der Prügel erwartet, mit beiden Händen an den Kopf und zog die Schultern hoch, ohne einen Fluchtversuch zu machen.

Ralph maß den unverschämten Jungen, der es gewagt hatte, die geheimnisvolle Tiefe einer reinen Frauenseele mit seiner schmutzigen Begierde zu trüben. Abbas krümmte sich vor Angst. Ralph sah sich nach einem Stock um, und als er keinen fand, packte er Abbas am Kragen und ohrfeigte ihn, daß er laut schrie.

Schehanna hatte inzwischen die Terrasse erreicht. Sie hörte die Schreie und drehte sich um. Als sie sah, was vorging, schwankte sie vor tiefer Bewegung und streckte die Arme nach Ralph aus; als bäte sie um Gnade für Abbas.

Ralph ging ohne ein Wort davon. Abbas warf sich unter dem Oleander auf die Erde, vor Wut weinend und halberstickte Drohungen in seiner Muttersprache ausstoßend, die Ralph nicht verstand.

Schehanna lief zu Helen hinauf und erzählte ihr vor Aufregung zitternd, was sich zugetragen habe.

Helen hatte das Schreien gehört, als sie die Ursache von Ralphs Zorn erfuhr, begriff sie, was sich in seinem Gemüt gerührt hatte, und ein Gefühl von Geborgenheit, Dankbarkeit – sie wußte selbst nicht warum – machte ihr das Herz schwellen.

Nein, sie wollte ihr Ziel nicht verlieren, sich nicht an Liebkosungen wegwerfen. Sie hatte keinen Liebhaber, sondern einen Genossen gefunden.

Als Ralph und Helen eine Woche in der Villa gewohnt hatten, bekamen sie Besuch von dem Scheik Abdul-Hassan.

Eines Morgens, als Ralph herunterkam, stand er ganz unerwartet im Garten und sprach mit dem alten Ehepaar.

Ralph erkannte ihn nicht gleich. Die hohe Stirn mit der lotrechten Furche zwischen den Brauen leuchtete wie bei einer guten Neuigkeit. Die gläsernen Augen mit ihrem hastig forschenden Blick strahlten Ralph entgegen, als ob er, seit sie sich zuletzt gesehen, warme Sympathie für die Fremden gefaßt habe, denen er in Kairo wohl bereitwillig, aber doch mit einer gewissen Feierlichkeit gedient hatte, als ob er eine ernste Pflicht erfüllte.

Der Scheik kam Ralph mit ausgebreiteten Armen entgegen, neigte sich zum Gruß, erkundigte sich nach seinem und Helens Befinden und brach in begeisterte Lobreden über den herrlichen Wohnsitz aus, den sie gefunden hatten.

Nachdem Abdul-Hassan den Sitten des Landes gemäß von der alten Frau mit Kaffee bewirtet worden war und eine Nargileh bekommen hatte, rückte er mit seiner Neuigkeit heraus.

Ralph hätte ja lebhaftes Interesse für das Gerücht von dem Mahdi an den Tag gelegt. Jetzt böte sich eine Gelegenheit, ihn zu sehen. Ob er Lust hätte?

Ralph sprang auf.

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar!« sagte er und legte seine Hand auf die Schulter des Scheiks, »erzählen Sie!«

Abdul-Hassan erzählte, daß der Mahdi mit seinem Gefolge aus dem fernen Westen, jenseits der Siwa-Oase durch die Wüste von Djarabub gekommen sei. Wahrscheinlich wäre es seine Absicht, Anhänger in Aegypten zu sammeln und die Stimmung für die Engländer zu prüfen. Man hätte seine Leute in der Nähe von Sakkara gesehen, sie handelten friedlich mit den Fellahs. Als er, Abdul-Hassan, durch seine Schüler davon erfuhr, habe er gleich an die Freunde seines Herrn Gamâl-ed-dîn gedacht.

Abdul-Hassan schlug nun Ralph vor, einen mehrtägigen Ausflug in die Wüste zu machen. Er kenne einen zuverlässigen Führer aus dem Stamme der Senussijen, einen früheren Schüler von ihm. Wenn dieser den Ausflug leitete, würden sie gegen Feindseligkeiten geschützt sein und wahrscheinlich den Mahdi zu sehen bekommen.

Ralph und Helen waren entzückt. Der Scheik wurde zum Frühstück eingeladen, und bevor er auf seinem Esel heimritt, war verabredet worden, daß der Führer in zwei Tagen mit Zelten, Kamelen, Proviant und Leuten da sein sollte.

»Was ist eigentlich ein Mahdi?« fragte Helen.

»Das ist ein Prophet vom Stamme Mohammeds, der am Ende aller Zeiten kommen und die Gläubigen zum Kampf gegen den falschen Christus Ad-Dajjal sammeln soll.«

»Sind wir denn jetzt am Ende aller Zeiten?« fragte Helen und sah Ralph an, indem sie ihn mit dem Blick an ihr Gespräch in Jerusalem erinnerte.

Der Scheik zuckte die Achseln und blickte mit einem feierlichen Ausdruck in den dunklen Pupillen gradeaus.

»Es ist geweissagt worden, daß zwölf Imamen oder Propheten kommen sollen. Der zwölfte ist vor tausend Jahren verschwunden, er verbarg sich vor der Welt, und Islam erwartet, daß er zurückkehren wird, wenn das Ende der Zeiten nahe ist.«

»Sie sagten doch neulich in der El-Azhar, daß das Gerücht nur eine Erfindung der Senussijen sei, und nichts weiter auf sich habe,« sagte Ralph und lächelte.

»Allah wählt Zeit und Ort nicht nach dem Willen der Menschen; der Weise aber liest die Zeichen in den Sternen, und die Senussijen behaupten, daß sie die Zeichen gesehen haben.«



Am zweiten Tage nach dem Besuche des Scheiks kam ein hochgewachsener, weißgekleideter Araber auf einem Kamel durch den Palmenhain.

Abbas, der den ganzen Tag Ausguck gehalten hatte, entdeckte ihn zuerst. Er stieß einen Freudenschrei aus und lief, um Ralph zu holen.

Einen Augenblick später stand Ralph an der Gartenpforte.

Der Führer sprang vom Kamel und kam auf ihn zu. Es war ein junger Mann mit würdiger Haltung und gemessenem Gang. Er blieb einige Schritte vor Ralph stehen und grüßte mit der Hand auf der Brust, während seine Augen, die schwarz und glänzend waren, wie reife Heidelbeeren, ihn aus ihrer mandelförmigen Umrahmung fragend anblickten.

»Sind Sie der Führer?« fragte Ralph.

»Ja. Scheik Abdul-Hassan sendet mich mit einem Gruß für seinen Herrn und Freund.«

Er drehte sich um und zeigte auf den Palmenhain. Ralph zählte sechs Kamele mit zierlicher Aufpackung, die langsam und lautlos auf dem weichen Boden näherkamen, mit roten, fransengeschmückten Schnüren, die von den vornehmen Köpfen herabhingen. Für jedes Kamel war ein Mann da; alle waren wie der Führer weiß gekleidet. Es war ein so malerischer Anblick, sie im Schatten der Palmen daherschreiten zu sehen, daß Ralph Helen und Schehanna, die von der Terrasse kamen, zurief, daß sie sich beeilen sollten. Abbas war um die Hecke herumgelaufen und ging dem Zug entgegen; auch die beiden Alten kamen neben der Hecke zum Vorschein.

Die Kamele wurden vor der Gartentür gelagert und die Leute in die Küche gerufen, wo die Alte ihnen Kaffee gab. Der Führer blieb im Garten, von wo er die Kamele im Auge behalten konnte.

Nach dreitägiger Reise in westlicher Richtung durch die Libysche Wüste machte Ralphs und Helens Karawane Rast und schlug ihr Lager auf.

Es war spät am Nachmittag, als die Zelte aufgerichtet wurden. Ralph, Helen und Schehanna hatten jeder eines,

Abbas schlief mit im Zelt des Führers. Die Leute lagerten bei den Kamelen um das Küchenzelt.

Sobald sie zu Mittag gegessen und vor dem Zelt in dem stillen Abend Kaffee getrunken hatten, gingen Ralph und Helen zur Ruhe. Sie wollten sich früh wecken lassen, um die Sonne aufgehen zu sehen.

Ralph erwachte von selbst. Als der Führer seinen Kopf durch die Zelttür steckte, um ihn zu wecken, war er bereits halb angekleidet.

Eisigkalte Luft schlug ihm draußen entgegen. Einen Augenblick bereute er, Helen veranlaßt zu haben, so früh aufzustehen. Er ging zu ihrem Zelt und lauschte, und als er hörte, daß sie auf war, rief er:

»Es ist hundekalt. Ziehen Sie Ihre wärmsten Sachen an, oder kriechen Sie wieder ins Bett.«

Er hörte ihr klares Lachen, das ihm immer zu Herzen ging, und eilte zurück, um sein großes Kamelhaarplaid zu holen.

»Guten Morgen!« sagte sie und schüttelte sich vor Kälte.

Sie hatte ihren Reiseschleier um den Kopf gebunden und grub ihre Hände in die Taschen des Ulsters.

Es war noch so dunkel, daß nur die strahlenden Augen in ihrem Gesicht leuchteten. Er wickelte sie wie ein Kind in sein Plaid ein; es fiel ihr bis auf die Füße, sie lachte ihn mit ihren frischen Zähnen an. Jetzt, wo er ihr so nahe war, sah er, daß ihre Nase ganz blaugefroren war. Er faßte sie bei den Schultern und schwenkte sie ausgelassen wie einen Kreisel herum.

Vorm Küchenzelt knisterte ein Feuer, auf dem das Wasser zum Kaffee gekocht werden sollte. Es loderte hell im Wind und warf einen rosigen Schein auf Helens weißes Gesicht.

Ralph blieb hingerissen stehen und sah sie an; er hatte sie nie so schön gesehen.

Die Kamele reckten die Köpfe nach der schwachen Strahlenwärme; die langen, schwankenden Schatten haben sich gespensterhaft von der Dunkelheit der Wüste ab.

Ralph und Helen gingen zum Feuer und wärmten ihre Hände daran, während sie den kräutrigen Duft der frischgerösteten Kaffeebohnen begehrllich einsogen.

Nachdem sie Kaffee getrunken hatten, verließen sie das Lager und gingen in die Wüste hinaus.

Sie gingen von Sandwoge zu Sandwoge. An einigen Stellen wich der Land unter ihren Füßen, an anderen war er so fest und elastisch wie ein Strand. Bald waren alle kleinen Geräusche vom Lager verstummt, auch der Feuerschein verlöschte.

»Jetzt legen sie sich gewiß wieder zum Schlafen,« sagte Ralph.

Sie gingen noch ein Stück, bis sie eine Woge erreichten, die höher war als die anderen. Sie bestiegen sie und waren allein mit Himmel, Wüste und Nacht.

So weit ihr Auge reichte, die tote dunkle Fläche, über die sich die Milchstraße von Horizont zu Horizont wölbte. Das flimmernde Licht von Millionen Sternenleben, die entzündet wurden und wieder verlöschten, machte das erstarrte Meer nach starrer. Der Raum war wie zu einem ungeheuren Kristall geworden, auf dessen Grunde sie sich befanden – sie beide, zwei unreine Fasern, die mit dem Stoff zusammen erstarrt waren. Das Gefühl von der erdrückenden Umarmung dieses Leblosen war so stark, daß es ihre Bewegungen hinderte und ihnen das Atmen schwer machte.

Es war so still, als ob sie ganz allein auf der Welt seien. Ein seltsames Gefühl feierlicher Erwartung füllte ihre Seelen. Unwillkürlich fanden ihre Hände sich, sie erfaßten in diesem Augenblick, daß der Tod nur eine Schale ist, die vom Leben durchbrochen wird, und sie lauschten mit verhaltenem Atem auf das, was in dieser Stunde erstehen sollte.

Da glitt ein leises Zittern über das erstarrte Meer. Es war, als ob ein lange geschlossenes Auge sich blinzelnd öffnete und Strahlen der Seele aus dem Reich der Träume flimmerten. Die Dunkelheit am Horizont wich einem blendenden Lichtstreifen. Eine Hand schien von oben langsam den äußersten dunklen Vorhang wegzuziehen, so daß der Purpur des Himmels zum Vorschein kam. Die fernsten Sterne erloschen, die nächsten und stärksten hoben sich matt von dem Widerschein der güldenroten Flut ab, die sich aus der noch unsichtbaren Quelle über den Horizont ergoß.

Die Dunkelheit entwich von Wogenkamm zu Wogenkamm und sammelte sich zu Schatten in den Senkungen. Es war, als ob das Sandmeer befreit aufatmete, als ob das Kristall des Raumes von den Flammenfäden, die sich von dem Gold im Osten loslösten, gesprengt würde.

Die Erde rang sich aus der Umarmung des Todes los. Das Leben hatte von neuem gesiegt.

Helen starrte zu dem siedenden Rand hinüber, wo das Gold zusammenfloß. Da hob die Sonne ihr loderndes Auge über die Kimmung. Sie hielt den Atem in seltsamer Erwartung an, als ob ein Wunder im Begriff stehe, sich vor ihren Augen zu vollbringen.

Offenbart er sich jetzt? klang es durch ihre Seele.

»Was sagten Sie?« fragte Ralph.

Das Licht in ihrem Inneren verlöschte, als sie wieder zum Bewußtsein ihres Selbst, seiner Gegenwart und des Augenblicks erwachte. Sie wußte gar nicht, daß sie etwas gesagt hatte, und antwortete nicht.

»Sehen Sie dort,« sagte Ralph und zeigte in die Ferne.

Sie waren nicht allein in dieser Schöpfungsstunde. Dort hinten, zwischen der Sonne und ihnen hoben einige ferne Gestalten ihre dunklen Silhouetten von dem dämmernden Tage ab. Es waren Kamele, die ihren Hals dem Licht entgegenstreckten, und ein Stück von ihnen entfernt kniete ein Haufe weißgekleideter Männer im Gebet.

Helen sah durchs Fernglas, wie sie die Handflächen bis an die Ohren hoben und sich vornüber in den Sand warfen.

»Sie wenden sich nicht der Sonne zu,« sagte Ralph, »sondern mehr nach Norden. Sie suchen Mekka.«

Helen hörte ihn nicht. Sie beobachtete einen der weißgekleideten, der etwas abseits kniete, dem glühenden Sonnenauge näher als die anderen.

Trotz der Entfernung fühlte sie die wunderbare Hoheit, die von dieser Gestalt ausging. Sie wünschte, daß sie sein Gesicht, seine Augen sehen könnte.

Vielleicht wird ihm in diesem Augenblick enthüllt, was ihr verborgen blieb, vielleicht ist seine Seele offen, während meine verschlossen ist, dachte sie, vielleicht ist sein Sinn wach, während ich noch träume.

Helen hielt die fernen Gestalten im Auge, bis das Gebet beendet war und der einsam Knieende sich erhob. Er ging vor den anderen zu den Kamelen. Sie stiegen auf, spähten umher und bewegten sich langsam über die öde Ebene, wo die Schatten jetzt ganz dem blendenden Morgen gewichen waren.

Nach dem Mittagessen, als Ralph und Helen sich im Zelt-schatten in ihren Liegestühlen gestreckt hatten, ermattet von der heißen Luft, die aus dem von der Sonne erhitzten Sand um sie herum aufstieg, erklang plötzlich ein Ruf vom Küchenzelt.

Ralph wollte sich gerade erheben, um zu sehen, was es gäbe, als der Führer um das Zelt herumgelaufen kam und mit ausgebreiteten Armen stehenblieb. Seine Brust wogte vor Erregung und die mandelförmigen Lider zitterten über den blauschwarzen Augen.

»Al-Mahdi!« sagte er und zeigte in die Wüste hinaus.

Ralph und Helen sprangen auf und liefen zum Gipfel der Sandwohle, auf deren Abhang das Lager errichtet war.

Im Osten sahen sie eine Schar weißer Kamelreiter, die nach ihnen ausspähten. Während Ralph zurückeilte, um das Fernglas zu holen, kamen die Leute aus dem Küchenlager herbei, beschatteten die Augen mit den Händen und wechselten hastige Worte, sich um den Führer scharend, der ihnen mit großen Armbewegungen eine Erklärung abgab, ohne die fernen Gestalten einen Moment aus den Augen zu lassen.

»Sehen Sie,« sagte Helen mit dem Glas vor den Augen, rot vor Aufregung – »sehen Sie nur, der vorderste mit dem hohen Turban, das ist derselbe, den wir heute morgen ein Stück von den anderen entfernt knien sahen.«

Auch Ralph erkannte ihn wieder.

Helen reichte dem Führer das Glas. Er nahm es aus Höflichkeit, guckte einen Augenblick hinein, gab es ihr aber ohne ein Wort zurück, als habe er Zauberei berührt.

Einige Minuten stand er unbeweglich und starrte über die Ebene, dann atmete er tief auf und rief mit lauter Stimme, indem er seine Hand flach auf die Brust legte:

»Wahrlich, das ist der Mahdi! – Mashallah, Mashallah!«

Die Leute, die sich in einem Haufen zusammengeschart hatten, riefen Mashallah wie er und legten die Hände flach auf die Brust, oder umfaßten die linke Hand, die am Gürtel lag, mit der rechten.

Ralph näherte sich dem Führer und fragte:

»Woher weißt du, daß es der Mahdi ist?«

»Mir träumte heute nacht, daß er an meinem Zelt vorbeiritt; ich erwachte, stand auf und sah hinaus, da aber war er verschwunden.«

»Hast du keine anderen Zeichen?«

»Sieh!« Er zeigte auf die Kamelreiter, und seine Augenlider zitterten, »siehst du die schwarze Fahne?«

Ralph hielt das Glas an die Augen. Die Schar hatte sich in Bewegung gesetzt; er zählte ein paar Dutzend, die auf das Lager zukamen, langsam und würdig, als wüßten sie, daß sie Segen und Frieden brächten. Jetzt sah er, daß alle, ausgenommen der mit dem hohen Turban, eine Stange mit einer schwarzen, dreieckigen Fahne trugen.

»Es steht geschrieben: wo ihr die schwarzen Fahnen seht, dort seht ihr das Zeichen!« sagte der Führer mit tiefem Ernst und legte wieder die Hand auf die Brust.

Schehanna kam aus ihrem Zelt, und auch Abbas kam, noch mit Schlaf in den Augen und Gliedern; er hatte ein kleines Mittagsschläfchen gehalten.

Während die Karawane sich näherte, ging der Führer zu seinen Leuten; er hatte das Bedürfnis, in dieser feierlichen Stunde zwischen Glaubensgenossen zu sein.

Ralph lächelte im stillen über seine Naivität. Wie konnte man sich von einem schwarzen Lappen narren lassen, den jeder Beliebige auf einer Stange vor sich auf dem Kamel tragen konnte.

»Ich werde mich auch für einen Mahdi ausgeben!« sagte er scherzend zu Helen; aber er bekam keine Antwort.

Sie dachte an den einsam Knieenden in der Morgenröte, an die feierliche Erwartung, die von seinem Kopf ausstrahlte.

Die Reiter waren inzwischen so nah gekommen, daß Ralph den Kopfputz der Tiere unterscheiden konnte. Der Mann mit dem hohen Turban war noch immer voran. Einige der anderen, die hinter ihm ritten, steckten die Köpfe zusammen und schienen zu beratschlagen. Die Tiere hoben die Mäuler, durch den leichten Luftzug den Rauch des Küchenfeuers witternd.

Die Sonne stand schon niedrig und warf die langen Schatten der Kamele über die Ebene, sie bedeckte die Talsenkung wie mit einem dunkelvioletten Teppich, der langsam über den güldenbleichen Sand vorwärtsglitt.

Kaum machte die Karawane halt, als der Führer auf sie zulief, von seinen Leuten gefolgt.

Einige Schritte vor der Karawane warfen sie sich im Sand auf die Knie und riefen:

»Lá illáha ill'Alláhu – »es gibt keinen Gott außer Gott!«

Der Mann mit dem hohen Turban hob seine Hand und antwortete, während die Knieenden sich mit Händen und Stirn vorüber in den Sand warfen:

»Wa muhammadun rasúla 'lláhi –«

»und Mohammed ist sein Prophet.«

Der Führer erhob sich und seine Leute mit ihm. Sie standen einen Augenblick und starrten den Mahdi unverwandt an, der hochaufgerichtet auf seinem Kamel saß, das größer war als das der anderen, von rötlichgelber Farbe, wie der Sand in der Abendsonne.

Auf seinen Wink zogen der Führer und seine Leute sich zurück, und der Mahdi ritt im Schritt näher, von seinen Männern gefolgt, bis er so nah war, daß Ralph und Helen seine Züge unterscheiden konnten.

Der Haik, das weiße Wolltuch, war mehrfach um seinen Kopf zu einem hohen Turban geschlungen, der von fünf braunen Kamelhaarringen zusammengehalten wurde. Der Haik bedeckte Nacken und Ohren in breiten Falten, die bis auf den weißen Burnus fielen, dessen linkes Ende über die rechte Schulter hing und im Rücken bis auf die Lenden des Kamels reichte.

Er saß hochaufgerichtet und unbeweglich, wie festgewachsen auf dem Buckel, die Füße vorn unterm Burnus auf dem Hals des Kamels gekreuzt. Das schmale Gesicht im Rahmen des weißen Haiks war ganz jung. Die Farbe war braun, die Wangen aber hatten denselben rötlichgelben Ton wie der des Kamels, die Farbe des Wüstensandes. Auf der klaren Kinderstirn waren die Brauen scharf und rein wie mit einem Pinsel gezogen. Die weitgeöffneten, engsitzen- den, sprechenden Augen unter den schwarzen Augenwimpern ruhten mit verwunderter Frage auf Ralphs Gesicht. Von ihm glitten sie zu Helen, über ihr weißes Kostüm und den Tropenschleier. Die kurze Oberlippe mit dem bläulichen Schatten eines sprossenden Bartes zog sich von den weißen Zähnen zurück, ein Lächeln aber wurde nicht daraus.

Ralph legte seine Hand zum Gruß an den Tropenhut und fragte auf englisch:

»Sind Sie der Mahdi?«

Der junge Mann betrachtete ihn erstaunt und hob wie abwehrend die Hand; sie war klein und zart, kaum größer als eine Kinderhand.

Zwei ältere Muselmänner, die den Haik auf Wüstenart über Mund und Nase gezogen hatten, zum Schutze gegen Sand und Wind, wendeten sich an den Mahdi und sprachen hastig auf ihn ein.

Er blickte vom einen zum anderen und dann wieder zu Ralph, ohne den Mund zu öffnen. Der eine der Aelteren richtete einige Worte an den Führer, der mit ehrerbietig geneigtem Kopf antwortete. Ralph meinte, daß er Abdul-Hassans Namen nannte. Währenddessen waren all die dunklen Augen auf Ralph und seine Gesellschaft gerichtet, die vor den Zelten dicht beisammen standen.

Helen meinte, daß diese Augen drohten, und Ralph hielt seine Hand am Revolver in seiner Tasche, während er scharf auf die blanken Büchsenläufe achtgab, deren Stahlbeschläge in der Sonne funkelten. Alle hatten Kabylgewehre, ausgenommen der Mahdi, dessen einzig sichtbare Waffe, ein Dolch mit goldenem, juwelenbesetztem Schaft, unterm Burnus im Gürtel blitzte.

Als der Führer gesprochen hatte, schlug die Stimmung um. Die beiden Alten verzogen den Mund zum Lächeln, und der Mahdi ließ seine jungen sprechenden Augen vom einen zum anderen gleiten.

Bei Schehannas zarter Erscheinung machte sein Blick verwundert halt. Er begriff, daß sie nicht zu Ralphs Stamm gehörte. Auch Abbas, der zwischen Furcht und Neugierde

schwankte, wurde ein Blick aus den blanken Augen zuteil. Plötzlich blitzte ein Schimmer von kindlicher Heiterkeit darin auf, die Oberlippe zog sich von den weißen Zähnen zurück; der Mahdi lächelte.

Da bemerkte Ralph, daß einer aus dem Gefolge des Mahdis sich hinter den anderen zu verbergen suchte. Ralph trat einige Schritte zur Seite, um sein Gesicht zu sehen, und erkannte in den dunklen, lauern den Augen den erschrockenen Tierblick wieder, der ihm neulich entgegengestarrt hatte, als er den Hühnerdieb an der Hecke ertappte.

Ralph tat ganz unbefangen; dieses Zusammentreffen aber warf einen Schatten auf den feierlichen Glanz des Mahdibesuchs. War so die friedliche Art, in der sie mit den Fellahs handelten, wie Abdul-Hassan gesagt hatte?

Ralph blickte verstohlen zu dem bartlosen Gesicht des Mahdis hoch oben unter dem mächtigen Turban auf, kniff die Augen zu und erwiderte die plötzliche Munterkeit im Gesicht des Mahdis mit seinem herausfordernden Knabenlächeln, als wolle er sagen, daß er ihn verstehe und den Scherz wohl gelungen fände.

Da glitt ein dunkler Schatten über die Wangen des Mahdis, während die Brauen sich zusammenzogen und die schmalen Lippen erbleichten. Das kindliche Gesicht bekam einen harten und gespannten Ausdruck und schien plötzlich zehn Jahre älter zu werden.

Die beiden Alten sahen die Verwandlung und sandten Ralph einen drohenden Blick aus ihren kleinen stechenden Augen. Darauf ritten sie seitwärts, damit das Kamel des Mahdis wenden konnte.

Der Führer und seine Leute warfen sich zur Erde und riefen: »Lá illáha ill'Alláhu!«

Diesmal aber bekamen sie keine Antwort.

Die Kamele trugen den Mahdi und sein Gefolge in gestrecktem Lauf zur Wüste zurück. Der Sand wirbelte in einer niedrigen Wolke hinter ihnen auf, und die weißen Burnusse wurden von dem Luftdruck aufgebläht, so daß sie wie Fahnen in der bewegten Luft wogten.

Der Führer und seine Leute blickten der Staubwolke verblüfft nach. Erst als sie die Karawane nicht mehr sehen konnten, kehrten sie zu ihrem Lager vorm Küchenzelt zurück.

Ralph hörte sie noch lange nach Sonnenuntergang von dem Ereignis sprechen.

Sowohl auf Helen wie auf Schehanna hatte der Besuch des Mahdis einen starken Eindruck gemacht.

Während Ralph noch hinter den Reitern herblickte, überrascht über die unerwartete Wirkung seines Lächelns, sagte Schehanna zu Helen:

»Wie war sein Antlitz rein!«

Sie sah träumend vor sich hin, mit schmerzlich verzogenen Lippen; etwas im Gesicht des Mahdis hatte sie an Darab erinnert.

»Woran denkst du?« fragte Helen und schlang den Arm um ihre Taille.

»Als ich klein war, glaubte ich, daß alle, die nicht den rechten Glauben hatten, die Diener der Dunkelheit seien. Jetzt aber weiß ich« – und ihre Augen umfaßten Ralph und Helen mit einem Blick – »jetzt weiß ich, daß Ahura-Mazda seine Kämpfer fürs Licht auch unter denen wählt, die seinen Namen nicht kennen. Dasturan Dastur sagte,« fügte sie träumend hinzu, »daß das Ende der Zeiten nah sei – und das Gesicht des Mahdis war rein und gut und ohne Furcht; der

richtige große Saoshyant aber, der von einer Jungfrau geboren werden soll, kann er nicht sein; denn wie könnte Zarathustras Sohn zwischen Ungläubigen geboren werden?«

Die großen Augäpfel bewegten sich unter den halbgeschlossenen, durchsichtigen Lidern. Sie schlug sie auf und ihr Blick begegnete dem Helens, voll und warm und unverschleiert; sie legte den Kopf auf ihre Schulter und flüsterte:

»Ich bete täglich zu Ahura-Mazda, daß er Ihr Herz der richtigen Lehre zuwenden möge, weil Sie so rein und gut sind.«

Als Helen, überrascht und gerührt, keine Antwort fand, faßte Schehanna die Hand, die um ihre Taille lag, und drückte sie zärtlich:

»Wer den einzig richtigen Pfad wandert, dem wird es im Namen des Guten am besten ergehen.«

Helen zog sie heftig an ihre Brust und küßte sie. Darauf wandte sie sich hastig ab, um ihre Bewegung zu verbergen und ging gebeugten Hauptes in ihr Zelt.

Ralph hatte sie im bewegten Gespräch zusammen stehen sehen, konnte die Worte aber nicht verstehen.

Als Helen Schehanna küßte, wandte er sich ab und ging zu seinem Zelt, wo er sich vor der Tür in den Feldstuhl streckte und gedankenvoll vor sich hinstarrte.

Er sah Schehannas weißes Kleid hinter der Zelttür verschwinden und erwartete, daß Helen kommen und ihm gute Nacht sagen würde. Aber aus ihrem Zelt war kein Laut zu hören.

Es wurde Nacht, vorm Küchenzelt erlosch das Feuer, die Kamele hatten sich niedergelegt, die Leute schwiegen. Alles war still.

Wie er allein in der Nacht saß, wurde sein Gemüt von einer seltsamen Feierlichkeit erfüllt. Ihm war, als ob er von etwas umschwebt würde, das ihn bewachte und seine Seele erwartungsvoll höbe.

Er legte den Kopf in den Nacken, blickte zu dem funkeln- den Sternenhimmel hinauf und versuchte zu durchdringen, was er empfand und was es zu bedeuten hätte.

Die alte Redensart fiel ihm ein, daß alles in den Sternen geschrieben stehe. Die Strahlen, die seinen Augen aus fer- nen Welten begegneten, waren nicht nur selbstleuchtend, sondern zugleich ein Widerschein des Lichts, das ihnen von der Welt entgegenstrahlte – ein Widerschein dessen, was die Erde Nacht für Nacht seit aller Ewigkeit in ihnen gespie- gelt hatte. Ja, ebenso wie die Geschichte der Welt sich in den Strahlen der Sterne spiegelte, so stand auch jede Fal- te seiner eigenen Seele in ihnen geschrieben. Sie formten sein zukünftiges Leben, wie sie es von seiner Geburt an ge- tan hatten, formten es durch sein Geschlecht, durch die un- verbrüchlich zusammenhängende Kette der ganzen Mensch- heit, formten die Geschichte des Weltkrieges und des Men- schengeistes. Er erinnerte sich der Worte Abdul-Hassans: »Der Weise liest die Zeichen in den Sternen,« und er sah das Gesicht des Mahdis vor sich – die klare unbeschriebe- ne Stirn und das fragende Augenpaar, das so wach auf das Leben gelichtet gewesen war.

Vielleicht kam in dieser feierlichen Nacht kraft dieser jun- gen Seele und der Auswahl unerforschlicher Ursachen das Neue in der Welt zum Durchbruch. Vielleicht standen wirk- lich Zeichen am Himmel, die die Kinder der Wüste, die sich auf die Sprache der Sterne verstanden, zu deuten vermoch- ten. Vielleicht verkündeten die Zeichen, die die Senussijen

gesehen hatten, daß die Botschaft, die ihren Vorfahren vor zweitausend Jahren auf dem Felde verkündet wurde, ihre Zeit gehabt hätte und das Ende der Zeiten und eine neue Erlösung nahe sei.

---

Es dauerte lange, bevor Schehanna einschlafen konnte. Sie dachte an Darab, sie dachte an ihr totes Kind, an ihren Vater und an ihre Mutter, an alle, die sie in ihrem Herzen trug; sie zog sie in der Stille der Nacht zu sich heran, die Lebenden wie die Toten, bis sie schließlich ihren Ferved neben ihrem Lager fühlte. Sie sprach mit ihnen, lauschte ihrem Schmerz und ihrer Freude, fühlte ihre Hand in der ihren und sah ihr Lächeln wie bleiche Blumen auf ihrem Kopfkissen. Auch die sprechenden Augen des Mahdis tauchten aus der Dunkelheit auf und sahen sie an, als ob sie auf ihre Zweifel antworten wollten, die richtigen Worte aber nicht finden konnten. Und Ralphs blonder Kopf beugte sich zu ihr herab und horchte auf das, was in ihrem Herzen klopfte, langsam glitt sie in den Schlaf hinüber.

Ihr träumte, daß sie Hand in Hand mit Darab an dem Ufer eines schilfbekränzten Sees wandelte.

Sie blieben stehen und spiegelten sich in dem blanken Wasser, wie damals, als sie Hand in Hand am Flusse ihrer Kindheit gingen.

Da sahen sie Dasturan Dastur in seinem weißen Gewand auf dem anderen Ufer. Er winkte ihnen und sagte:

»Seht, dieses ist der See Kasava, und das Ende der Zeiten ist nah. Wo ist die Jungfrau, die in dem heiligen Wasser, das Zarathustras Körper umspült hat, baden soll, um den Erlöser zu empfangen, den großen Saoshyant, Astvatereta?«

Darab wandte sich zu ihr und sagte:

»Hörst du nicht?«

Sie beugte den Kopf. Der Schmerz zwang sie in die Knie, und sie sagte:

»Ich bin keine Jungfrau mehr; ich habe einen Sohn geboren zur Erlösung der Seele meines Vaters.«

Darab sah sie mit seinen schwarzen Augen vorwurfsvoll an.

»Können wir nicht mehr auf Elburs Berg zusammentreffen,« sagte er, »und die weiße Haoma pflücken, wie wir uns gelobt haben?«

Sie sank zwischen dem Schilf nieder und verbarg ihren Kopf weinend in den Händen.

Während sie so lag, hörte sie Dasturan Dasturs Stimme zum zweitenmal:

»Wo ist die Jungfrau?« rief er klagend über den See, und es war ihr, als ob dessen Spiegel im selben Augenblick von Tränentau verdunkelt würde.

Da faßte Darab sie bei der Schulter und sagte:

»Richte deinen Kopf auf und sieh!«

Und sie sah, daß der Tau über dem Wasser kein Tränentau war, sondern der Schatten des bösen Geistes Aeshma-Daeva, der mit dem Teufelsweib Jahi in den Wolken schwebte. Das Herz stockte ihr vor Angst. Sie sah sie zur Erde niederwallen, und Darab flüsterte:

»Sieh, der Fürst der Dunkelheit weiß, was geschehen soll, darum kommt er, um die Empfängnis des Mädchens zu verhindern.«

Sie beugte das Schilf zur Seite und starrte über die Ebene. Da kam ein junger Mann mit großen sprechenden Augen auf

sie zugeschwebt. In ihrer Freude griff sie nach Darabs Hand und flüsterte:

»Siehst du denn nicht, daß es der Mahdi ist, – er ist auch ein Kämpfer fürs Licht.«

Darab aber schob sie zornig von sich und sagte:

»Weh dir, Schehanna, du bist von Jahi besessen, du kannst nicht mehr Licht von Dunkelheit unterscheiden.«

Sie beugte sich tief beschämt und betete, daß Ahura-Mazda sie töten möge, wenn Jahi ihr Herz verunreinigt habe.

Da erklang Dasturan Dasturs Stimme zum drittenmal:

»Wo ist die Jungfrau?«

Im selben Augenblick fiel ein starkes Licht vom Himmel herab. Der See lächelte mit blankem Spiegel, und Darab rief:

»Sieh nur – sieh!«

Sie bog das Schilf beiseite und sah:

Drüben auf dem anderen Ufer kam eine Jungfrau in schimmernd weißen Gewändern über die Wiese auf Dasturan Dastur zu. Die Blumen drehten sich nach ihr um und öffneten ihre Kelche. Der See trat über das Ufer und küßte ihren weißen Fuß. Und Dasturan Dastur beugte sich ganz bis zur Erde und rief:

»Sei begrüßt!«

Als sie den See erreichte, sah Schehanna ihr Gesicht. Im selben Augenblick rief Dasturan Dastur:

»Sei begrüßt, Schehanna, du Gesegnete, die du die Schlange Azi durch die Frucht deines Leibes töten sollst! Ich wußte, daß du kommen würdest.«

Schehanna wollte rufen: siehst du denn nicht, daß es Helen ist? Denn es war Helens Ferved, der dort drüben strahlend schwebte.

Sie hörte es im Schilf flüstern, sie sah, wie der Schatten sich düster über den See legte, und sie hörte Darabs Stimme aus der Ferne:

»Errette sie, du heiliger Geist! – Sieh, Aeshma will die Jungfrau rauben, damit sie nicht im See baden und den großen Saoshyant empfangen kann.«

Schehanna versuchte sich zu verbergen, mitten in ihrer furchtbaren Angst aber dachte sie: »Ahura-Mazda hat Dasturan Dastur mit Blindheit geschlagen, so daß er Helen und mich verwechselt. Es ist der Wille des Lichts, daß Aeshma mich tötet, weil ich nicht mehr Jungfrau bin, damit sie, die Rechte, erlöst werden und den Mächtigen empfangen kann.«

Da schwebte die Dunkelheit von Aeshmas Mantel so dicht auf die Erde herab, daß die Blumen auf dem Felde unter seinem giftigen Atem welkten und das Schilf sich duckte und das heilige Wasser um Schutz bat.

Und der See erhob sich zwischen ihr und der Dunkelheit. Der blanke Spiegel richtete sich auf, das Wasser nahm Gestalt an, und im Licht des Himmels sah sie, daß Ralphs Gesicht sich den Geistern der Dunkelheit zuwandte, mit zornblitzenden Augen.

»Ahura-Mazda hat ihn gesandt,« dachte Schehanna, »um Helen und mich und uns alle zu retten.«

Sie streckte die Arme nach ihm aus und rief seinen Namen.

Aeshma stieß einen Zornesruf aus, der in der Dunkelheit Widerhall fand. Ralph breitete seine Arme aus; die bösen Geister wichen zurück und hielten den Mantel hoch, um sich gegen das Licht seines Angesichts zu schützen.

»Er treibt sie zum Abgrund zurück,« dachte sie.

Da sah sie, daß Ralph kämpfte, um sich von etwas freizumachen, das ihn nach unten zog.

Im selben Augenblick sahen es auch die Geister der Dunkelheit; sie erhoben ein Jubelgeschrei und näherten sich von neuem.

Atemlos vor Angst, beugte Schehanna sich vor, um zu sehen, was ihn zurückhielt. Da sah sie, daß es Helen war, die die Arme um seinen Leib geschlungen hatte und ihn nicht loslassen wollte. Es war nur ihr Körper, denn ihr Ferved, die strahlende Jungfrau in dem blendenden, weißen Gewand stand hilflos am Ufer und sah mit Verzweiflung im Blick zu.

»Laß ihn!« flehte Schehanna in ihrer Herzensangst, »damit er sich zum Licht emporheben kann!«

Das Teufelsweib Jahi hatte sich aus der Luft herabgeschlichen und flüsterte Helen mit süß verlockenden Worten in Herz und Ohren, daß sie die Beute ihrer Liebe festhalten solle. Und Schehanna sah noch mehr; sie sah, wie auch Ralphs Körper selig bestrickt war, und wie sein Ferved, der sich loszukämpfen versuchte, dieselbe Verzweiflung im Blick trug wie die strahlende Jungfrau.

Während Ralph und Helen sich noch umschlungen hielten, kam Aeshma immer näher, so daß Schehanna seinen Atem auf ihrer Stirn fühlte; um sie her wurde es ganz schwarz von der Dunkelheit seines Mantels, er streckte die Arme nach ihr aus, seine Krallen griffen nach ihrem Kopf und –

Schehanna erwachte mit einem Schrei, der in ihrer Kehle von einem Knebel erstickt wurde. In der schwarzen Dunkelheit fühlte sie sich von unsichtbaren Armen ergriffen und hochgehoben. Sie schlug verzweifelt um sich, fühlte, wie ihre Füße den Boden berührten und griff in die Falten eines

Mantels. All ihr Kämpfen aber war vergeblich, der Unsichtbare war stärker als sie. Es gelang ihm, sie in ihre Bettdecke zu hüllen und aus dem Zelt in die Nacht hinauszutragen, die ihr eisigkalt entgegenschlug. Sie wollte schreien, aber ihr Mund war verschlossen, sie rang nach Luft und verlor die Besinnung.

Ralph erwachte.

Er fuhr in seinem Stuhl in die Höhe und lauschte in die Nacht hinaus, vor Kälte zitternd. Hatte er geträumt – oder war es wirklich ein Schrei gewesen?

Er hörte ein Geräusch, als ob ein Segel im Winde schlug. Er zog seinen Revolver aus der Tasche, spannte den Hahn und schlich näher. Als er Schehannas Zelt erreichte, sah er, daß der Vorhang zurückgeschlagen war und die Segeltuchwände sich wie im Sturm bewegten. Etwas Weißes, das in heftiger Bewegung war, tauchte in der Zelttür auf. Im selben Augenblick wurde es Ralph klar, daß ein Mann im Begriff war, Schehanna zu rauben.

Er blickte sich um und entdeckte beim Schein der Sterne, etliche Schritte entfernt, einen Mann zu Pferde, der ein zweites Pferd am Halfter hielt.

Der Mann versuchte durch leises Flöten seinen Gefährten zu warnen.

Der Räuber machte halt, wußte aber nicht, nach welcher Richtung er sich wenden sollte. Ralph zielte nach seinen Leinen, um Schehanna nicht zu treffen.

Der Schuß fiel. Der Mann war verwundet, ließ seine Beute aber nicht fahren. Ralph sprang näher und schoß noch einmal. Da leuchtete und knallte ein Schuß aus der Büchse des wartenden Reiters. Ralph merkte, wie das Projektil dicht an seinem Ohr vorbeizischte.

Aus dem Zelt des Führers erklang ein Ruf. Die Leute vom Küchenzelt erwachten und sprangen auf.

Der Mann ließ seine Bürde fallen, um sich aufs Pferd zu schwingen.

Ralph schoß nach dem Pferd und traf den wartenden Reiter, der einen Schrei ausstieß, seinem Pferde die Sporen gab und durch die Dunkelheit davonjagte, in der Annahme, daß sein Gefährte ihm folgte. Der Räuber aber verfehlte sein Pferd, das beim Schuß zur Seite gesprungen war und hinter dem Reiter herraste.

Ralph lief herbei, um den Räuber zu greifen. Bevor er ihn aber erreicht hatte, war er aufgesprungen und lief in die Wüste hinaus, sich hinter jedem Sandhügel duckend.

Ralph verfolgte ihn, er war ihm so nah, daß er ihn stöhnen hören konnte.

Der Führer eilte herbei und rief Ralph etwas zu, was er indessen nicht verstand. Darauf rief er die Leute, die bereits bei den Kamelen standen, die sich träge streckten und in der Dunkelheit nicht aufstehen wollten. Schließlich ließen sie die Tiere liegen, holten ihre Büchsen und liefen den Hügelkamm hinauf. Schüsse fielen; sie sahen den Feuerschein und folgten seiner Richtung.

Helen war beim Laut der Schüsse erwacht. Sie dachte gleich an die drohenden Blicke der Senussijen, als sie ihre Kamele wandten und davonritten, und fürchtete einen Ueberfall.

Sie sprang aus dem Bett, zog Pantoffel über ihre nackten Füße, wickelte sich in das große Kamelhaarplaid ein und ging in die Nacht hinaus.

Sie sah die Kameltreiber durcheinanderlaufen, hörte ihre aufgeregten Worte, die sie nicht verstand, und das Prusten

der Kamele. Sie suchte nach Ralph. Da sie ihn nicht fand, wunderte sie sich, daß er noch nicht draußen sei, und lief zu seinem Zelt, um ihn zu rufen.

Als der Führer sie sah, eilte er vom Hügelkamm auf sie zu.

Er erklärte ihr auf englisch und arabisch durcheinander, was vorgefallen war; sie verstand, daß Räuber dagewesen, daß auf sie geschossen war und daß sie geflüchtet seien.

Als sie nach Ralph fragte, zeigte er schweigend auf die Wüste.

Sie starrte in das Kristalldunkel hinaus, wo das Sternenmeer in der Ferne den Rand der Oede berührte.

Er ist verloren, schnitt es ihr durchs Herz; gleich darauf aber beruhigte sie der Gedanke an seinen Mut und seine Kraft.

»Schicken Sie ihm doch Leute zu Hilfe!« sagte sie.

»Zwei Mann sind draußen.«

Sie sah sich nach Spuren des Einbruchs um. Da fiel ihr Blick auf ein weißes Bündel, das dicht neben Schehannas Zelt auf dem Boden lag. Sie ging hin und beugte sich darüber.

»Schehanna!« schrie sie auf.

Tot, dachte sie, und das Herz stand ihr still. Sie tastete mit beiden Händen über ihre Brust und hob ihren Kopf, der mit dem Gesicht im Sand lag. Die Augen waren geschlossen und der Mund weit aufgerissen, ein Knebel steckte darin. Sie zog ihn heraus und begriff, was geschehen war.

»Kommen Sie hierher!« rief sie dem Führer zu.

Sie faßte Schehanna unter die Arme und bettete den Kopf in ihren Schoß.

Als der Führer kam, trug er sie ins Zelt und legte sie aufs Bett.

»Zünden Sie Licht an!«

Der Führer zündete Licht an und setzte es auf den kleinen viereckigen Feldtisch, den er zwischen Kopfkissen und Wand schob. Er wartete, während Helen Schehannas Nachthemd löste und das Ohr auf ihr Herz legte; als sie es schlagen hörte, bedeutete sie ihm hinauszugehen.

Sie nahm die Wasserkruke und befeuchtete Schehannas Schläfen. Dann bewegte sie ihre Arme auf und nieder, wie sie es von ihrem Vater gelernt hatte, während sie atemlos in das von Entsetzen erstarrte Gesicht blickte, wo der Knebel in beiden Mundwinkeln eine rote Furche hinterlassen hatte.

Endlich begann die Brust zu arbeiten, die Lippen zitterten, Schehanna schlug die Augen auf. Der Schreck saß ihr noch in den Pupillen; sie waren groß, als ob sie springen sollten, plötzlich schlug das Leben wie eine dunkle Flamme aus ihnen heraus.

Sie hob die Hände vors Gesicht, als ob sie sich wehren wolle. Ihr Blick starrte auf den Schatten, den Helens Kopf auf die Segeltuchwand warf. Der Schatten war groß und flackernd und füllte die Wand ganz bis zur Zeltspitze. Sie glaubte, daß das Aeshmas Mantel sei, und fuhr mit einem Schrei in die Höhe. Helen ergriff ihre Hände und rief sie beim Namen.

Schehanna wandte den Blick beim Laut ihrer Stimme und sah Helen an, als suche sie in ihrer Erinnerung nach ihrem Bild. Da erkannte sie sie, und in ihr Entsetzen mischte sich solch tiefer Schmerz, daß Helen ihn in ihrem Herzen mitfühlte und unwillkürlich die Hände zurückzog.

»Warum läßt du ihn nicht los?« klagte Schehanna und wich zurück, als fürchte sie sich vor Verunreinigung.

»Schehanna! Komm zu dir. Ich bin es ja – Helen! Fürchte dich nicht, sie sind geflohen.«

Schehanna heftete ihren Blick wieder auf die Schatten an der Wand. Sie richtete sich auf den Ellenbogen auf, den Kopf so weit zurückgebogen, daß er fast die Wand berührte. Ihr eigener Schatten erhob sich wie eine flackernde Geistererscheinung und vermischte sich mit dem Helens.

Mit vor Angst verzerrten Zügen starrte sie auf die Schatten.

»Sieh!« flüsterte sie, »dort – dort!«

Helen folgte der Richtung ihres Blicks, konnte aber nichts sehen.

»Aeshma-Daeva,« flüsterte sie, »und Jahi!«

»Schehanna!« bat Helen und versuchte sie an sich zu ziehen, »ich bin es ja – Helen!«

Schehanna schüttelte verzweifelt den Kopf. Dann beugte sie sich zu Helen, und der Blick aus der Tiefe ihrer reinen Seele war düster und feierlich, wie durchtränkt von Leiden. Und sie flüsterte, indem ihre Finger bebend über Helens Arm strichen, als brenne die Berührung sie:

»Jahi hat deinen Leib bestrickt.«

Die Worte drangen Helen bis ins Herz. In der Tiefe ihrer Seele dämmerte ein unklares Verstehen. Es war ihr, als sei sie zwei Wesen, als stände sie hinter sich selbst und forsche in ihrem eigenen Herzen nach der Wirkung dieser geheimnisvollen Worte.

Schehannas Körper erschlaffte, ihre Hände glitten von Helens Armen herab. Sie sank ins Bett zurück, klein und

schwach, schloß die Augen und bewegte die Lippen im Gebet. Helen lauschte voller Angst; aber sie murmelte die Worte in ihrer eigenen Sprache.

Helen verweilte bei ihr, bis sie merkte, daß ihre Atemzüge regelmäßig und die großen Augäpfel hinter den durchsichtigen Lidern ruhig wurden, während die Lippen sich schlossen. Noch gingen hin und wieder seufzende Zuckungen ihrer Seelenqual über ihre Züge, dann hörte auch das auf, und sie schief ein.

Da erhob Helen sich und ging hinaus. Sie war todmüde, aber sie achtete nicht darauf. Die kalte Luft rief die Erinnerung an Ralph in ihr zurück und an die Gefahr, in der er schwebte. Sie eilte zum Führer hinauf, der auf dem Hügelkamm stand und schweigend ins Weite starrte.

»Lassen Sie ein Feuer machen,« sagte sie und packte ihn am Arm, ohne daß es ihr bewußt war, »damit er zurückfinden kann.«

Der Führer drehte sich um und sah sie mit großen Augen an. Dann ging er ins Lager und rief die anderen. Sie hörte ihn Befehle austeilen.

Bald darauf flammte ein Feuer auf, das die Schatten der Männer und Kamele wie flüchtende Geister auf die öde Ebene warf.

Helen versuchte Herr ihrer Angst zu werden, während sie über die Ebene starrte, wo nur Dunkelheit und Sterne zu sehen waren.

Seit den Schüssen, die sie geweckt hatten, waren keine wieder gefallen. Sie meinte, daß es ein gutes Zeichen sei, weil wenigstens der Kampf zu Ende wäre.

Sie hatte laut gesprochen, ohne es zu wissen.

Der Führer, der wieder neben ihr stand, wandte sich ihr fragend zu.

Kurz darauf ertönten Stimmen durch die Dunkelheit.

Ist er mit? dachte sie und griff sich ans Herz.

Sie sah die Umrisse der hellen Burnusse, und wollte ihnen entgegenlaufen. Im selben Augenblick aber fühlte sie, daß Ralph nicht mit sei, und die Angst lähmte sie.

Als die Männer schließlich vor ihr standen, wagte sie nicht zu fragen. Sie versuchte in ihren Blicken zu lesen, aber sie waren leer und traurig. Die Männer zuckten die Achseln. Sie verstanden, was Helens Herz ihnen in seiner Qual zurief.

Sie wandte sich zum Führer um und deutete sich die Antwort aus seinem düsteren Blick: die Wüste ist groß, er ist in Allahs Hand.

»Hat er sich verirrt?« fragte sie leise.

Der Führer blickte in die Wüste hinaus und zuckte die Achseln.

Vielleicht war er in der Gewalt der Räuber, vielleicht von ihren Kugeln getötet! Vielleicht verwundet, konnte sich nicht vorwärtsschleppen – und niemand hörte seinen Ruf.

Das Herz stand ihr still. Sie fühlte, daß sie ihn, der draußen in der fürchterlichen Oede vielleicht sterbend lag, liebte.

Vom Schmerz überwältigt, wandte sie sich an den Führer und die beiden Männer, die noch neben ihr standen.

»Sucht ihn – rettet ihn!« bat sie und rang in Verzweiflung die Hände, während sie hilfesuchend von einem zum anderen blickte.

Sie erfaßten ihre Worte durch den Tonfall, und schlugen die Augen nieder bei ihrem Kummer. Der Führer wechselte einige Worte mit den Beuten. Darauf sagte er, und seine Stimme schlug düster und undeutlich an ihr Ohr:

»Wen Allah verbergen will, können Menschen nicht finden. Er ist wie ein Sandkorn in der Wüste. Das Feuer können wir brennen lassen, damit er den Weg zurückfindet, wenn es Allahs Wille ist. Mehr können wir nicht tun, solange es Nacht ist.«

Ich will ihn selbst suchen, dachte Helen und maß die Weite, die sie trennte.

Als ob der Führer ihre Gedanken gelesen hätte, zeigte er auf ihre Bekleidung und ihre nackten Füße in den Pantoffeln. Sie achtete dessen nicht; als sie sich aber zum Gehen anschickte, fiel ihr Schehanna ein, die krank und hilflos in ihrem Zelt lag.

Was soll aus ihr werden, dachte sie, wenn die Wüste mich verschlingt und er nicht zurückkehrt?

Sie ging in ihr Zelt, machte Licht und kleidete sich an. Als sie fertig war, warf sie sich neben dem Bett auf die Knie, um zu beten, aber sie fand keine Worte. Ich habe keinen Gott, zu dem ich beten kann, dachte sie. Sie war hinausgezogen, um ihn zu finden. In ihrer Qual aber war er ihr ferner als je – in ihrer Freude über Ralph hatte sie vergessen, ihn zu suchen. Nur wenn das Herz leer ist, kann es Gott aufnehmen; ihr Herz aber war von Ralph erfüllt. Sie liebte ihn mit ganzer Seele und allen Sinnen – wie konnte sie ihn jetzt verleugnen?

»Rette ihn!« flehte sie ins Leere hinein, »rette ihn, du Ewiger, der du dich verbirgst, obgleich du unsere Not siehst!«

Von neuem begann die Angst ihre Gedanken zu jagen. Bald sah sie ihn tot im Sand liegen, bald mit versagenden Knien umherirren, während die letzten Kräfte aus seinem Herzen sickerten. Bald sah sie ihn gefesselt auf Kamelrücken, zu Qualen in unbekannte Gegenden entführt.

Sie jammerte laut und rief sich jede Stunde ins Gedächtnis zurück, die sie zusammen verlebt hatten – von ihrer ersten Begegnung bis zum Sonnenaufgang gestern morgen. Sie warf sich vor, daß sie ihn ihrer eigenen egoistischen Ziele wegen abgewiesen hatte, vielleicht würde er jetzt sterben und nie erfahren, daß sie ihn liebte. Sie erinnerte sich jenes Morgens in Kairo, als sie sich scheu vor dem Begehren in seinem Blick zurückgezogen hatte, wenn sie ihm damals nachgegeben hätte, dann wäre er jetzt gewiß hier, dann hätte er ihrer und seiner Liebe wegen besser auf sein Leben achtgegeben.

Wenn er zurückkehrte, wollte sie sich ihm mit Leib und Seele zu eigen geben, das gelobte sie sich selbst. Ohne Vorbehalt und ohne Bedingungen wollte sie sich ihm beugen, eigenen Willen, eigene Ziele opfern und ihm zu eigen sein.

Gedanken und Sehnsuchtsgefühle aber liefen sich schließlich müde, und sie fiel in einen Zustand der Bewußtlosigkeit, der in Schlaf überging.

Sie erwachte dadurch, daß der grauende Tag durch die Tür drang, die sie zu schließen vergessen hatte. Ihr Kopf war wie Blei, das Herz zentnerschwer. Als sie sich erinnerte, was es war, was sie drückte, fuhr sie in die Höhe. Während sie sich ankleidete, versuchte sie ihren Kummer und ihre Angst zu beschwichtigen. Sie stellte sich vor, daß Ralphs Errettung, wenn er noch am Leben war, einzig und allein von ihrem Mut und ihrer Stärke abhinge.

Als sie aus dem Zelt trat, war die Sonne noch nicht aufgegangen, aber alle Leute waren auf den Beinen. Abbas, der das Ganze verschlafen hatte, kam im selben Augenblick heraus.

Er sah erstaunt von einem zum anderen und fragte, was denn los sei, während er sich den Schlaf aus den Augen rieb. Die Neuigkeit machte ihn ganz wach; er blickte sprachlos in die Wüste hinaus. Dann stieg die Angst in seinen gelbgeränderten Augen auf und er murmelte, daß es besser sei, nach Sakkara zurückzukehren.

Auf einmal zeigte einer von den Männern auf den Hügelkamm hinterm Zelt. Alle sahen dorthin und verstummten. Helen machte einige Schritte, weil das Zelt ihr die Aussicht benahm.

Da sah sie Schehanna auf der Höhe knien, die Arme der Sonne entgeengebreitet. Sie war nur mit ihrem Nachthemd bekleidet. Sie schwankte, als ob die Erde unter ihr wogte, und ihr Kopf senkte sich zur Schulter, als könne er das Gewicht nicht tragen. Eine wunderbare Hoheit lag über dieser zarten Gestalt, wie sie sich von der aufgehenden Sonne abhob.

Helen ging auf sie zu, um sie wieder ins Bett zu bringen. Als sie dicht bei ihr war, blieb sie stehen und lauschte ihrem Gebet. Obgleich sie die Worte nicht verstand, wurde sie von ihrer tiefen Andacht ergriffen, und sie wünschte innig mit ihr beten zu können.

Die Sonne ging im Glanz ihrer Herrlichkeit auf, lächelnd dem Jammer der Welt lauschend, während sie gleichzeitig gab, nahm und segnete, wie ein Gott – und dennoch eine glühende Kugel, die einst entzündet wurde und am Ende aller Zeiten verlöschen wird.

Als Schehanna mit ihrem Gebet fertig war, senkte sie die Arme und erhob sich zum Gehen. In ihrem aschgrauen Gesicht flackerten die Augen groß und blank wie im Fieber. Sie machte einige Schritte und schwankte. Helen eilte auf sie zu und fing sie mit ihren Armen auf.

Als Schehanna sah, wer es war, bekamen ihre Augen denselben scheuen Ausdruck wie in der Nacht, und ihr Gesicht zuckte nervös, während sie sich von Helens Armen zu befreien versuchte.

Helen aber ließ sie nicht. Sie führte sie zu ihrem Zelt zurück, brachte sie zu Bett und blieb bei ihr, bis sie schlief.

Darauf ging sie zum Führer hinaus und fragte ihn, was er zu tun gedächte.

Er wollte gleich einen von den Leuten auf dem schnellsten Kamel nach Sakkara zurückschicken, mit einer Botschaft für den Scheik. Sie hatten die Tour in aller Bequemlichkeit in drei Tagen gemacht, er würde sie im Eiltempo in anderthalb Tagen machen können, wenn der Scheik die Meldung empfangen hatte, war es seine Pflicht, Leute zum Nachforschen auszusenden und die Meldung an die Regierung in Kairo weiterzugeben, die wahrscheinlich eine Abteilung Wüstenreiterei schicken würde.

Er selbst wollte mit drei Leuten und drei Kamelen die Wüste nach allen Richtungen absuchen. Er kenne die Gegend und wüßte, wo die Senussijen ihre Wohnstätten hätten. Er wollte sich an den Mahdi wenden und hoffte auf seine Hilfe, wenn er ihm berichtete, was sich zugetragen hätte. Allahs Sendbote sei ein gerechter Mann, der ihnen seine Hilfe nicht versagen würde. Ralphs und Helens Kamele sollten mit dem Rest der Leute und Abbas zum Schutz für sie und Schehanna zurückbleiben.

Helen wäre am liebsten mit dem Führer geritten; Schehanna aber hielt sie an den Ort gebunden.

Der Tag schlich langsam hin. Helen hielt sich meistens in Schehannas Zelt auf. Abbas stand draußen und lauschte auf Schehannas Stimme. Jedesmal, wenn er Helen sah, versicherte er ihr, daß Ralph am Leben sei und gegen Abend zurückkommen würde. Das habe er geträumt. Er kenne Geschichten von Männern aus seiner Heimat in Syrien, die auf seltsame Weise von der Wüste verschluckt und wieder ausgespien worden seien, wenn die Wüste jemanden fange, wollte sie ihn dadurch nur zum Fasten zwingen und seinen Glauben prüfen.

Schehanna schlief fast den ganzen Tag. Als sie erwachte, war sie bei Bewußtsein und verstand, was Helen ihr von der Begebenheit erzählte, ihr tieferes Verständnis für die Sache aber ließ sie sich nicht nehmen. Sie wollte weder essen noch trinken, und als Helen in sie drang, flüsterte sie, daß sie nichts genießen wolle, um besser *sehen* zu können.

Bei Sonnenuntergang kehrte der Führer mit seinen Leuten zurück. Sie hatten den ganzen Tag gesucht, die einzige Spur aber, die sie gefunden, war ein abgerissenes Stück von einem blutigen Tuch, das sie in der Nähe des Lagers gefunden hatten. Es gehörte Ralph nicht, und bewies nur, daß der Verfolgte verwundet war.

Helen ging in rastloser Aufregung zwischen den Zelten aus und ein. Hin und wieder warf sie sich aufs Bett und weinte; gleich darauf aber erhob sie sich wieder und bekämpfte ihre Tränen. Sie gab die Hoffnung nicht auf, sie *konnte* es nicht. Ralph würde zurückkehren, vielleicht leidend, verwundet, aber kommen *mußte* er. Die Vorsehung, die gewollt hatte, daß sie ihren Weg gemeinsam machen

sollten, konnte sie nicht wieder so sinnlos trennen. Wieviel hatte ihr Zusammensein in ihnen beiden zum Keimen gebracht? Die Verwandlung der Welt war über ihnen – sollte das alles wieder untergehen, von Entbehrung vermischt werden?

In einer plötzlichen Eingebung faßte sie den Entschluß, die Nacht bei Schehanna zu verbringen, sie war ja krank, wenn sie im Fieber aufstehen und hinausgehen würde, war sie verloren. Im geheimen, und fast unbewußt hoffte sie, daß Schehanna etwas sehen könnte, was ihr verborgen blieb; und sie fühlte, wie es plötzlich still wurde in ihrem Gemüt.

---

Schehanna warf sich unruhig hin und her und nannte mehrmals Ralphs Namen.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe und streckte die Arme zur Wand aus. Helen beugte sich zu ihr herab, um sie zu beruhigen.

Ihre Hände öffneten und schlossen sich. Die Augenlider bebten; sie waren so durchsichtig, daß Helen das Dunkel der Pupillen dahinter sehen konnte. Ab und zu schlug sie sie auf und sah Helen an, ohne sie zu erkennen. Die Lippen bewegten sich in flüsterndem Gebet.

Plötzlich blickte sie angestrengt vor sich hin, als sähe sie etwas in der Ferne.

»Wo ist Ralph?« fragte Helen und hielt ihre Hände fest.

»Im See Kasava.«

Sie träumt, dachte Helen, wagte nicht weiter zu fragen, und tat es nach einer Weile doch.

»Lebt er?«

Schehannas Gesicht verzog sich schmerzlich und die Lider glitten zu.

»Er kann sich nicht freimachen.«

Das waren dieselben rätselhaften Worte wie gestern.

»Wer hält ihn denn?«

»Helen.«

Helen faßte ihre mageren Hände noch fester und beugte sich tief zu ihr hinab.

»Kennst du mich?« fragte sie.

In Schehannas Augen glühte es auf. Sie erkannte Helen, zog ihre Hände an sich und preßte sie unterm Kinn zusammen, während sie ihren Kopf scheu zurückzog.

»Gib ihn frei!« bat sie, »damit er kämpfen kann fürs Licht.«

Helen senkte ergriffen den Kopf bei ihrem bittenden Blick.

»Auf welche Weise halte ich ihn denn?« fragte sie leise.

»Jahi verlockt dich.«

»Wer ist Jahi?«

Schehanna antwortete nicht, sie hatte sich zur Wand umgedreht.

»Dasturan Dastur!« rief sie und streckte die Hände aus, während ihr Blick groß und leuchtend wurde.

Obgleich Helen nur ihren eigenen flackernden Schatten an der Wand sah, war es ihr, als ob sie nicht mehr allein seien.

»Hörst du nicht, wie er die strahlende Jungfrau ruft?« flüsterte Schehanna.

Sie legte ihre Hände auf Helens Brust und beugte sich vor, um zu lauschen.

»Dein Ferved hat dich verlassen, weil du ihn nicht freigeben willst.«

Helen wurde von Angst gepackt. Das Herz schien ihr plötzlich leer und kalt zu werden, wie gestern dämmerte ein dunkles Verständnis des richtigen Zusammenhangs in ihrer Seele auf; es war ihr, als ob eine unbekannte Schuld ihr das Herz beschwerte, voll Angst vor sich selbst und ihrem Schicksal drückte sie sich an die erregte Brust der Kranken.

»Laß uns beten!«

Schehanna richtete sich auf den Knien auf, Helens Hände zwischen den ihren.

Sie betete mit lauter Stimme in ihrer eigenen Sprache. Die tiefe Inbrunst teilte sich Helen mit. Ihr galt des Gebet, ihr und Ralph, und doch stand sie außerhalb – mit Schuldgefühl im Herzen. Sie wollte mitbeten – an wen aber sollte sie ihr Gebet richten?

Helen weinte.

Schehanna hielt in ihrem Gebet inne. Ihre Hände tasteten über Helens Haar. Sie beugte sich herab und fragte:

»Warum weinst du?«

Helen wußte es nicht; aber sie antwortete:

»Weil ich niemanden habe, zu dem ich beten kann.«

»Dasturan Dastur will es dich lehren – erst aber mußt du Ralph freigeben, damit du selbst frei wirst und ihr beide fürs Licht kämpfen könnt. Still, hörst du nicht? Dein Ferved klagt, weil du dich in Dunkelheit verloren hast.«

Helen legte ihren Kopf in Schehannas Schoß und weinte leidenschaftlich.

»Ja – ja – ich will ihn freigeben, wenn er dadurch gerettet wird.«

Schehanna nahm Helens Kopf mit unsagbarer Zärtlichkeit zwischen ihre kleinen dünnen Hände.

»Still!« flüsterte sie und sah mit einem hingerissenen Lächeln zur Wand, »die strahlende Jungfrau hat eben gesprochen. Sieh, ihre Gewänder sind wieder weiß geworden. – Hast du es gehört, Dasturan Dastur?«

Helen wiederholte das Gelübde in ihrem Herzen, das Gelübde an den unbekanntem Gott: Ich will meiner Liebe entsagen, wenn du ihn lebend zurückführst.

»Siehst du ihn?« fragte sie.

»Ja, er schwebt zum Licht empor. Dein Ferved lächelt der strahlenden Jungfrau zu und streckt seine Hand übers Ufer. Sieh nur – sieh!«

Sie richtete sich auf den Knien auf. Helen spürte den Jubel durch ihre Hände.

»Jetzt ergreift er Aeshmas Mantel. Die Dunkelheit entweicht. Sieh, die strahlende Jungfrau hat über Jahi gesiegt. Nun, geht sie in den heiligen See hinaus.«

Schehanna fiel ins Bett zurück, ihre Hände falteten sich auf der Brust. Ihre Augen schlossen sich, und auf ihrem Gesicht leuchtete ein Schimmer von Verzückerung, während ihr Herz sich im Schlaf zur Ruhe begab.

Helen ging von ihr und legte sich auf ihr Bett.

Langsam glitt sie ins Traumland hinüber: Ralph stand neben ihrem Kopfkissen. Sie gab ihm ihre Hände und wiederholte ihr Gelübde. Und er sagte, daß sie Genossen im Kampf fürs Licht sein wollten.

---

Helen erwachte beim ersten Morgengrauen. Schehanna stand neben ihrem Bett und betrachtete sie mit glänzenden Augen.«

»Komm,« sagte sie, »Ralphs Ferved hat gerufen!«

Helen richtete sich auf und blickte in ihr weißes Gesicht.

»Lebt er?« fragte sie.

»Ja – steh auf und komme mit! – Sein Ferved wird uns führen. Schnell, mein Herr ist in Not. Ahura-Mazda hat mir vergönnt, ihn vom Tode zu retten, wie er mich zweimal aus der Finsternis errettet hat.«

Helen zögerte einen Augenblick, während sie ihre Gedanken zu sammeln versuchte. Dann gab sie sich dem Unfaßbaren hin, sprang auf und kleidete sich eilig an. »Erinnerst du dich deines Gelübdes?« fragte Schehanna.

»Ja.«

»Dann komm mit, und wir werden ihn finden.«

Helen traf den Führer vorm Zelt.

»Lassen Sie die Kamele satteln!« sagte sie.

Er sah sie erstaunt an und zögerte, bis er in ihrem Blick las, daß es ernst sei.

»Wie viele?« fragte er.

»Zwei – Schehannas und meines.«

Während Helen Reiseapotheke, Keks und Kognak holte, wurden die Kamele gesattelt. Es waren ihrer drei, der Führer wollte selbst mit. Helen äußerte nichts dazu, als er aber voran ritt, um den Zug zu leiten, rief sie ihn zurück und sagte, daß Schehanna sie führen solle.

Schehanna saß mit gesenktem Kopf auf dem Kamel und starrte wie eine Schlafwandlerin vor sich hin.

Die Kamele schlugen instinktiv den Weg ein, den sie gestern und vorgestern gegangen waren. Als sie über die Hügel gekommen waren und die Spuren weiter verfolgen wollten, wurde Schehanna unruhig. Sie blickte über die wogende Ebene, hob den Arm und zeigte nach rechts.

Helen rief den Kameltreiber an und bezeichnete ihm den Weg.

Nachdem sie eine Weile stillschweigend geritten waren, wurde Schehanna wieder unruhig. Sie sagte einige Worte, die Helen nicht verstand. Dannklärte ihr Gesicht sich auf, sie lächelte und winkte mit den Armen, als begrüße sie einen Freund in der Ferne. Helen rief dem Treiber zu, ihr zu folgen; er blickte von ihr zum Führer, ob es ratsam sei, zu gehorchen. Der Führer nickte schweigend; und wieder gingen die Kamele eine Weile. Sie kamen zu einer Stelle, wo der Sandboden fester war als anderswo. Niedrige Büsche mit starren, grauen Lederblättern standen in einem dichten Ring mitten im Sande, als ob sie von Menschenhand gepflanzt seien. Zwischen ihnen erhob sich ein schwarzer Stein, der wie ein Obelisk ausgehauen war.

Schehanna sah auf und zeigte über den Stein.

Der Kameltreiber machte halt, wandte sich an den Führer und wechselte einige Worte mit ihm in ihrer eigenen Sprache.

»Es ist unnütz, dort zu suchen,« sagte der Führer zu Helen und bedeutete dem Treiber, zu wenden.

»Warum?«

»Kein Muselmann begibt sich an diesen Ort, selbst wenn er auf Tod und Leben verfolgt wird.«

»Herr Cunning ist kein Muselmann.«

»Aber der, den er verfolgt hat. Und sollte er dort selbst Zuflucht gesucht haben, dann klopft sein Herz nicht mehr.«

Der Führer heftete seine blauschwarzen Augen feierlich auf Helen; seine Stimme klang unheilschwanger, daß sie wider ihren Willen Furcht empfand.

»Was hat es für eine Bewandtnis mit diesem Ort?« fragte Helen und blickte über die Sandhügel hinter die Büsche mit dem schwarzen Stein. Hier und dort schimmerte etwas Weißes im Sande, sonst war nur Wüste überall.

»Es ist der Garten der bösen Geister,« sagte der Führer mit leiser Stimme und vermied es, den Stein mit seinem Blick zu streifen, »Jinns und Shaitas hausen hier mit ihrer Beute.«

»Warum zögern wir?« sagte Schehanna und blickte sich ungeduldig um.

»Führe das Kamel!« rief Helen Schehannas Kameltreiber zu, der mit dem Rücken zum schwarzen Stein stand und furchtsam von einem braunen Fuß auf den anderen trat. Er heftete seine großen Augen auf den Führer und gab sich den Anschein, als ob er die Worte nicht hörte.

»Ich habe den Auftrag, meinen Herrn und die Seinen in die Wüste zu führen,« sagte der Führer und warf seinen Burnus über die Schulter, »nicht aber böse Geister in ihrer Behausung aufzusuchen.«

»Warum zögern wir?« klagte Schehanna wieder.

Der Führer hatte sein Kamel bereits gedreht, und seine Leute standen im Begriffs, dasselbe zu tun. Helen fühlte, daß sie machtlos sei. Sie biß sich auf die Tippen und sah ratlos von einem zum anderen. Da fiel ihr Blick auf Abbas, der hinter dem Führer saß; sie winkte ihm, er ließ sich vom Kamel gleiten und lief zu ihr hin.

»Nimm du den Zügel!« befahl sie.

Abbas zögerte und sah sie bittend an; als Schehanna aber wieder ungeduldig wurde, nahm er ihrem Kameltreiber den Halfter aus der Hand. Der Mann trat verblüfft zur Seite. Das Kamel bewegte den Kopf von rechts nach links, als ob es überlegte. Dann setzte es sich langsam in Bewegung, und Helens Kamel folgte seinem Genossen.

Helen rief dem Führer zu, daß er hier auf sie warten solle. Er runzelte die Brauen und meinte, daß er die Verwegenen mit Gewalt zurückhalten müsse; aber es war schon zu spät.

Dann empfahl er sie in Allahs Hände und ritt auf die höchste Stelle, damit er ihnen sichtbar sein konnte, wenn sie zurückkehrten.

---

Ralph verfolgte den weißgekleideten Räuber mit dem Revolver in der Hand. Anfangs war er dicht hinter ihm; das Terrain aber wurde immer unebener, und in dem schwachen Sternenlicht konnte Ralph die Kräuselungen des Sandbodens nicht unterscheiden. Er stolperte immerfort, während der Wüstensohn so sicher wie am Tage lief und jeden Vorteil zu benutzen verstand, den die Wogen des Sandes ihm boten.

Als Ralph einsah, daß es ihm nicht glücken würde, den Banditen zu fangen, obgleich er verwundet war, beschloß er, ihn niederzuschießen.

Sofort fühlte der Räuber, was bevorstand; seine Sinne, so wach und empfänglich wie die der wilden Tiere, ahnten Ralphs Griff um den Revolver und das Knacken der Feder. Mit einer letzten Kraftanstrengung beschleunigte er seinen Lauf, breitete seinen Mantel wie ein Segeltuch zum Schutz aus,

duckte den Kopf und stieß einen Schrei aus, der wie das Klagen eines Raubvogels durch die dunkle Nacht klang.

Ralph schoß, merkte aber, daß er nicht traf. Im selben Augenblick blitzte ein Schuß weiter vorn aus der Dunkelheit auf; Ralph sah, wie der Räuber an der Erde entlang lief und wie eine andere Gestalt in seiner Nähe auftauchte; es war der Reiter mit dem ledigen Pferd. Indem der Verfolgte sich hinaufschwang, schoß Ralph noch einmal; die Reiter aber waren schon außer Schußweite. sie sandten ihm ihr Hohngelächter nach und die Dunkelheit verschlang sie.

Ralph verfluchte seine Unvorsichtigkeit; er hatte seinen letzten Schuß abgefeuert und war jetzt wehrlos.

Er blieb stehen, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und versuchte sich zu orientieren.

Jetzt galt es, so schnell wie möglich zum Lager zurückzugelangen; die Wüste war ja voll von diesen Banditen. Wenn die beiden Reiter ihre Kameraden benachrichtigt hatten, würden sie ihn umringen und fangen.

Er stellte fest, wo Norden war; es nützte ihm aber nichts, da er nicht wußte, in welche Richtung er hinter dem Räuber hergelaufen war; außerdem hatte dieser sicherlich sein möglichstes getan, um ihn irrezuleiten.

Es war noch zu dunkel, um nach Spuren im Sande zu suchen, und er hatte nicht einmal seine Uhr bei sich, um zu sehen, wie lange die Verfolgung gedauert hatte.

Er stieg auf den nächsten Wogenkamm und hielt Umschau nach einem hellen Punkt. Sie würden im Lager natürlich ein Feuer angemacht haben, damit er zurückfinden konnte; aber es war nirgends etwas zu sehen. Er war allein unter der ungeheuren Kristallwölbung.

Ueber seinem Sportshemd hatte er nur eine dünne weiße Drillichjacke, und an dem eisigen Gerinnen der Luft schätzte er, daß es gegen Morgen sei; ihn fror so, daß ihm die Zähne im Munde zusammenschlugen.

Er lief hin und her, um sich warm zu halten; gleichzeitig spähte er nach allen Zeiten, um nicht aus dem Hinterhalt überrascht zu werden, vielleicht ruhten Augen hinter jedem Sandhügel auf ihm – Augen, die gewohnt waren, die Wüstenfinsternis zu durchdringen. Vielleicht wartete man nur darauf, daß er sich müde laufen sollte, um ihn dann ohne Risiko zu überwältigen – die wußten ja nicht, daß er seinen letzten Schuß töricht vertan hatte – ihn fortzuführen und bestenfalls gegen teures Lösegeld wieder freizulassen.

Er erinnerte sich des jungen Gesichts des Mahdis, seines plötzlichen Zornes, der es zehn Jahre älter machte, und zweifelte nicht daran, daß der Auserwählte Gottes dahinter steckte. Jetzt meinte er sich auch zu erinnern, daß seine lebhaften Augen mit besonderem Wohlbehagen auf Schehanna geruht hatten. Der Hühnerdieb, den er neulich bei der Hecke überraschte, machte dieselbe Absicht gehabt haben, ja, vielleicht hatte er diese heute nacht verfolgt. Man hatte ihn und seine Gesellschaft wahrscheinlich schon seit Kairo ausspioniert, vielleicht schon seit jenem Vormittag in der El-Azhar, als die Senussijen sie mit feindlichen Blicken im Moscheegarten verfolgten, war der Mahdi vielleicht heimlich zwischen den Studenten gewesen und hatte sich das fremde Weib auserkoren?

Er suchte Deckung in einer Senkung; kaum aber hatte er sich niedergelegt, als die Müdigkeit ihn übermannte. Nach kurzem, bleischwerem Schlummer wurde er von der Kälte geweckt. Glieder und Rücken waren ihm ganz erstarrt und

er spürte in ihnen Schmerzen. Er lief wieder, um warm zu werden, und wagte nicht, sich zu setzen, um nicht von neuem einzuschlafen.

Endlich dämmerte es.

Er dachte an den Sonnenaufgang, den Helen und er zusammen erlebt hatten, und konnte nicht fassen, daß erst vierundzwanzig Stunden seither vergangen waren. Dasselbe feierliche Gefühl wie gestern überkam ihn, als die Sonne sich überm Horizont hob und die Strahlen ihn umfingen. Es war, als ob das Licht ihn dem Tode entrang und dem Leben zurückgab. Er atmete tief auf und fühlte, wie Muskeln und Nerven sich von neuem spannten.

Was jetzt?

Von dem höchsten Punkt, den er erreichen konnte, blickte er in alle Himmelsrichtungen, entdeckte aber nichts, was darauf deutete, daß das Lager in der Nähe sei. Er suchte seine Spuren von der Nacht, aber sie liefen durcheinander, und er erinnerte sich, daß er hin und her gerannt war, um sich warm zu halten. Weiterhin verloren sie sich ganz, vom weichen Sand verwischt. Noch weiter fort sah er sie wieder mit breiten Sandalenabdrücken vermischt, die von dem Räuber herrühren mußten; aber auch diese verloren sich plötzlich in tiefem, weichem Sand, wie er auch suchte, er fand sie nicht wieder.

Er wußte nicht, in welche Richtung er gehen sollte, um sich nicht noch mehr vom Lager zu entfernen. Jetzt, nach Sonnenaufgang waren die Führer und alle seine Leute gewiß in allen Richtungen unterwegs, um ihn zu suchen. Das beste war, ruhig auf dem höchstgelegenen Punkt zu bleiben, von wo er Ausschau halten und selbst gesehen werden konnte.

Wenn die Banditen mich vor den anderen entdecken, ist es mit mir vorbei, dachte er. Wenn ich glücklich ins Lager zurückgekehrt bin, müssen wir sofort aufbrechen und Sak-kara so schnell wie möglich zu erreichen versuchen. Denn was bedeutet die Handvoll Männer, über die wir gebieten, wenn der Mahdi es sich wirklich in den Kopf gesetzt hat, Schehanna zu besitzen? Unsere ganze Karawane auszurotten, wäre außerdem das sicherste Mittel für ihn, um seine Gewalttat bei den Behörden in Kairo zu verheimlichen und sich vor unangenehmen Folgen zu schützen. Später kann er dann schwören, daß er uns nie gesehen – daß die Wüste uns verschlungen hat.

Ralph sah ein, daß ihrer aller Leben in den Händen des Führers und seiner Leute läge. Würden sie ehrlich genug sein, die Fremden, die ihnen anvertraut waren, gegen den Wunsch und Willen des Mahdis zu beschützen – darauf kam es an. Da sie Leute aus dem Stamme des Mahdis waren, würde dieser sie gewiß nur töten, wenn er selbst in Gefahr kam. Ralph aber hatte sie in blinder Unterwürfigkeit vor den Füßen des Mahdis gesehen – er war ja der von Gott Gesandte; höchstwahrscheinlich würde jeder seiner Wünsche für sie Gesetz sein.

Je mehr Ralph die Lage überdachte, desto ernster erschienen sie ihm, und nicht nur für ihn selbst, sondern für sie alle.

Schon brannte die Sonne so stark, daß er nicht wußte, wo er sich auf der schattenlosen Ebene hinwenden sollte. Der Hunger begann ihn zu plagen, aber der Durst war schlimmer. Aus Westen strich eine heiße Brise über die große Wüste. Sie trocknete Augen, Nasenlöcher und Mundhöhle aus und füllte sie mit feinem Sand, den man in der flimmern-den Luft nicht sah, aber wie eine Kralle in den Augenlidern

und wie Kies zwischen den Zähnen fühlte, ja, bis ganz in die Lungen hinunter meinte man das kitzlige Gefühl zu spüren.

Wie er dort stand, nur von seinem Tropenhut gegen die brennende Sonne geschützt, vor Hunger und Durst gequält, nach der Schlaflosigkeit und Kälte der Nacht ermattet, kam ihm plötzlich der Gedanke: wenn meine Leute mich nun nicht finden, und die Banditen es vorziehen, mich von der Wüste umbringen zu lassen – sollte ihr Hohngelächter in der Nacht das vielleicht bedeuten?

Die Sonne stand hoch am Himmel; bald würden die Strahlen lotrecht auf seinen Kopf fallen. Meilenweit nur Oede, hier und dort der Schatten eines fußhohen Kaktusbushes, den die Kamele verschmäht hatten, sonst nur Sand – Sonne, Himmel und Sand.

Er begann nach Norden zu gehen, wie er es bereits in der Nacht getan hatte; aber die Furcht, sich noch mehr vom Lager zu entfernen, hielt ihn zurück.

Sie haben mich seit Sonnenaufgang gesucht, dachte er. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie mich jetzt finden werden, ist also gering – oder –?

Eine neue furchtbare Möglichkeit trieb ihm das Blut zum Herzen: Wie, wenn der Führer ein Verräter und die Begegnung mit dem Mahdi ein abgekartetes Spiel gewesen war. Während die Leute zum Schein ihren Herrn suchten, kam der Mahdi und überwältigte die Zurückgebliebenen. Der Führer würde zurückkehren, ohne ihn gefunden zu haben, und Allah und seine Leute zu Zeugen nehmen, daß er seine Pflicht getan hätte, vielleicht waren Helen und Schehanna jetzt auf dem Weg nach der fernen Oase Siwa, wo der Mahdi zu Hause war, wie der Scheik gesagt hatte, und er selbst war zum Hungertod in der Wüste verurteilt!

Die Sehnsucht nach Helen und die Angst ihretwegen überfielen ihn mit solcher Gewalt, daß er in die Knie sank, weder Hunger, Durst noch Hitze empfand er in diesem Augenblick – nur sie. Er machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er sie in diese Oede geführt hatte.

Ich bin für ihr Leben verantwortlich, dachte er. Nicht nur für ihr Leben, sondern auch für das, was im Begriff war, in ihrem Gemüt emporzuwachsen. Er hatte ein unklares Gefühl von Verantwortung, das sich auf die Welt, auf die Menschheit, verpflanzte.

Warum bin ich ein anderer geworden, warum ist eine Veränderung mit meinem Sinn vorgegangen, wenn ich wie ein Hund in der Wüste sterben soll? – wenn er seinen letzten Schuß nur nicht unnütz vergeudet hätte!

Da wurde es plötzlich still in ihm.

Der Tod – der ist ja nur –

Es war ihm, als ab der Horizont sich plötzlich erweiterte, als ob er über die ganze Welt schaute, die Welt, die er kannte und die dennoch eine ganz andere war. Das Dasein schien einen doppelten Boden zu haben, der ihm in sekundenlanger Klarheit zu schauen vergönnt war.

Eine unsagbare Milde hob sein Herz – eine tiefe, ahnungsvolle Stille senkte sich auf ihn. Was mag hinter dem Leben sein? dachte er, was werde ich zu sehen bekommen? Es war ein seltsames Gefühl, als sei er entrückt und doch zugegen, als sähe er sein eigenes Leben von oben und warte mit klopfendem Herzen auf etwas, was aus der Ferne rief.

Dann aber war es wieder ausgelöscht – er wußte selbst nicht mehr, was sich in ihm geregt hatte. Es war ihm, als ob er aus einem Traum erwachte und die Worte des Traumes

sich tief ins Herz eingepägt hatten; doch wollte es ihm nicht glücken, sie sich ins Bewußtsein zurückzurufen.

Er hatte sich hingesezt, ohne es zu wissen, und hielt etwas Weißes in der Hand, das er aus dem Sand aufgenommen hatte – es war der Schädel eines Raubvogels; aber er achtete dessen nicht.

Während er darauf niederstarrte, dachte er: was habe ich aus meinem Leben gemacht? – Welche Werte habe ich geschaffen? Die Himmelsbrücke tauchte vor ihm auf. aber er rechnete sie für nichts. Er suchte und suchte, fand aber nichts, was ihm wert schien, genannt zu werden. Ich habe vergeblich gelebt, dachte er ohne Bitterkeit, – es war, als ob er ein Fazit zog. Wie war es nur möglich, daß ich die Jahre in nutzloser Arbeit vergeudet habe, als seelenloses Werkzeug im Dienst von Mächten und Verhältnissen, die gar nicht in mir selbst lagen? – wie war es möglich, daß ich Tag für Tag Sklavenarbeit verrichtet habe, ohne nach dem Wert der Ziele, in deren Interesse ich schaffte, zu fragen? – Wie ging es zu, daß ich so rastlos schaffte, ohne die Gewißheit zu haben, daß ich an der richtigen Stelle stand? – warum verschaffte ich mir nicht erst Klarheit darüber, was die Welt eigentlich ist und was ich darin zu schaffen hatte?

Vielleicht, dachte er, verlor ich die Lust, als ich in den Augen der Welt den Höhepunkt erreicht hatte – und ließ darum alles leichten Herzens im Stich. Und jetzt, wo mir endlich die Augen für das Wesentliche und Wertvolle aufgegangen sind, jetzt soll ich hier liegen und sterben?

Aber stärker als der Gedanke, daß er sterben müsse packte es ihn, daß er allein sterben sollte; er meinte, es könnte nicht geschehen, ohne daß Helen sein Schicksal mit ihm

teilte. Es war ihm, als ob sie sich gegenseitig trügen, gleichzeitig aber auch herabdrückten. Sie konnte doch nicht im Leben bleiben, wenn *seine* Aufgabe jenseits des Todes lag.

Meine Millionen werden dazu verwendet werden, den Wettlauf fortzusetzen, dachte er, das leere, geschäftige Getümmel, das so bedeutungslos ist.

Während er dies dachte, hatte das Bewußtsein ihn schon halbwegs verlassen, von Hunger und Mattigkeit übermannt, sank er zusammen und schlief ein.

Als er erwachte, war es schon spät am Nachmittag. Er fuhr aus einem furchtbaren Alpdruck auf. Etwas wollte ihn niederhalten und er mußte sich mit aller Macht wehren, um loszukommen. Er hatte heftige Kopfschmerzen und es flimmerte ihm vor den Augen. Er versuchte aufzustehen, aber die Sandwogen um ihn herum hoben und senkten sich, als sei die ganze Wüste in Aufruhr.

Ich habe einen Sonnenstich bekommen, dachte er und faßte sich mit beiden Händen an den Kopf. Er versuchte seine Gedanken zu sammeln und einen Entschluß zu fassen; aber es glückte ihm nicht, weil er fühlte, daß es nutzlos sei.

Hunger und Durst wurden auf einmal so heftig, daß er etwas vornehmen *mußte*, und in einer plötzlichen Eingebung begann er nach Osten zu gehen, schneller und schneller ging er, schließlich lief er, bis die Beine ihn nicht mehr tragen wollten und er im Sand zusammenbrach.

Jetzt erst wußte er, was der Zweck seines Vorwärtsstrebens gewesen war. Er wollte Sakkara erreichen, – den Nil mit dem fruchtbaren Land – wo es Menschen und etwas zu essen und zu trinken gab. Drei Tage hatten sie zur Ausreise gebraucht, jetzt mußte er versuchen, so schnell wie möglich zurückzugelangen; das war die einzige Rettung. Er wollte

in der Nacht gehen und am Tage ruhen, und er begann von neuem nach Osten zu wandern.

Wie lange er so gegangen war, wußte er nicht. Sein Gehirn enthielt keine Gedanken mehr, aber auch keine Furcht; es war der Körper, der sich ohne Mitwirkung der Seele aufrecht zu erhalten versuchte. Nur Helen war immerfort in seinem Gemüt.

Er merkte, daß das Terrain abfiel. Als er an etwas Dunklem vorbeikam, das sich von der schwachen Dämmerung unter den Steinen abhob, ging er näher heran und sah, daß es ein Stein zwischen trockenem Buschwerk war. Vielleicht ist eine Oase in der Nähe, dachte er und bog dort ein, wo ihm ein Pfad zu sein schien.

Als er ein Stück gegangen war, sah er etwas Weißes im Sand leuchten; es war der Schenkelknochen eines großen Tieres. Nicht weit davon fiel sein Auge auf ein Kamelskelett; schimmernd weiß wölbte sich der mächtige Brustkasten durch die Dunkelheit, die Rippen steckten im Sand, der sich um sie aufgehäuft und den Hohlraum zwischen ihnen ausgefüllt hatte. Hier will ich ruhen, dachte er. Wenn die Sonne aufgeht, werden die Knochen mir Schatten geben.

Er versuchte das Skelett auf die Seite zu wälzen, aber es lag zu fest. Es glich dem Wrack eines Schiffsrumpfes, das er einmal bei den Bermudas-Inseln gesehen hatte.

Er schaufelte Sand beiseite und machte sich ein Lager im Hohlraum zurecht. Ich will eine Notflagge hissen, dachte er und band sein Taschentuch an die Rippe, die am höchsten ragte. Dann kroch er in den Bug des Gerippes hinein, zog seine Jacke fest um sich, bohrte seine Beine in den losen Sand, der noch warm vom Tage war, schaufelte sich den

Sand zum Schutz gegen die Nachtkälte über Unterleib und Brust und schlief ein.

Als Ralph die Augen aufschlug, begegnete er Helens Blick. Sie kniete neben ihm, den Kopf über ihn gebeugt, die Hand auf seinem Herzen, hinter dem Tränenschleier strahlte ihre Seele ihm aus den großen dunkelgrauen Pupillen entgegen.

»Also hab ich sie doch wieder zu sehen bekommen,« dachte er und lächelte, »aber wo ist sie? – Im Leben oder jenseits des Todes?«

Er richtete den Kopf auf, sie half ihm; ihre Lippen zitterten so heftig, daß sie nicht zu sprechen vermochte.

»Dort ist ja Schehanna,« dachte er und betrachtete das blasse Gesicht mit den fieberglänzenden Augen, die die seinen wie aus einer anderen Welt betrachteten.

Er stützte sich auf den Ellbogen und wurde Abbas' und der Kamele ansichtig.

»Es ist aber doch das Leben,« dachte er, »ich habe noch etwas auszurichten« – und plötzlich erwachte er zu vollem Bewußtsein.

Er sah die Sprossenwand der Rippen und erinnerte sich des Vorgefallenen wie eines fernen, fernen Traumes. Dann arbeitete er sich aus seinem Käfig heraus, schüttelte den Sand von sich ab und stand auf.

Abbas war der erste, der sprach. Er gab seiner Freude in einem Strom von Worten Ausdruck.

»Ich bin *all right!*« sagte Ralph und nahm Helens Hände mit einem Versuch seines Knabenlächelns.

Helen wagte nichts zu sagen. Die Spannung war zu groß gewesen; sie fühlte, daß sie in Tränen ausbrechen würde, wenn sie den Versuch machte, etwas zu sagen.

Schehanna murmelte Worte in ihrer eigenen Sprache. Ralph begriff, daß es ein Dankgebet war. Er faßte ihre Hände, die sie vor der Brust hielt, und drückte sie schweigend.

Dann nahm er Helens Arm.

»Laßt uns so schnell wie möglich zum Lager gehen!« sagte er, »ich bin halb verdurstet.«

Helen holte Keks und mischte Kognak mit Wasser. Ralph trank, essen konnte er nicht.

Abbas ließ Helens Kamel niederknien; Ralph stieg auf, ohne Hilfe annehmen zu wollen; und eine halbe Stunde später hatten sie den Garten der bösen Geister hinter sich.

Als sie an dem schwarzen Stein vorbeikamen, sahen sie den Führer und seine Leute noch an derselben Stelle halten, wo sie sie verlassen hatten.

Der Führer wollte Ralph nicht allein reiten lassen. Er machte ihm vor sich auf seinem Kamel Platz und stützte ihn von hinten mit seinen Armen, ohne daß er es merkte.

Unterwegs erzählte Helen, die neben ihm ritt, was sich zugetragen hatte. Ihrem Versprechen getreu, verbarg sie, so gut es ging, was sie selbst gelitten hatte.

»Schehanna hat Ihr Leben gerettet!« sagte sie.

Sie erinnerte sich an alles, was sich in Schehannas Zelt in der Nacht ereignet hatte, und sie dachte bei sich, daß nicht Schehanna, sondern ihr Glaube der Retter gewesen sei.



Der Führer bestand darauf, daß sie sogleich aufbrachen. Er fürchtete, daß die Senussijen ihnen den Weg abschneiden könnten, um ihren Kameraden zu rächen.

Sobald sie gegessen hatten, wurden die Zelte abgebrochen. Am selben Nachmittag schon waren sie unterwegs und erreichten die Villa nach zwei Tagen und drei Nächten.

Als der Scheik Abdul-Hassan erfuhr, was sich in der Wüste zugetragen hatte, ritt er zur Villa hinaus und riet Ralph und Helen, Aegypten unverzüglich zu verlassen, wenn der Mahdi sich Schehanna wirklich ausersehen hatte und der Raub auf seinen Befehl geschehen war, dann würde er sicher früher oder später ausgeführt werden, denn es war eine Gott wohlgefällige Handlung, den Wünschen des Mahdis zu dienen. Und wenn der Senussije, den Ralph verfolgt hatte, an seinen Wunden starb, würde Blutrache Ehrenpflicht seiner Stammesgenossen sein.

Zwei Tage später gingen Ralph und seine Gesellschaft wohlbehalten in Port Said an Bord eines Dampfers des Norddeutschen Lloyd.

---

Ralph ging auf Deck zwischen Helen und Schehanna, während der Dampfer träge an den nahen Sandabhängen vorbeiglitt.

Als die Sonne den Horizont berührte, wandte Schehanna sich zum Gehen. Helen streckte die Hand aus, um sie zurückzuhalten, erinnerte sich aber im selben Augenblick, daß es ihre Andachtsstunde sei.

Ralph lehnte sich gegen die Reling und sah ihr nach, wie sie mit ihren gleitenden Schritten durch die Menge der Passagiere ging, die sich nach dem Mittagessen Bewegung machten. Als ihr weißes Kleid in der Kajüte verschwunden war, nahmen Ralph und Helen ihre Wanderung längs der Deckstühle unter den Kajütenfenstern wieder auf.

Stewards in weißen Jacken gingen geschäftig mit Erfri- schungen hin und her. Aus dem Damensalon, dessen Fenster offen standen, erklang geschicktes Klavierspiel von einem Dilettanten. Elektrisches Licht wurde angezündet, Bridge-Partien kamen in Gang, und das Leben ging in neuer Grup- pierung weiter.

Ralph zog Helen mit nach vorn, hier aber drang der Lärm der Passagiere der zweiten Kajüte, die unten walzten, zu ihnen herauf. Da führte er sie auf das Kapitänsdeck hinauf, wo seine Doppelkajüte lag, die einzige, die frei gewesen war, als sie in Port Said an Bord gingen.

Abbas war im Begriff, alles für die Nacht zu richten. Ralph ließ ihn auf Deck zwischen den Rettungsbooten Stühle auf- stellen und schickte ihn dann fort.

Sie setzten sich und blickten schweigend über die Menzaleh See, die sich meilenweit nach Westen erstreckte.

Noch glühte der Horizont, plötzlich aber versank das Licht in der Dunkelheit hinter dem verblassenden See. Ge- dämpftes Sausen ertönte aus der Ferne; eine Wolke erhob sich vom Wasserspiegel, wie ein Schleier, der vom Winde er- faßt und fortgetragen wird, sie fing das schwindende Him- melslicht auf ihrem Rücken auf und glitt flüchtend auf die Stelle zu, wo die Sonne verschwunden war. Es waren Vogel- schwärme, die von der Watstelle aufflogen und sich in der Nacht verloren.

Ihre Gemüter glitten ineinander, ohne Worte. Er nahm ihre Hand, die so dicht neben der seinen niederhing, und sie wußte, daß jetzt kommen würde, was sie seit jenem Ta- ge, als sie krank in der weißen Villa gelegen, bis zu jener wunderbaren Nacht in Schehannas Zelt aus ganzer Seele gewünscht hatte. Jene Nacht, als sein Leben in Gefahr war,

und Schehanna, die den Herrn des Lebens kannte, ihr Gebet in das ihre eingeschlossen und ihr den Preis verkündete, – als sie dem unbekanntem Gott sein Leben abgekauft hatte. Wenn sie jetzt das Versprechen brach, das sie blind gegeben hatte, dann würde er von neuem von Unglück betroffen werden; jeder Kuß von ihren Lippen, würde eine Falle sein.

»Helen, wollen Sie meine Frau werden?«

Sie klammerte sich mit beiden Händen an die Reling des Schiffes, beugte den Kopf und flüsterte:

»Ich kann nicht.«

»Warum nicht?«

Sie beugte sich herab und blickte in den Kanal, von dessen dunklem Spiegel die entzündeten Himmelslichter ihr entgegenblinkten.

Er wartete, aber es kam keine Antwort.

Waren der Druck ihrer Hand, die Wärme ihrer Stimme nur eine Gabe, die eine gütige Frau jedem schenkt, der in ihr Leben tritt? – War alles das, was er aus ihren Worten gehört zu haben meinte, nur der Widerhall von Tönen aus seiner eigenen Seele?

Hätte er seinen Arm um sie gelegt und ihr ohne Zögern ins Ohr geflüstert: Helen, warum wollen Sie es leugnen – ich weiß ja, daß Sie mich lieben – dann hätte sie vielleicht die Kraft gehabt, sich loszureißen, es zu *leugnen* aber wäre sie nicht imstande gewesen.

Jetzt machte sein Zweifel es ihr leichter. Sie konnte jeden seiner Gedanken nachempfinden, und als er seine Frage wiederholte, antwortete sie ohne Zögern:

»Ich liebe Sie nicht.«

Sie sah von der Seite, daß seine Hand fester um die Reling griff, und sie fühlte, wenn sie nur eine Minute noch zögerte,

dann mußte sie die Arme um seinen Hals schlingen und ihr Wort zurücknehmen.

Hastig wandte sie sich zum Gehen.

Sie wollte »gute Nacht« sagen, aber die Stimme versagte ihr den Dienst. Sie wußte nicht, wie sie an den Hunderten von unbeschäftigten Blicken, die ihr von den Liegestühlen folgten, vorbeigekommen war, ohne ihre Gemütsbewegung zu verraten.

In ihrer Kajüte warf sie sich aufs Bett und bohrte den Kopf in die Kissen, um das Weinen zu ersticken, das sie schüttelte.

Schehanna aber hörte sie dennoch. Den Blick auf die schwache Dämmerung des Kajütenfensters geheftet, flüster-te sie das Gebet der guten Worte, der guten Gedanken und der guten Taten für Helens verwundetes Herz.

Weder Helen noch Schehanna erschienen beim ersten Frühstück.

Ralph hatte die ganze Nacht wach gelegen und gesonnen und gesonnen. Jetzt, wo er zwischen den leeren Plätzen saß, sah er ein, was er getan hatte.

Er hatte durch sein unerfahrenes Vorgehen die Kameradschaft zwischen ihnen gestört. Jetzt blieb ihm nur eines übrig: sich zurückziehen und sie in Ruhe lassen. Das erwartete sie von ihm als Kavalier; sie würde nicht zu Tisch kommen, bevor sie die Gewißheit hatte, daß er seinen Fehler einsah und Schritte tat, um ihn wieder gutzumachen. Sie hatte ganz recht. Was aber konnte er tun, ohne sie dem neugierigen Geklatsch der Gesellschaft an Bord auszusetzen, die nichts Besseres zu tun hatte, als sich mit dem lieben Nächsten zu beschäftigen.

Er stand auf, ging ins Lesezimmer und setzte sich zum Schreiben.

»Liebes Fräulein Herz!

Ich habe mich so plump wie ein Schuljunge benommen. Verzeihen Sie mir. Sobald wir an Land sind, werde ich aus Ihrem Leben verschwinden, an Bord aber läßt es sich nicht machen. Ich werde das erste und zweite Frühstück in meiner Kajüte einnehmen, schlage Ihnen aber vor, daß wir wie bisher alle drei zusammen Mittag essen, um kein Geklatsch herauszufordern. Sind Sie nicht damit einverstanden, bin ich bereit, unter dem Vorwand krank zu sein, auf meinem Deck zu bleiben. Nehmen Sie keine Rücksicht auf mich, ich habe Beschäftigung genug. Wenn Sie heute nicht zum Mittagessen kommen, gehe ich davon aus, daß Sie lieber allein essen wollen.

Ralph Cunning.«

Indem er das Kuvert schloß, hörte er durch das offene Fenster einen Passagier zu einem anderen sagen: »Der Berg drüben mit dem zackigen Gipfel ist der Sinai.«

Er hob seinen Blick zu dem wilden Felsen hinter dem öden Land. Sein Leben erschien ihm so leer wie die Landschaft. Als er ihren Namen auf das Kuvert schrieb, stand ihr teures Gesicht so lebendig vor ihm, daß er fühlte, wie schwer es ihm werden würde, die Bande zu lösen, die sich so fest um sein Herz gewickelt hatten. Sein Blick verdunkelte sich, und bevor er es zu hindern vermochte, fiel eine Träne in die feuchte Tinte, und die Schrift floß aus, so daß er ein neues Kuvert schreiben mußte.

Er schickte Abbas mit dem Brief nach unten, und kurz darauf sah er Schehanna aus der Kajüte auf sich zukommen.

»Fräulein Helen liegt mit Kopfschmerzen zu Bett, hofft aber, daß sie zum Mittagessen kommen kann.«

Ralph blickte ihr forschend ins Gesicht, ob sie etwas wüßte. Sie preßte ihre schmalen Hände gegen die Brust, wie sie zu tun pflegte, wenn ihr Gemüt in Bewegung war. In den großen scheuen Augen war nichts Ungewöhnliches zu lesen, um den Mund aber bebte es wie von einem frischen Schmerz. Er sandte sie mit einem Gruß zurück und wandte sich ab.

»Was jetzt?« dachte er und ließ seinen Blick über das Promenadendeck gleiten, wo die Reisenden in Liegestühlen der Ruhe pflegten. Ganz hinten in der Reihe saß ein Chinese in einem dunkelblauen Seidenkaftan; das gelbliche Pergamentgesicht starrte unter dem Mandarin-Käppchen unbeweglich zu den roten Bergen hinüber. Er sah aus, als ob er schlief. Ralph aber hatte bei Tisch den auffallend lebendigen Blick hinter den schmalen Lidern in dem starren Gesicht bemerkt. Jemand hatte gesagt, daß er der Gesandte einer Großmacht sei, den die neue republikanische Regierung zurückgerufen habe. Seine Frau saß schweigend und unbeweglich neben ihm, in einem sackförmigen Seidenkostüm, das ebenso schwarz und blank war wie ihr Haar, das mit einem Nackenkamm von großen Perlen aufgesteckt war.

Dort spazierte der riesengroße Fürst von und zu Schrecken-burg mit einem österreichischen Baron, der sich beehrt fühlte und Mühe hatte, mit dem Fürsten Schritt zu halten. Die Affenarme des Fürsten reichten ihm bis an die Knie; alles an ihm war so unnatürlich in die Länge gezogen, daß es aussah, als ob es ihm schwerfiel, alles das, was im eigentlichen Sinn seines war, zusammenzuhalten. Ob es mit seinem Fürstentum wohl ebenso ist, dachte Ralph.

Am anderen Ende des Promenadendecks winkten zwei junge Amerikaner mit ihren Shuffleboard-Schaufeln einer

jungen frischen Landsmännin, die auf sie zueilte. Unter Lachen und Scherzen wurde das Deck mit Kreide eingeteilt und das Spiel begann.

Ralph ärgerte sich über ihr lautes Benehmen. Sie spielten gerade vor Helens Kajüte, die mit Kopfschmerzen drinnen lag. Sollte er hingehen und sie bitten, ihren Spielplatz zu verlegen?

Er unterließ es. Sie würden den Landsmann in ihm wittern. Alles das, was er fliehen wollte, war hier in seiner unmittelbar in Nähe. Er brauchte nur ein paar Schritte zu tun und würde mitten drin sein. Das war ja die Fifth-Avenue – der Benzingeruch ihrer Automobile haftete ihnen noch an. Und dort, hinter der Wand in ihrer unmittelbaren Nähe, klopfte der Puls einer anderen Welt, einer wesentlicheren und wertvolleren, in zwei Frauenseelen, die so verschieden an Ursprung, Vorzeit, Sprache und Kultur waren, wie Menschen es nur sein können, und dennoch so innig vereint. Es war ihm nicht vergönnt in ihre Welt einzudringen; er war durch seine Vergangenheit gebunden, gelangte nicht weiter als bis zu seinen lärmenden Landsleuten, die sich vor Helens Kajüte belustigten.

Er ging auf sein Deck hinauf, streckte sich in dem Stuhl, starrte zu den öden Bergen hinüber und fühlte sich unsagbar einsam.

Dort blieb er den ganzen Tag. Abbas kam herauf, ohne daß Ralph nach ihm geklingelt hatte, unter dem Vorwand, sein Messer zu suchen, in Wirklichkeit aber hatte Schehanna ihn geschickt, damit er sich nach seinem Herrn umsehen sollte; sie konnte den Ausdruck in seinen Augen nicht vergessen, als sie ihm Helens Bescheid gebracht hatte.

Ralph schickte ihn fort und ließ sich das Mittagessen in seine Kajüte bringen.

Helen war nachmittags aufgestanden und hatte an der Mittagstafel teilgenommen. Nach dem Essen begab sie sich auf das Kapitänsdeck, von Schehanna gefolgt.

Ralph merkte schon von weitem, wer sich näherte. Während Schehanna an der Treppe stehenblieb, von dem blühenden Oleander gefesselt, der aus der Kajüte des Kapitäns auf Deck gestellt war, ging Helen mit ausgestreckter Hand auf Ralph zu und sagte:

»Lassen Sie uns Freunde sein.«

Wie sie dort stand, warm und hingebungsvoll, der Puls unter dem festen, runden Hals klopfend, der Mund zwischen Lächeln und Weinen bebend, die zitternde Falte zwischen den Brauen, und die großen, dunkelgrauen Augen von dem weichen, flammenden Haar eingerahmt, das von der Wärme an der Schläfe klebte, – so hatte sie an jenem Abend im Marmarameer vor ihm gestanden, als sie ihm von ihrem Leben erzählte.

Er sah sie an und dachte: Diesen Kopf soll ich nie zwischen meinen Händen halten! Er sah sie an und dachte, wie kann sie nur glauben, daß ich mich mit so wenig begnügen würde.

Er schüttelte den Kopf und sagte:

»Es ist am besten für uns beide, wenn wir uns trennen.«

Es war ihm Ernst, nicht mal ihre Hand hatte er genommen.

Während sie in der Nacht wachgelegen hatte, war es ihr ein Trost gewesen, daß sie ihn morgen und alle Tage wiedersehen, seine Stimme hören und ihm nah sein würde. Was schadete es, daß sie nicht die Seine wurde? – Er aber war

klüger, stärker, gewohnt, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Und sie sah jetzt an seinem festgeschlossenen Mund, daß er recht hatte. Es gab keine Frist für ihr Opfer. Wollte sie ihr Versprechen halten, dann mußten sie sich trennen.

Der Schmerz überwältigte sie, nicht nur ihr eigener, sondern auch seiner, ja, vor allem seiner; sie versagte ihm ja, was ihm gehörte, was ihr Wille ihm ganz zu geben bereit war. Sie ließ ihm die bittere Demütigung zuteil werden, daß er sich geirrt, daß sein Herz in etwas gelebt hatte, was nie war und nie werden sollte, während sie selbst das süße Bewußtsein seiner Liebe behielt und dessen, was hätte sein können, wenn nicht –

Ihr Schmerz wandelte sich in Trotz. Was bedeutete ein Versprechen an eine Macht, die sie nicht kannte? – War sie ihrer selbst mächtig gewesen, als sie es gegeben hatte? – Ralph wäre gewiß auch ohnedem gesund geworden. Sollte sie ihm alles erzählen, ihn selbst die Verantwortung tragen lassen? – Oh, er würde lachen, würde sie in seine Arme nehmen und furchtlos die Mächte herausfordern, die ihn bedrohten. Er würde seiner Liebe wegen freudig sein Leben aufs Spiel setzen. – – –

Nein, nein – die Angst vor jener entsetzlichen Nacht, als das Unsichtbare nah war, packte sie so heftig, daß sie sich umwandte und die Hand nach Schehanna ausstreckte, als wolle sie sie um Hilfe anrufen.

Schehanna sah und verstand. Sie eilte herbei und brach das lange Schweigen, indem sie Ralph bat, ihnen seine Kajüten zu zeigen.

Als Helen zu Bett gegangen war, sagte sie sich selbst, daß sie aus Liebe zu ihm stark sein müsse.

Sie vermieden jedes Gespräch, das ihre Gedanken zurückführen konnte. Er unterdrückte alle Wärme, die in unbeachteten Augenblicken in ihm aufsteigen wollte; sie folgte ihm getreulich darin und tat ihr Bestes, damit die Stimmung ungezwungen und munter wurde. Schehanna war für sie beide ein Ableiter; an sie richteten sie das Wort, wenn der Augenblick sie zu entwaffnen drohte.

---

Es wurde mit jedem Tage wärmer.

Helen litt häufig an Kopfschmerz, der Mattigkeit und Willenlosigkeit im Gefolge hatte. Sie warf sich auf ihrer Koje hin und her, ohne Ruhe zu finden, während draußen, nur durch eine dünne Wand von ihr getrennt, das Leben auf Deck mit Spiel und Scherz seinen gewohnten Gang ging.

Die beiden jungen Amerikaner hatten sich wieder den Platz vor ihrer Kajüte als Spielplatz ausgesucht. Der eine machte seiner schlanken Landsmännin den Hof, Helen konnte hören, was sie sich aus ihrem Leben in der Heimat anvertrauten. Der andere hatte eine klangvolle Stimme und ein offenes Knabenlachen, das beruhigend auf Helens Gemüt wirkte.

Die Preise sollten am Tage des Kapitänmittags an die Sieger verteilt werden.

Ralph lehnte kurz, fast unwillig ab; Helen tat der verblüffte Ausdruck im Gesicht des jungen Amerikaners leid und sie lächelte freundlich, um Ralphs Schroffheit wieder gutzumachen. Als sie sich mit Kopfschmerzen entschuldigte, meinte der junge Mann, daß Sport dagegen gerade gut sei.

Er drang in sie, und als Ralph ihn mit einem unwilligen Blick musterte, überkam sie eine plötzliche Lust, Ralph ein

wenig eifersüchtig zu machen. Sie zeichnete sich als Teilnehmer im Shuffleboard-Spiel, bei dem sie so häufig Zeuge gewesen war.

Helen spielte zusammen mit Herrn Millney, seinem Freund und ihrer jungen Landsmännin. Ralph sah von weitem zu, mißmutig und stumm. Ihr Lachen schnitt ihm ins Herz, und er ärgerte sich über sich selbst.

Er gab sich die größte Mühe, seinen Mißmut zu unterdrücken, wenn Helen beim Mittagessen lebhaft wurde und von dem Spiel des Vormittags erzählte. Sie übertrieb ein wenig und gab genau auf seine Miene acht; es war das Weib in ihr, das trotz Gelübde und Vorsatz sein Recht forderte. Es gewährte ihr einen armseligen Genuß, wenn sie sah, wie die Eifersucht sich durch einen unfreiwilligen Blitz in seinem Auge, einen unbewachten Zug seines Mundes verriet. Das war alles, was sie von ihrer verbotenen Liebe genießen durfte.

Ihr Spiel war gefährlicher als sie ahnte. Ralph war eine zu schwere Natur und verstand sich zu wenig auf Frauen, um zu begreifen, was in ihr vorging. Er horchte auf ihr Lachen, folgte dem Spiel ihrer Augen und wachte über die halbvertraulichen Worte, die sie mit dem Amerikaner und seiner Gesellschaft wechselte. Er grübelte über das, was sie gesagt hatte, wenn er allein auf seinem Deck über die Reling gebeugt stand und dem gleißenden Meerleuchten im dunklen Wasser folgte. Er wog und prüfte, und wenn sie zusammen waren, stellte er ihr Fragen, die er sich ausgedacht hatte, um ihre Seele zu ergründen.

Er fand, daß sie gegen Millney mit der hübschen Stimme ebenso offen war, wie gegen ihn. Wahrscheinlich saßen sie abends zusammen und vertrauten sich ihr Leben und

ihre Gedanken an, wie er und Helen es getan hatten. Der Harvard-Student, Sohn eines reichen Mannes, der niemals Sklave der Arbeit gewesen war, verstand sich gewiß besser auf Frauen als er. Bald bereute er seine Zweifel an der Tiefe ihres Wesens und tat ihr im geheimen Abbitte. Bald wappnete er sich mit Stolz und sagte sich, daß er nichts verloren habe, wenn sie so leichten Kaufes zu haben sei.

Um die Gedanken an Helen von sich abzuschütteln, begann er sich den anderen Passagieren zu nähern. Er blieb im Rauchsalon sitzen, rauchte und trank und nahm an den Wetten über die Schnelligkeit des Dampfers teil. Er sprach von dem drohenden Weltkrieg; er näherte sich, auf die Gefahr hin erkannt zu werden, zeitig gealterten Landsleuten, die von demselben Tyrann gezeichnet waren, der auch den Fuß auf seinen Nacken gesetzt hatte, und unterhielt sich mit ihnen über die Überschwemmung, die den westlichen Staaten von Chinesen und Japanern drohte. – Wenn er aber spät in der Nacht auf sein Deck kam und sich in seinen Liegestuhl warf, schüttelte er all das, wovor er geflohen war und was seine Fangarme von neuem nach ihm ausstrahlte, von sich ab, und Helen aus der weißen Villa stieg mild und strahlend vor ihm auf, wie an jenem Abend, als sie ihr Leben vor ihm entfaltete und sagte: »So einsam bin ich, daß ich einem Fremden mein Herz öffnen muß.«

»Mir sind Sie keine Fremde« – hatte er geantwortet. Und er griff durch die Luft, wie er damals nach ihrer Hand gegriffen hatte.

An Bord fand ein Maskenball statt. Alle kamen in Kostümen zum Festessen, ausgenommen der Chinesen und die ernstesten Geschäftsleute, die sich nicht stören lassen wollten.

Ralph hatte bestimmt, daß er sich fernhalten wollte, und er hoffte im geheimen, daß auch Helen nicht teilnehmen würde, ebenso wie Schehanna, deren Religion sie von solchen Festen ausschloß. Bei Tisch aber erzählte sie ihm, daß sie in einem Kostüm von Schehanna kommen würde und bat ihn, auch an dem Ball teilzunehmen. Er schlug es kurz ab. Am nächsten Tage aber, als das Mittagessen sich näherte, änderte er seinen Entschluß. Der Gedanke, daß Millney ihr Kavalier werden würde, stimmte ihn im letzten Augenblick um. Er lieh sich Abbas' nationalen Festanzug, einen Kaftan aus gestreifter Seide, den er nicht mehr trug, seit er gelernt hatte, nach dem Paradies Europa zu streben.

Helen war strahlend schön in dem einfachen weißen Kostüm mit der dunkelvioletten Mäanderborte. Sie hatte sich vorgenommen, das Vergangene in dieser einen warmen Nacht zu vergessen, jung und ausgelassen zu sein, wie in ihren ersten Studententagen. Indem sie mit Ralph zu Tisch ging, bildete sie sich ein, daß er ein Fremder sei – sein Kostüm unterstützte sie darin – ohne Sorge und ohne Verantwortung, jung wie sie selbst, mit Fest im Herzen.

Ihre Freude steckte ihn an, und der Champagner tat das seine. Er wurde heiter und ausgelassen. Jetzt sah sie das Knabenlachen wieder in dem scharfen Profil, das sie den ersten Abend, als sie beisammen waren, so angezogen hatte. Sie freute sich darüber und senkte es in ihr Herz. Ihre Wangen röteten sich, sie wandte sich dem strahlenden Saal, dem Leben zu, das ihr von überall entgegensprudelte. Sie grüßte mit ihrem Glas zu Millney hinüber; Ralph vergaß seine Eifersucht und grüßte auch, und Millney versäumte aus seinem Glas zu trinken, so erstaunt war er über die Veränderung, die mit Helens verdrießlichem Begleiter vorgegangen war.

Als der Tanz begann und sein Arm zum erstenmal um ihrer Taille lag, als sein Blick dem ihren begegnete, der feucht wurde, als habe er eine wunde Stelle in ihrem Innern berührt, da fiel ihm ein Satz ein, den er mal irgendwo gelesen oder gehört hatte: Eine Frau muß genommen, nicht überredet werden. Und er beschloß, alles Gewesene über Bord zu werfen, sich ihr ohne scheue Anbetung zu nähern, den Kampf aufzunehmen und sie zu gewinnen, koste es, was es wolle.

Sie fühlte es. Ueberwältigt von Glück und Schmerz und zugleich Angst, schloß sie die Augen. »Nur diesen einen Abend,« gelobte sie sich in ihrem Herzen. Dann gab sie sich ganz dem Tanz in seinem Arm hin.

---

Schehanna erwachte und richtete sich mit klopfendem Herzen auf. Der Schweiß rann ihr in Tropfen über den Hals. Sie meinte, daß sie auf aufgeregter See triebe; ein kalter Wind strich über ihren Scheitel, gellendes Kreischen von dunklen Geistern klang ihr in den Ohren. Noch unter der Verzauberung des Traumes stehend, starrte sie auf den schwachen Schein, der durch die gelbe Gardine fiel. Schließlich aber wurde die Verzauberung von dem Schnurren des elektrischen Windfächers gebrochen. Von dem Fächer rührte der kalte Hauch auf ihrer Stirn her – und plötzlich wußte sie Bescheid. Es waren nicht Aeshmas Geister, die vor ihren Ohren kreischten, sondern das Schiffsorchester, das zum Tanz spielte, so daß sie es bis in die Fingerspitzen hinein fühlte.

Wie ist es nur möglich, dachte sie bei sich, daß ihnen das Freude macht! – Ob es nicht eher eine Sitte ist, um ruhelose Geister zu verscheuchen, die des Nachts das Schiff umschweben?

Sie stand auf und kleidete sich an. Als sie die Tür öffnete, blieb sie geblendet stehen beim Anblick des Lebens, das am anderen Ende des Decks wirbelte. Sie sah die roten und weißen Lichter an der Takelung, sah das schwirrende Spiel von bunten Gestalten, die sich in der Lichtfülle drehten. Sie sah die blanken Hörner der Musikanten blitzen; von ihnen gingen die Schreie aus, die ihr in den Ohren gellten.

Was mag das bedeuten, dachte sie und glitt näher, wie eine Maus, die wehrlos vom Licht angezogen wird.

Sie stieß mit dem Knie gegen einen Liegestuhl, der außer der Reihe stand. Aus der Dunkelheit über der hohen Relling faßte der Monsun nach ihrem Haar, das sie in der Eile nicht aufgesteckt hatte. Der heiße Wind verstärkte noch das Fieber in ihrem Blut. Ein Steward eilte mit einer Schüssel Butterbröte für den Rauchsalon vorbei; er warf ihr einen erstaunten Blick zu, als er den Ausdruck in ihren Augen sah; sie zog sich scheu an die Relling zurück, wo das Licht nicht hinreichte.

In der Tür zur Salontreppe sah sie Abbas. Er stand auf einem erschlichenen Platz und reckte den Hals. Sein Mund war geöffnet und er blinzelte mit großen blanken Augen in die wunderbare Herrlichkeit. Er sah sie, als sie vorbeiglitt, aber er achtete ihrer nicht; die wundervoll lächelnden europäischen Frauen hatten sie schon längst in den Schatten gedrängt.

Dort drinnen schlangen sie sich mit glühenden Wangen, mit Augen, die im Rausch des Tanzes strahlten. Die weißen

Häse hinter der dünnen Umhüllung bebten im Takt zum Tanze; er beneidete die Hände, die um die schlanken Tailen greifen, die Augen, die unter die Hülle spähen durften. Die Hände zitterten ihm vor Erregung. Das war das Paradies Europa, das ihm zum Klang der Pauken und Trompeten sein Glück und seine Lust offenbarte; das waren die strahlenden Houris, nach denen seine drusischen Träume sich sehnten. So nah war er, daß er zu ihnen hineinsehen konnte – und dennoch so fern.

Schehanna hatte ihren Kopf gegen das blaffende Segeltuch gelehnt, das zum Schutz gegen den Wind ausgespannt war. Sie stand im Dunkeln, der Tanz unterm Lichterglanz, die wirbelnden Paare in dem bunten Putz schlugen wie eine Brandung gegen ihre Seele.

Wie sie sich zulächelten, während sie sich durch den Raum wiegten – die Frauen in den Armen der Männer, das Gesicht zu ihnen emporgehoben, Brust gegen Brust wogend, die Lippen geöffnet, als atmeten sie süßen Duft.

Wirken denn Töne Wunder, dachte sie, daß alle Feindschaft der Liebe weicht? – Schweben die Geister des Lichts über ihnen?

Sie sah einen glühenden Kopf begehend über eine halb entblößte Brust gebeugt. Sie sah ein Weib mit blanken Augen, das seinen Hals einem flammenden Blick darbot, wie Durstende einem gefüllten Becher entgegenlächeln.

Es wurde ihr schwarz vor den Augen. Aeshma-Daeva beschattete das Licht mit ihren Fledermausflügeln. Diven schwebten wie Fliegen mit Feuerschwingen hin und her, bis sie einen Weg zwischen den heißen Lippen fanden, und das Lächeln zu Grimassen verwandelten. Sie sah gequälte Seelen durch Dunkelheit gejagt, prunkende Kostüme wurden zu

schimmernden Leichenkleidern, und das Begehren in den blanken Augen leuchtete wie Glut durch das tiefe Dunkel.

Sie wollte fliehen, das Entsetzen aber machte sie starr, und das Gebet erreichte ihre Lippen nicht.

Da merkte sie, wie etwas an ihrer Seele rührte, und sie sah Ralph und Helen drüben an der Kajütenwand vorbeigehen.

Sie sah das Lächeln um ihren Mund und den Blick in seinen Augen, während er sie vom Tanz fort zu dem menschenleeren Deck führte, das sich vorn in der Dunkelheit verlor.

Sie sah, wie Helens Lippen den seinen erwartungsvoll entgegentitterten, und sie hörte ihr lautloses Gebet, »nur dieses eine Mal«. Sie sah Jahi, die böse Versucherin, ganz in ihrer Nähe schweben, ihre Seele beugte sich Helens zu –

Da stieß Schehanna einen Schrei aus und sank zu Boden.

Die Musik hielt inne, der Tanz brach ab. Ralph trug sie, von Helen gefolgt, in ihre Kajüte.



Vor dem Mittagessen fuhren Helen und Schehanna zur Esplanade hinaus, wo Reisende aller Länder sich trafen, um den Sonnenuntergang überm Meer erglühen zu sehen.

In zwei langen Reihen glitten die leichten Rickschaws über den breiten Fahrweg zwischen der Stadt und dem Gall Face Hotel. Der Strom, der hinausging, floß neben dem Strom, der zurückkehrte.

Helen sah viele Gesichter, die sie vom Dampfer her kannte. Es war ein Winken und Lächeln. »Wie geht's?« – »Herrlich, nicht wahr?« klang es im Vorbeifahren. Seidenstoffe schimmerten in hellen Farben, Parfüms lösten sich von

heißer Frauenhaut und trieben mit der Luft. Zwischen einem Wirrwarr von Seelenkontakten wurden Blicke entzündet und verlöschten wieder, Lächeln des Wiedererkennens, Seufzer der Erinnerung von hastig rückwärtsschauenden Herzen lebten für einen kurzen Augenblick auf und wurden von einem neuen Anschlag, einem neuen Ton verdrängt.

Helen fühlte sich vom Strom ergriffen und mitgerissen. Es war, als ob eine Hand den Griff um ihr Herz gelöst habe. Sie vergaß Schehanna, die hinter ihr fuhr, vielleicht weil sie zum erstenmal von ihr vergessen worden war. Schehanna saß mit weitgeöffneten Augen da, die dennoch nichts sahen, ihr Blick war auf die Welt hinter dem Vorhang gerichtet. Sie hatte nachts im Traum Navsari und den rinnenden Fluß gesehen, und Dasturan Dastur hatte sie zu sich gewinkt. Jetzt lächelte sie in der sicheren Erwartung, daß sie dem Priester aller Priester begegnen würde; die Stadt hatte sicher einen Adaran, es galt nur, ihn zu finden.

Das Blut schoß Helen in die Wangen: Ralph kam ihnen entgegengefahren. In seinem weißen Anzug saß er unter der schmalen Kalesche. Das Sonnenlicht fiel ihm in einem schrägen Gürtel vom Knie bis zur Brust.

Sie hatte noch gerade Zeit, den mißmutigen Ausdruck in seinen Augen zu erspähen, als er sie entdeckte, und an dem Wechsel in seinem Blick sah sie, wie ihre eigene Wärme sein Gemüt entfachte.

Ralph berührte den rechten Arm des Kulis mit seinem Stock; sein Wagen bog aus der Reihe und schloß sich Helens an.

Die formellen Worte, die sie zum Gruß wechselten, wurden fast von der Woge gesprengt, die in ihnen emporschlug.

Ralph brach das Eis. Es wirkte wie eine Befreiung, als er sagte, und seine Stimme klang heller als sonst:

»Kommen Sie morgen mit nach Kandy – lassen Sie uns Paradynja, den Garten des Paradieses, zusammen sehen!«

Sie fühlte sich so überrumpelt, daß sie nichts zu sagen vermochte; aber sie nickte und ihre Augen wurden dunkel.

»Ich hole Sie morgen um acht Uhr ab.«

Er ließ seinen Wagen zurücklenken und grüßte, ohne ihrem Blick zu begegnen. Im Schwunge nickte er Schehanna zu, sie aber sah ihn nicht, hatte nichts gesehen: sie saß zurückgelehnt, die Hände über der Brust zusammengepreßt, der Blick verschleiert, ein stilles Lächeln auf den Lippen.

Es wurde Schlafenszeit, ohne daß Helen Schehanna ein Wort über den geplanten Ausflug gesagt hatte; sie konnte sich nicht entschließen, ob sie sie mitnehmen sollte oder nicht. Als der Morgen kam, faßte sie einen schnellen Entschluß und sagte durch die offene Tür:

»Ich fahre heute nach Kandy. Du kannst inzwischen nach deinem Adaran suchen. Der Portier wird dir gewiß sagen können, wohin du dich fahren lassen mußt.«

Sie sagte es wie ein Schulmädchen, das zu einem Stelldichein geht, und nannte Ralphs Namen nicht. Sie fürchtete, daß Schehanna in der Tür erscheinen und sie mit dem angstvoll fragenden Blick betrachten würde, der ihren Willen lähmte. Schehanna aber zeigte sich nicht, ihre Gedanken weilten bei ihrem Traum.

Es wurde ein herrlicher Tag.

Sie fuhren durch Pettah, die Stadt der Eingeborenen, wo ein reger Verkehr von Händlern war, die zum Markt wollten; eine hohle Tonne aus Segeltuch oder geflochtenem Stroh, mit Bambusbändern zwischen vier Räder gespannt,

das war die ganze Beförderung. Der Kutscher saß halbnackt in der Tonnenöffnung, mit den Beinen zwischen den Ochenschwänzen baumelnd; mitten in der Tonne lag die Familie zwischen Obst und Gemüse.

Frauen, die zur Arbeit eilten, mit ihren Säuglingen auf der Hüfte, trugen ein weißes Hemd lose über der Brust, und bunte Röcke, die im Gürtel zusammengerafft waren; die torfbraunen Arme waren bis an die Schultern nackt. Der Singhalese, der mit der Würde eines freien Mannes dahinschlenderte, trug sein Haar zierlich in Knoten, mit Nackenkamm aufgesteckt; auch er trug einen Rock, der Oberkörper aber wurde von einer weißen, einreihig geknöpften Jacke verdeckt. Der Tamule dagegen trug nichts weiter auf seiner schweißglänzenden, schokoladenfarbigen Haut als ein vielfach geschlungenes Lendentuch, das ihm bis über die Mitte des Schenkels fiel.

Sie fuhren durch flache Flußwiesen, wo europäische Kühe bis an die Knie im Gras standen. Aus überschwemmten Gebieten ragten die hohen Halme des jungen Reis und zeichneten ein Netzwerk von Schattennadeln in das sonnenbeschienene Wasser. Ein Reiher, schwarz und weiß, mit geschwungenem Hals, spazierte anmutig nickend zwischen den Halmen. Ueber die Ebene strich in tiefem Flug eine Schar grauer Vögel, die von der Eisenbahn aufgestört worden waren. In einer Hecke von schwellenden, hochroten Blumen flogen kleine Papageien ein und aus. Dort waren Schwärme von Krähen, die ganz heimatlich schrien. Und klang es nicht von dunklen Punkten hoch oben in der Luft wie Lerchengezwitscher?

Sie frühstückten im Speisewagen. Während der Mahlzeit strichen die ersten kühlen Luftzüge durch die offenen Fenster; es war die Luft von den Bergen, denen sie sich jetzt in großen Kurven näherten.

Sie blickten in die wolkenlose Luft hinauf, die wie von Millionen frei in der Luft schwebender Kristalle glitzerte, und in deren Blau die fernen Berge sich mit weißen Gipfelzähnen festbissen.

»Sehen Sie den höchsten Gipfel dort,« sagte Ralph, »das ist der Adamsberg.«

Seine Hand berührte die ihre, als er sein Glas hob um zu trinken. Ihre Augen trafen sich, und sie wurden ganz benommen von dem Glanz ihrer Blicke, von dem festlichen Rausch, durch den die wunderbare Pracht der Erde ihr Gemüt erlöst hatte.

Und es geschah, daß sie beide im selben Augenblick dasselbe fühlten: daß sie zu etwas unübersehbarem Neuen emporgehoben wurden, worin ihre Seelen sich noch nicht zu entfalten vermochten.

Helen schloß die Augen. Ein plötzliches Schamgefühl zwang sie, sich vor seinem Blick zu decken; sie fühlte, daß ihr Wesen sich wehrlos dem seinen entgegenneigte. Und eine Ahnung stieg ihr aus der Tiefe ihrer Seele ins Bewußtsein und formte sich zu Worten: Nicht im Mann und nicht im Weib, sondern im *Menschenpaar* erreicht das Leben seine Vollkommenheit und geht den Weg zu Gott.

---

Paradinyja – ewiggrüner Garten des Paradieses, umsäumt von dem Fluß, der auf weißen Gipfeln entspringt! Die Quelle rieselt vom Weißen zum Grauen und vom Grauen zum

Grünen, rieselt in besonnener Eile wie der, der ahnt, was er in seinem Schoß birgt; und ist sie bis dorthin gelangt, wo die Plantagen auf den Abhängen von der Sonne durchglüht werden, dann fließt sie ruhig und gelassen wie der, der fühlt, daß er reift – und gelangt sie hinab zu dem von neuem erschlossenen Eden, dann ist sie schwanger von keimenden Generationen, dann ist sie der Lebensfluß selber, der sich wie ein Kranz um das Heim der ewigen Kräuter legt. »Sieh, ich bewache den Nabel der Erde,« flüstert er. Und die schlanken, grünen Bambusriesen, die von Regenzeit zu Regenzeit in Hainen längs seines Ufers emporschießen, beugen sich über seinen Spiegel und flüstern: »auch wir wachen.«

Vor dem Garten war kein Flammentor und kein Cherub. Zwei uralte Gummibäume klammerten sich mit gerunzelten Riesenwurzeln an die Erde, als seien sie ungeheure Drachen, die vom Tode überrascht worden waren, während sie den Eingang bewachten, als wären sie in den letzten Zuckungen erstarrt.

Drinnen im Schutze ewiggrüner Riesenbäume war die Luft heiß und von Duft geschwängert: da waren Vanille, Kakao, Balsam. Und alle Töne der Natur klangen dort: der Orgelbaß der wuchtigen Kronen, die flüsternden Violinen des Laubwerks, das zitternde Cello des schlanken Bambus, wenn er seine Säbelblätter gegeneinander schriff, das zappelnde Tamburin des Gummilaubes. Das Flötenspiel der schwarzen Tropendrosseln zur Klarinette der Wasserquellen und die gellenden Trompetenschreie der roten Papageien – all die Laute, die Adam jeden Morgen weckten und die Sehnsucht in ihm gebaren, die zu einer goldenen Frucht von Lust und Glück, Eva genannt, reifte, während der Schmerz noch jenseits des Lebensflusses gefesselt lag.

Es glitzerte im Licht wie von Feuer, das Flügel bekommen hat; es knisterte wie von Harz über heißen Flämmchen. Lianen krochen in heißer Umschlingung an jungen Feigenstämmen hinauf, sich gierig nach schweren, zum Fallen bereiten Früchten reckend. Orchideen wimmelten wie lasterhafte Gedanken aus seltsamen und verwirrten Gemütern. Bougainvilles fluteten wie eine einzige rote Wolke. Hibiscus erglühete von hellroter Lust, und Lilien bogen sich in stillem Glück über ihre Stengel.

Dort wanderten sie – zwei Menschen – vereinigt wie das erste Paar, sich gegenseitig spiegelnd, stark und frei, und dennoch mit einem Willen zwischen sich, der seine Mauer unsichtbar trennend aufrichtete, wenn die Flammen ihrer Seele zusammenschlagen wollten.

»Was kann es sein?« dachte Ralph und forschte in ihren Augen.

Und ihre Seele tastete gegen die Mauer und fragte:

»Ja, was kann es sein?«

Sie wechselten gleichgültige Worte über die Herrlichkeit des Gartens, die Hitze, das Licht – Worte, die das Schweigen ausfüllen, die Einsamkeit der Seele verdecken sollten. Hier, wo alle Lebenskräfte in vereinigter Fülle wirkten, wo Lebewesen nur getrennt waren, um zu einem höheren Zweck verbunden zu werden, hier gingen sie allein wie zwei Flammen, die nicht zueinander kommen konnten, obgleich ihre Körper von demselben Lebensdurst, der in allem um sie herum brannte, zueinander gezogen wurden.

---

Sie aßen Tiffin in Kandy – der uralten singhalesischen Hauptstadt. Nachher wanderten sie längs des Pfades um den

stillen, blanken See, der unter Gärten träumt. Sie nickten den schönen, singhalesischen Frauen zu, die ihnen blumengeschmückt mit ihren Säuglingen begegneten, und die Frauen lächelten mit ihren sanften Augen.

Sie kamen zu dem Tempel, wo Buddhas heiliger Zahn aufbewahrt wird. Dort saß eine Familie von wallfahrenden Birmesen auf ihren Matten, den Kopf in den Schoß gebeugt, während die Finger über die stacheligen Fruchtkerne des Rosenkranzes tasteten und die Seelen in stummer Anschauung des liegenden Buddhas versenkt waren. Es duftete von Tempelblumen, die vor der Statue geopfert, qualmte von Räucherhölzern, die für gläubige Seelen entzündet waren, die den seligen Gott nicht selbst erreichen konnten.

Sie fütterten die heiligen Schildkröten in dem tiefen Bassin hinter der zinnenbekränzten Tempelmauer. Sie gingen über die Brücke und lasen Buddhas Geschichte, die in Reliefs aus Granit erzählt wurde.

Auf der Veranda des Hotels aßen sie zu Mittag, der Tropenhimmel funkelte über den roten Seidenschirmen und die Nacht trug ihnen kräutrige Düfte aus den dunklen Gärten zu.

Ralph sah nach der Uhr.

»Wir erreichen den Zug nicht mehr,« sagte er.

Er rief nach dem Kellner und bestellte ein Automobil.

Das Gefühl, ihm wehrlos entgegenzugleiten, ergriff sie von neuem. Sie merkte, daß sie auf ihrer Hut sein müsse – mehr vor sich als vor ihm.

Solange sie durch die Stadt fuhren und Licht aus Häusern und Laternen ihnen zublinkle, floß das Gespräch leicht und munter. Das Leben der Hütten glitt in bunten Bildern

an ihnen vorbei; ein seltsames Kostüm, ein singender Bettler, eine todmüde Familie, die vor ihrer Strohütte hockte und die Abendpfeife zu einer eintönigen Unterhaltung genoß. Als aber die Hütten den Plantagen und Hecken Platz machten, als nur der vereinzelte Lichtschein vom Herdfeuer einer einsamen Palmenhütte oder eines verspäteten Automobils vorbeihuschte, als die Nacht ihre Seelen einander zuwandte, da war es, als ob alle Gesprächsthemen sie plötzlich im Stich ließen.

Sie waren in der Gewalt der hohen Tropennacht, die von Leben bebt wie von Seelen, die entzündet werden und in Wechselspiel zwischen Augenblick und Ewigkeit erzittern.

Sie lauschten dem erhitzenden Gesang der Zikaden in der warmen Nacht; sie sahen Feuerwürmer wie winzige Flämmchen in den vorbeieilenden Gebüsch; die Flämmchen schwirrten zwischen den Blättern, fanden sich und vereinigten ihr Leben und ihr Licht zu einem doppelteuchenden Stern.

Sie merkten die Nähe der Bergwand durch die heiße Luft, die ihnen von dem sonnendurchglühten Fels entgegenschlug; auf der anderen Seite des Wagens kam die Luft kühl aus dem tiefen Abgrund.

Das Schweigen war wie ein atemloses Flüstern zwischen ihnen, das nach den richtigen Worten suchte; nach und nach aber wurden sie still. In der ruhevollen Vereinigung ihrer Seelen kamen sie einander näher als je, und ihre Hände fanden sich.

»Der Himmel brennt!« sagte Helen und zeigte auf den dunklen Grund, wo eine Zickzacklinie von Feuer flammte.

Ralph erklärte, daß man Wurzeln aus einem gerodeten Boden hoch oben auf dem Abhang verbrenne, um einer neuen Plantage Platz zu machen.

Helen konnte ihre Augen nicht von der flammenden Linie losreißen, sie war wie ein Zeichen am Himmel.

Ralph legte den Arm um ihre Schulter und zog sie behutsam an sich. Er merkte, wie es in ihr wogte, sie leistete keinen Widerstand. In ihrer Erregung aber war etwas Hilfloses, das sie in seinem Arm heilig machte.

So saßen sie, während sie an den letzten Plantagen vorbeisausten, die wie mit elektrischen Lämpchen übersät waren. Helen aber sah es nicht, sie hatte die Augen geschlossen. So saßen sie, während das Auto längs des Flusses unter hohen Kokuspalmen vorwärtsraste. Sie kamen an Hütten vorbei, wo Hunde wütend hinter der geflochtenen Wand bellten. Sie sahen den Lichtschein über der Stadt, und noch immer lag sie in seinem Arm. Sie fuhren über die gebrechliche Brücke, und der Wagen rüttelte so heftig auf den ausgefahrenen Balken, daß sie gegeneinander geworfen wurden.

Helen hob den Kopf und ihre Augen trafen sich. Sie waren wieder zwei, Ralph und Helen, mit der trennenden Mauer zwischen sich. Ihre Wangen glühten, sie löste ihre Hand aus der seinen, und Ralph bereute im selben Augenblick, daß er sie nicht geküßt hatte.

Der Mond war aufgegangen, er hing rot und dunstig über den Palmensilhouetten. Vor ihnen auf der Landstraße ertönten laute, aufgeregte Stimmen; sie befanden sich in der äußersten Vorstadt, wo Hütte neben Hütte lag.

Ralph reckte sich vor, um zu sehen, was los sei: Im selben Augenblick hielt der Chauffeur das Auto an.

Ein Tonnenwagen, der umgefallen war, sperrte den schmalen Weg. Der Zebuochse hatte sich niedergelegt und nahm seelenruhig den Schwall von Schimpfworten entgegen, den der halbnackte Tamule auf seinen Buckel herabregnen ließ. Die Wagenachse war beim Sturz gebrochen, und auf der Landstraße lag es voll von Früchten, die im Mondschein leuchteten. Einige spindeldürre Landsleute waren aus den nächsten Hütten gekommen; sie kratzten sich die Arme, keiner aber machte Miene zu helfen.

Es war nicht möglich vorbeizukommen. Der Chauffeur wollte über die Brücke zurückfahren, aber es war ein großer Umweg, und Helen schlug hastig vor, daß sie das letzte Stück Wegs zu Fuß gehen wollten.

Die Uhr war etwas nach elf. Aus einem mattengedeckten Haus erklang der eintönige Gesang einer melancholischen Frauenstimme; hinter einer geschlossenen Veranda zankten sich ein Mann und eine Frau, während ein Kind weinte.

Sie kamen an einem düsteren Tempel vorbei, mit gemalten, chinesischen Figuren auf der Vorderseite. Etwas weiter hin war eine Unterbrechung in der Häuserreihe. Ein dunkler Garten mit einem Eisengitter davor, viel zu vornehm für die einfache Umgebung. Als sie ganz nahe herangekommen waren, sahen sie ein niedriges, weißgekalktes Haus hinter den Gebüschchen.

Während sie standen und es betrachteten, kam eine weiße Gestalt aus der dunklen Tür des weißen Hauses und bewegte sich durch den Garten auf sie zu.

Als sie in den Mondschein hinaustrat, faßte Helen Ralphs Arm: »Schehanna,« flüsterte sie.

Im selben Augenblick blieb die Gestalt stehen und hob den Kopf. Ihre Augen blitzten durch die Dunkelheit und sie nickte, als habe sie sie gerade jetzt erwartet.

»Er ist dort drinnen!«

Helen wurde tief ergriffen von der Feierlichkeit in ihrer Stimme, sie verstand, daß Schehanna ihren Adaran gefunden hatte.

Im selben Augenblick trat ein Mann aus der Tür. Er war barhäutig, seine hohe, schmale Stirn leuchtete im Mondschein. Ein seltsam ergreifender Ernst lag über der Erscheinung, wie sie dort hochaufgerichtet unter den Sternen stand, die Hand um den langen, weißen Bart.

»Dasturan Dastur,« durchfuhr es Helen.

Er wandte sich und wurde ihrer ansichtig, zögerte eine Sekunde wie jemand, der sich auf etwas besinnt, das er nicht vergessen darf, und ging langsam durch den Garten auf das Gitter zu. Schehanna verneigte sich, die Hände vor der Brust, als er an ihr vorbeiging.

Vor der halbgeöffneten Gittertür blieb er stehen und sagte mit lauter Stimme:

»Weh dem, der auf dem schmalen Weg stolpert!«

Helen fühlte seinen Blick bis ins Herz hinein.

Dann hob er die Hand zum Gruß, wandte sich und ging zum Haus zurück.

Schehanna lief zum Gitter, öffnete die Pforte und kam zu ihnen hinaus.

Ralph sah mit Erstaunen den strahlenden Ausdruck ihres Gesichts; so hatte er sie noch nie gesehen.

Sie erzählte aufgeregt von den Erlebnissen des Tages; plötzlich aber wurde sie auf den Ausdruck in Helens Augen aufmerksam und verstummte.

Die Straße lag öde und leer vor ihnen im Mondenschein. Sie gingen, ohne Richtung und Weg zu kennen, bis sie einen Marktplatz erreichten, wo sie Rickshaws sahen. Ralph weckte einen Kuli, der auf dem Boden seines Rickshaws schlief, den Kopf auf dem Sitz. Dann ging es im schnellen Trab zu Helens Hotel.

Ralph wollte sie in ihre Zimmer hinaufbegleiten, Helen aber lehnte es ab.

Er wunderte sich über ihr verändertes Wesen. Als er auf der Hotelterrasse stand, ihre Hand zum Lebewohl in der seinen, versuchte er in ihrem Blick zu lesen; aber es war zu dunkel.

»Dank für den schönen Tag!« flüsterte er.

Ihre Augen ruhten eine kurze Sekunde auf seinem Gesicht; er empfand einen unbestimmten Schmerz dabei.

Dann ließ sie seine Hand mit einem plötzlichen heftigen Druck los. Und die Hotelterrasse schloß sich hinter ihnen.

Es war schon spät am Vormittag, als Ralph aus einem Traum von Helen erwachte. Ihm hatte geträumt, daß sie in seinem Arm säße, den Kopf an seiner Schulter, und ihre Hand in der seinen, wie bei ihrer nächtlichen Fahrt. Der Traum war so lebendig gewesen, daß er den Kopf drehte, um ihr guten Morgen zu sagen – aber es war nur das Kopfkissen, das leicht und weich gegen seine Schulter lag.

»Sie muß und soll die meine werden!« sagte er laut und sprang aus dem Bett.

Er nahm das erste Frühstück in der Halle ein und fuhr dann zum Museum im Viktoria-Park, besah die Teufeltanzmasken, die die Eingeborenen in alten Zeiten zur Vertreibung von Krankheiten benutzten, und studierte die Bewegungen des »lebenden Blattes« im Glasschrank.

Als er nach Hause kam, gab der Portier ihm einen Brief, den ein Bote vom Grand Hotel gebracht hatte.

Er war von Helen.

»Wenn Sie diesen Brief bekommen, bin ich mit Schehanna abgereist. Ich sage nicht wohin, damit Sie mir nicht folgen. Nur eines will ich Ihnen sagen: ich habe ein Gelübde getan, das ich weder Ihret- noch meinetwegen zu brechen wage. Darum muß ich fort. In der Hand des unbekanntes Gottes liegt es, ob wir uns wiedersehen.

Dank für all die glücklichen Tage, ich werde sie nie vergessen. Helen.

Schehanna läßt Ihnen sagen, daß der Tag kommen wird, wo auch Sie sehen und verstehen werden.«

---

Ralph las den Brief noch einmal und steckte ihn zu sich. Dann schob er den verblüfften Portier einfach beiseite und ging ans Telephon.

»Hallo! – Sind Sie der Portier vom Grand-Hotel? – Hier Ralph Cunning, Galt Face Hotel! – Ist Fräulein Herz abgereist?«

Es dauerte eine Weile, bis der Hauptportier kam.

»Sie wissen es nicht? – Unsinn! – Wohin ist das Gepäck geschickt worden?«

Aber es glückte ihm nicht, einen Bescheid zu bekommen. Der Portier räumte ein, daß ihm Schweigen auferlegt sei.

Ralph telephonierte nach Cook. Dort erfuhr er, daß vor zehn Minuten ein Dampfer nach Tuticorin, der Endstation der südindischen Bahn, abgegangen sei.

Er eilte hinaus und sprang in einen Rickshaw, der vorm Hotel hielt. So schnell der Kuli laufen konnte, ging es über

die Esplanade im glühenden Sonnenschein. Der Schweiß lief in Strömen über den braunen Hals des Läufers, seine Wolljacke klebte mit dunklen Stellen an seinem Rücken. Ralph schlug ein Geruch von ranzigem Oel, womit die Haut des Kulis eingerieben war, und von altem, staubgemischtem Schweiß ins Gesicht, aber er achtete des Gestankes nicht.

Die Glastüren in Cooks Bureau waren weit zu der breiten Treppe geöffnet. Ueber den Ladentischen summten die elektrischen Luftfächer, durch den hohen Raum ging ein ununterbrochener Zugwind. Trotzdem war es so warm, daß Ralph der Schweiß in kitzelnden Tropfen über den Hals lief. Er stellte sich dem Chef vor und erbat sich die Passagierliste des Dampfers, der eben nach Indien abgegangen war.

Herr Dickson, ein langer, magerer Engländer, mit tropenerschlaftem Blick, sah Ralph zuerst prüfend an und reichte ihm dann das Papier, indem er bemerkte, daß die Liste in Zeitungen veröffentlicht würde.

Ralph fand Helens und Schehannas Namen.

»Wann geht der nächste Dampfer?«

»Morgen zur selben Zeit.«

»Geben Sie mir die beste Kajüte.«

Während der Engländer notierte, trat ein Herr heran, der an der Kasse bezahlt hatte.

»Leben Sie wohl, Herr Dickson!« sagte er und streckte dem Chef eine kräftige, behaarte Hand hin.

»Leben Sie wohl, Herr Davis, guten Erfolg für Ihre Forschungen.«

Ralph blickte flüchtig auf. Es war ein kleiner untersetzter Herr mit schwarzem, glänzendem Haar, das in der Mitte gescheitelt war. Hinter der goldenen Brille musterten zwei braune, ungewöhnlich lebhaft und intelligente Augen

Ralph mit fast aufdringlichem Interesse. »Broad Way«, dachte Ralph bei sich und blickte fast unwillig fort.

»Entschuldigen Sie, Herr Davis, habe ich Ihre Kajütennummer notiert?« rief Herr Dickson hinter dem Fremden her.

»Nr. 3,« rief Davis zurück.

»Danke sehr.«

Dickson zeigte auf den Plan, den er vor Ralph ausgebreitet hatte.

»Sie können Nr. 1 bekommen, Herr Cunning. Nr. 3, die Kajüte, die Ihr Landsmann belegt hat, ist freilich besser. Erstklassig sind übrigens beide Kajüten nicht. Auf dieser Route gehen nur alte Dampfer.«

»Das ist mir gleich.«

Ralph bekam seine Nummer und bezahlte an der Kasse.

Dann ging er auf den Zollkai hinaus, setzte sich im Schatten auf eine Bank und blickte übers Wasser. Kleine Motorboote schossen puffend über die schmutzige Wasserfläche, auf dem Wege von und zu den großen Dampfern, die auf der Reede vor Anker lagen.

Auf den Anlegetreppen saßen Tamulen, Fährleute, das Kinn auf den schwarzen Knien, miteinander schwatzend. Ein Polizist ging in seinem braunen Khakianzug auf und ab, seinen dünnen Bambusstock schwingend. Zwei Singhalesinnen saßen ehrbar über ihre Handarbeiten gebeugt, in weißen Blusen, mit Blumen im Haar, und hüteten englische Kinder, die mit ihren Puppen »Besuch« spielten.

Ralph folgte einem Rauchstreifen am Horizont. Vielleicht war es Helens Dampfer – ein letzter Gruß von ihr. Wie eigenmächtig sie mit ihrer beider Schicksal gehandelt hatte!

Er zog ihren Brief heraus und las ihn noch einmal. Jetzt erst beachtete er Schehannas Gruß.

»Wo auch Sie sehen und verstehen werden.« – Er sah sie vor sich, die Hände gegen die Brust gepreßt, die Augen auf etwas geheftet, was nur sie allein sah.

Wußte sie von dem Gelübde, wovon Helen schrieb? – Hatte Helen es vielleicht *ihr* gegeben?

Es hatte Tage gegeben, wo er fest geglaubt hatte, daß Schehanna in ihn verliebt sei und daß sie darunter litt, ihn und Helen zusammen zu sehen – und es hatte Tage gegeben, wo er überzeugt war, daß es nicht der Fall sei. Aber etwas Geheimnisvolles war zwischen ihnen gewesen – kämpften sie aller Freundschaft zum Trotz um ihn? – War Schehanna nicht immer gerade in dem Augenblick dazwischen gekommen, wo er sein Ziel bei Helen erreicht zu haben meinte? Und war Helen ihm nicht Mal für Mal entschlüpft, um sich desto inniger und stärker an Schehanna anzuschließen?

»Es liegt in der Hand des unbekanntes Gottes, ob wir uns wiedersehen.«

Er erinnerte sich der Tage in Baalbek und Damaskus, er erinnerte sich ihrer Gespräche über das Wesentliche und Wertvolle, über Gott, der sich vor den Menschen verbarg. Und plötzlich, wie an jenem Tage, als er allein und verzweifelt in der Wüste umherirrte, war es ihm, als ob das Leben einen doppelten Boden habe. In einem hellseherischen Augenblick erschaute er sie beide, und sah ein, daß es unnütz sein würde, Helen zu folgen.

Er erhob sich und ging über den Zollkai: Auf dem offenen Platz beim Königin-Viktoria-Denkmal blieb er stehen und blickte zum Hotel an der Ecke hinüber. Dort auf der Treppe hatte er sie zum letztenmal gesehen. Es waren kaum

zwölf Stunden vergangen, und dennoch waren sie einander schon so fern.

Er frühstückte in Helens Hotel. Hinterher setzte er sich im Rauchsalon in einen bequemen Lederstuhl, nahm eine Zeitung, aber er ahnte nicht, was er las. Wie gleichgültig ist das alles, dachte er und schlummerte in der Wärme ein, bis die Zigarre ihm aus dem Mund fiel. Im selben Augenblick setzte die Nachmittagsmusik mit dem neuesten Walzer ein; es war, als ob die munteren Töne ihn verhöhnen wollten. Ein furchtbarer Lebensüberdruß überfiel ihn, und er erhob sich, ohne zu wissen, was er mit sich selbst beginnen sollte.

Er schlenderte auf die Straße, nahm einen Rickshaw, fuhr eine weite Tour nach Mount Lavinia hinaus und kehrte erst zum Mittagessen zurück.

Abends ließ er sich zur Pettah fahren. Als er den großen Marktplatz erreichte, verabschiedete er den Kuli und schlenderte aufs Geratewohl durch die winklige Gasse.

Eingeborene hockten vor den Haustüren und rauchten aus ihren Lehmkruckenpfeifen. Sie blickten dem weißen Mann, der zu dieser Stunde durch ihre Stadt streifte, verwundert nach. Ein riesiger Tamule strich hart an ihm vorbei. Ein eingeborener Schutzmann drehte sich nach ihm um, unschlüssig, ob er den Spuren des Weißen folgen und ihm seine Dienste anbieten sollte. Eine lachende Gesellschaft von Herren und Damen in Gesellschaftstoilette, die einen Abendausflug vom Hotel aus machte, fuhr in einer langen Reihe von Rickshaws an ihm vorbei. Einige von den Herren winkten lustig im Vorbeifahren, er aber erwiderte ihren Gruß nicht.

Was war es für ein Verlangen nach etwas unklarem Höheren, das ihn lähmte, was seine Gedanken nicht zu formen vermochten und wonach er doch greifen mußte?

Hatte er eigentlich nicht nur die Schule geschwänzt? – Konnte er etwas Besseres tun als nach Hause zurückkehren und seiner Arbeit nachgehen? Tat er zu Hause nicht doch Nutzen – was Menschen nun einmal unter Nutzen verstehen? Hatten nicht Tausende ihr Brot, wenn sein Gehirn sie in Gang setzte? Und tat er hier etwas anderes als Zeit und Geld verschleudern?

Da brachen jene Gedanken aus der Wüste wieder durch sein Gemüt, als er mit dem unbekanntem Gott allein war und glaubte, daß er sterben müßte: Was habe ich aus meinem Leben gemacht? Wie war es möglich; daß ich mich einer Tätigkeit ganz widmete, ohne die Gewißheit zu haben, daß ich *meine* Aufgabe damit erfüllte?

Er blieb stehen und blickte zum Mond hinauf, so unschlüssig und hilflos wie noch nie.

Er war inzwischen zu der dunklen Oeffnung in der Häuserreihe gelangt, zu dem Eisengitter, hinter dem der Adaran lag. Er durchlebte die Szene von gestern noch einmal und zögerte, ob nicht Dasturan Dastur sich auch jetzt zeigen würde. Er wollte gerade kehrtmachen, als er Schritte auf dem Sand hörte. Hinter dem dunklen Gebüsch links kam ein kleiner untersetzter Mann in Khakianzug und Tropenhelm zum Vorschein; er kehrte dem Gitter den Rücken und richtete seine Aufmerksamkeit auf etwas, das er in der Hand hielt.

Ralph sah, daß die Gittertür nur angelehnt war, und trat ein. Beim Knarren der Pforte wandte der Mann sich um und

trat ins volle Mondlicht – Ralph erkannte zu seiner größten Verwunderung den Herrn, den er bei Cook getroffen hatte.

»Wir sind Landsleute!« sagte der Fremde und führte die Hand an den Hut. »Ich bin Professor Davis aus Chicago.«

Ralph nannte seinen Namen. Davis fuhr fort:

»Die Gittertür stand offen, darum benutzte ich die Gelegenheit, um eine Aufnahme von dem kleinen Parsentempel zu machen. Am Tage bekommt man keine Erlaubnis dazu.«

Er klappte seinen Apparat zusammen und schloß sich Ralph an.

Ralph beabsichtigte, ihn abzuschütteln, sobald sie auf die Landstraße kamen. Bevor er es sich aber versah, hatte Davis sein Interesse geweckt.

Der lebhaftere Amerikaner erzählte, ohne sich unterbrechen zu lassen oder auf Zustimmung zu warten:

»Ich bin Ethnograph und reise morgen nach Indien. Sie hörten ja bei Cook, daß wir denselben Dampfer benutzen werden. Hier in Colombo habe ich nur alte Bekannte von einer früheren Studienreise besucht. Diesmal ist mein Ziel Südindien, das ist die Gegend, wo die ältesten dunklen Rassen mit den Weißen zusammenstoßen und von wo man die Beweise herschaffen muß.«

Er drehte sich um und prüfte, ob er von der Straße noch eine Aufnahme von dem weißen Adaran hinter dem dunklen Gebüsch machen wollte.

»Nein,« sagte er, klopfte auf den Apparat und ging weiter, »dies eine genügt mir. Ich bin sehr froh mit dem Bild. Ich will Ihnen nämlich sagen, die Parsen sind ein sehr wesentliches Glied in meiner Beweisführung. Man behauptet, daß sie die *Urquelle* sind, aus der sowohl Juden- wie Christentum und später der Islam geschöpft haben, während die Quelle

selbst noch so ungemischt und unangefochten fließt wie in Urzeiten. Das ist Unsinn! Ich behaupte, daß auch der Parsismus umgeformt worden ist von unserer alles besiegenden weißen Kultur, die, nachdem sie in Europa stark geworden, die Staaten erreicht hat und von dort im Begriff ist, langsam auch die ganze mongolische Rasse umzuformen. Man deutet auf das Alter der heiligen Bücher der Parsen hin, aber das ist ein Falsum. Die alten Dasturen haben Legenden vom Heiligen Geist, den Erzengeln und der Jungfrau, die den Erlöser gebären soll, vom Christentum entliehen. Sie haben sie nach ihren eigenen Vorstellungen umgebildet und in ihre Schriften hineingeschmuggelt. Sie haben den Ehrgeiz, die älteste, einzig wahre, patentierte Religion der Welt zu sein und spekulieren darin, daß sie sowohl Christentum wie Judentum, Islam wie Buddhismus besiegen wollen; so klug sind sie, daß sie es verschmähen, Proselyten zu machen. Wenn Sie morgen Parse werden wollen und sich im Panchayat in Bombay melden, dann dankt man Ihnen für Ihr freundliches Interesse, bedauert aber. Da gibt's keine Tür, durch die man hereinschlüpfen kann. Sie machen nicht in Religion, haben keine Reisenden, um das Geschäft zu erweitern, wie die Christen und ihre Missionare. Sie warten, bis die Frucht reif ist und ihnen von selbst in den Schoß fällt. Reif? Nein, bis Christentum und Judentum und Islam in Tagesstreit und Priestergezänk verfault sind und sich durch Rassenkämpfe gegenseitig vernichtet haben, bis von den alten Religionen nichts anderes übrig ist als ein allgemeines Seufzen nach reinerer Seelenverfassung, nach einem Licht, das die verzweifelte Dunkelheit der Gemüter zu heben vermag. Dann stellen die Parsen sich ein und übernehmen den Nachlaß. Reinheit und Licht – das sind wir! Streben nach aufwärts, das sind

wir! Alles, was eure Priester euch davon gelehrt haben, das haben sie von uns entliehen. Denn wir sind das gemeinsame Ziel für alle Religion der Welt, und wir wußten, daß ihr zurückkehren würdet, wie die Quelle zum Meere zurückkehrt, woher sie geronnen. Nur herein, ihr verlorenen Söhne, die Tür steht offen, jetzt schlachten wir das gemästete Schwein!

Kluge Leute, Herr, aber ich habe ihnen in die Karten geguckt: in Wirklichkeit ist es *unser* Kulturwein, den sie in ihre alten Flaschen gefüllt haben und uns unter eigener Etikette vorsetzen. Sehen Sie diesen kleinen Adaran hier – wissen Sie, warum er mir so wertvoll ist? Ich will es Ihnen sagen: weil er nicht nach demselben Rezept gebaut ist wie die alten, es ist eine Aenderung damit geschehen, ein Zugeständnis an die *Zeit*, von der englischen Kirche entliehen, ein Verstoß gegen die uralten parsischen Regeln. Was es ist, das ist mein Geheimnis. Ich bin sehr froh mit diesem kleinen Bild.«

Ralph hatte nur schwer mitfolgen können, so schnell floß der Strom von den Lippen des Professors. Als Davis Kraft und Luft zu einem neuen Erguß schöpfte, benutzte er den Augenblick zu einer Frage:

»Sie sagten, daß Sie etwas beweisen wollten. Da Sie mir bereits so viel mitgeteilt haben, würden Sie mir vielleicht auch sagen, *was* Sie beweisen wollen. Sonst verstehe ich von alledem nichts.«

Davis wandte ihm seine funkelnden Augen zu, und der Mond blitzte auf dem Gold seiner Brille.

»Habe ich Ihnen das noch nicht gesagt?« fragte er erstaunt. »Mit Vergnügen, Herr. Ich behaupte,« er blieb stehen und schlug seine Hände gegeneinander, »ich behaupte, daß unsere weiße Kultur, aus welcher Quelle sie ihren Ursprung auch haben mag, so stark von der Ueberlegenheit

unserer Rasse geprägt ist, daß sie wie eine Naturkraft überall eindringt und andere Kulturen umgestaltet, selbst dort, wo man mit Fleiß darüber gewacht, daß jede Berührung ferngehalten wird, wie z. B. bei den Brahmanen und Parsen. Ich behaupte, daß diejenige Rasse, die der weißen einmal begegnet ist, entweder in friedlichem Verkehr oder im Krieg, rettungslos dazu verurteilt ist, die Eigentümlichkeit ihrer eigenen Kultur zu verlieren. Und es ist gut so; denn es ist das Gesetz des Lebens, daß der Starke den Schwachen besiegen soll. Ich behaupte, daß die Entwicklung auf dem besten Wege ist, eine überwältigende amerikanische Kultur zu schaffen, die die übrigen Kulturen auflösen und verschlucken, ja, ihr Rassegepräge in einer verhältnismäßig kurzen Zeit verwischen wird. Es wird sich nicht überall friedlich abwickeln; gegen Japan z. B., das uns mit den Waffen schlagen will, die es von uns selbst entliehen hat, werden wir strenge vorgehen müssen. Aber schließlich wird es doch so weit kommen, verlassen Sie sich darauf, Herr, und es ist nicht unmöglich, daß Sie und ich es noch erleben werden.«

»Das ist also der Zweck Ihrer Reise?« fragte Ralph und musterte die kleine gedrungene Gestalt mit den funkelnden Augen und den lebhaften Bewegungen.

»Ja – das heißt –« Davis schlug die Augen nieder und beugte den Kopf, so daß sein glattrasierter Nacken sichtbar wurde, der breit und hart wie der eines Ringkämpfers war, – »ich bin Ethnograph, nicht Politiker, ich prüfe jede einzelne Rasse in typischen Exemplaren und weise nach, wie selbst die besten davon wie Motten um unser weißes Licht schwirren, einig vollbewußt, wenn auch widerwillig, andere ohne

es zu ahnen, – und ich will beweisen, daß sie nichts Besseres tun können, als unsere Lehre so schnell wie möglich anzunehmen, weil das ihre einzige Chance ist.«

Ralph erinnerte sich seines Gespräches mit Gamâl im Marmarameer. Er sah die bleichbraunen Augen mit dem stehenden Blick vor sich, die bläulichen Lippen, das Gesicht mit den Leberflecken, und hörte ihn mit seiner sanften, verschleierten Stimme fragen: Kann es sich für uns denn lohnen, eure Lehre anzunehmen? Hat euer Wissen euch glücklicher gemacht? Und er dachte: Ich selbst bin auf der Zinne dessen gewesen, was dieser selbstzufriedene Professor unter weißer Kultur versteht, aber ich habe mich wie ein Gefangener dabei gefühlt. Ich zog mit meinem ganzen Wissen aus – und was ist das Resultat geworden? Daß ein junges verkommenes Ding mit der Farbe einer kranken Perle – eine Frau, mit der es mir nicht einfiel mich zu vergleichen, als ich sie aus dem Elend dieser Welt rettete – mich das Dasein eines höheren Lebens ahnen ließ, zu dem sie und die Ihren Zutritt haben, obgleich sie weder etwas von Mathematik noch Brückenbau wissen, während ich außerhalb stehe, mit dem armseligen Trost, daß der Tag kommen wird, »wo auch ich sehen und verstehen werde«.

Da stand nun dieser sprudelnde Chicagomann und seine Augen funkelten vor weißem Selbstgefühl, während er für die Unmündigen in der ganzen Welt alles ordnete, als ob es nur ein Rechenstück sei

»Ich bezweifle, daß wir so überlegen sind,« sagte Ralph und blickte in die Augen, die vor lauter Aufmerksamkeit seelenlos waren, »und ich glaube, daß, wenn die Besten um unser weißes Licht schwirren, wie Sie sich ausdrückten, sie die Gefahr nur kennen lernen wollen, während sie auf bessere

Zeiten warten; und was die Massen anbelangt, so weiß ich nicht, ob sie nicht besser daran täten, sich von der weißen Kultur fernzuhalten und in ihrer eigenen zu bleiben.«

Davis explodierte. Er warf seinen Kopf hin und her und fuchtelte mit den Armen; sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln, so daß seine Goldplomben im Mondlicht blitzten.

»Kommen Sie mit!« sagte er und streckte die Hand so heftig vor, daß Ralph unwillkürlich einen Schritt zurückwich, »machen Sie die Reise mit mir und überzeugen Sie sich selbst, wer von uns recht hat, Sie oder ich. Ich werde Ihnen beweisen, daß die Lebensbedingungen der Eingeborenen besser und glücklicher werden, wenn sie unsere Lehre annehmen.«

Ralph stutzte. Der Gedanke zündete in ihm. Sich selbst davon überzeugen – das war es ja, was er gewollt hatte, als er von Konstantinopel auszog. Da aber war *sie* ihm in den Weg gekommen. Und in dem Augenblick, wo er es sich überlegte, ob er wie ein Schuljunge, der die Schule geschwänzt hat, zurückkehren sollte, da bot sich ihm von neuem eine Gelegenheit in der Gestalt dieses kleinen lebhaften Landsmannes mit den goldblitzenden Zähnen und der Brille.

Glücklicher und besser! Er hatte geglaubt, daß das Wesentliche und Wertvolle etwas sei, was einem klar werden müßte, wenn man sich nur erst ins Leben stürzte. Aber es war anders gekommen. Wenn er sich nun diesem hitzigen Jäger anschloß, um mit eigenen Augen zu sehen, was ursprüngliche Menschen unter Glück verstanden, vielleicht daß er dann schon auf dem Wege war, es zu finden – denn das Wesentliche und Wertvolle waren doch sicher die einzigen Früchte, mit denen das Glück auf die Dauer gedeihen

konnte. Und während er suchte, würden neue Gedanken die Sehnsucht nach Helen aus seinem Gemüt verdrängen; er wollte vergessen, was vergessen werden sollte.

Ralph schlug ein.

---

Ralph und Davis fuhren durch eine breite Allee von hundertjährigen Feigenbäumen. Zu beiden Seiten des Weges lagen Gärten mit weißen Brahmanenhäusern hinter Buschwerk, und hin und wieder ein moderner Bungalow. In den launenhaften Palmenkronen, die nicht wußten, nach welcher Seite sie sich neigen sollten, spielte ein leichter Morgenwind.

Jetzt hielt der Wagen vor der Pforte eines Gartens in europäischem Stil, mit großen Rasen, schattigen Gebüschchen, und im Hintergrund einem uralten Banyanbaum, der mit seinen lotrechten Wurzelsäulen wie ein ganzer Hain war.

»Dort drüben liegt das Kollegium!« sagte Davis und zeigte auf ein zweistöckiges Gebäude, vor dessen ganzer Fassade sich eine säulengetragene Veranda streckte.

Davis kannte den Vorsteher des anglo-indischen Instituts und hatte ihn telegraphisch von ihrem Kommen unterrichtet.

Der Führer lief ihnen voraus mit ihren Visitenkarten; kurz darauf erschien ein Herr auf der Veranda, grüßte mit der Hand und eilte auf sie zu.

Herr Barnett war ein magerer, mittelgroßer Engländer mit freundlichen, blassen Augen in einem gelblichen Gesicht; mit seinem zierlich frisierten grauen Bart und seinen weißen Händen machte er einen patenten Eindruck.

Sie nahmen in Liegestühlen auf der Veranda Platz, von wo sie einen Ausblick auf einen großen gutgehaltenen Rasen hatten, der in der Sonne leuchtete. Die Schüler strömten gerade zur Frühstückspause aus dem Kollegium. Barnett lud seine Gäste zum Frühstück ein. Während sie darauf warteten, lenkte Davis das Gespräch auf das, was ihn hergeführt hatte: Ralph sollte seine Theorie von einem Mann bestätigt bekommen, der seit einer Reihe von Jahren die Aufgabe gehabt hatte, die Segnungen der weißen Zivilisation unter die Eingeborenen zu bringen.

Barnett erzählte, erst etwas müde und schleppend, nach und nach aber von Davis' Fragen angespornt, mit nervöser Lebhaftigkeit.

Während seiner langen Tätigkeit war er mit allen möglichen Eingeborenen zusammengekommen, sowohl mit der Oberkaste, den zweimal geborenen Brahmanensöhnen, die auf dem bloßen Körper über der linken Schulter den heiligen Baumwollfaden trugen, als auch mit gewöhnlichen Sterblichen, die ein Brahmane nicht berühren darf, ohne sich hinterher zu waschen, und mit denen er weder zusammen speisen noch trinken darf.

Jetzt rief er zu drei jungen Leuten hinunter, die verstohlen zu der Veranda hineinblickten, indem sie vorbeigingen:

»Hallo, Krishna!«

Ein junger Mensch, schwächig und bartlos, mit der hellbraunen Haut, die der Oberkaste der Südindier eigentümlich ist, löste sich von der Gruppe los und eilte auf den Rufer zu, während ihm ein Schatten von Verlegenheit ins Gesicht stieg.

»Sieh her, Krishna, diese Herren, gute Freunde aus den Staaten, sind hergekommen, um Ihr altes teures Vaterland zu studieren.«

Krishna beugte den Kopf und führte seine Hand anmutig zur Stirn. Er trug die Brahmanentracht und ein seidenes Käppchen auf seinem schwarzblanken Haar.

»Und dies, meine Herren, ist Rama Krishna Nambutiri Pandit. Oh, er hat noch viel mehr Namen.«

Krishna nahm auf der äußersten Kante eines Liegestuhles Platz, die schmalen Hände im Schoß, und den vollen, aber doch zurückhaltenden Blick auf Barnetts Mund geheftet.

»Dieser junge Mann ist seit sechs Jahren verheiratet, jetzt ist er achtzehn; seine Braut, die er nur einmal in seinem Leben, an seinem Hochzeitstage gesehen hat – ist es nicht so, Krishna? – ist jetzt dreizehn Jahre alt. Seine Familie, die zu den hochvornehmen Nambutiri Brahmanen gehört, wohnt jenseits der Nilgiri, der ›Blauen Berge‹. Solange er studiert, hat er seinen eigenen kleinen Hausstand hier in der Stadt, mit Dienern, Wasserträgern, Kehrlichtfegern und so weiter. Eine von den Witwen der Familien führt ihm das Haus und sorgt für ihn. Es ist die Frau seines verstorbenen Bruders, sie wurde Witwe, als sie sechs Jahre alt war – sie ist eine sehr ernsthafte Dame, nicht wahr, Krishna?«

Krishna nickte lächelnd.

»Sie erlaubt keine Versündigung gegen Kaste und Religion – und ist doch erst siebzehn Jahre alt.«

Ralph blickte fragend von Krishna zu Barnett.

»In alten Zeiten, ja, vor nicht mehr als fünfzig Jahren, hätten sie ihrem Schwager nicht das Haus führen können – aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht mehr am Leben gewesen wäre; denn als treue, und keusche Gattin würde sie eine

Sati geworden sein, das heißt, sie würde ihrem Mann auf den Scheiterhaufen gefolgt sein, trotz ihrer Jugend. Wenn Sie nach Benares kommen, werden Sie am Ufer des heiligen Flusses zahlreiche Sati-Monumente sehen, hochgestellte Steine mit einem Frauenarm, zur Erinnerung an treue Gattinnen. Das ist jetzt natürlich von unserer Regierung verboten worden.«

»Welches Recht haben Sie, eine Sitte zu verbieten, die so tief in der Denkweise eines uralten Volkes wurzelt?« fragte Ralph und richtete sich kampfbereit aus seiner liegenden Stellung auf.

Davis richtete sich ebenfalls auf und wollte antworten, während Krishna von einem zum anderen sah, mit einem dunklen Schatten auf seinem Gesicht.

Barnett machte eine abwehrende Bewegung und beeilte sich fortzufahren:

»Heutzutage leben sie als Witwen weiter in der Familie des Mannes, ernst und freudlos, stets in Weiß gekleidet, der Farbe des Schmerzes. Sie können sie zeitig am Morgen sehen, Kinder und alte Frauen durcheinander, wenn sie zum Flusse gehen und Wasser für die Familie in großen runden Messinggefäßen holen, die sie auf dem Kopf tragen. Sie wissen, daß sie den Tod ihres Mannes verschuldet haben; das Unglück, das von früheren Leben an ihnen haftet, hat ihn so zeitig in den Tod geführt. Sie verbringen ihr Leben büßend indem sie für andere arbeiten. Ihr Schicksal gleicht dem der ehemaligen alten Jungfern in Europa. Und obgleich sie die Opfer einer unerbittlichen Sitte sind, wachen sie doch am strengsten über all das Hergebrachte. Die Tausende von Witwen in allen Altern sind die schlimmsten Feinde der Zivilisation. Als Dienstmädchen und Haushälterinnen achten sie

streng darauf, daß die Jungen auf dem richtigen Weg der Reinheit wandern, den ihre Vorfahren seit zweitausendfünfhundert Jahren vor ihnen gewandert sind. Nicht wahr, Krishna,« – er wandte sich mit einem müden Lächeln an den jungen Mann – »sie ist sehr bekümmert über all das, was Sie bei den kastenlosen Europäern lernen, die sich mit dem einen Leben begnügen müssen, das sie von ihren Eltern bekommen haben, während Sie und all die Ihrigen mehrmals geboren worden sind und noch eine Anzahl von Leben vor sich haben, wovon das eine immer leichter und weniger sorgenvoll wird als das vorangegangene – vorausgesetzt, daß ihr in jedem Dasein so lebt, daß die Seele mehr und mehr von dem Schmutz, der von dem früheren Leben daran klebt, befreit wird. Ist es nicht so, Krishna?«

Der junge Mann lächelte nicht; er senkte die Lider und ein Ausdruck von Hoheit kam in seine Züge.

Die Schulglocke begann jetzt vom anderen Ende des Gartens zu läuten; Krishna erhob sich, grüßte ebenso wie vorher, anmutig, höflich, aber doch unendlich zurückhaltend und eilte leichtfüßig davon, wie eine Antilope, die sich nach der Ebene sehnt. Als er über den Gartenweg laufen wollte, kam ein junger Tamule, nur mit einem Lendentuch bekleidet, mit seinem Besen vorbei. Als er den jungen Brahmanen sah, blieb er stehen und machte ihm ein Zeichen zu. Krishna kehrte ihm schnell den Rücken, während der Kehrlichtfeger auf dem Wege vorbeieilte. Erst als er sich ein Stück entfernt hatte, ging Krishna weiter.

»Warum wartete er?« fragte Ralph.

»Es war ein Feger, ein Paria, ein Kastenloser. Wenn Krishna ihm Auge in Auge gegenübergestanden hätte, würde er

sich beschmutzt haben und hätte nach Hause gehen müssen, um sich zu reinigen. Darum machte der Bursche ihm rechtzeitig ein Zeichen zu; denn wer ist er, daß er einen Brahmanen besudeln dürfte?»

»Wir sind aber doch auch kastenlos, wir Europäer,« sagte Ralph und lächelte.

»Das sind wir. Darum kam er uns auch nicht so nah, daß Sie ihm die Hand geben konnten. Ich muß immer darauf achtgeben, daß ich meinen Schülern aus der höchsten Kaste nicht in Gedanken die Schulter klopfte oder dergleichen, denn ich weiß, daß sie dann unter irgendeinem Vorwand verschwinden, um sich zu reinigen.«

»Aber er lächelte zu allem, was Sie sagten; man merkte ihm keine Verachtung an.«

»Verachtung nicht gerade. Es ist ein durch Jahrhunderte entwickelter Instinkt, der unüberwindlich geworden ist. Wenn er einen Europäer berührt, hat er dieselbe Empfindung als wenn wir eine Kröte oder eine Ratte anfassen. Er hat auch den unüberwindlichen Abscheu seiner Vorfahren vor Fleischspeisen. Neulich kam er, weiß vor Wut, und beklagte sich, weil einer der Sudra-Schüler ihn einen Hühneresser gescholten hatte. Krishna ist allerdings auch der vornehmste von allen; in seinem offiziellen Brahmanamen trägt er den Titel ›Fürst der Fürsten, der blumengeschmückte, der ehrengelohnte‹. Er ist nach drei Göttern genannt und hat alles in allem vierzehn Namen.«

»Aber er ist doch hier im Kollegium!« platzte Davis heraus. »Wie eigensinnig sein Vater auch auf seine Kaste hält, so hat er seinen Sohn doch hierhergeschickt, damit er von unserer weißen Kultur lernen soll. Wie ich Ihnen sagte: selbst die Widerstrebenden schwirren wie Motten ums Licht.«

Barnett hatte sich zurückgelehnt und machte keine Miene sich zu äußern. Ralph war in seine eigenen Gedanken vertieft, und Davis fuhr fort.

»Sehen Sie, die Seelenwanderungslehre ist unter anderem ein Zeichen von der Unterlegenheit ihrer Kultur, von versagender Denkfähigkeit, trotz ihres hohen Rufes! Ich meine, daß die Inder noch an dem alten Widerspruch festhalten, über den unsere Kultur schon längst hinausgekommen ist, dem Widerspruch zwischen dem Dasein als einem Uebel, von dem man sich befreien muß, und der Freude am Leben, die doch auch diesem jungen Mann aus den Augen leuchtete, dem Selbsterhaltungstrieb, den auch der Brahmane in sich trägt. Das Leben ist für sie eine Wanderung auf das befreiende Ziel, den Tod zu; nichtsdestoweniger bestreben sie sich getreulich, ebenso wie wir, den mühsamen Weg so lang wie möglich zu machen, die Befreiung so spät wie möglich und auf jedem nur denkbaren Umweg zu erreichen. Ist das nicht eine absurde Schlußfolgerung, die jeden denkenden Hindu davon überzeugen müßte, daß der Ausgangspunkt verkehrt ist?«

Davis wandte sich so triumphierend an Ralph, daß alle seine Goldplomben blitzten.

»Nein,« sagte Ralph ohne seine Stellung zu verändern, als ob er gerade über dasselbe nachgedacht hatte und jetzt seinen Gedankengang laut fortsetzte, »wenn der Selbsterhaltungstrieb ein Ausdruck für die angeborene Lebensfreude wäre, dann müßte er bei Alten und Kranken, bei denen sich nachweislich alle Lebensfreude in Schmerz verkehrt, von selbst fortfallen. Das ist aber nicht der Fall; bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen setzt sich die Selbsterhaltung bis zum Todesaugenblick fort. Das deutet darauf hin,

daß der Selbsterhaltungstrieb Ausdruck für etwas ganz anderes und wahrscheinlich für dieses ist: das Leben, ist eine Frist, die bis zum Letzten ausgenutzt werden muß, weil es etwas gibt, was vorm Tode erreicht werden soll, und darum muß man die Zeit so lang und den Umweg so weit wie möglich machen. Dies wiederum deutet darauf hin, daß das bloße Leben nicht das höchste Gut ist, sondern daß das, wie man lebt, irgendeine Bedeutung für das Individuum hat, das instinktiv eine Wirkung über den Tod hinaus ahnt. Der Tod ist folglich nur eine Stufe auf einer Leiter, ein Formwechsel in einem Prozeß, der den gradweisen Fort- oder Rückschritt des Ichs bedeutet. *Das* haben die Brahmanen schon vor Jahrtausenden eingesehen, darauf ist ihre Kultur aufgebaut – während wir modernen Weißen diese Erkenntnis entweder als Mystik von uns schieben oder, wenn wir etwas Ähnliches glauben, weder uns noch unserem Nächsten gestatten, in Taten danach zu leben. Als ich in den Staaten lebte, meinte ich ebenso wie Sie, daß ich auf dem Gipfel der Zivilisation stehe, und als ich einst in einem Buch über den Osten las: ›Keine Unwissenheit ist so tief wie die des gebildeten Weißen,‹ da lächelte ich und meinte, daß der Verfasser entweder ein Dummkopf oder ein Spaßvogel sei. Je weiter ich aber nach Osten komme, desto klarer wird es mir, daß der Mann ernst war und daß er recht hat. So ist es mit der Ueberlegenheit unserer Zivilisation beschaffen, die wir mit Gewalt den anderen aufzwingen wollen. Ich frage wieder: Welches Recht haben wir, die Verbrennung der Witwen zu verbieten, wenn die Vorstellung einer so ernsten und edlen Rasse sie fordert?«

Barnett richtete sich im Stuhl auf, die wohlgepflegten Hände lagen auf den langen Armlehnen.

»Sie vergessen das Christentum und seine Gebote,« sagte er, indem er seine blassen, grauen Augen ernst auf Ralph heftete.

»Nein, das Christentum soll nicht zwingen und verbieten. Wenn es nicht überzeugt und für sich gewinnt, ist es keine überlegene Religion.«

»Ich kenne keinen Missionar, der mit Zwang und Verbot arbeitet.«

»Nicht? Ist es nicht Aufgabe der Missionare, Tag für Tag, Jahr für Jahr diese Einfältigen, die ein anderes Gemüt und Herz haben, denn die Farbe allein macht ja den Unterschied nicht, über den Gott der Liebe zu belehren? Sie lehren sie, ihre Nächsten wie sich selbst zu lieben und ihren Feinden zu vergeben – aber Jahr für Jahr haben diese Einfältigen gesehen oder wenigstens von ihren Vätern gehört, wie diese Weißen, die diese Lehre predigen, über das Meer kamen und ihr Land raubten, ihre Städte einnahmen und ihnen untersagten, den Geboten ihrer Religion zu folgen, wenn sie gegen die weiße Moral verstießen. Ist das vielleicht nicht Zwang und Verbot?«

»Sie sind ein Kulturfeind,« rief Davis. »Sie vergessen, was wir den Völkern als Entschädigung gegeben haben.«

»Als Entschädigung für ihre Freiheit und das Land ihrer Vorfahren?«

»Ja gerade. Wir haben ihnen das Glück eines geordneten Staates gegeben, mit Rechtspflege und Hygiene und öffentlicher Fürsorge – wir haben ihnen Zutritt zu unserem überlegenen Wissen auf allen technischen Gebieten gegeben; haben sie nicht Eisenbahnen, Telegraph und Telephon bekommen?«

»Und Irrenanstalten und Gefängnisse.«

»Auch das.«

»Wie ist es dann aber möglich, wenn das wirklich von so großer Bedeutung wäre, daß die Bevölkerung krampfhaft an der alten Lebensweise festhält: Wasser aus dem Fluß trinkt, statt aus der städtischen Wasseranlage —«

»Wasser, das durch die Leitung gegangen ist, darf von keinem aus den höheren Kasten getrunken werden,« unterbrach Barnett in sachlichem Ton, »das ist unrein.«

»Aber schleimiges, pestinfiziertes Flußwasser,« rief Davis und seine Augen funkelten vor Eifer, »worin tote Katzen und halbverbrannte Glieder von Pestkranken schwimmen, das wird jeden Morgen in Benares getrunken — zu Tausenden können Sie die Eingeborenen dort bis an den Leib im Fluß stehen sehen, arm und reich, seidengekleidet und in Fetzen, wie sie sich den Mund mit dem heiligen Wasser spülen, das schmutziggelb ist von dem Abfluß der großen Städte, das es unterwegs aufgenommen hat.«

»Da sehen Sie selbst,« Ralph beugte sich ebenso eifrig vor, »was haben also all die Segnungen genützt, die wir den Völkern als Ersatz für die freie Ausnutzung ihres Bodens und ihrer Arbeitskraft geboten haben?«

»Die Zivilisation wird nicht weniger wertvoll, weil man sie in Unkenntnis nicht zu schätzen versteht. Aber gerade das wollen wir sie lehren. Bei einigen geht es schneller, bei anderen langsamer. Aber es wird schon kommen — und nachher wird man man dankbar sein.«

»Jawohl. So wie die Japaner uns gedankt haben, nicht wahr?«

Davis wurde plötzlich still. Er kniff die Lippen zusammen, als wolle er sich zwingen von etwas zu schweigen, was sich ihm auf die Lippen drängte.

»Wohl nicht alle,« sagte er nach kurzer Pause zu Barnett gewandt, »nehmen die Lehren so langsam und zurückhaltend an wie der Brahmanennachwuchs. Ich glaube, daß die Sudra —«

»Ja, allerdings —«

Barnett richtete sich auf und blickte über den Garten. Dann erhob er sich, trat zwischen die Verandasäulen und rief zu einer Gruppe europäisch gekleideter junger Leute hinüber, die munter auf dem Rasen mitten in der Sonne lärmten.

»Shankar!« rief er.

Ein junger Mensch löste sich aus der Gruppe und kam quer über den Rasen gelaufen. Es war ein fatter Bursche mit großen, etwas stumpfen Augen, die unter den Lidern hervorquollen; unter dem weißen europäischen Anzug bebte der schwere Körper von überflüssigem Fleisch; ein strenger Geruch ging von ihm aus. Er grüßte die Fremden mit einem frohen Lächeln und sein Blick ging neugierig von einem zum anderen, während der Professor ihm auftrag einige Bücher aus der Bibliothek zu holen.

»Das war ein Vellala,« sagte Barnett, als er gegangen war, »das ist die vornehmste Kaste der Sudra. Sie sind ursprünglich Bauern, behaupten aber, daß sie zu den Vaisyas gehören, den zweimal geborenen Ackerbauern der obersten Kaste — das ist ungefähr so, als wenn ein Großbauer sich zu einem Rittergutsbesitzer machen will. Sie besitzen sehr viel Ehrgeiz, und da die Brahmanen sie nicht anerkennen wollen, halten sie sich an die Weißen und tun alles, um der Regierung, die ja wie sie sehen, sogar über die Brahmanen Macht hat, zu dienen. Sie sind vielfach als Eisenbahnbeamte und Gerichtsschreiber angestellt. Es sind intelligente und

dienstwillige Leute. Ein Europäer kann sie beleidigen soviel er will, sie lächeln und wedeln nur; wenn sie sich aber zum Herrn über ihn machen können, was ihnen übrigens selten gelingt, dann rächen sie sich. Sie haben sich von allen alten Kastenvorschriften freigemacht, trinken Alkohol, essen Fleisch und machen sich über ihren alten Hinduglauben lustig; ich glaube aber, wenn sie in Not geraten oder Furcht ihnen die Besinnung raubt, dann erinnern sie sich der Dämonen; die meisten tragen heimlich irgendein Amulett, das sie offenkundig verleugnen. Zu ihrer Entschuldigung kann man anführen, daß sie wie andere, die zu den niedrigen Kasten gehören, nie eine eigentliche Religion gehabt haben; denn die ganze alte Kultur liegt in den Händen der Brahmanen, die seit Jahrhunderten neidischer als Kirchenväter des Mittelalters darüber gewacht haben, daß keiner aus der niedrigen Kaste mehr von der richtigen Lehre, geschweige von den heiligen Schriften erfahren hat, als die Priester mit den Interessen der obersten Kaste vereinbar fanden. Sanskrit, die heilige Sprache, ist ebenso unverständlich für einen gewöhnlichen Hindu wie für einen Europäer, der sie nicht studiert hat. Sie ist das ausschließliche Eigentum der Brahmanen, die der Ansicht sind, daß die niedere Kaste von keiner anderen unsichtbaren Macht als der furchteinflößenden etwas zu wissen braucht. Die Sudra bekamen also nur den Aberglauben; die Brahmanen lehrten sie, daß sie in beständiger Gefahr von Dämonen und Fetischen schwebten, und daß es keinen anderen Ausweg ihnen zu entschlüpfen gäbe, als sich kontant mit den Brahmanen, die die heiligen Schriften und heimlichen Beschwörungen kannten, abzufinden.«

»Da sehen Sie,« sagte Davis zu Ralph, »welche Möglichkeiten unsere Kultur diesen Millionen gegeben hat, die seit

Jahrhunderten von einer tyrannischen Oberklasse, die auf ein eingebildetes Erstgeburtsrecht pochte, in Unwissenheit gehalten worden ist. Ist es vielleicht nicht ein unschätzbare Gut, daß sie sich jetzt von jahrhundertaltem Druck freimachen können? – Eine ähnliche Chance gaben die Staaten den niederen Kasten Europas, als sie ihnen ein Land öffneten, wo sie ihre Kräfte entfalten, freie Bürger in einem freien Land werden konnten. Die niedrigen Kasten Indiens sind an ihre Scholle gebunden; da sie nicht zu uns herüberkommen können, sind wir Weißen mit unserer Kultur, unserer Freiheit und unserem Kapital zu ihnen gekommen.«

»Wo ist die Freiheit, die sie gewonnen haben? – Wir haben ihnen neue Herren gegeben und sie zu Steuerobjekten gemacht. Wo ist die Freiheit, die wir ihnen gaben? – Die Wissenden unter ihnen wollen die Freiheit nicht gutwillig annehmen, ausgenommen einzelne Weitsichtige, die ebenso wie die Japaner erfaßt haben, daß sie eine Weltwaffe ist, die man sich aneignen muß, um sie später gegen uns zu wenden.«

Ein scharfer Blick aus Davis' Augen traf Ralph und er schob mit gedämpfter Stimme ein:

»Das ist eben die Frage; das ist – —«

Er hielt inne, preßte die Lippen fest aufeinander und nickte Ralph zu, daß er fortfahren möge.

»Und die anderen, die Einfältigen, eignen sich unsere Kultur nur an, um sich über die emporzuschwingen, die sie tyrannisieren – also aus reiner Spekulation. Wie viele aber empfangen unsere Kultur freiwillig in Erkenntnis des Vorzuges vor ihrer eigenen?«

Ralph erinnerte sich Gamâls Worte und fügte unwillkürlich hinzu: »Aus Herzensbedürfnis?«

»Das sind allerdings nur wenige,« sagte Barnett und sah Ralph ernst und wohlwollend in die klaren Augen. »Aber es wird schon kommen. Und Sie haben recht, letzteren Weg müssen wir alle einschlagen.«

»Ich bezweifle, daß wir jemals dorthin gelangen, da wir vom verkehrten Ende angefangen haben.« Und wieder zitierte er Gamâl, diesmal ohne darüber nachzudenken: »Nur zwei Wege führen zur Kultur, der Herzensweg und der Interessenweg. Wir haben mit Zwang angefangen, und darum haben wir vorläufig auch nichts weiter erreicht, als die anderen des Friedens und Glückes zu berauben, das darin liegt, mit den Vorfahren in Übereinstimmung, im Gleichgewicht zu sein. Statt dessen haben wir ihnen die Unruhe des Kulturbegriffes und die hilflose Halbheit gegeben, die dadurch entsteht, daß man das Alte fahren läßt, ohne das Neue zu halten. Wenn sie aber erst einmal richtig zugegriffen haben, werden wir sehen, daß wir einen neuen Wurf von Welteroberern großgepöppelt haben – denken Sie an die Japaner! – Der Tag wird kommen, wo wir Weißen seufzen werden: ›Warum ließen wir sie nicht in Ruhe?‹ Und das Ganze kommt davon, weil wir den Männerweg und nicht den Frauenweg eingeschlagen haben.«

Ralph wunderte sich selbst über seine letzten Worte, die ihm unversehens über die Lippen gekommen waren.

Barnett sah ihn an und schwieg. Davis beugte sich vor und sagte mit derselben gedämpften Stimme wie vorher, aber ohne Heftigkeit:

»Sie sprechen wie ein Kulturfeind. Aber das, was Sie andeuten, ist tatsächlich eine der wichtigsten politischen Fragen im Augenblick. Das ist es, was –«

Wieder brach er ab und schloß die Lippen fest um das Ungesagte, während er auf seine Hände herabblickte.

Barnett richtete sich auf und sagte:

»Ehe ich es vergesse, Herr Davis, Sie baten mich in Ihrem Brief, Ihnen einen Ort anzugeben, wo Sie alle südindischen Rassen und niederen Kasten vereinigt finden könnten. Ich habe darüber nachgedacht und möchte Ihnen den Basar in Kotagiri, einer kleinen Stadt westlich von den ›Blauen Bergen‹, empfehlen, nicht weit von Ootacamundi, wo die Regierung von Madras während der Regenzeit ihren Sitz hat. Dort können Sie gleichzeitig die Bekanntschaft eines der eigenartigsten Stämme Indiens machen, der Todas, die ebensolch helle Haut wie wir haben, und regelmäßige arische Züge. Sie leben mit ihren heiligen Ochsen und Kühen in den engen Tälern der ›Blauen Berge‹.«

»Von ihnen habe ich gelesen,« sagte Davis und war wieder Feuer und Flamme. »Darauf freue ich mich sehr.«

»Sie sind im Aussterben begriffen. Bei der letzten Volkszählung waren es nur noch achthundert Köpfe. Sie sind fast unberührt von unserer Kultur und haben ihre tausendjährigen Gebräuche unverändert bis auf den heutigen Tag bewahrt.«

»Dort können Sie sich überzeugen, ob Ihre Theorie von dem Glück der Unberührten Stich hält,« sagte Davis mit einem spöttischen Lächeln zu Ralph, der sich interessiert aufgerichtet hatte, »daß sie am Aussterben sind, ist indessen kein gutes Zeichen.«

»Es gibt dort fast doppelt so viele Männer wie Frauen,« fuhr Barnett fort, »denn es ist Sitte, daß man die überflüssigen Mädchen gleich nach der Geburt tötet, und für mehr als

ein Mädchen pro Familie meinen die Todas keinen Gebrauch zu haben.«

»Genau wie bei gewissen Südseevölkern. Und ihnen sollte etwas weiße Kultur nicht not tun?«

Ralph antwortete nicht.

»Die Folge davon ist,« fuhr Barnett fort, »oder wer weiß, vielleicht ist es die Ursache, – Tatsache ist jedenfalls, daß dort Vielmännerei herrscht, indem eine Frau, außer mit ihrem ursprünglichen Mann, mit all seinen Brüdern oder, wenn er keine Brüder hat, mit seinen nächsten Anverwandten verheiratet ist. Eine besondere Vereinbarung ist nicht erforderlich, man meint, daß sich das von selbst ergibt. Daraus folgt natürlich wiederum, daß die Geschlechtmoral auf einer sehr niedrigen Stufe steht.«

»Selbstverständlich – genau wie auf gewissen Südseeinseln –« sagte Davis und wandte sich triumphierend an Ralph: »Ob unsere weiße Kultur dort nicht auch eine Mission hat?«

»Sie haben ohne Zweifel recht,« sagte Barnett höflich, »aber ganz ohne Verbindung mit den Weißen sind sie natürlich nicht geblieben. Jedenfalls haben sie unserer überlegenen Kultur zweierlei zu verdanken, ebenso wie die von Ihnen genannten Südseeinsulaner. Das eine ist der Gebrauch von Zündhölzern –«

Davis nickte und zeigte Ralph seine Zähne in einem Lächeln, das sagte: Selbst bei diesen Widerstrebenden mit ihrer jahrhundertalten Kultur, selbst in diesen engen Tälern hinter den ›Blauen Bergen‹, ist unsere Kultur wie eine unwiderstehliche Naturkraft durchgedrungen.

»Die alte Methode, Feuer durch Reiben von Holzstücken hervorzubringen, wird jetzt nur noch beim Anzünden des Tempelfeuers verwendet.«

»Und was ist das andere?« fragte Davis ungeduldig.

»Syphilis. *Daran stirbt der Stamm aus.*«

Davis schwieg. Ralph aber schlug mit den flachen Händen auf die Stuhllehne und lachte.

Im selben Augenblick kam der Vellala mit den Büchern zurück. Er stand unschlüssig, ob er an den Fremden vorbeigehen und sie auf den Tisch legen dürfte, bis Barnett sich seiner erbarmte und die Hand danach ausstreckte.

»Sind Sie nicht am Nilgiri zu Hause, Shankar?« fragte er.

Der Vellala legte den Kopf einschmeichelnd auf die Seite und sagte, froh, daß er den Erwartungen entsprechen konnte:

»Ja, Herr – der Hof meines Vaters liegt nur zwei Meilen von Kotagiri entfernt.«

»Haben Sie mich neulich nicht um Heimaturlaub für ein oder zwei Wochen gebeten?«

Die Augen des Vellala ruhten schwer auf Barnett, um den vollen Sinn dieser Frage zu erforschen. Darauf antwortete er einschmeichelnd:

»Ja, Herr, wenn es gefällig ist.«

Barnett wandte sich an seine Gäste:

»Ich möchte Ihnen vorschlagen, meine Herren, wenn es Ihre Absicht ist, die Reise zu machen, sich Shankar anzuschließen. Er wird gegen eine entsprechende Vergütung gern Ihr Führer sein. Nicht wahr, Shankar?«

»O ja, Herr, mit größtem Vergnügen.« Etwas vorsichtig und zögernd aber fügte er hinzu: »Gegen eine kleine Vergütung und Kost und Tabak.«

»Das Reisen ist in dieser Gegend beschwerlich. Außer in den großen Stationsstädten, wo Sie wie hier im Bahnhofsgelände selbst wohnen können, finden Sie weder Dakh, Bungalow noch Sarai. Sie sind auf Zelte unter freiem Himmel angewiesen. Aber die Reise lohnt sich dennoch sehr. Denn außer all dem ethnographisch Interessanten finden Sie in den ›Blauen Bergen‹ die beste Jagd von ganz Südindien.«

Ralph und Davis schlugen sofort ein, und es wurde verabredet, daß Shankar sie am nächsten Morgen auf dem Bahnhof, wo sie wohnten, treffen sollte.

Shankar trat von einem Fuß auf den anderen, den Kopf einschmeichelnd auf die Seite gelegt, zögernd, ob er gehen solle. Davis und Ralph sahen ihn fragend an, Barnett aber erhob sich mit einem launigen Schimmer in den bleichen Augen, trat auf ihn zu und gab ihm die Hand.

»Lebe wohl, Shankar! Auf Wiedersehen!«

Der Vellala strahlte übers ganze Gesicht, und als Ralph und Davis ihm auch die Hand drückten, glänzte er geradezu vor seliger Untertänigkeit. Sein Herz hatte Frieden gefunden, und er eilte hinaus.

»Er legt sehr viel Wert darauf, daß man ihn als Kavalier behandelt,« sagte Barnett, »das ist seine schwache Seite.«

»Nun,« sagte Ralph, »dagegen läßt sich nichts sagen.«

»Ebenso ängstlich wie mein junger Brahmane war, Ihnen zu nah zu kommen, ebenso begehrt ist Shankar danach, der europäisierte Sproß der unteren Kaste. Das kennzeichnet den Unterschied.«

»Und die Segnungen der weißen Kultur,« sagte Ralph mit einem Seitenblick auf Davis; der Ethnograph aber tat, als ob er nichts hörte.

Ein weißgekleideter Boy mit einem vielfach geschlungenen Turban auf dem Kopf und einem breiten Gürtel um den Leib, kam lautlos auf bloßen Füßen herein, zog den Türvorhang zum Eßzimmer zur Seite und stellte sich stramm und unbeweglich neben der Tür auf.

»Tini adsja!« sagte er – »die Mahlzeit ist bereit.«

Barnett gab ihnen seine Karte für einen Brahmanen, den er kannte, einen Pandit, Gelehrten, einen Damarkarthas, Mitglied des Tempelrates. Dieser konnte ihnen das größte indische Gotteshaus viel besser zeigen als die gewöhnlichen Führer, die man beim Stationsvorsteher bekam.

»Noch eine Frage,« sagte Barnett, indem er sie durch den Garten zum Wagen geleitete, »haben Sie sich einen eingeborenen Diener verschafft?«

Davis antwortete, daß sie bisher damit gezögert hätten, weil es ihre Absicht gewesen sei, ihn zu Rate zu ziehen.

»So rate ich Ihnen, nicht mehr als einen zu nehmen,« sagte Barnett. »Er kann Sie beide bedienen und gleichzeitig Dolmetscher sein; das ist nämlich das wichtigste. Zwei würden sich nur beständig darüber zanken, wessen Kaste und wessen Herr der vornehmste ist, und würden die Untergebenen ausschelten, bis diese mitten in der öden Gegend davonlaufen. *Ein Sirdar* – oberster Diener – genügt für Ihre persönliche Bedienung; das übrige Personal, Koch, Wasserträger und Pferdejunge, können das übrige besorgen.«

Barnett versprach, den Pandit, an den er sie gewiesen hatte, zu benachrichtigen und ihn zu bitten, einen Diener für sie in Bereitschaft zu halten.

Als Ralph und Davis zum Bahnhof zurückkehrten und in den Erfrischungsraum gingen, um ihren Nachmittagstee zu

trinken, kam Abbas ihnen entgegen, mit einem breiten Lächeln auf seinem leichtbeweglichen Gesicht.

»Ich habe einen alten Bekannten getroffen,« sagte er, »der sehr froh wurde, als er mich sah. Er wartet nebenan, um Sie zu begrüßen, Herr Cuning.«

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür und Abdul-Hassan kam Ralph mit ausgestreckten Armen entgegen. Die etwas glasartigen, braunen Augen leuchteten, und um die Denkerfalte auf seiner hohen Stirn zitterte es von liebenswürdigen Fältchen.

Das Wiedersehen mit dem Scheik rief alle Erinnerungen von Kairo in Ralph wach – die Tage, wo er erst dem Glück und dann dem Tode näher gewesen war als jemals. Sowohl Helen wie Schehanna lebten bei diesem Wiedersehen auf, und die Bitterkeit über das plötzliche Ende ihres Zusammenlebens griff ihm von neuem ans Herz. Man könnte es an seinen Augen und der Furche um seinen Mund sehen.

Abdul-Hassan zog seine Arme wie ein Paar Fühlhörner zurück.

Da beeilte Ralph sich, seine Hände mit einem herzlichen Willkommensgruß zu ergreifen. Er stellte ihm Davis vor und nötigte ihn zu bleiben.

Sie frischten Erinnerungen von dem Besuch in El-Azhar und dem Abenteuer in der Wüste auf. Abdul-Hassan war offenbar unterrichtet, denn er vermied es, Helen und Schehannas Namen zu nennen. Schließlich berichtete Ralph, daß sie sich getrennt hätten und jeder seines Weges gereist sei.

Offenbar waren der Scheik und Abbas während der halben Stunde, wo sie zusammen auf Ralph und Davis gewartet hatten, gute Freunde geworden. Abbas stand die ganze Zeit hinter seinem Stuhl, lächelte, wenn der Scheik lächelte

und kopierte unbewußt seine Handbewegungen. Mitten in diesem schwarzen Lande, wo Abbas alles so unbekannt und unheimlich war, erschien ihm der Scheik, der ihm in Beyrut fern und fremd gewesen wäre, wie ein Genosse aus der Heimat.

Als Ralph den Scheik fragte, was ihn nach Indien geführt habe, verschwand das Lächeln in dem mageren Arabergesicht.

»Die Mahdi-Bewegung,« sagte er ernst. »Sie ist im Begriff, sich über Aegyptens Grenzen zu breiten.«

»Ich dachte, daß Sie gegen die Bewegung gesichert seien, weil Sie so viele Senussijen zwischen Ihren Schülern zählen.«

Abdul-Hassan sah mit einem hastigen Blick auf.

»Ich habe meine Tätigkeit aufgeben müssen. Meine Reise ist eine Flucht.«

»Und was machen Sie hier in Madura?«

Abdul-Hassan zögerte. Dann sagte er gedämpft:

»Ich warte und beuge vor.«

»Ist das Ende der Zeiten gekommen?« fragte Ralph mit einem heiteren Blinzeln. Aber er bereute seinen Scherz, als er sah, daß Abdul die Farbe wechselte.

»Mißverstehen Sie mich nicht!« beeilte er sich hinzuzufügen, »ich führte nur Ihre eigenen Worte von unserem Gespräch in der weißen Villa an – entsinnen Sie sich nicht?«

Abdul überlegte einen Augenblick.

»Ich kann Ihnen nichts anderes sagen,« bemerkte er darauf, »als daß es in Indien annähernd fünfundsechzig Millionen Mohammedaner gibt, und daß einige der angesehensten hier in der Gegend wohnen.«

Als Abdul-Hassan hörte, daß sie im Begriff standen, weiter nach Westen zu reisen, und daß sie durch den Brahmanen, an den Barnett sie empfohlen hatte, einen eingeborenen Diener bekommen sollten, erbot er sich, inzwischen Abbas zu übernehmen. Abbas konnte ihn nach Bombay begleiten, wohin er sich in nächster Zeit begeben wollte, um dort wieder mit Ralph und Davis zusammenzutreffen.

Abbas machte keine Mördergrube aus seinem Herzen, daß er der Reise nach Westen am liebsten aus dem Wege ging; er war kein Held, hatte nie gejagt und erblaßte, wenn von Tigern und Elefanten die Rede war. Er wand sich vor Ralph wie ein Kind, das Prügel fürchtet. Ralph ärgerete sich über seine Feigheit, sah aber ein, daß er ihnen nur beschwerlich werden würde, und willigte mit einem höhnischen Achselzucken ein; Abbas vergaß dieses Achselzucken nicht und legte es in seiner Erinnerung zu den Prügeln, die Ralph ihm einst in der weißen Villa vor Kairo gegeben hatte.

Abends meldete sich ein junger Mann, mit engliegenden Augen in einem außerordentlich schmalen Gesicht; er war vom Pandit Ramalingam geschickt worden.

Davis, der ihn zu Ralphs Erstaunen in seiner eigenen Sprache anredete, bemerkte, daß er für einen indischen Diener ein ungewöhnlich vertrauenerweckendes Aeußere habe. Er erzählte Ralph, daß die Tiyān-Kaste, der er angehörte, seit Jahrhunderten den Weißen an der Malabarküste gedient hatte, erst den Portugiesen, dann den Holländern und schließlich den Engländern, und daß es eine eurasische Bastardrasse gäbe. Davis meinte, daß Chundri – so hieß ihr neuer Diener – zu dieser gehörte, weil seine Haut so ungewöhnlich hell war.

Chundri sollte von Ramalingam Pandit grüßen und sagen, daß er es als den glücklichsten Tag seines Lebens betrachten würde, wenn die fremden Gelehrten sich morgen nachmittag um sechs Uhr vor dem östlichen Gopuram einfinden wollten. Dann würde er ihnen das Heiligtum der fischäugigen Minakshis zeigen. Ferner sollte er ihnen sagen, daß morgen früh ein Fest im Kali-Tempel bei dem großen Teppakulam vor der Stadt stattfände, das sie nicht versäumen dürften. Chundri hätte den Auftrag, sie rechtzeitig an den richtigen Ort zu geleiten.

---

Voller Sonnenschein lag auf einem niedrigen, weißgekalkten Gebäude ohne Fenster, unter einem verfallenen Ziegeldach. Es war der Kalitempel.

Auf dem breiten Wege vor dem Tempel wimmelte es von Kindern. Greise und Frauen hockten unter jungen Feigenbäumen. Vom Eingang, den Ralph und Davis noch nicht sehen konnten, erklang ein ohrenbetäubender Lärm von krähenden Männerstimmen, Flöten und Trommeln.

Als ihr Wagen in einer Wolke von Staub an der Seite des Gebäudes vorfuhr, erstarrte alles Leben und die Hälse reckten sich nach den Fremden, wie ein Schwarm wilder Vögel, die plötzlich überrascht werden und sich noch nicht klar darüber sind, nach welcher Seite sie sich wenden sollen.

»Kali ist Siwas Frau,« sagte Davis, »die Göttin der Diebe, Räuber, Gaukler und Mörder. Sehen Sie sich nur die Physiognomien an, die verleugnen sich nicht.«

Es war wirklich eine ausgesuchte Sammlung von den niedrigsten Existenzen. Aus den erschrockenen Blicken

leuchtete eine Mischung von neugieriger Angst, kriechender Unterwürfigkeit und verkrüppeltem Lebenswillen, typisch für diejenigen, die daran gewöhnt sind, von anderen gescheut zu werden, und die als einzige Waffe die Fähigkeit besitzen, bessere Leute mit der Unreinheit ihrer Nähe zu besudeln.

»Was sind das dort für Leute?« fragte Davis Chundri, der auf dem Kutscherbock saß.

»Die ganz Schwarzen dort hinten sind Jrulen aus den ›Blauen Bergen‹. Sie ernähren sich von Honigsammeln. Die Alten dort sind Leute aus Telugu, die herkommen, um zu betteln. Und die dort, die sich das Tuch über'n Kopf geworfen haben, sind aus Kalla, Vieh- und Hühnerdiebe, die nur zur Stadt kommen, wenn für Kali ein Fest gefeiert wird. Der dort mit dem vollen, krausen Haar und den abstehenden Ohren ist wohlbekannt hier in Madura. Er ist der Häuptling der Kalla und kommt nur her, um die Diebesgelder einzukassieren, vier Annas, die arme Familien, die vor der Stadt wohnen, den Kallas im Jahr bezahlen müssen, damit sie ihnen ihre Hühner nicht stehlen.«

»Eine Risikoprämie, die die Polizei überflüssig macht,« sagte Davis. »Was würden Sie zu solchem Justizsystem in den Staaten sagen?«

»Ganz fremd ist es uns wohl nicht,« meinte Ralph trocken, »und ich glaube sogar, daß man die Rechtssicherheit auf diese Weise billiger hat.«

Ein altes abgezehrtes Weib mit weißen Haarsträhnen um die abstehenden Ohren, Augen, die in tiefen Höhlen glühten, und einem Mund wie ein verzerrter Spalt in dem durchfurchten Gesicht, kam auf den Wagen zugehinkt und streckte ihre nackten, hageren Arme zu den Fremden hinauf.

»Yeruku, Sahib, Yeruku!« krächte sie.

»Was bedeutet das?« fragte Davis.

»Wahrsagen, Herr, wahrsagen! – Es ist eine alte Korawa-Hexe,« Chundri verzog das Gesicht, als ob er sich an ihrem Anblick verbrannt habe.

Ihr auf den Fersen folgte eine Schar aufgeschossener Bengel, die nur ein schmales Lendentuch am Körper trugen. Sie umringten den Wagen, reckten die Arme und schrien mit der Alten um die Wette, die sich umdrehte und nach ihnen schlug.

»Das ist Korawa-Brut,« sagte Chundri verächtlich, »der schlimmste Räuberstamm in ganz Indien. Heute sind sie hier, morgen dort. Wenn sie einen Ohrring stehlen, reißen sie das Ohr mit ab.«

Ein Schlangenbändiger, der im Tempel gewesen war, trat jetzt vor die Tür. Als er den Wagen sah, stürzte er schreiend darauf zu und begann unter einem unaufhaltsamen Wortstrom den großen flachen Korb, den er an einem Band um den Hals trug, zu ordnen. Die Kinder schob er beiseite, hockte sich mitten im Staub nieder, stellte den Korb neben sich, wickelte sich ein schmutziges Tuch um den Arm, nahm eine Lehmflöte und begann eine unerträglich gellende Musik zu flöten. Kurz darauf hob eine Brillenschlange ihren flachen Kopf aus den Lumpen im Korb, bewegte die gespaltene Zunge mit rasender Schnelligkeit hin und her, als suche sie Linderung vor der teuflischen Musik und sprang dann mit einem Ruck in ihrer ganzen Länge aus dem Korb. Sie wand sich um das Tuch an seinem Arm, schlängelte sich um seinen bärtigen Hals und verschwand ganz plötzlich in dem Lendentuch eines Knaben, der gaffend gleich daneben stand. Der Junge machte einen Luftsprung vor Schreck, und

alles lachte. Der Schlangenbändiger grinste boshaft mit seinen Zahnstummeln, sagte dem Burschen einige ermahrende Worte und befreite ihn schließlich, indem er die Schlange um den Hals faßte und in den Korb hineinzog.

Ralph warf ihm Geld zu, und der Bettler stürzte sich mit einem Strom von Danksagungen darauf.

»Yeruku, Sahib, Yeruku!« schrie die Hexe noch immer und machte Ralph Zeichen zu, daß er ihr seine Hand geben sollte; schließlich machte sie Miene, seine Hand zu greifen, Chundri aber schlug nach ihrem Arm, daß sie zur Seite taumelte, während sie ihn wie eine Katze anfauchte.

Ralph warf ihr ein Geldstück zu. Sie griff es in der Luft auf und zog sich mit einem Wortschwall zurück, indem sie sich mit den demütigsten Gebärden im Staube verbeugte, während die Jungen lachend um sie herumsprangen und ihre blitzenden Zähne zeigten.

»Sie stößt Flüche aus,« sagte Davis und sah fragend zu Chundri auf, der zustimmend nickte, über Davis' Wissen erstaunt; aber er war nicht zu bewegen, ihre Worte zu übersetzen.

»Der Schlangenbändiger ist auch ein Korawa,« sagte er. Die Hexe stand neben ihm und zeigte ihm ihr Geldstück; sie gingen zusammen zur Mauer und setzten sich zu einem Haufen Männer und Frauen, die in der Sonne lagen.

»Es ist eine ganze Korawa-Bande,« sagte Chundri, »die Kali geopfert haben. Wahrscheinlich haben sie einen größeren Streich vor.«

Ralph und Davis stiegen aus dem Wagen und begaben sich zum Eingang, vor dem eine Estrade war, die von vier grobgeschnitzten Holzsäulen unter einem Strohdach getragen wurde.

Sie wurden von den Kindern umringt, die nach Geld schrien. Auch die alten Bettler hatten sich erhoben und hinkten mit ausgestreckten Händen hinter ihnen her, ihre einförmige Betteltirade singend.

»Sahib hätte der alten Hexe nichts geben sollen,« sagte Chundri, »jetzt bekommen wir die Bande die ganze Zeit hinter uns her. Wenn man einem etwas gegeben hat, wollen alle haben.«

Vorm Eingang schlug ihnen ein strenger, erstickender Geruch entgegen; im selben Augenblick sahen sie einen blutigen Pfahl und, auf einem Stein davor, eine große Pfütze von rotem Blut, das in der Sonne dampfte.

»Pfui Teufel!« Davis hielt sich die Nase zu.

»Das ist noch von der Opferung bei Sonnenaufgang,« sagte Chundri.

»Was hat man geopfert?« fragte Ralph und betrachtete einen Haufen junger Männer, die mit entblößtem Oberkörper und vorgestreckten Händen auf der Estrade knieten. Diese Augen waren wie in Trunkenheit verdreht, die Gesichter zu einem tierischen Lächeln verzerrt. Gleich neben der Blutpfütze saß ein gebückter Greis, lange, weiße Haarbüschel fielen ihm auf die spitzen Schultern, und auf der knöchigen, nackten Brust hingen gedrehte Bartsträhnen. Die blinden Augen starrten glasklar und blind unter der knorrigten Stirn hervor, wo drei wagerechte weiße Striche über der Nasenwurzel gemalt waren. Haar und Bart, Backen und Hände waren mit Blut bestrichen; hin und wieder tauchte er seine Handflächen in die Blutlache und erneuerte das Blut auf Brust und Stirn, während er seinen Gesang oder seine Rede unaufhörlich herplapperte. Jedesmal, wenn er

nach einer Strophe den Kopf beugte, fielen die Jungen in krähendem Chor ein.

»So haben sie seit Sonnenaufgang dagesessen.«

»Und jetzt ist die Uhr zehn,« sagte Davis und sah auf seine Uhr.

»Was haben sie geopfert?« fragte Davis wieder.

Chundri zuckte die Achseln.

»Was weiß ich, Sahib,« er wich Davis' Blick aus, »das tägliche Opfer ist ein Zicklein. Bei den großen Festen kommt jede Familie mit ihrem Zicklein, oder, wenn sie sehr arm ist, nur mit einem Hahn.«

Davis sah sich nach allen Seiten um, um Spuren von Häuten oder Knochen zu entdecken, aber es war nur das Blut da.

»Sehen Sie dort,« sagte er und zeigte auf eine gemalte Holzfigur gleich rechts in der dunklen Türöffnung, »dort haben wir die furchtbare Göttin.«

Eine Gestalt in halber Menschengröße, ein unförmlicher Kopf mit Elefantenzähnen, stiere, rote Augen und eine langgestreckte Zunge, die ihr bis auf die Brust hing – das war die Göttin Kali, Siwas Frau!

»In alten Zeiten«, fuhr Davis fort, »begnügte Kali sich nicht mit weniger als einem neugeborenen Kind. ›Das Blut von Menschenopfern‹, heißt es, ›erfreut Kali tausend Jahre‹. Ich kenne einen Anglo-Inder, der behauptet, daß noch heutigentags bei festlichen Gelegenheiten heimlich Menschenopfer gebracht werden.«

»Unserer weißen Kultur zum Trotz!«

»Finden Sie vielleicht, daß auch das zulässig sein sollte?« fragte Davis ärgerlich.

Ralph antwortete nicht. Durch die Türöffnung blickte er in den Tempel hinter der Estrade. Aus dem dunklen, fensterlosen Raum klang gedämpftes Murmeln und leises Schleifen. Tief drinnen flackerte eine Reihe qualmender Lichtstummel auf dem Fußboden, wie Rampenlicht in einer Jahrmarktsbude. Sie beleuchteten den geschnitzten und bemalten Fuß eines Götzenbildes, dessen Beine und Körper sich nach aufwärts in der Dunkelheit verloren. Vor dem Altar bewegte sich etwas, was bald die einen, bald die anderen Lichter beschattete. Ralph strengte seinen Blick an und wurde eines hellen Gewandes gewahr, das den Bewegungen folgte; er ahnte Arme, die sich schwangen, und einen Kopf, der sich im Takt zu dem leisen Gemurmeln bewegte; und jetzt sah er auch, daß das schleifende Geräusch von nackten, tanzenden Füßen herrührte.

Er wandte sich zu Chundri um und zeigte in den Tempel.

»Das ist die Dewadasi,« sagte dieser.

Davis sah sie jetzt auch und erklärte interessiert:

»Das ist eine Tempeltänzerin, eine von denen, die wir Bajaderen nennen. Jeder Tempel und jeder Gott hat seine.«

Ralph wollte hinter den Pfahl treten, um in den dunklen Raum zu gelangen; indem er aber über die Blutlache sprang, und der Greis und die Jungen begriffen, was er vorhatte, fuhren sie wie *ein* Mann in die Höhe und versperrten ihm den Weg mit drohenden Gebärden.

Ralph griff nach der Tasche, wo er seinen Revolver hatte; Davis aber faßte ihn heftig am Arm und flüsterte:

»Lassen Sie! – Diese sind vom Gott besessen und zu allem fähig. Wenn Sie mit Gewalt eindringen, kommen wir nicht lebendig von hier fort.«

Auch Chundri machte ihm mit angstvollen Augen Zeichen zu.

Ralph trat zurück. Die Jungen setzten sich knurrend, manch wildrollendes Auge aber folgte Ralph und Davis, als sie zu der staubigen Landstraße zurückkehrten.

Dem Tempel gegenüber lag Teppa-Kulam, ein mächtiges Bassin, zu dessen heiligem Wasser breite Steinstufen hinabführten.

Dorthin eilten einige junge Mädchen aus dem Kali-Tempel. Sie gingen wie im Schlaf, mit matten Zügen, die Lider tief über die Augen gesenkt; als sie einigen jungen Leuten begegneten, die vom Bade zurückkehrten, ging es wie ein krampfhaftes Zucken durch die Jüngsten, und ihr Mund verzog sich wie vor Ekel.

Chundri lächelte lüstern; Davis' stets waches Auge sah es und er fragte, wer die Mädchen seien.

»Sie haben vorm Angesicht des Gottes Hochzeitsnacht gefeiert,« sagte er und sank mit einer zynischen Geste in die Knie – »man kann sehen, daß es dabei heiß hergegangen ist.«

»Hochzeitsnacht?« fragte Ralph erstaunt. »Diese schmutzigen, schlechtgekleideten Mädchen sahen nicht sehr bräutlich aus.«

Davis lachte laut auf.

»O nein, es ist auch nur Chundri, der sich poetisch ausdrückt. Das Kali-Fest wird mit Orgien niedrigster Art gefeiert, für die junge Frauen sich opfern, um ihren Gott zu ehren.«

Männer und Frauen standen bis an die Brust in dem lauwarmen Wasser. Wenn sie herausstiegen, klebte der dünne Stoff, blank und dunkel von Nässe, an ihrem Körper und

zeigte ihre Formen; die Frauen verstanden es, behende den Rücken zuzukehren, so daß kein Männerblick sie kränken konnte. Ohne den Körper zu entblößen, wechselten sie sogar vor aller Augen das nasse, schmutzige Hemd mit einem trockenen, das über der Balustrade hing.

Als Ralph und Davis im Begriff waren, in den Wagen zu steigen, kamen zwei Frauen aus dem Tempel, von einer alten Frau in einem weiten, grauen Kittel begleitet.

»Sehen Sie dort die Dewadasen!« rief Chundri, »sie haben ihren Tanz jetzt beendet. Die Alte ist eine Daja, die sie behütet.«

Ein kleiner Zebu-Wagen, den Ralph noch nicht bemerkt hatte, fuhr im selben Augenblick vor. Kinder und Bettler umringten die Dewadasen, die lächelnd Geld unter sie warfen, während sie sich einen Weg zum Wagen bahnten.

Ueber ein enganschließendes Unterkleid von dunkelroter Seide war ein blendend weißes, goldgesäumtes Gewand geschlungen; die nußbraunen Arme waren bis zur Hälfte des Oberarmes entblößt, und unter dem Gewand sah man die nackten Füße bis etwas über die Knöchel. An allen Fingern trugen sie Ringe, um die Arme wickelten sich Schlangenreifen von Gold und um die Fußgelenke massive gedrehte Silberringe. Auch die Zehen waren mit Ringen geschmückt, die statt Edelsteinen blitzende Spiegelscheiben hatten; in dem blanken Haar, das in der Mitte gescheitelt und glatt über die Ohren gekämmt war, blitzte es von Gold und Perlen.

Die Aelteste trug ihren Kopf voll Selbstgefühl und Anmut wie eine Königin. Unter der schöngeformten Stirn trafen die weitgeöffneten, strahlenden Augen die Fremden mit einem Blick, der gleichzeitig anzog und fernhielt; es sprach sowohl Stolz wie Abscheu und Verlangen aus den dunklen Augen.

Davis lüftete unwillkürlich bewundernd den Hut; das junge Mädchen öffnete voller Erstaunen die dicken Lippen, die dunkel und blank waren, wie zwei reife Früchte. Sie schlug die Augen nieder und warf den Kopf zurück, indem sie in den Wagen stieg, während die andere, die kaum erwachsen war, die Fremden verstohlen mit einem neugierigen Kinderblick musterte. Die Daja murmelte allerhand, worauf niemand achtete, während sie beschwerlich auf dem Rücksitz Platz nahm.

»Sie war nicht übel,« sagte Davis und sein Blick folgte dem Wagen, der runde Staubwolken aufwirbelte, »frei und würdig wie eine Königin. Man sollte nicht glauben, daß sie nur eine Tempeltänzerin ist.«

»Wenn unsere weiße Kultur von ihr Besitz ergriffen hätte, würde sie die freie Würde schon längst verloren haben. Wenn sie unserem Wesen überhaupt zugänglich ist; ich glaube, daß das Begehren eines weißen Mannes sie ganz unberührt lassen würde.«

»Unberührt?« Davis wandte sich ihm mit funkelnden Augen zu, »sahen Sie nicht den abenteuerlustigen Blick ihrer Augen! Ich möchte auf das Gegenteil wetten, falls wir die geringste Aussicht hätten, das Experiment zu machen.«

»Haben Sie sich verliebt?« fragte Ralph und lächelte spöttisch.

Nach dem Fünfuhrtee verließen Ralph und Davis den Bahnhof; sie wollten um sechs Uhr beim Tempel sein, wozu der Brahmane Ramalingam sie aufgefordert hatte.

Hinter ihnen glühte die Sonne am Himmel. Auf dem braunen Rücken des Läufers lag der Schweiß in blanken Flächen. Es war ein hochaufgeschossener Junge mit einem riesigen Turban, dessen Zipfel wie Wimpel hinter ihm herflatterten.

Er lief in langen, regelmäßigen Sprüngen vorm Wagen und schwang seinen Stock von links nach rechts, während er in einem durchdringenden Messeton den Geistern der Luft und wem er sonst auf dem staubigen Weg begegnete, verkündete, daß hier zwei weiße Könige in ihrer Majestät daherkämen.

Hühner flogen schreiend nach allen Seiten. Ein hungriger Paria-Hund, der an einem Vogelaas nagte, knurrte gereizt. Zwei elende Wasserträger gingen in großem Bogen um sie herum und wagten erst wieder zu atmen, als die Erscheinung glücklich vorbei war.

In rasendem Lauf ging es an einer Lehmhütte vorbei, gelb und grau wie das Flußwasser, mit einem dunklen Türloch unter dem Verandadach, aber ohne Anzeichen von Leben. Noch eine und noch eine in dem goldenroten Schein, der wie ein Schleier über den steinigen Feldern lag. Die einzelnen Häuser wurden zu einer Straße. Männer kamen vom Felde, mit Messern, Hacken oder Körben. Weißgekleidete Witwen auf bloßen Füßen, das Genick steif und die Hüften beschwert von dem gewaltigen Messinggefäß, das sie auf dem Kopf trugen, kamen mit Wasser vom Fluß für das Nachtessen der Familie.

Jetzt machte der Wagen solch heftige Schwenkung, daß Davis fast herausgeflogen wäre. Chundri drehte sich auf dem Bock um und zeigte nach oben. Dort, am Ende der schmalen Gasse, hob sich eine dunkle Masse himmelwärts.

Es war der größte von den Riesentürmen des Tempels. Er bestand aus zehn bunten Bilderstockwerken, die zu einer langgestreckten Pyramide von sitzenden und tanzenden

Göttern und Göttinnen mit schwellenden Brüsten und Hüften übereinandergetürmt waren, in dunklem Stein ausgehauen. Es war wie ein verstummtes Geschrei von Tausenden beseelter Steinleben, zum Preis des Ewigen, ein lärmender Lebenskampf von andächtigen Menschengedanken, die alle zu Licht und Raum hinaufstrebten und mitten in der Ekstase beim donnernden Halt des Gewaltigen, der Ruhe in seinem Himmel haben wollte, erstarrt waren. Diesen Eindruck machte es auf Ralph.

Sie fuhren an einem mannshohen Eisengitter entlang, das das Grundstück des Tempels einfriedigte, und dort lag wieder ein Gopuram mit Menschengewimmel davor. Das war der Eingangsturm.

Ein Strom von braunen Gestalten, die sich bemühten, durch den Anblick der Fremden nicht verunreinigt zu werden, wogte ein und aus. Es war die Andachtsstunde nach des Tages Arbeit. Man kam mit Blumen und wollte beten, jeder hatte ein Anliegen, das wiederum das eines anderen kreuzte, alle aber stiegen zur veilchenblauen, dunstigen Wölbung hinauf.

Die Kinder, die den Wagen der Weißen umringten, wichen zur Seite, als sich jetzt ein älterer, korpulenter Mann näherte. Er hatte traurige schwarze Augen über welken Wangen, die sich zu einem Lächeln verzogen, als er sich vorbeugte und die Hand grüßend zur Stirn führte.

Es war der Brahmane Ramalingam. Als Davis ihn auf Hindustanisch anredete, blitzte es in seinen matten Augen auf, und er setzte sich gleich in Bewegung, zuvorkommend, aber mit einem Selbstbewußtsein, so sicher und anspruchslos, wie nur der es hat, der weiß, daß sich nicht ein einziger Tropfen unreinen Blutes in den Saft seines Stammbaumes

gemischt hat, und der nie jemandem begegnet ist, der daran gezweifelt hat.

Er schritt ihnen voran durch den ungeheuren wimmelnden Haufen unter dem flachen Dach. Sie kamen durch einen halbdunklen, breiten Gang, der von bemalten Holzsäulen getragen wurde, durch eine Vorhalle, wo Licht zwischen zwei Reihen Sandsteinsäulen, die zu Göttergestalten ausgehauen waren, hereinfiel. Hinter den Säulen hatten die Tempelhändler Auslagen von Amuletts, Blumen und Räucherhölzern, aber auch von ganz weltlichen Dingen, Hausgerät und billigen Gegenständen aus europäischen Fabriken ausgebreitet. Am Ende der Vorhalle, zu jeder Seite des breiten Tores, das zum eigentlichen Tempelraum führte, standen Siwas Söhne: der Kriegsgott Subrahmanyi, furchtbar in seinem versteinerten Zorn, und Ganesh, der Glücksgott, der seinen Elefantenrüssel gemütlich zwischen seine Steinknie gesenkt hielt.

Auf dem Boden lag es voll von Bettlern, die sich erhoben, durcheinanderschrien und mit ihren Stöcken auf die Steinfliesen klopfen, als sie der weißen Männer ansichtig wurden.

Ramalingam machte den Weg mit einigen drohenden Worten frei und die Bettler zogen sich knurrend zurück.

Es roch nach Stall; der schmutzige Steinboden war mit Stroh bedeckt. Da erklang von rechts ein gellender Trompetenstoß, und gleich darauf tauchte ein mächtiger Elefant auf. Auf dem Rücken hatte er eine violette Seidendecke und ein befranstes Käppchen auf dem Kopf. Er lächelte verschmitzt mit seinen kleinen gelben Augen, als machte er sich heimlich über seine eigene Heiligkeit lustig.

Der Führer rasselte mit einer Blechbüchse, Ralph warf eine Münze auf die Erde; der Elefant strich mit dem Rüssel durch den Schmutz, fand die Münze und ließ sie in die Büchsenöffnung fallen.

Davis nahm eine falsche Rupie, die er am selben Morgen bekommen hatte, und warf sie auf die Erde. Sie klirrte über den Fußboden und rollte zu einer Säule, wo ein junger Krüppel lag, die Krücken neben sich. Er reckte sich nach der Münze, richtete sich an seinen Krücken auf und schleppte sich auf seinen welken Beinen, die am Schenkel nicht dicker als der Krückenstock und im Kniegelenk gegeneinander gebogen waren, über den Boden. Während seine großen Augen in heiligem Zorn glühten, warf er Davis die Rupie an den Kopf, indem ein Strom von zornigen Worten ihm den Schaum auf die Lippen trieb. Die Bettler rings umher klappten mit ihren Stöcken und wiederholten seine Worte. Der Führer machte kehrt und zog das heilige Tier, das so schamlos verhöhnt worden war, mit sich fort.

Ramalingam erklärte in seinem gebrochenen Englisch, daß der Krüppel ein sehr heiliger Mann sei, und er warf Davis einen mißbilligenden Blick zu, der lachend erklärte, daß er die Intelligenz des Elefanten auf die Probe stellen wollte.

Der Brahmane hatte alles Interesse für die Fremden verloren. Er führte sie durch das Bassin, »der Teich der goldenen Lilien«, wo einige Hindus bis an den Leib im Wasser standen und ihre Andacht verrichteten, ohne seinen Gästen Zeit zu lassen, das Schnitzwerk der Säulen zu bewundern.

Durch ein Bronzetur kamen sie in einen langen, breiten Gang, wo unter den Deckenbalken zahlreiche fliegende Hunde hingen; es stank wie in einer Menagerie, und die

Tiere schwirrten ihnen um die Ohren. In der Mitte des Ganges war eine Türöffnung zu einem viereckigen Raum, wo ein Götterbildnis stand. Beim Lichtschein einer vereinzelter Kerze, die auf dem Altar brannte, sahen sie dasselbe, was sie am Morgen im Kali-Tempel gesehen hatten: wechselnde Schatten von Körpern, die sich im Tanz schlangen.

Ramalingam wollte vorbeigehen; Davis aber, der der Tür am nächsten war, meinte die Dewadasi wiederzuerkennen; er ging einen Schritt näher und zog Ralph mit sich. Da beeilte Ramalingam sich, ihnen den Weg zu versperren.

»Den Weißen nicht erlaubt!« sagte er streng.

Die Dewadasi erstarrte im Tanz und ihre Augen suchten die Fremden, die den Abendfrieden des Gottes kränkten. Ramalingam aber machte ihr ein Zeichen, daß sie sich nicht stören lassen sollte.

Bis an die Taille entblößt, mit einem violetten Schleier um ihr schwarzes Haar, drehte sie sich vor dem Gott, bald die schönen Arme über dem Kopf schwingend, bald sie ihm im Gebet entgegenstreckend; sie legte sich nach hinten und bot dem Gewaltigen ihren Schoß dar, beugte darauf die üppig gerundeten Schultern tief zum Steinboden, mit den Fingerspitzen die Erde zu Füßen des Gottes berührend. Ralph sah, wie ihre Augen jedesmal, wenn sie ihren Kopf von dem Gott abwandte, Ramalingam suchten; und die Augen des Brahmanen funkelten vor schmerzhafter Gier. Der Schein der einsamen Kerze ließ sein Gesicht gelblich wie das eines Toten erscheinen. Der Schatten ihres Schleiers fiel abwechselnd über seine Züge und die des Gottes: Ramalingams waren im Anschauen nicht weniger erstarrt. Es war, als habe er die Gegenwart der Fremden ganz vergessen. Er stand mit vorgebeugtem Kopf und starrte und starrte, als

ob die dunkle Flamme ihres Körpers seine Seele verbrenne und ihn vergehen ließe; und je mehr er bei ihrem Anblick verging, desto stärker glühte ihm das Verlangen entgegen, desto tiefer funkelte der dunkle Schmerz in ihren großen blanken Augen.

Was ist es, was sie zusammenbindet? dachte Ralph. Im selben Augenblick klang es wie Metall auf dem Steinboden. Die Dewadasi hielt inne und beugte sich über ihren linken Fuß; der Ring von ihrem großen Zeh war entzweigesprungen und rollte über die Erde.

»Das ist der Tali-Ring,« flüsterte Davis, »der Trauring des Gottes. Sehen Sie nur ihre Angst!«

Die großen, blanken Augen starrten voller Entsetzen auf den Fußboden. Auch Ramalingam war beim Laut erwacht und sah aus, als ob ein böses Wahrzeichen ihn getroffen habe; er beugte sich herab, um den Ring zu suchen, damit keine unreine Hand ihn berühren sollte.

Der Ring war Davis vor die Füße gerollt, sein scharfer Blick sah ihn beim gelblichen Schein der Kerze blitzen. Er beugte sich herab und nahm den Ring auf; er war breit, mit einer großen, runden Spiegelscheibe von Silber.

Er hielt ihn hoch und ließ das Metall im Licht blitzen. Das Mädchen stand mit unbeweglich vorgestreckten Armen, im Tanz erstarrt; ihre Brust wogte heftig, die großen dunklen Pupillen hingen wie festgezaubert an dem heiligen Ring in der unheiligen Hand. Indem Davis ihr den Ring reichte, flüsterte er ihr einige Worte in ihrer eigenen Sprache zu. Ein Kälteschauer durchbebte sie, ihr Blick suchte Ramalingams und glitt dann zum Ring zurück; statt aber danach zu greifen, zog sie sich zum Gott zurück, als ob sie dort Schutz suche. Davis folgte ihr und wiederholte flüsternd seine Worte.

Schließlich streckte sie die Hand aus, nahm den Ring und beugte den Kopf vor seinem Blick, als ob er ihr Herr sei.

---

Sie verabschiedeten sich von Ramalingam, der stumm und düster war; seit dem Unglück mit dem Ring hatte er kein Wort mehr gesagt.

Als sie im Wagen saßen, fragte Davis:

»Na, wollen Sie wetten?«

»Was?«

»Sie meinten, daß eine Dewadasi dem Begehren eines weißen Mannes unzugänglich sei.«

Ralph betrachtete ihn neugierig; sein Blick war ernst und die Augen funkelten hinter den Brillengläsern.

»Sie sind also wirklich ins Herz getroffen!« sagte er neckend.

Davis antwortete nicht.

»Was haben Sie ihr zugeflüstert?«

»Bleiben Sie bei Ihrer Behauptung von heute morgen?« fragte Davis statt zu antworten.

»Selbstverständlich.«

»Ich flüsterte: »Beim südlichen Gopuram, wenn der Mond aufgegangen ist.««

»Und Sie glauben, daß sie kommt?«

»Wollen wir wetten?«

»Warum nicht. Was gilt die Wette?«

»Daß sie vor Ablauf einer Woche die meine ist – sagen wir, Donnerstag morgen bei Sonnenaufgang. Wenn nicht, habe ich verloren.«

Ralph sah ihren seltsam verzauberten Blick wieder vor sich, als Davis ihr den Ring reichte, und ihre demütige Kopfbeugung, als sie ihn nahm.

»Das ist ungleiches Spiel,« sagte er, »Sie wissen, daß das Unheil mit dem Ring eine Bedeutung hat, die ich nicht kenne. Sie haben sie vor dem Zorn des Gottes gerettet oder dergleichen, so daß sie Ihnen verpflichtet ist. Das aber hat nichts mit Leidenschaft zu tun. Darum aber handelte es sich. Wenn sie aus freiem Willen die Ihre wird, dann haben Sie gewonnen, sonst nicht.«

»Wie soll das festgestellt werden?«

»Wenn ich aus ihrem eigenen Mund höre, daß sie bereit ist, alles zu verlassen, um Ihnen zu folgen, dann haben Sie gewonnen; dazu können Sie meinetwegen so viel Wochen oder Monate gebrauchen wie Sie wollen.«

Davis überlegte einen Augenblick.

»Gut!« sagte er dann, »was wollen wir wetten?«

»Das überlasse ich Ihnen zu bestimmen.«

»Gut!« Davis wandte sich zu ihm und sagte mit leiser Stimme, als fürchtete er, daß jemand es hören könnte: »Wenn ich gewinne, müssen Sie mir einen Dienst erweisen, um den ich Sie zu gegebener Zeit bitten werde – und umgekehrt. Einverstanden?«

Ralph kniff die Augen prüfend zusammen.

»Wir kennen einander ja noch wenig, aber ich gehe davon aus, daß wir beide Ehrenmänner sind und nehme Ihre Wette an.«

Seine Jagd in den ›Blauen Bergen‹ aber wollte Ralph nicht aufgeben, und so einigten sie sich denn, daß er allein mit dem Vellala Shankar und dem Diener Chundri aufbrechen sollte. Davis wollte ihm entweder später folgen oder von

Madura aus Nachricht senden, wann sie sich in Bombay wieder treffen wollten.

Aus einer kleinen niedrigen Tür der blinden Tempelmauer tauchte eine Gestalt auf, blieb stehen, starrte lauschend durch die zunehmende Monddämmerung, und bewegte sich darauf auf den Turm zu, der seine düsteren Götterbilder zum Himmel streckte. Es war ein altes Weib in einem grauen Kittel, der ihre Gestalt einhüllte und auch Kopf und Haar bedeckte. Sie starrte spähend zu dem dunklen Palmenhain hinüber, der die Abfallstelle des Tempels war, und durch den ein Pfad zur Stadt führte. Der Fremde schien mit den Verhältnissen vertraut zu sein, da er diesen unreinen und öden Ort zum Stelldichein gewählt hatte.

Da sah sie drüben eine Gestalt – einen Brahmanen im langen, weißen Gewand. Erschrocken trat sie in den Schatten des Turmes zurück; der Brahmane aber hatte sie entdeckt, es war ihr unmöglich, ihm ungesehen im Mondlicht zu ent schlüpfen. Sie ging darum quer über den offenen Platz zwischen Tempel und Hain.

»In wessen Auftrag gehst du hier?«

Die Frau wunderte sich über den fremden Klang der Stimme, über die blitzenden Augen und das Lächeln der großen weißen Zähne. Sie sah gleich, daß es keiner von den Brahmanen des Tempels sei. Im selben Augenblick begriff sie, daß er es war, den man sie zu suchen ausgesandt hatte.

Davis besaß eine Brahmanentracht von seinem früheren Aufenthalt in Indien her, wo er häufig verkleidet herumgestreift war. Er erkannte die Daja, die morgens die Dewadasen zum Kali-Tempel begleitet hatte.

Sobald sie durch die Tür in der kleinen Mauer gekommen waren, wurde sie gesprächig. Er aber verstand nur aus

ihrem Geflüster, daß die Dewadasi *Kantra* hieß und der ehrenwerten Golla-Kaste angehörte.

Es war dunkel, wo sie gingen, an dem Gestank und dem raschelnden Leben über ihren Köpfen aber merkte er, daß sie sich in dem Fledermaus-Gang befanden. Da fühlte er am Luftzug, daß sie in einen größeren und weiteren Raum kamen; durch Oeffnungen im Dach fiel das Mondlicht auf eine tanzende Steingöttin, die vier Arme über ihren Kopf hob, mit einem geheimnisvollen Lächeln um die schmalen Augenritzen; er sah Säulen im Viereck, hinter- und nebeneinander, wie die Felder eines Schachbretts, die sich in unübersehbaren Reihen in der Dunkelheit verloren.

»Warum führst du mich durch die Halle der tausend Säulen?«

»Um niemandem zu begegnen.«

»Wem sollen wir begegnen?«

»Es ist die Liebesstunde des Gottes, wo die Brahmanen in seiner Schlafkammer ein und ausgehen. Heute war es *Kantras* Nacht, *Ramalingam* aber ist heute nachmittag krank geworden.«

»Ist er ihr Herr?«

»Ja, durch ihn kommt der Gewaltige zu *Kantra*, wenn es ihre Nacht ist. Aber er ist alt und verträgt nicht mehr viel.«

Endlich waren sie am Ziel. Eine Tür öffnete sich in der Dunkelheit, und die *Daja* führte ihn bei der Hand in einen Raum, der so klein war, daß der Laut ihrer Schritte keinen Widerhall gab.

Sie zündete einen Lichtstummel an, und *Davis* begriff, daß sie sich in ihrem Zimmer befanden. Es hatte keine Fenster, nur eine viereckige Luke hoch oben, die mit einem Tuch verhängt war. Von der Decke hing eine Lehmkrucke herab,

mit einer heiligen Basilwurzel voll hellroter Blumen; in der einen Ecke stand ein Mattenbett. Aus einem alten ungelüfteten Schrank roch es stark nach getrockneten Nelken, und aus Kleidern, die an den Wänden hingen, kam ein unreiner Frauendunst, der ihm Uebelkeit verursachte.

»Warte!« sagte die Alte, steckte den Lichtstummel in einen Eisenspieß an der Wand und verschwand in der entgegengesetzten Ecke durch eine Tür, die so niedrig war, daß sie sich bücken mußte.

Davis wartete. Außer dem Mattenbett und einem kleinen Tisch aus Sandelholz war keine Sitzgelegenheit da. Er setzte sich mit untergeschlagenen Beinen aufs Bett und überdachte seine Lage. Fast war er im Begriff, seine Kühnheit zu bereuen, als er ein Rascheln an der Tür hörte und eine Gestalt in der Ecke auftauchen sah, die einen Schal um Kopf, Schultern, Hüften geschlungen hatte, der ihr bis auf die nackten Füße fiel, wo Ringe beim Schein der Kerze an den Zehen blitzten.

Die Tür wurde von einer unsichtbaren Hand geschlossen. Sie waren allein.

Ein starker, würziger Wohlgeruch, worin Rosenöl der wichtigste Bestandteil war, strömte ihm aus der dunklen Ecke entgegen, wo die Gestalt unbeweglich stand.

Er erhob sich und wollte auf sie zugehen, sie aber streckte die Hand abwehrend aus, und als er gehorchte, kam sie zögernd auf ihn zu, bis sie ihm so nah war, daß er sehen konnte, wie ihre großen blanken Augen ihm entgegenleuchteten.

Der abweisende Stolz vom Morgen war nicht mehr in ihnen, sie hatten einen seltsam verzauberten Blick, der wie im Schmerz an ihm hing, während sie mit gebeugtem Kopf vor

ihm stand, die blutroten Lippen im Takt des Pulsschlages bebend.

Er beugte sich herab, griff nach ihrem Fuß und hob ihn auf, um zu sehen, ob der Ring bereits wieder instand gesetzt und an seinem Platz sei. Sie las die Frage in seinen Augen, als er zu ihr aufblickte, und lächelte mit weißen Zähnen.

Ihr Fuß bebte, während die gesalbte Haut in seiner heißen Hand lag. Sie streckte ihre nackten Arme abwehrend aus; das Licht brach sich in den Schlangenreifen. Da ließ er ihren Fuß los, griff mit beiden Händen um ihre rechte Hand und zog sie neben sich auf das Mattenlager.

Sie folgte ihm widerstandslos, ihre Augen wichen nicht von den seinen. Er sah, wie das Erstaunen, neben dem Fremden zu sitzen, ihr Bewußtsein langsam erreichte, ohne daß die Verzauberung dadurch gebrochen wurde.

Seine Hände glitten an ihren Armen entlang, als sie aber über ihre feste, runde Brust tasteten, die von zwei sich kreuzenden Seidentüchern gehalten wurde, brach die Verzauberung, und das Bewußtsein erlangte wieder Herrschaft über ihr Gemüt. Sie schob seinen Arm beiseite und wollte aufspringen, er aber hielt sie zurück. Sie drückte sich gegen die Wand und bebte in seinem Arm, ihre Brust wogte und die Pupillen erweiterten sich im Takt mit dem klopfenden Puls.

Er sprach zu ihr von ihrer Schönheit. Sie schien seine Worte nicht zu verstehen, wie sie so zurückgelehnt lag, die Augen auf ihn geheftet, geblendet von dem Licht in seinem Blick, dem seltsamen Klang seiner fremden Stimme lauschend. Seine Hand strich beruhigend über ihren Arm; er flüsterte all die süßen Worte, deren er sich auf hindustanisch erinnern konnte, bis es ihm schließlich glückte, die

Unruhe ihres Gemüts zu dämpfen. Und jetzt hörte er zum erstenmal ihre Stimme.

»Warum wolltest du mich treffen?«

»Weil du so schön bist.«

Sie lächelte; klein und spitz und gelb, wie die eines schuldfreien Raubtieres, waren die Zähne, die sie zeigte.

»Wo ist dein Kamerad?«

»Er reist in den ›Blauen Bergen‹, während ich bei dir bleibe.«

»Bei mir?«

Ihre Augen wurden feucht; sie wandte sich zu ihm und berührte seine Hand.

»Weißt du nicht, daß ich die Braut des Gewaltigen bin?«

»Ja, aber ich weiß auch, daß du dir wählen kannst, wen du willst, wenn du nicht beim Gott bist. Ich weiß, daß du dir Reichtum und Gold zu seiner Ehre sammeln kannst.«

Ihre Augen streiften ihn musternd, von dem schwarzen Haar – dem Turban hatte er der Wärme wegen abgenommen – über die viereckige, kräftige Stirn, die dicken Brauen, über die glatten Backen, den starken, geraden Hals und längs der Arme über die kurzen, schwieligen Hände, die ihre willenslose Hand fest umspannten. Sie verglich ihn in Gedanken mit dem, was sie kannte, und der dunkle Schmerz, den er bereits einmal in ihrem Blick gesehen hatte, brach von neuem hervor.

»Du bist ein Kastenloser, ein Unreiner,« sagte sie, zog ihre Hand aus der seinen und versuchte aufzustehen; er aber hielt sie zurück.

»Ich muß diesen Schleier verbrennen,« sagte sie und spreizte ihn mit zwei Fingern ihrer linken Hand vor seinen Augen, »ich muß dieses Kleid wechseln,« – sie strich mit der

Hand über das Seidentuch auf ihrer Brust – »darf es nicht berühren, bevor es dreifach gereinigt ist, weil ich an deiner Seite sitze, du kastenloser Fremdling. Ich muß meine Augen viele, viele Male in dem heiligen Wasser baden, weil sie sich für dich geöffnet haben.«

»Was schadet das? – Für das Gold, das ich dir geben werde, wenn du die meine gewesen bist, kannst du dir so viele Schleier und Gewänder kaufen, wie du willst, – und deine Augen werden von dem heiligen Wasser nur noch schöner werden.«

»Wie soll ich je wieder bei dem Gewaltigen schlafen, wenn ich mich mit einem Kastenlosen beschmutzt habe? – Er kann meine Gedanken lesen, ohne daß ich sie ihm sage.«

»Warum willst du bei ihm schlafen? Hat er nicht Frauen genug außer dir? – Ich kann dir soviel Gold geben, daß du seiner Gnade nicht bedarfst.«

»Er wird mich mit seinem Zorn verfolgen,« sie zog sich schauernd gegen die Wand zurück und ihr Gesicht verdunkelte sich.

»Du kannst mir dorthin folgen, wo meine Götter herrschen und wo seine Macht nicht mehr hinreicht.«

Sie sah ihn erstaunt an. Das konnte ihr Sinn nicht fassen.

»Das ist unmöglich,« sagte sie nach einer Weile – »sein Zorn reicht über die ganze Welt. Weißt du, welche Strafe diejenige trifft, die sich einem Kastenlosen hingibt?«

Ihre Finger spielten auf seiner Brust, während sie sprach, und ihre Augen hingen an dem Lächeln seines Mundes.

»Wenn jemand erfährt,« – er merkte an dem Beben, das durch ihren Körper ging, daß ihr Wille sich bereits dem seinen gebeugt hatte – »wenn jemand erfährt, daß ich die deine

gewesen bin, dann werden mir Nase und Ohren abgeschnitten, und ich werde von dem Angesicht des Gewaltigen verjagt. Das ist die Strafe.«

»Wie sollte jemand davon erfahren?« flüsterte er, seinen Mund dicht an ihrem Ohr, so daß er durch den Ambra den süß berauschenden Urduft ihres Haares spürte, während sie den warmen Hauch seines brennenden Atems auf ihrer Wange fühlte.

Seine Hände tasteten über ihre Brust, seine Knie berührten die ihren, seine Füße suchten ihre nackten Füße, – da raschelte es in der Ecke, und eine flüsternde Stimme ertönte von der niedrigen Tür:

»Ramalingam!« Es war die Daja, die es voller Entsetzen flüsterte. »Ich erkenne seine Schritte.«

Davis sprang auf und sah sich nach einem Versteck um.

»Komm!«

Die Daja winkte ihn zu sich in die Ecke, während Kantra aufsprang, ihr Gewand glättete und den Schleier ausbreitete. Anscheinend war sie ruhig, aber ihr Herz klopfte heftig und sie lauschte atemlos auf die Schritte. – Jetzt konnte auch Davis sie hören.

»Bleibe hier!« sagte die Daja zu Kantra, die ihnen folgen wollte. »Wenn er das Bett des Gottes leer findet, kommt er zu mir, um zu fragen.«

Davis wandte sich in der Tür um.

»Wann sehe ich dich wieder?«

Sie hob den Kopf und atmete schwer.

»Morgen beim Kali-Tempel, wo du mich gestern sahst.«

Mit plötzlicher Heftigkeit streckte sie die Arme nach ihm aus; er meinte, sie wollte ihn zurückhalten und überlegte einen Augenblick, ob er der Gefahr trotzen sollte. Sie aber

hatte sich bereits abgewandt, und jetzt erinnerte er sich, daß diese Armbewegung »auf Wiedersehen« bedeutete.

Auf dem Gang vor der Tür, durch die er hereingekommen war, ertönten Schritte. Die Daja ging voran, und Davis duckte sich durch die gegenüberliegende Tür; sie fiel lautlos hinter ihm zu, und er hörte nichts mehr.

Sie standen im Dunkeln. Er zündete ein Streichholz an, die Daja aber blies es entsetzt aus.

»Komm!« flüsterte sie und führte ihn bei der Hand mit sich.

Sie bogen um eine Ecke, noch um eine – dann blieb sie lauschend stehen. Aus der Dunkelheit tönten ihnen schleppe Schritte entgegen.

Sie riß ihre Hand an sich.

»Die Tempelwache. Dort –« flüsterte sie und schob ihn hinter eine Säule, »rühr dich nicht, bevor sie vorbei ist.«

Sie beugte sich herab, nahm ihre Sandalen ab und lief auf bloßen Füßen über den Steinboden, der schleimig war von dem Schmutz der Tempeltauben und fliegenden Hunde.

Davis hielt den Atem an und lauschte. Kaum war der Laut ihrer Schritte verhallt, als er wiederum das regelmäßige Schleppen hörte. In der Ferne tauchte ein Lichtschein auf; er flackerte zwischen den Säulen, kam näher; schließlich war er so nahe, daß er die Umgebung dabei erkennen konnte. Er schlüpfte hinter Säulen, die weiter fort standen. Da sah er zwei Männer, die je eine Laterne an einer Stange vor sich hertrugen, sie von rechts nach links schwenkend. Sie sprachen nicht zusammen, der eine blickte nach rechts, der andere nach links. Als sie ganz dicht bei ihm waren, sah er ein altes, welches Gesicht mit einem tödlich erschrockenen Blick auf die Säulen gerichtet, hinter denen er stand.

Sie haben ebensoviel Angst vor mir wie ich vor ihnen, dachte er. Wenn ich mich ihnen zeigte, würden sie mich für einen Dämon halten und voller Entsetzen fliehen.

Der Laut der Schritte und der Laternenschein starb zwischen den Steingöttern hin. In weiter Ferne knarrte eine schwere Tür mit einem Metalllaut. Ein dumpfes Gepolter, und er war allein in dem heiligen Raum.

Als das Licht vorbeiglitt, hatte er sich die Richtung der Säulenreihen gemerkt; jetzt wand er sich vorwärts, bis er den Gang erreichte und eilte in die Richtung, aus der die Wache gekommen war, davon. Er lief an einer Mauer entlang, folgte ihr tastend mit den Händen, bis er durch ein Tor kam und in den Arkaden stand, die den Teich der »goldenen Lilien« umgaben, auf den ein schwacher Schein des Sternenhimmels fiel.

Aus dem Bassin kam ein prustendes und schnaufendes Geräusch, und drüben bewegte sich ein ungeheures Etwas schwerfällig auf die Steinstufen zu. Schwere, schleppende Schritte ertönten, und er sah zu seinem Entsetzen die gewaltigen Umrisse eines Tempel-Elefanten, der, nachdem er von dem heiligen Wasser getrunken hatte, sich durch die Arkaden bewegte, den Rüssel suchend vorgestreckt.

Ließ man die heiligen Tiere hier nachts frei herumgehen?

Nachdem sein Schreck sich gelegt hatte, fiel ihm ein, daß er den Ausweg finden könnte, wenn er dem Elefanten folgte, der sicher auf dem Wege zu seinem Stall war.

Er eilte auf die andere Seite des Teiches hinüber und schlich hinter dem Tier her, das er nicht mehr sehen konnte. Plötzlich verstummte der Laut der Schritte, und als er sie nach einem Augenblick wieder hörte, kamen sie näher, anstatt sich zu entfernen.

Von Entsetzen gepackt, eilte er zurück, mit vorgestreckten Händen. Die schleppenden Schritte folgten ihm schwer und hastig. Der Schweiß lief ihm über die Stirn, in wenigen Minuten würde das wilde Tier ihn erreicht haben. Er lief was er konnte und dachte nicht mehr daran, seine Schritte zu dämpfen. Bald stieß er hier, bald dort gegen etwas an, er eilte nur vorwärts, die Finger gespreizt und den Mund weit geöffnet, um zu fühlen, ob sich ihm ein Hindernis in den Weg stellte. Die Schritte waren jetzt ganz dicht hinter ihm, er hörte das Tier im Lauf stöhnen und prusten. Endlich merkte er einen offenen Raum vor sich, er schien in den Fledermaus-Gang zurückgelangt zu sein, mußte also die Halle der tausend Säulen zur Rechten haben. Für einen Elefanten war es unmöglich, sich durch die Säulen zu drängen.

Er atmete befreit auf – das war die Rettung.

Indem er auf die Säulen zueilte, stieß er mit der Stirn dagegen. Kurz darauf hörte er das Tier stöhnen beim vergeblichen Versuch hindurchzukommen und vor Wut auf den Lehm Boden stampfen. Schließlich gab es den unnützen Kampf auf und trampelte durch den Gang zurück, bis der Klang seiner Schritte schließlich verhallte.

Davis war gerettet, die Nacht aber mußte er zwischen den Säulen verbringen, wo es über seinem Kopf und zwischen seinen Füßen von allem möglichen Getier raschelte.

Endlich graute der Tag. Schwaches Licht sickerte durch die tanzenden Steingöttinnen. Steif an allen Gliedern von dem unbequemen Lager zwischen umgestürzten Säulen, schlich er vorsichtig durch den langen Gang und erreichte die Vorhalle, ohne jemandem zu begegnen. Hinter einer Säule versteckt, wartete er, bis die Wärter kamen und den

Elefanten die Tore öffneten, um die heiligen Tiere zum Morgenbad zu geleiten. Er nahm die Gelegenheit wahr, mit dem letzten und größten Elefanten hinauszuschlüpfen. Es war derselbe, dem er die falsche Rupie zugeworfen hatte. Ob es auch derselbe war, der ihn in der Nacht verfolgte? – Hatte er ihn trotz der Dunkelheit wiedererkannt und sich für die zugefügte Kränkung rächen wollen?

Ein Kameltreiber, der auf dem offenen Platz lag und sich den Schlaf aus den Gliedern reckte, wurde seiner ansichtig. Mit einem Ausruf des Erstaunens weckte er seinen Kameraden und zeigte ihm den schmutzigen Brahmanen, der aus dem Heiligtum herausgeschlichen kam. Sie besprachen umständlich und entrüstet, was wohl einen zweimal Geborenen veranlaßt haben konnte, sich so tief zu erniedrigen.

---

Der Zug kam angebraust und hielt mit einem Ruck. Auf dem eingefriedigten Platz, wo die Eingeborenen mit ihren Bündeln die Nacht zugebracht hatten, wurde es lebendig. Wer von weither zu Fuß gekommen war, mußte oft mehrere Tage in dem Schuppen logieren. Das Gitter wurde erst geöffnet, als Ralph, der einzige weiße Passagier, und einige würdige Sudra-Kaufleute, die in dem Abteil für die Oberkaste fahren, untergebracht waren.

Unter Oberaufsicht von Shankar, der den eingeborenen Stationsaufseher kopierte, der, mit weißbehandschuhten Händen auf dem Rücken, vornehm auf dem Bahnsteig auf und ab spazierte, schalt Chundri mit den Trägern herum.

Ralph zählte das Gepäck nach.

»Wo ist die Handtasche!« sagte er zu Shankar, der darauf hielt, daß alle Befehle durch ihn gehen sollten – »das wichtigste Stück!«

Shankar gab den Verweis mit gerunzelten Brauen an Chundri weiter, der zurücklief und die Tasche im Restaurant fand. Er wollte sie mit sich in das Diener-Abteil nehmen, Ralph aber behielt sie bei sich.

Während Chundri unter lautem Protest der Träger Geldstücke unter sie verteilte, guckte Ralph aus dem Fenster seines Abteils und amüsierte sich über das Gewimmel von braunen Körpern in flatternden, schmutzigen, weißen Gewändern, die jetzt aus dem Schuppen herausströmten, mit Angst im Blick durcheinanderrannten, Bündel auf dem Rücken, Kinder und Greise im ausgestreckten Arm hinter sich herziehend, während der Stationsvorsteher sie mit hitzigen Worten zu den mit Gittern versehenen Viehwagen trieb, die auf sie warteten. Endlich war alles in Ordnung und der Zug konnte abfahren.

Viel bekam Ralph bei der rasenden Fahrt durch die Staubwolken nicht zu sehen. Flache, steinige Felder mit vereinzelt Palmen, unter denen der Hirt und sein Hund Schatten gesucht hatten. Hecken von Kaktus und Aloen. Ein Dorf von Lehmhütten mit Palmendächern. Geier und Habichte, die über den Feldern kreisten, so zahlreich wie Krähen in Europa, und in der Ferne ein blaßblauer Schatten am Horizont – die Berge. Bei einem Knotenpunkt gab es zehn Minuten Aufenthalt. Sofort war der Bahnsteig voll von nackten Füßen auf dem glühenden Sand; ein buntes Paria-Gewimmel von Braun und Weiß puffte sich vor der Wasserkumme des Stationsgebäudes, wo klares Wasser in einem ungebrochenen

Strahl rieselte. Man prügelte sich, um seine Messingschale zuerst zu füllen.

Die Glocke läutete. Stationsvorsteher und Zugführer trieben die Eingeborenen, die zu ihren Wagen zurückeilten, mit lautem Zurufen an. Ein altes zahnloses Weib, das von einem Manne mitgezogen wurde, der einen zugedeckten Korb an einem Band um den Hals trug, konnte nicht schnell genug mitkommen und war drauf und dran zu fallen. Das Paar erinnerte Ralph an die Korava-Hexe und den Schlangenbändiger aus dem Kali-Tempel. Als er aber genauer hinsah, waren sie im Gedränge verschwunden.

Während des Aufenthaltes hatte Chundri das Bad, das zu Ralphs Abteil gehörte, zurechtgemacht. Als Ralph fertig war, war die Sonne untergegangen; die Dunkelheit senkte sich ohne Dämmerung übers Land, plötzlich blitzten die Sterne auf. Ralph saß eine Weile am Fenster und betrachtete das Treiben der Feuerfliegen im Pisanghain. Erinnerungen an den Garten des Paradieses stiegen in ihm auf; ohne das elektrische Licht anzuzünden, machte er, trotz des Staubes, alle Fenster auf, um Luft für die Nacht hereinzulassen, und legte sich auf den Sitz, wo Chundri ihm mit dem Bettzeug, das er wie jeder weiße Reisende mit sich führte, ein Lager bereitet und mit einem Moskitonetz umgeben hatte. Er erwachte aus einem Halbschlaf, als elektrisches Licht vorbeiglitte und der Wagen beim Rangieren schwankte. Im selben Augenblick sah er, wie ein magerer Arm blitzschnell durch das niedrige Fenster griff; die Hand hatte schon den Griff der Handtasche gefaßt, die am Fußende seines Bettes stand, als Ralph auffuhr und nach der Hand griff. So glatt, als sei sie mit Oel beschmiert, entglitt die Hand ihm, die Tasche aber

war gerettet. Er zog die Staubnetze vor die Fenster und legte sich wieder zum Schlafen nieder.

---

Im Laufe des Vormittags erreichten sie den Fuß des Berglandes.

Im Westen hoben die Gipfel sich leicht und blau von schweren weißen Wolken ab, die entferntesten waren so blaß wie der Schatten eines Tautropfens auf einem Rosenblatt.

Sie verließen den Zug und stiegen in eine kleine schmalspurige Bergbahn. Es ging in kühnen Schwingungen, die in die Bergwand hineingehauen waren, aufwärts – durch Wälder, wo Palmenkönige einsam über Pöbel von Unterholz ragten, während Holzfarne anmutig in der leichten Brise fächelten.

Gegen Abend erreichten sie ihr vorläufiges Ziel, die kleine Stadt Kotagiri, wo Shankar sich wie zu Hause fühlte; der Hof seines Vaters lag nur zwei Meilen von hier entfernt.

Ralph war zeitig auf und wanderte mit Shankar und Chundri durch die Stadt, die sich mit einem höher und einem tiefer gelegenen Viertel an der Bergwand entlangstreckte.

Shankar wollte Ralph den vornehmen Teil zeigen, wo die mohammedanischen Händler wohnen und die Brahmanen ihre Häuser haben, deren Eingangstüren mit gespreizten Händen bemalt sind, zum Schutz gegen böse Augen. Ralph aber wollte die richtige Stadt der Eingeborenen sehen, und Shankar führte ihn durch eine winklige Gasse von Hütten, aus Flußschlamm gebaut, mit Dächern aus Stroh oder ungebrannten Ziegeln.

Einige halbwüchsige Jungen kamen mit einer toten Ziege angeschleppt, die so stank, daß Ralph sich die Nase zuhalten mußte.

»Was wollen sie damit?« fragte Ralph.

»Sie essen sie,« antwortete Shankar. »Das Fell verkaufen sie an die Gerber.«

Weiterhin begegnete ihnen ein kleines nacktes Mädchen, das zwei tote Ratten, deren Schwänze zusammengebunden waren, triumphierend durch die Luft schwang.

»Essen sie die auch?«

»Ja, die Bewohner sind Nayadier, Hundeesser. Sie verunreinigen einen Brahmanen schon auf dreihundert Schritt.«

Auch Shankar machte einen großen Bogen um sie herum.

Als Shankar sah, wie der Anblick Ralph anwiderte, konnte er sich nicht enthalten hinzuzufügen:

»In alten Zeiten aß kein Hindu Fleisch; das haben sie von den Sahibs gelernt.«

Ralph antwortete nicht. Er sah ein, daß, nachdem diese Verachteten erst einmal ihren Abscheu vor tierischer Speise überwunden hatten, der Instinkt in ihnen getötet worden war. Gleichzeitig war ihnen die Unterscheidung zwischen frischem und verdorbenem Fleisch abhanden gekommen – eine Grenze, die unter Indiens Sonne so schnell verwischt wird. Vielleicht hatte das Verbot, Fleisch zu essen, letzten Endes hierin seinen Grund. Es war richtig: die Weißen hatten das Gesetz der Natur bei diesen armen Schwarzen untergraben.

Es war Markttag. Vom anderen Ende der Straße schlug ihnen der Lärm der Feilbietenden und Handelnden entgegen. Zu jeder Seite des Basars erstreckte sich eine Reihe von Buden unter schmutzigen Sonnensegeln; der Markt

wurde von mohammedanischen Händlern beherrscht. Shankar machte den Führer und erklärte. Hier lagen indische Decken zwischen seidenen Sandalen und Lederpantoffeln; dort mächtige Rosenkränze von großen Rudraksha-Kernen, stachelige Steinfrüchte, größer als Pfirsichkerne, blank und braun. Dort Lingam-Schmuckstücke, und hier die heiligen Salagramsteine, das Symbol Vishnus, des Erhalters.

Zwei halbnackte, sehnige Burschen schafften sich Platz, indem sie die Menge mit vielen verführerischen Worten zur Seite drängten. Es waren Dommara, Bambusakrobaten, eine Art Zigeunerrasse. Sie kletterten an langen, schwankenden Bambusstangen in die Höhe und machten hoch oben in der Luft Kunststücke, die auf der genauen Beherrschung der Elastizität des Bambus beruhten.

Zwischen den Zuschauern, die mindestens so interessant waren wie die Gaukler, meinte Ralph abermals die Korava-Hexe und den Schlangenbändiger vom Kali-Tempel zu erkennen; als er aber genauer hinsah, waren sie verschwunden.

»Was ist das für ein Mensch?«

Ralph zeigte interessiert auf einen knochendürren Menschen, unbestimmbaren Alters, der auf sie zukam, während er eine kleine Glocke läutete, die er in seiner Rechten hielt. Obgleich er schmutzig und verstaubt war wie ein Landstraßenbettler, wich die Menge doch vor ihm zurück; dieser und jener warf eine kleine Münze in die Lehmkrüge, die ihm am Gürtel hing. Er trug einen faltigen, ziegelsteinfarbigen Talar, der ihm bis auf die nackten Füße fiel; der eine Zipfel war über die linke Schulter geworfen. Eine Flöte hing ihm an einer Schnur auf der Brust, er setzte sie hin und

wieder an den Mund und entlockte ihr langgezogene Klageklänge. Das Haar hing ihm in langen, mit Asche bestreuten Strähnen über die Schultern. Auf seinem Turban lag ein Kissen aus bunten Lappen, und darauf wieder ein Büschel von Stroh und welkem Gras, das von einem umgekehrten, strohgeflochtenen Trichter zusammengehalten wurde. Unter diesem Ungeheuer von einem Hut, der seinen Kopf zwischen die Schultern zu drücken schien – er wackelte im Takt mit seinen Schritten von rechts nach links – starrten aus dem mit Asche eingeriebenen Gesicht zwei wasserklare Augen, in denen die kleinen Pupillen wie Kugeln auf einem Springwasser hüpfen. Es war kein Blick in diesen Augen; sie waren wie durchsichtige Häute, über eine innere Strahlenkraft ausgespannt, die jeden Augenblick herausstrahlen und sich verbluten konnte.

»Das ist ein Sannyasi, ein heiliger Bettler, der beständig wandert. – Wie alt bist du, Vater?«

Der Sannyasi heftete seine Augen auf Ralph, als ob er es sei, der gefragt hatte. Sie ruhten so lange auf ihm, bis Ralph seine Augen niederschlug, mit dem seltsamen Gefühl, daß der Blick ihm wehgetan habe.

»Ich bin seit meinem dreizehnten Jahr gewandert.«

»Warum begannst du zu wandern, Vater?«

»Um mich von dem Blick einer Frau zu befreien.«

»Wie lange bist du gewandert?«

»Fünfmal bin ich von dem heiligen Fluß zu Sundareshvars Tempel in Madura gewandert.«

»Bist du jetzt frei?«

»Nichts klebt mehr an meiner Seele. Alles ist Blendwerk.«

Er reichte seine Lehmkrücke hin, empfing Ralphs Gabe ohne Gruß und ging langsam weiter, seine Glocke läutend.

»Dort kommt der Tahsildar!« sagte Shankar.

Ein älterer, gebückter Mann, in einem langen, weißen Mantel, mit einem schneeweißen Turban, kam mit würdigen Schritten über den Markt, von zwei großen, derbgliedrigen Tamulen mit bunten Turbanen und Stöcken in der Hand gefolgt.

»Das ist der Oberste von Conoor; er kommt alle vierzehn Tage ins Tal, um Gericht zu halten.«

Shankars Augen leuchteten vor Ehrfurcht, und sein Kopf wackelte auf dem fetten Hals, wie er zu tun pflegte, wenn etwas sein leichtbewegliches Gemüt in Bewegung setzte.



Kaum eine Stunde später waren Ralph und Shankar auf dem Weg zum Stadthaus, wo der Tahsildar Gericht hielt.

Es hatte sich nämlich folgendes ereignet: als sie ins Hotel zurückkamen und Ralph auf sein Zimmer ging, um sich vom Staub zu reinigen, vermißte er seine Handtasche. Der Wirt wurde gerufen und das Personal verhört, vom Portier bis zum schwarzen Wasserträger, aber keiner hatte etwas Verdächtiges gehört oder gesehen.

Shankar riet, daß man den Tahsildar gleich aufsuchen sollte. Sicher hatte einer von den Marktbesuchern die Gelegenheit benutzt, während in der Mittagsstunde alles ausgestorben war, um durchs Fenster zu steigen.

Der Tahsildar fragte Ralph nach Namen und Reiseziel, er mußte die Handtasche und was drin war, genau beschreiben. Daß sie seinen Paß und übrigen Papiere enthielt, schien ihn weniger zu interessieren, als daß eine kostbare Reiseuhr darin gewesen war.

Ralph erzählte, daß er bereits nachts im Zuge erwacht sei und gesehen habe, wie ein Arm durchs Fenster nach der Tasche gelangt habe.

»Bahnraub ist ein Fach für sich,« sagte der Tahsildar und schüttelte den Kopf, »man soll seine Fenster schließen, wenn man reist.«

Shankar zog Ralph beiseite und forderte ihn auf, von der Korava-Bande zu erzählen, die er beim Kali-Tempel in Madura getroffen und von der er einen Schimmer im Zuge und im Basar gesehen zu haben meinte.

Als Ralph ihn fragte, warum er es nicht selbst sagen wollte, blickte er sich ängstlich zwischen den schwarzen Gesichtern um, die längs der Wände saßen, mit abstehenden Ohren und hervortretenden Augen, in angstvoller Erwartung, daß sie von den beiden großen Tamulen, die mit ihren Stöcken an der Tür standen, zum Verhör herangezogen würden.

»Das ganze Räuberpack steckt unter einer Decke,« flüsterter er. »Wenn ich sie verriete, würden sie sich bei jeder Gelegenheit an mir rächen; an einen Weißen aber wagen sie sich nicht heran.«

Ralph tat, wie Shankar ihm geheißen. Der Tahsildar nickte und machte sich in einem schmutzigen Taschenbuch Notizen.

»Die Tasche und die Papiere werden wir wohl eines Tages finden,« meinte der Alte, »aber die Uhr,« – und er schüttelte mißbilligend den Kopf, als fände er, daß derjenige, der mit dergleichen Wertsachen herumreiste und andere in Versuchung brächte, der eigentliche Missetäter sei.

Es dauerte zwei Tage, bevor alles zur Abreise bereit war.

Shankar, der nicht mit auf die Jagd wollte – er sagte, daß er den Hof seines Vaters besuchen möchte, in Wahrheit aber zitterte er ebenso vor Schießwaffen wie vor wilden Tieren – Shankar reiste selbst nach Conoor, um Zelte, Konserven und andere notwendige Dinge, die Ralph aufgeschrieben hatte, zu besorgen – es zeigte sich, daß in Conoor alles merkwürdig teuer war. Dienerschaft sammelte er in Kotagiri, wo er mit dem Tahsildar beratschlagte, der einen Shikari (Jäger) zu schaffen versprach, der Wichtigste von allen, der Weg und Steg kennen und außerdem Dolmetscher sein mußte. Es war ein großer, schlanker und geschmeidiger Sudra, mit einem angenehmen, treuherzigen Gesicht und festgeschlossenen Lippen unter dem dünnen Schnurrbart. Er brachte Büchsen zur Auswahl mit, sowohl für »*large game*« wie »*small game*«. Ralph entschied sich für letzteres. Teils des Diebstahls, teils Davis' wegen, wollte er nicht zu lange fort bleiben. Eine Jagd auf Großwild, an der sie beide teilnehmen konnten, mußte auf ein späteres Mal verschoben werden, mit einer besseren Ausrüstung als hier zu beschaffen war.

Ralph wählte sich eine Büchse, und nachdem er mit Shankar verabredet hatte, wie er ihm eine Botschaft zukommen lassen konnte, falls Davis eine Mitteilung schicke, oder Ralphs Anwesenheit des Diebstahls wegen notwendig werden sollte, konnte die Abreise endlich stattfinden.

Sie ritten an einem schäumenden Fluß entlang, der bald von Unterholz und verworrenen Lianen verdeckt wurde, so daß nur das Brausen des Wassers über dem Steinboden seine Anwesenheit verriet – bald mit Silberschein zwischen

jungen Bambusschößlingen blitzte, bald weiß und hochbusig bis an den Pfad stieg, so daß ein Fehltritt des Ponys sie in den Schaumwirbel gestürzt haben würde.

»Sieh dort!« sagte der Shikari, der voran ritt; er hielt sein Pferd an und zeigte auf einen fernen Bergrücken, wo die Höhen, von dunkelgrünen Wäldern bekleidet, sich wie Kulissen hintereinander schoben, bis sie sich im Hintergrunde zu einer blassen Bergmasse vereinigten, aus der sich ein weißer Gipfel fast lotrecht zu dem dunkelblauen Himmel hinaufhob.

»Das ist der Mukurti Peak, das Heiligtum der Todas. Sein Anblick allein befreit sie von Sünde.«

Nachdem sie eine knappe Stunde geritten waren, stand die Sonne bereits so tief, daß die Felswand, die sich zur Rechten neben dem schmalen Pfad erhob, in dunklem Schatten lag; nur der Gipfel flimmerte noch in güldenrotem Glanz.

Während Ralphs Augen auf der schönen Beleuchtung ruhten, erhoben sich plötzlich über den kahlen Kamm zwei Menschengestalten, ein Mann und ein Weib. Wie eine Offenbarung aus einem höheren und reineren Dasein standen sie dort, mit schimmerndem Glanz auf ihren schönen, länglichen Köpfen, die keinen anderen Schutz gegen die Sonne hatten, als ihr volles, dunkles Haar, das in einem Kranz um die hohe Stirn des Mannes lag, und dem Weibe frei an der weichen, runden Wange hinabfloß. Sie standen unbeweglich wie Bildsäulen in ihren langen, weißen Gewändern, auf ihre Stäbe gestützt, während sie auf die Fremden herabblickten. Ihre Gesichtszüge waren regelmäßig, die Haut hell und von europäischem Gepräge, ihre Haltung frei und

die Gestalten harmonisch, mit jener natürlichen Stattlichkeit, die alten und reinen Rassen eigen ist.

Ralph hielt erstaunt sein Pferd an.

»Das sind Todas,« sagte der Shikari.

Ralph war noch in ihren Anblick versunken, als sie sich langsam und würdig einen Weg über den steilen Abhang bahnten.

Der Shikari erklärte, als ob Ralph gefragt hätte:

»Die Todas benutzen keine Pfade. Sie gehen immer den geraden Weg, wie hoch sie auch klettern und wie tief sie auch herabsteigen müssen; daran werden sie von klein auf gewöhnt.«

Als die beiden Todas den Pfad erreicht hatten, führten sie die Hand grüßend zur Stirn, und betrachteten die Fremden mit unbekümmerter Aufmerksamkeit in den großen Bergauen.

Der Shikari, der sich notdürftig in der Sprache der Todas verständlich machen konnte, erfuhr, daß ihre Mad (Stadt) kaum eine Stunde hinter dem Berg in einem weißen Tal lag, wo sie ihre Weiden hatten.

Ralph ließ fragen, ob er auf ihren Ebenen sein Lager aufschlagen und einen Tag bei ihnen bleiben dürfe, um ihre Tempel und heiligen Kühe zu sehen.

Der Mann breitete seine Arme wie zu einer Umarmung aus, und der Shikari erklärte, daß die Todas ihrer Gastfreiheit wegen bekannt seien.

Die Sonne war schon längst untergegangen, als sie auf dem Pfad die Ebene erreichten. Ringsherum wurde der Horizont von der schweren, schwarzen Masse der Berge verschlossen. Ueber ihnen aber funkelte der Himmel in der kalten Nacht wie von Tausenden von blitzenden Lanzenspitzen.

Todas eilten heim zu ihrem Dorf. Sehen konnte Ralph das Dorf nicht in der Nacht, aus dem ungeduldigen Brüllen eines Ochsen aber schloß er, daß es ganz nah sei. Bevor die Zelte noch errichtet waren, hatte der Koch Feuer gemacht und das Essen gewärmt. Ralph war ermüdet nach dem langen Ritt in der starken Bergluft und begab sich gleich nach der Mahlzeit zur Ruhe.

Beim ersten Morgengrauen erwachte er, kleidete sich an und ging hinaus. Vor ihm lag das Tal in einem Becken von dunklen Bergen, nur über den östlichen Gipfeln begann der Himmel zu erblassen. Ueber der Ebene war der feuchte Morgennebel in wogender Bewegung, als ob ein unruhiges Leben darunter nach Befreiung strebte. Eine Kuh begann zu brüllen, eine andere antwortete, und zarte Kälberstimmen erklangen aus geschlossenen Ställen. In Ralphs Lager aber schlief noch alles.

Da hörte er das Geräusch von Schritten, der Nebel vor ihm teilte sich, und dort stand der Toda von gestern zwischen zwei jüngeren, die ihm an Augen und Stirn so ähnlich waren, als ob sie seine Söhne seien. Ralph grüßte und zeigte lächelnd auf die Zelte, wo die anderen noch schliefen.

Als die Sonne überm Berge aufstieg, wandten die Todas sich ihr zu, verneigten sich tief, führten die Hand mit gespreizten Fingern zur Stirn und riefen »Swami« (Herr und Gott). Der Alte betrachtete Ralph verwundert fragend; aus seinen großen morgenklaren Augen sprach deutliche Mißbilligung, daß er nichts tat, um den Herrn des Lebens zu ehren. Die Ursprünglichkeit ihres Wesens ergriff Ralph stark. Er fand, daß sie recht hatten und fühlte sich geringer als sie.

Die Nebeldecke zerrann unter dem hervorbrechenden Licht und fiel wie klare Tauperlen auf das frische Gras, das in

wogenden Flächen das Tal bedeckte. Dort lagen die Hütten und schimmerten in der Sonne mit ihren runden, strohgeflochtenen Dächern, die an zwei Seiten bis zur Erde reichten.

Vor den Hütten standen Männer und Frauen, die Hand schützend vor den Augen und starrten die Fremden an. Von einem eingefriedigten Platz hinter einem kreisrunden Steinwall in halber Manneshöhe, erklang das ungeduldige Gebrüll der Kühe. Ralph konnte ihre aufwärtsgebogenen Hörner und dunklen Mäuler über dem Zaun sehen. Aus einem länglichen Schuppen mit einem Dach auf Pfählen, brüllten Kälber durcheinander; jedes konnte die Stimme seiner Mutter erkennen und beantwortete ihren Ruf.

Indem Ralph an den Hütten vorbeiging, wurde er von allen mit der Hand auf der Stirn, auf dieselbe gelassene würdige Weise begrüßt wie gestern. Es gab kein Gekicher, kein Geflüster, es war, als ob ihn eine Schar Kronenhirsche aufmerksam, mit blanken Augen ansahen. Eine Bande von jungen Burschen, bis an den Leib entblößt, standen etwas abseits, frierend, jeder mit einem Bambusgefäß in der Hand.

Jetzt kam ein Greis mit langem, weißem Bart aus der größten Hütte, grüßte die Sonne und verweilte einen Augenblick, um seine Augen ans Licht zu gewöhnen. Dann ging er langsam und schwankend weiter. Ein Weib, das ihm auf seinem Weg begegnete, kniete nieder und hob mit beiden Händen seinen Fuß zu ihrer Stirn hinauf; und desgleichen tat jede Frau, die ihm auf seinem Weg begegnete. Die Männer dagegen verneigten sich und führten die Hand mit gespreizten Fingern zur Stirn, wie sie die Sonne begrüßt hatten.

Als der Alte den Rundplatz zwischen den Hütten erreicht hatte, gab er den wartenden Burschen ein Zeichen. Sofort liefen sie auf die Einfriedigung der Kühe zu. Sobald die Kühe ihrer ansichtig geworden waren, brüllten sie wie besessen. Die Pforte wurde geöffnet, und die dunkelbraunen Tiere drängten herbei, alle auf einmal, so daß sie weder vorwärts noch rückwärts kommen konnten, während die langen Hörner sich ineinander verfilzten. Die Burschen, die für jede einzelne einen Namen hatten, mußten sie mit ihren Stöcken auseinandertreiben. Kaum waren sie frei, als sie im Galopp über die Ebene rasten, so daß der Dampf ihnen aus den erhobenen Mäulern rauchte. Sie machten nicht halt bevor sie eine Wiese erreichten, die bis an den kleinen Fluß ging, der das Tal durchfloß. Dort drängten sie sich ans Ufer, um zu trinken. Die Burschen folgten ihnen bedächtig mit ihren Gefäßen; bevor sie aber die Wiese erreicht hatten, hallte die Luft von einem gellenden Chor wider – vom zartesten Gewimmer bis zum lauten Blöken, das bereits wie Brüllen klang. Es waren die Kälber aus dem länglichen Schuppen, der bereits geöffnet worden war; sie kamen angestürzt, hüpfend, mit gekrümmten Rücken, erhobenen Schwänzen, mit den Beinen zappelnd, die kleinsten wurden beim Wettlauf umgerannt und blökten kläglich, bis auch sie schließlich mitkamen und ihre Mutter fanden, die ihren Kopf vom Fluß nach ihnen umwandte und, das Maul von Wasser triefend, mit einem zärtlichen Gutenmorgen zu sich herangrunzte.

Als Ralph und sein Gefolge die Wiese erreicht hatten, war das Melken bereits in vollem Gange. Von den Kälbern umschnuppert, die auch heranwollten, lagen die Burschen auf den Knien, die Bambusgefäße unter den gespannten Eutern und melkten. Drüben auf dem anderen Ufer des Flusses

standen mehrere Stiere und sahen zu, brummend und zornig.

Ralph fühlte sich seltsam bewegt. Es war ihm, als ob die »Blauen Berge«, die seit dem Morgen der Zeiten dieses stille Tal von der übrigen Welt abgeschlossen, es auch über jede Zeit hinweggehoben hatten. Aug in Aug mit Sonne, Mond und Sternen, ohne andere Ereignisse als den Pulsschlag, der niemals aufhört: Tag und Nacht, Frühling und Herbst, war es ein Ort geworden, wo nur das Ursprüngliche und Einfache gedieh. Er fühlte sich in dem funkelnden Morgen, der über dem fruchtbaren Wellenland lag, von einem seltsamen Heimatgefühl ergriffen. Er erinnerte sich an Barnetts Worte, und dachte, ob es wirklich der letzte ungemischte Rest seiner arischen Vorfahren war, der hier wie vor Jahrtausenden lebte? Er fand, daß er nie dem Wertvollen und Wesentlichen näher gewesen war als jetzt, und wünschte einen Augenblick, daß er zeit seines Lebens hier bleiben könnte, – aber nicht allein. Die Erinnerung an Helen legte sich wie ein nagender Schmerz auf sein Gemüt.

---

Nachdem Ralph sich von den Todas verabschiedet hatte, verbrachte er einen ganzen Tag damit, Vogelwild im Bergwald zu jagen. Er und der Shikari waren voran, Chundri folgte ihnen mit Zelten und Pferden. Wo der Weg zum heiligen Berg sich mit dem Weg zum Wasserfall vereinigte, den Ralph auf Chundries Anraten unbedingt sehen mußte, wollten sie wieder zusammentreffen.

Als Ralph und der Shikari den Ort erreichten, wo der Paikarfluß sich schäumend mit dem Pavakbach vereinigt, begegnete ihnen ein armer Jogi, der auf bloßen Füßen durch

den Sand trabte, mit seinem Stab in der Hand und einer Kumme am Gürtel. Er trat zur Seite und blieb stehen, um zu betteln. Ralph warf ihm eine Münze zu. Der Jogi verbeugte sich mit vielen Danksagungen, machte aber keine Miene, weiterzugehen. Der Shikari begriff, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte, und winkte ihn heran.

»Das ist ein Golla,« sagte der Shikari und wandte sich zu Ralph. »Er hat einen Brief für Sahib von Shankar in Kotagiri.«

Der Golla gab ihnen zu verstehen, daß er sie allein sprechen müsse. Sie ritten so weit vor, bis keiner vom Gefolge sie mehr hören konnte. Da erzählte der Jogi, daß er mit der Eisenbahn von Madura nach Kotagiri gekommen sei, um Sahib einen Brief zu bringen. In Kotagiri habe er Shankar getroffen. Da er aber den Brief keinem anderen als Sahib selbst übergeben dürfe, habe Shankar ihm angewiesen, wie er ihn finden könnte. Er öffnete einen der großen Rudrakshakerne seines Rosenkranzes, der ihm in einer doppelten Kette um den Hals hing, und nahm ein zusammengerolltes Stück Briefpapier heraus. Als Ralph ihn fragte, von wem es sei, heftete er seine großen scheuen Augen auf ihn und reichte ihm das Papier, als ob er sagen wollte: Lies es, dann weißt du Bescheid!

Ralph gab es dem Shikari zum Uebersetzen.

Darauf stand:

»Rette deinen Freund, Sahib. Er ist von den Brahmanen gefangenengenommen worden.«

»Hast du dieses Papier von einer Frau?« fragte Ralph durch den Shikari.

Der Golla nickte.

»Einer Dewadasi?«

Der Golla legte zwei Finger auf den Mund und antwortete nicht.

Ralph ließ sich einen Pferdejungen mitgeben, der ihm den Rückweg zeigen und den nötigen Proviant tragen sollte. Dann ritt er so schnell die Ponys es vermochten nach Kotagiri, während der Shikari mit den andern folgte. Er ritt den ganzen Tag und fast die ganze Nacht; sie schliefen nur einige Stunden und hielten abwechselnd Wache. Im Laufe des Vormittags ritten sie in die Stadt ein, und Ralph traf Shankar, der ihn im Hotel erwartete.

Als Ralph nach Madura kam, suchte er sofort Barnett auf, um ihn in alles Geschehene einzuweihen.

Der Engländer war sehr bedenklich und verurteilte Davis' Benehmen mit stärkeren Ausdrücken, als man seinem zurückhaltenden Wesen zugetraut hätte.

Er riet aufs bestimmteste davon ab, was auch Shankar getan hatte, die Polizei in die Sache einzumischen. Er meinte, daß Davis auf dem Gebiet des Tempels selbst, wo die englische Obrigkeit nichts zu sagen hatte, verborgen gehalten würde. Der Madura-Tempel hatte seine eigene Gerichtsverfassung, die ausschließlich in den Händen der Brahmanen lag. Kränkte man ihr Recht, kam man in Gefahr, daß Davis aus dem Weg geräumt würde, ohne irgendeine Spur zu hinterlassen. Das klügste würde sein, den Versuch zu machen, mit dem Absender des Briefes in Verbindung zu kommen.

Ralph telegraphierte an den Shikari, und dieser antwortete, daß es ihm geglückt sei, dem Golla zu entlocken, daß er den Brief von einer Dewadasi seiner eigenen Kaste bekommen habe; dieser hatte sie eines Morgens beim Kali-Tempel getroffen, wo sie ihn für denselben Abend neben den südlichen Gopuram bestellt hatte.

Ralph begab sich wieder zu Barnett, der ihm mitteilte, daß er bei Ramalingam gewesen sei. Der Brahmane war freundlich und entgegenkommend gewesen, hatte sich aber ganz unwissend gestellt und ihn an den Oberbrahmanen verwiesen. Auch ihn hatte Barnett aufgesucht. Der alte Weise hatte wissen wollen, was es für ein Verbrechen sei, das in dem heiligen Tempel begangen wäre, da man den Rat verdächtigte, solch ernste Vergeltung geübt zu haben. Das hatte Barnett nicht zu verraten gewagt, aus Furcht der Sache mehr zu schaden als zu nützen.

Ralph verlor die Geduld und schwur, daß er den ganzen hohen Rat von gedungenen Banditen einfangen und als Geiseln behalten wollte, bis sie Davis ausgeliefert hätten. Darüber wäre Shankar fast auf den Rücken gefallen, aber auch Barnett riet auf das bestimmteste von jeder Art Tempelschändung ab. Nicht allein, daß Davis dadurch unschädlich gemacht werden konnte, sondern das Leben aller übrigen Weißen in der Umgebung würde auch in Gefahr kommen. Es gab keinen anderen Ausweg als List.

Wieder vergingen einige Tage, ohne daß Ralph dem Ziel einen Schritt näher gekommen wäre. Er war zu Barnett ins Kollegium gezogen, da er nicht im Bahnhofsgebäude wohnen bleiben konnte, dessen Zimmer, den Bestimmungen zufolge, nur Durchreisenden vorbehalten waren.

Eines Morgens erschienen zwei feierliche Sikhs im Kollegium, mit einer Vorladung für Ralph vor den Richterstuhl des Bezirks, wegen seiner gestohlenen Handtasche. Die ganze Korava-Bande war verhaftet und von dem Tahsildar in Conoor dem Gericht in Madura übergeben worden, damit dort in Ralphs Anwesenheit ein Verhör stattfinden konnte.

Shankar wollte sich damit entschuldigen, daß er seine Studien im Kollegium nicht versäumen könne, Barnett aber gab ihm frei, und wie ungern er es auch wollte, mußte er Ralph zu dem Schloß des alten Königs Tirumala begleiten, wo sich die Gerichtsräume der Stadt befanden. Durch ein gewölbtes Granittor fuhren sie in einen viereckigen Schloßhof, der von hohen Säulengängen mit reich geschnitzten Kapitälern umgeben war. Eingeborene bewegten sich zwischen den Säulengängen, wie in dem Vorhof eines europäischen Gerichtsgebäudes; da waren Advokaten mit ihren Klienten, Richter und Bevollmächtigte, die zu ihrem Kontorstuhl eilten, Zeugen, Schreiber und Boten, und eine Ordenspolizei von schlanken, ernsten Sikhs, mit großen hellbraunen Turbanen über hochgewölbten Stirnen und wehmütig blickenden Augen.

Shankar bebte am ganzen Körper und warf seine Blicke umher. Und als sie durch den Säulengang die Tür erreicht hatten, die zu dem achteckigen, gewölbten Gerichtssaal führte, war es mit seiner Fassung vorbei.

Der Türwächter hatte die Flügel bereits zur Seite geschlagen, und Ralph blickte in einen hohen, gewölbten Raum mit Oberlicht. Auf einer Art Katheder saß ein eingeborener Richter mit einer großen, runden Hornbrille, den flachen Kahlkopf mit dem feisten Nacken über einen Haufen Akten gebeugt. Auf einer Bank vor ihm saß eine Reihe ernster, weißgekleideter Eingeborener, aufmerksam, wie Schüler in einem Hörsaal: das war die Jury. Neben dem Katheder saßen eingeborene Schreiber an kleinen Tischen, mit Bergen von Akten vor sich, und im Hintergrund saß eine Reihe eingeborener Männer und Frauen längs der runden Wand, die angstvollen Tieraugen auf die kahlköpfige Gottheit oben auf

dem Katheder geheftet. Einige von ihnen hatten Handeisen mit Fesseln an Händen und Füßen; Ralph erkannte beim ersten Blick sowohl den Schlangenbändiger, wie die runzlige Hexe, die ihm hatte wahrsagen wollen.

Das alles hatte auch Shankar gesehen. Er trat hastig zur Seite und war nicht zu bewegen, mit hineinzugehen. Ralph zog ihn mit sich in den Säulengang, und hier bekannte Shankar, daß er Furcht habe. Wenn er sich im Gerichtssaal zeigte und gegen die Bande aussagte, würde er ein zu Tode Verurteilter sein. Er würde eines Abends, wenn er im Garten des Kollegiums ging, einen Dolchstich in den Rücken bekommen, oder von hinten durch einen Schlangenbiß vergiftet werden. An Weiße wagten sie sich nicht heran, aber ein Eingeborener, der sie verraten hatte, konnte ihrer Rache sicher sein.

Shankars Hände zitterten und sein Blick flackerte unruhig; es war kein Zweifel, daß er die Wahrheit sprach. Da bekam Ralph einen guten Einfall, den er sofort verwirklichte.

Er faßte Shankar am Rockkragen und sah ihm in die Augen mit einem Blick, der wie Stahl funkelte.

»Ich will Ihnen etwas sagen, Shankar: entweder sorgen Sie dafür, daß Davis seine Freiheit wiedererlangt, und dann sollen Sie fünfhundert Rupien bekommen, außer der Summe, die Davis Ihnen geben wird – oder ich lasse die Korava-Bande wissen, daß Sie es sind, der sie bei dem Tahsildar verraten hat. Sie haben also die Wahl.«

Shankar wand sich kläglich. Wer war er, daß er das Siegel der Brahmanen brechen konnte? Der Bursche tat Ralph leid und er räumte in seinem Herzen ein, daß er brutal gegen

ihn handelte, aber es war der einzige Ausweg, der ihm blieb, und er ließ nicht nach, bevor Shankar sich ergeben hatte.

Shankar verfiel auf eine List, um Davis zu befreien. Er stellte sich wie ein Bußfertiger, der das Gelübde getan hat, den ganzen Tag mit Beten im Tempel zu verbringen, um eine Sünde zu sühnen, die er auf seiner Reise begangen hatte. Sobald das Tempeltor geöffnet wurde, kam er, den Arm voll großer gelber Tempelblumen, die er rings herum bei den Altären verteilte, bei Sundareshvars, der Fischäugigen, und bei Ganesh, am meisten aber opferte er vor der großen Siva-Statue, die Ralph ihm beschrieben hatte, – jenem Altar, vor dem sie die Dewadasi tanzen gesehen und wo sie ihren Tali verloren hatte. Er wanderte durch die langen, schwülen Gänge, bis der Schweiß ihm vom Körper rann, saß mit gebeugtem Kopf und gekreuzten Beinen am Eingang zum »Teich der goldenen Lilien«, anscheinend wie ein Jogi in Schauen versunken, in Wirklichkeit aber dem Gespräch der Tempelwärter, Tempelfeger, Elefantenwärter, Lichtreiner und aller anderen, die durch das breite Tor ein- und ausgingen, lauschend. Er bekam auch die Dewadasen zu Gesicht, sowohl die, die rechter wie linker Hand angetraut waren, wenn sie von ihrem Morgenspaziergang heimkehrten und durch die Gänge zu ihren Zimmern gingen. Nach Ralphs Beschreibung aber war es ihm nicht möglich, festzustellen, wer die richtige war, und sie anzureden war eine Unmöglichkeit.

Eines Abends sah er eine alte graugekleidete Daja nach Hause gewankt kommen, kurz bevor der Tempel geschlossen werden sollte. Sie schluchzte und trocknete sich die Augen. Shankar hielt sie an und fragte, ob sie ihm nicht sagen

möchte, wie er aus dem Tor herausgelangen könne, nachdem es geschlossen sei; denn er sei mit der Anzahl von Gebeten, die ihm zur Buße vorgeschrieben seien, noch nicht fertig, und müsse am nächsten Morgen zeitig, bevor das Tempeltor geöffnet würde, weiterreisen. Er wolle ihr geben, was sie verlange, und er zeigte ihr seinen Beutel mit vielen blanken Rupien. Die Daja forderte ihn auf, ihr durch den Fledermausgang zu folgen, und zeigte ihm eine Tür, wo er anklopfen könne, wenn er fertig sei. Dann wolle sie kommen und ihn hinauslassen. Er fing ein Gespräch mit ihr an und fragte sie, warum sie so traurig sei. Erst wollte sie nicht mit der Sprache heraus, schließlich aber machte sie ihrem Kummer Luft und vertraute ihm an, daß sie das einzige Wesen verloren habe, das ihr teuer sei. Ihre geliebte kleine Dewadasi, die sie aufgezogen hätte, sei aus dem Tempel entflohen, niemand wüßte wohin. Er wagte nicht weiter in sie zu dringen, er konnte ihr ansehen, daß sie fürchtete, bereits zuviel gesagt zu haben. Nach einer Weile aber begann sie wieder klagend: Wie groß das Unglück auch sei, so hoffe sie doch, daß sie nie zurückkehren würde; denn wenn sie es täte, würden die Brahmanen ihr Ohren und Nase abschneiden lassen. Denn so wäre die Strafe für eine Dewadasi, die das Lager des Gottes beschmutzt, indem sie sich einem kastenlosen Fremden hingegeben habe. Shankar versuchte sie nach dem Fremden auszuforschen, über ihn aber ließ sich die Daja kein Wort entlocken. Dann begleitete sie Shankar hinaus; er gab ihr zwei blanken Rupien, sah aber im selben Augenblick, daß er zu freigebig gewesen war, denn mitten in ihren Danksagungen traf ihn ein mißtrauischer Blick aus den betäubten, grauen Augen.

Die Hoffnung, die Ralph genährt hatte, daß sie durch Hilfe der Dewadasi, die Davis' Geliebte gewesen war, ihn befreien konnten, war also zunichte geworden. Jetzt konnten sie auf niemand anders bauen, als auf sich selbst.

Wenn Barnett recht hatte, daß Davis innerhalb des ungeheuren Tempelraumes verborgen gehalten würde, mußte zwischen der Dienerschaft des Tempels jemand sein, der den Gefangenen bewachte und ihm Nahrung brachte. Darum faßte Ralph im Verein mit Barnett den Entschluß, daß Shankar und er sich verkleidet eine oder zwei Nächte im Tempel verbergen wollten, um die Wache auszuspionieren und dadurch zu erfahren, wo das Gefängnis war.

Wenn auch dies mißglückte, wollte Ralph nicht länger zögern, sondern gleich nach Madras reisen, um persönlich dem Gouverneur von allem Mitteilung zu machen, obgleich er dann nicht umhin konnte, zu verraten, wie tief Davis religiöse Gefühle gekränkt hatte, die von der englischen Regierung geschützt wurden, und dadurch im Grunde nur den verdienten Lohn geerntet hatte. Was aber blieb ihm anderes übrig?

Ralph begab sich, als wohlhabender Sudra verkleidet, zur Abendzeit mit Shankar in den Tempel. Sie versteckten sich in der Halle der tausend Säulen, bis sie hörten, daß das große Tempeltor zugeschlagen wurde. Ralph hatte für alle Fälle seinen Revolver bei sich und eine elektrische Taschenlampe, die Barnett ihm verschafft hatte.

Er tastete sich durch die Säulen vorwärts, während Shankar ihm zitternd folgte; der arme Vellala ahnte in jedem raschelnden Laut das Spiel der Dämonen, und sagte die halb vergessenen Beschwörungen seiner Kindheit vor sich hin.

Der schwache Luftdruck aus der schmalen Oeffnung unter dem Dach verriet, daß sie endlich den langen Korridor erreicht hatten. Da hörten sie ferne, schleppende Schritte. Shankar klammerte sich an Ralphs Arm, überzeugt, daß es der Gewaltige selbst sei, der von seinem Altar herabgestiegen sei, um sie zu vernichten. Ralph aber war sich bald darüber klar, daß es das Stampfen der heiligen Elefanten im Stall sei, das zwischen den Säulen widerhallte.

Ralph machte sich Bewegung, um nicht vom Schlaf übermannt zu werden. Da er die elektrische Laterne nur im Notfall zu benutzen wagte, tasteten sie auf Strumpffüßen längs der Mauer und zwischen Säulen umher, ohne zu ahnen, wo sie sich befanden.

Endlich dämmerte der erste bleiche Morgen durch die Oeffnung unterm Dach. Die ungeheuren Spinnewebe an der Mauer traten aus der Dunkelheit hervor; Säulen tauchten auf, wie in Flor gehüllt, bis das Licht die schwellenden Hüften und runden Beine der tanzenden Göttinnen, die aufgerissenen Rachen und großen leeren Augenhöhlen der Greife entschleierte.

Shankar hatte sich bei dem zunehmenden Licht mehr und mehr beruhigt, als ein seltsamer Laut, ein taktfestes Klopfen in der Ferne von geheimnisvollen, schleppenden Schritten gefolgt, sein Ohr erreichte und ihn von neuem zusammenfahren ließ. Der Laut kam immer näher. Sie traten hinter die Säulen; nachdem sie eine Weile gewartet hatten, sahen sie den heiligen Krüppel, der sich über Davis' falsche Rupie erbost hatte, am Ende des Fledermausganges im Halbdunkel auftauchen.

Es war, als ob eine der verzerrten Figuren von der herabsickernden Dämmerung ins Leben gerufen worden sei, sich

aus der Umarmung der Säule gelöst habe und jetzt wie ein leibhaftiger Dämon mit verkrüppelten Beinen, den lahmen Unterkörper hinter sich herschleppend, halb noch Stein, auf sie zukäme. Das taktfeste Klopfen, das ihnen ins Ohr gedrungen war, rührte von den Krücken her. Die knochenmageren Schultern schoben sich unter dem Gewicht des lahmen Körpers, den die Stöcke trugen, bis an die Ohren, während der große Kopf wie eine schwere Blume auf einem dünnen Stengel beim Gang hin und her wackelte; in dem seltsamen Glanz der Augen leuchtete es wie aus einer anderen Welt, und auf dem leichenfarbigen Gesicht lag ein Lächeln von solch machtvoller Bosheit, wie nur der lächeln kann, der fühlt, daß sein irdisches Elend einen Gott dazu verlockt hat, ihn zum Werkzeug seiner Rache zu machen.

Der Krüppel bog nach links ab und verschwand in der Dunkelheit des erzenen Tores. Als kein Laut mehr zu hören war, wagte Ralph sich hinter der Säule hervor; Shankar versuchte vergeblich, ihn zurückzuhalten, und da er nicht allein zu bleiben wagte, sah er sich genötigt, ihm zu folgen. Sie erreichten das Tor und blieben wieder stehen, um zu lauschen.

Alles war still. Ralph schlich sich in den dunklen Torraum, von wo sie die innere Halle ganz bis zu dem Heiligtum der Fischäugigen übersehen konnten. Nichts Lebendes war zu sehen und zu hören; es war, als ob der Krüppel in die Erde gesunken sei. Hier mußte also eine Treppe zu einem Tempelkeller sein. Ralph wagte nicht seine Lampe anzuzünden, er ging an der Mauer entlang und fühlte mit den Füßen, ob nicht irgendwo eine Treppe nach unten führte.

Da erklang ein seltsam gurgelnder Laut über ihren Köpfen, verstummte und begann von neuem, und löste sich

schließlich in ein menschliches Gelächter voll übermütiger Bosheit aus. Da wurde es Ralph klar, daß der große weiße Vorraum, wo sie standen, der Ausgang zu einem der mächtigen Gopurams war, die ihre zehn Stockwerke zum Himmelsnabel erhoben; und gleichzeitig wurde es ihm klar, daß der Gefangene nicht unter der Erde, sondern in einem geheimen Raum des Turmes gesucht werden müsse. Ihm ahnte, wer der Lacher war und was das Lachen bedeutete. Und als er einen Laut hörte, wie von einem kranken Tier, das sich in seine Höhle hinunterschleppt, einen Laut, der sich dem Ort näherte, wo sie standen, faßte er im selben Augenblick einen Entschluß. Er folgte dem Geräusch und entdeckte, indem er sich vorwärts tastete, eine Türöffnung in der Mauer, hinter der breite, schleimige Steinstufen zu pechscharer Dunkelheit hinaufführten. Er schob Shankar hinter die Tür und stellte sich selbst daneben.

Der schleppende Laut erreichte jetzt die Türöffnung und der Krüppel taumelte heraus, die Krücken hinter sich herziehend. Dann hörten sie, wie er sich mit Beschwer erhob, die Krücken unter die Armhöhle schob, um den Weg zurückzuhumpeln, den er gekommen war. Er erreichte die Türöffnung und stand dort, sich wie eine phantastische Silhouette gegen das Licht der Halle abhebend. Da sprang Ralph hervor und griff mit beiden Händen von hinten um seinen dünnen Hals. Ein Schauer durchfuhr ihn, als er den Adamsapfel unter seinen Fingern zurückweichen fühlte; er brauchte nicht fest zuzudrücken, denn die Gestalt sank unter einem leisen Röcheln zusammen, während die Krücken die Arme in die Höhe schoben, als ob sie sich betend zum Himmel streckten. Ralph stopfte dem Krüppel sein Taschentuch als Knebel in den Mund und band ihm die Hände auf den Rücken, mit

den Enden seines eigenen Lendentuches. Shankar mußte bei dem Krüppel Wache halten und versteckte sich in der Dunkelheit hinter ihm, damit die leuchtenden Augen ihn nicht mit ihrer Bosheit treffen, oder davon Kenntnis nehmen sollten, wer es war, der sich gegen das heilige Werkzeug der Götter vergangen hatte.

Ralph tastete sich die schleimige Wendeltreppe hinauf; indem er die Hand an der Mauer entlanggleiten ließ, fühlte er eilig flüchtendes Getier unter seinen Fingern und zog sie schauernd zurück. Als er die dreißigste Stufe erreicht hatte, fiel Licht von oben herab; und als er noch einige zwanzig Stufen hinaufgestiegen war, stand er mitten im Morgenlicht vor einem viereckigen Guckloch, das Ausblick auf die Stadt bot, zwischen zwei riesenhohen Statuen von Sivas Frau, Parvati. Er konnte das Dach des Bahnhofes hinter den Tamarinden erkennen, und einen Schimmer vom Fluß im Westen; der Mond schwamm wie eine Schneeflocke auf dem noch blassen Himmel.

Er untersuchte die Mauer, fand aber weder Luke noch Tür. Er stieg die Treppe weiter hinauf, die jetzt keine Wendeltreppe mehr war, sondern in viereckigen Absätzen um den Kern des Turmes anstieg. Als er zwanzig Stufen gestiegen war, stand er abermals vor einem Guckloch, diesmal auf der entgegengesetzten Seite des Turmes, nach Osten gewandt. Das blendende Licht der aufgehenden Sonne hinderte ihn, die einzelnen Gegenstände in dem mächtigen Tempelviereck, in das er hinabsah, zu unterscheiden: dort waren Dächer und wieder Dächer an den Ecken mit Statuen geschmückt, ein offener Hof, wo er ruhende Kamele zu sehen meinte, und ein Bassin zwischen hohen Säulengängen, in dem er den »Teich

der goldenen Lilien« erkannte. Ein schwer stöhnender Seufzer der erwachenden Stadt stieg zu ihm herauf, ein Seufzer, der der Bürde des Lebens galt, die abermals getragen werden und die Summe der Leiden um den Schmerz eines neuen Tages vergrößern sollte. Ein Gefühl, als ob er selbst von dem zunehmenden Licht zu Boden gedrückt würde, ließ ihn den Kopf beugen; ein seltsames Gefühl des Mitleids, unbestimmt und dennoch stark ergreifend, brachte sein Herz zum Zittern. Im selben Augenblick war es ihm, als ob der Seufzer in seiner unmittelbaren Nähe erklänge – der Seufzer eines lebenden Wesens dicht neben seinem Ohr.

Er ging noch einige Schritte nach links, und entdeckte in der Mauer ein viereckiges Loch, nicht größer als eine gewöhnliche Fensterscheibe, die mit Eisen vergittert war. Darunter befand sich eine Pritsche von Stein, und im selben Augenblick begriff er, daß der Krüppel hier gesessen und sich an der Not des Gefangenen ergötzt hatte. Neben dem Loch, mitten in der Mauer, war eine metallene Tür, die mit zwei schweren Eisenriegeln verschlossen war.

Ralph klopfte das Herz aus Angst, in welchem Zustand er seinen Reisegefährten finden würde. Er preßte sein Gesicht gegen die Eisenstangen in der Oeffnung und guckte in die Dunkelheit hinunter, aus der ein stöhnendes Schnarchen zu ihm heraufklang. »Davis,« rief er. Keine Antwort. »Davis,« rief er noch lauter und klopfte mit seinen Knöcheln gegen das Eisen. Da erinnerte er sich seiner Taschenlaterne, er zog sie heraus und richtete das Licht auf die Dunkelheit.

Da sah er ungefähr sechs Meter unter sich ein menschliches Wesen in Brahmanentracht auf einer Pritsche sitzen, gegen die kahle Mauer gelehnt, den Kopf schlafend auf die Brust gesenkt. Ralph löschte sein Licht sofort wieder aus und

bückte sich; das stöhnende Schnarchen aber klang ungestört weiter. Da erinnerte er sich, daß Davis als Brahmane verkleidet, die Dewadasi aufgesucht hatte. Wieder zündete er die Lampe an und rief noch einmal. Da hob der Gefangene den Kopf und seine Hände griffen tastend an die Augen, um sie gegen das blendende Licht zu schützen. Ralph hörte einen Ausruf und erkannte die Stimme.

»Davis,« rief er, »ich bin es – Ralph Cunning!«

Ein heiserer Freudenruf klang zu ihm herauf. Davis war aufgesprungen und trat so dicht an die Luke, wie er kommen konnte.

Die achttägige Gefangenschaft in der Dunkelheit hatte ihn mager und blaß gemacht, die schwarzen Bartstoppeln gaben seinem Gesicht ein verändertes Aussehen, nur die lebhaften Augen schienen unverändert.

»Nehmen Sie sich in acht,« flüsterte Davis, »sobald die Sonne aufgegangen ist, kommt die Tempelwache und windet Essen und Trinken zu mir herab.«

»Haben Sie Not gelitten?«

»Ich habe von Hirsengrütze und Ghi gelebt und habe das Wasser des Flusses trinken müssen. Versuchen Sie, ob Sie etwas bei der Tür machen können. Aber beeilen Sie sich, denn die Tempelwache muß gleich hier sein.«

Ralph untersuchte die Tür. Sie hatte kein Schloß, aber zwei eiserne Riegel, die ganz einfach hochgehoben werden konnten.

Das war die Sache eines Augenblicks. Die Tür drehte sich in ihren Angeln, und Ralph sprang die Steinstufen hinunter. Davis ließ sich Zeit zu einem wortlosen Händedruck, griff nach seinem Notizbuch, das neben ihm auf der Steinpritsche

lag, nahm seine Sandalen, die er während der Nacht gelöst hatte, und eilte die Treppe hinauf.

Sein Gesicht verzog sich zu einem krampfhaften Lächeln, als er von neuem das Prickeln des Lichtes auf seiner Haut spürte, die Augen mußte er bei dem ungewohnten Glanz zusammenkneifen. Er atmete die Luft in vollen Zügen und eilte dann, von Ralph gefolgt, die Stufen hinunter. Als sie die Wendeltreppe erreichten, tasteten sie sich im Dunkeln weiter, den Atem bei jeder Stufe anhaltend, um zu lauschen. Da kein Laut zu ihnen drang, schloß Ralph daraus, daß die Tempelwache noch nicht gekommen sei, denn wenn man den Krüppel geknebelt angetroffen, Shankar gefunden und gebunden hätte, wäre das alles wohl nicht so still vor sich gegangen, daß sie nicht etwas davon gehört hätten.

Wenige Augenblicke später standen sie im Vorraum und sahen in der schwachen Tagesdämmerung den Krüppel zusammengebunden neben seinen Krücken, wo Ralph ihn verlassen hatte. Shankar kam aus seinem Versteck hinter dem Türflügel hervor, blaß und zitternd von der Höllenangst, die er ausgestanden hatte. Er bat sie, ihn zuerst hinausschlüpfen zu lassen, damit sie ihn vor den Blicken des Krüppels decken konnten; denn wenn er seiner ansichtig wurde, würde er vor Sonnenuntergang ein toter Mann sein, solch furchtbares Vergehen war es, sich an dem mißgestalteten Heiligen zu vergreifen.

Sie ließen den Krüppel liegen – lange würde es ja nicht dauern, bis die Wache ihn fand – und eilten in die Vorhalle hinaus, wo die Tempelbuden lagen. Shankar suchte und fand die Gewänder, die die Handelnden trugen, wenn sie bei der Arbeit waren. Sie nahmen jeder einen Kittel, um ihre schmutzigen Kleider zu verbergen, und Shankar nahm sich

noch extra einen, den er zu einem kunstvollen Turban um seinen Kopf schlang, so daß sein Gesicht ganz verborgen war und man ihn für einen jener Bußfertigen halten konnte, die sich selbst dazu verdammen, mit verhülltem Kopf zu gehen. Auf Davis' Rat begaben sie sich zum Tor der Elefanten, das bereits ein früheres Mal seine Rettung gewesen war. Sie warteten hinter Säulen versteckt, bis sie die Tiere in den Ställen beim Laut der Schritte ihrer Wärter prusten und schnaufen hörten. Der Wächter rief den heiligen Tieren durch das geschlossene Tor zärtliche Morgengrüße zu. Dann hob er den Riegel und die metallenen Flügel öffneten sich knarrend.

Ralph trat mit seinen beiden Begleitern vor. In der rechten Hand hielt er den Revolver unterm Mantel verborgen. In der Maske des wohlhabenden Sudra – mit geschwärzten Brauen und Walnußfarbe auf Gesicht und Händen – rasselte er vor den Ohren des erstaunten Türwächters mit Silbergeld und drückte ihm einige Rupien in die Hand. Erst als sie glücklich alle draußen waren, kam der verblüffte Tamule zur Besinnung.

Sie begegneten einem Bauern, der mit Gemüse zum Markt fuhr. Der Ochse trabte gelassen, während der Kutscher halb schlafend auf der Wagenstange saß und seine Morgengebete murmelte. Shankar rief ihn an, ohne sein Gesicht zu zeigen, und für fünf blanke Rupien nahm der Mann sie alle drei auf. So saßen sie denn zwischen Mangofrüchten und Bananen, so gut es ging, während der Kutscher den Schwanz des armen Zebus drehte, als ob er ein Korkenzieher sei, um den Ochsen mit der schweren Last anzutreiben.

Noch während der Fahrt kam Shankar mit seiner Forderung: Sein Leben sei in Gefahr, er müsse gleich mit dem Morgenzug auf und davon, bevor das Ereignis bekannt würde.

Ralph gab ihm, was er an Geld bei sich hatte, und als sie vor dem Kollegium abgestiegen waren und der Wagen so weit fort war, daß der Kutscher weder sehen noch hören konnte, stellte Ralph ihm den Scheck auf fünfhundert Rupien aus, den er ihm versprochen hatte, und Davis fügte noch zweihundert hinzu. Shankar lief durch den Garten, quer über Rasen und Beete, winkte von weitem mit der Hand und verschwand über den Zaun, um einen Richtweg zum Bahnhof einzuschlagen.

Barnett trafen sie nicht an, er war von Schulstunden in Anspruch genommen, und Ralph wollte nicht, daß man ihn störte. Während sie badeten und sich umkleideten, sorgte der Sirdar dafür, daß für sie aufgetischt wurde. Nachdem sie gegessen hatten, machten sie es sich auf den Liegestühlen in der Veranda bequem und Davis erzählte.

Ramalingam hatte ihn nachts in dem Raum der Daja mit der Dewadasi überrascht. Tempeldiener, die im Hinterhalt warteten, hatten ihn übermannt und zum Gefängnis im Turm gebracht. Am nächsten Vormittag hatte man ihm einen Brief vom Oberbrahmanen in merkwürdig korrektem Englisch überreicht. Der Tempelrat schrieb, wenn er auf Ehrenwort dem Tempelrat seine sämtlichen Koffer und Papiere zur Durchsuchung vorlegen und sich freiwillig der Geldbuße, zu der er wegen Tempelschändung verurteilt sei unterzöge, würde man ihn sofort freilassen. Als er sich weigerte, wurde er wie ein eingeborener Gefangener behandelt und bekam auch die Kost derselben.

Ralph war erstaunt über das großmütige und kühne Angebot der Brahmanen. Welcher Kniffe hatte er sich selbst bedienen müssen, um den armen Shankar zu zwingen, gegen sein besseres eingeborenes Ich zu handeln? In seinem

Herzen hielt Ralph mit den Brahmanen. Er sah ein, wie tief Davis sie gekränkt hatte, und schämte sich im Namen der weißen Kultur, daß es nur einer elenden Wette wegen geschehen war.

»Sie sind billiger davongekommen, als Sie verdient haben!« sagte er und sah Davis fest in die Augen.

Der Amerikaner sah ihn erstaunt an, dann zuckte er die Achseln und lachte.

»Wie aber stellen wir fest, wer die Wette gewonnen hat?« fragte Ralph nach einer Weile. »Die Dewadasi werden wir kaum jemals wieder zu Gesicht bekommen.«

Davis hörte mit Glanz im Blick von dem Brief, den sie Ralph geschickt hatte; und als Ralph erzählte, daß sie nach Aussage der Daja spurlos verschwunden sei, rief er: »Gott sei Dank! Sonst hätte man sie verunstaltet!«

»Ich kann die Wette noch gewinnen,« fügte er nach einem Augenblick der Ueberlegung hinzu. »Sie sollen sehen, wir begegnen Kantra noch wieder.«

Ralph wollte nicht fragen, Davis aber erzählte aus eigenem Antrieb, wie wertvoll es für ihn sei, das Leben einer Dewadasi kennen gelernt zu haben.

»Wir sind viermal zusammen gewesen und Sie können mir glauben, daß ich die Zeit gut ausgenutzt habe.«

Ralph lächelte und Davis beeilte sich hinzuzufügen:

»Nicht in der Erotik allein. Ich habe sie ausgefragt und sie hat mir aus ihrem Leben erzählt. Sobald ich Zeit habe, werde ich es niederschreiben.«

»Auch ich habe dies und jenes erlebt,« sagte Ralph und erzählte von seiner gestohlenen Handtasche, dem Besuch bei den Todas und der Jagd in den »Blauen Bergen«.

Davis interessierte sich am meisten für die gestohlene Handtasche und wollte hierüber genauer die Einzelheiten wissen.

»Ich glaube, hier haben noch andere als die Korava-Bande ihre Finger im Spiel gehabt.«

»Wen meinen Sie?«

»Ich glaube, die Brahmanen haben uns seit dem Tage, wo wir Ramalingam besuchten, auf der Nase gespielt.«

»Welches Interesse sollten sie an uns und unseren Handtaschen nehmen?«

»Dasselbe Interesse, das sie an meinen Papieren nahmen.«

Davis zuckte die Achseln und begann den Fahrplan zu studieren, der auf dem Tisch lag.

»Wir müssen so bald wie möglich fort. Shankar hat recht, es ist nicht ratsam, daß wir uns in der Stadt zeigen, besonders nach der Geschichte mit dem Krüppel. Wir wollen den Nachtzug nach Bombay nehmen.«

Und so wurde es bestimmt. Den Rest des Tages blieben sie im Kollegium. Barnett fuhr zum Bahnhof, wo er das Notwendige mit dem Stationsvorsteher verabredete, Ralphs und Davis' Rechnung bezahlte und ihr Gepäck beförderte. Als es Zeit war, fuhr er sie persönlich, mit Kutscher und Diener auf dem Bock und zwei Läufern auf dem hinteren Sitz, in gestrecktem Galopp zum Bahnhof.

Als Ralph auf dem Bahnsteig stand, mit Barnetts Hand zum Abschied in der seinen, sagte er:

»Tun Sie mir bitte den Gefallen, Herr Barnett, und teilen Sie dem Gericht mit, daß ich die Klage gegen die Korava-Bande zurückziehe.

Davis sah erstaunt auf und wollte ihn unterbrechen; Ralph aber übersah es.

»Sorgen Sie dafür, daß alle freigelassen werden.«

»Aber warum in aller Welt?« fragte Davis.

»Des Gleichgewichtes wegen!« sagte Ralph mit einem Lächeln, das weder Davis noch Barnett sich zu deuten vermochten.

In seinem Herzen hatte er einen Rechnungsabschluß gemacht, und das Saldo war nicht zu Davis' oder seinen eigenen Gunsten ausgefallen.

Was Davis von der Dewadasi erzählte:

Sie ist auf dem Lande in der flachen Ebene geboren, wo das Telugu-Volk zu Hause ist. Sie ist aus einem Hirtengeschlecht, ihr Stamm hat seit Jahrhunderten Schafe und die kleine dunkle Zebu-Kuh gehütet. Sie ist aus der Kaste der Golla, harmlose Leute, genügsam und ehrbar; selbst ein Brahmane kann Milch und Butter aus ihrer Hand entgegennehmen, ohne sich dadurch zu verunreinigen. So angesehen sind sie, daß sie bei Tempelfesten mit den Goldschmieden in einer Reihe sitzen. Zur Zeit der Nabobs waren es Gollas, denen man anvertraute Geld von Stadt zu Stadt zu bringen. Sie waren treu und zuverlässig, ihr Herz war jeder Mißgunst verschlossen, ihr Gemüt standhaft gegen Ueberredung. Was in ihrem Bündel, in den Falten ihres Lendentuches oder an heimlichen Stellen auf ihrem braunen Körper verborgen lag, war so sicher, wie ein Samenkorn in der Erde, das noch nicht zum Licht emporgeschossen ist.

Ihr Vater war reich an Vorfahren, aber arm an Schafen. Aus seiner kleinen runden Palmenhütte stiegen nur Seufzer zu dem Gewaltigen empor, dessen Schatten schwer auf seinem Kopf lasteten. Böse Dämonen kamen aus den schwarzen, heimtückischen Dschungeln, mit Seuchen für seine Herden; sie nahmen den Schafen die spärliche Wolle und

ritten sie, bis sie am ganzen Körper zitterten und die Angst ihnen in feuchtem Schweiß aus den kranken Augen rann.

Die Gollas dürfen so viele Frauen nehmen wie sie wollen – Amram hatte nur zwei, zwei Schwestern, die wie Blumen in seinem Schatten lebten und sein Brot und seine Not teilten.

Amram war arm, aber reich an Kindern. Sie hüteten seine Schafe, während er Reis baute. Sie sammelten Kuhdünger für den Herd auf der neidischen Erde, die vor Verlangen nach Wasser trocken und rissig war.

Kantra war die Aelteste. Sie war zehn Jahre alt, zart und schwächlich, sanft und scheu wie die Antilope, die unsicher auf ihren zierlichen Beinen steht, wenn sie grast, aber eine Feder von Stahl wird, wenn sie um ihr Leben läuft.

Ihre Augen waren wie zwei blanke Kugeln, in deren Spiegel die äußere Welt sich mit der inneren begegnete. In ihrem Blick brannte bereits die dunkle Flamme des Blutes. Amram sah sie an warmen, schweigenden Abenden leuchten. Er sah, wie ihre Lippen bebten, sah sie schwellen und von Glut brennen. Siva hatte sein Auge auf sie geworfen, von seinem Licht leuchteten sie. Und Amram faßte den Entschluß, daß er dem Gott geben wollte, was er sich erkoren, und der Gott würde ihm sicher gute Tage dafür spenden.

---

Eines Tages, als Amram in der Mittagsstunde unter seinem Feigenbaum schlief, fiel plötzlich ein Schatten, breit und würdig, über den sonnigen Sand, wo der Schatten des Feigenbaumes nicht hinreichte.

Amram richtete sich auf und sieh, es war, wie er sich gedacht hatte: ein mächtiger, ein schwangerer Schatten war es – es war der Oberbrahmane vom Kodi Maram (dem großen

Tempel), der sich herabließ, den edlen Abdruck seines Körpers auf den armseligen Sand zu werfen.

Amram sprang auf, um dem Edlen zu Füßen zu fallen, damit das unreine Licht seiner Augen den Reinen nicht beschmutze.

»Mach' dich bereit zu wandern. Bring diese Botschaft meinem Freund, dem Brahmanen Ramalingam, Damarkarthas (Mitglied des Tempelrates) in Sundareshvars Tempel in Madura. Es ist eine Aufschrift gegen Zahnschmerzen. Verwahre sie so gut, als ob sie dein eigenes Leben sei, damit kein böses Auge die Kraft der Worte vernichte. Der Gewaltige wird inzwischen nach deiner Herde sehen und wenn du zurückkommst, wirst du sie mit einer Zebu-Kuh und zwei schwarzen Böcken bereichert finden.«

Amram küßte den Fleck der Erde, worauf der Reine seinen Fuß gesetzt hatte, dann stand er auf, um sich bereit zu machen. Als er zur Hütte kam, trat Kantra ihm entgegen mit dem Jüngsten, zappelnd und nackt in ihren Armen – die Sonne traf ihre Augen und ihre weißen Zähne.

»Nimm mich mit,« bat sie.

Amram stutzte bei dem Glanz ihrer Augen. Sie ist ein reiches Geschenk, dachte er, legte seine Hand auf ihren Kopf und segnete sie.

»Komm mit,« sagte er, »ich will dich Sundareshvar schenken.«

Kantra fragte nicht. Ihre Mutter aber, die es hörte, beugte den Kopf; sie hatte auf das gelauscht, was Amram in schlaflosen Nächten gedacht hatte, wenn der Regen vom Dach der Hütte sickerte.

Am selben Abend zogen sie davon, wie zwei arme Jogi verkleidet, den Bettelsack auf dem Rücken, die Lehmkrücke

am Gürtel und den Stab in der Hand, damit niemand ihren Auftrag erraten sollte. Das Blatt, das der Oberbrahmane ihm gegeben hatte, verbarg Amram zusammengerollt in einem der stacheligen Kerne seines Gebetkranzes; der Kern war ausgehöhlt und mit Leim wieder verschlossen.

Sie wanderten, solange die Nacht von Mond und Sternen hell war. In der Mittagsstunde erbettelten sie sich Schutz gegen die Sonne unter einem heiligen Baum oder in dem Schatten einer gastfreien Hütte. Sie tranken aus dem Fluß, und wenn sie zu einem Dorf kamen, schlugen sie mit dem Stock auf ihre Lehmkrugen, blieben vor jeder Hütte stehen und sagten »Bicham, Amma, Bicham« (Almosen, Mutter, Almosen), bis die Frau ihnen Hirsengrütze und Ghi gab.

Als sie Madura erreicht hatten, fiel es ihnen leicht, den Weg zum Tempel zu finden, denn die vier großen Gopurams überragten alle Häuser der Stadt.

Beim Eingang des Tempels nahm Amram seine Tochter bei der Hand und drängte sich bis zur Vorhalle durch. Er achtete nicht der Stöße, die er bekam, sondern strebte auf die Steinsäulen zu, dorthin, wo die Bettler sich aufhielten. Er kaufte einen Lingamstein in einer Bude hinter der Säule, und erfuhr, daß der Brahmane Ramalingam auf seinem Wege zum Altar des Gottes dort vorbeikommen würde. Kurz daraus konnte er an dem Geschrei der Bettler hören, daß der Brahmane in der Vorhalle war.

Als der Brahmane in seinem weißen Gewand an den Bettlern vorbeiging, warf Amram sich ihm zu Füßen, streckte ihm seine Lehmkrüge entgegen und rief:

»Bicham, Bicham. – Oh, du Reiner – gib dem armen Amram, der nur Lehm ist, den du mit deinem Fuß zerbrechen, nur Staub, worauf du treten kannst, ein Almosen, und Siva

wird dir, Ramalingam, ebenso große Gnade erweisen, wie deinem Freund, dem Oberbrahmanen in Kodi Maram, dem Reinsten der Reinen, der dir durch mich, den Demütigsten aller Demütigen, seinen Gruß sendet!«

Als er den Namen nannte, streifte Ramalingams Blick ihn – wie zufällig. Er verlangsamte seine Schritte, während er Almosen nach rechts und links austeilte.

»O du Reiner,« rief Amram wieder. »Siva schütze dich vor allen Plagen, Lendengicht und Schnupfen, Kopfweh und Zahnschmerzen! – Verweile einen Augenblick und lasse dich herab, den Glanz deiner Augen auf meine Tochter fallen zu lassen, die schöne Kantra, die ich dem Gewaltigen schenken will.«

Bei dem Wort »Zahnschmerzen« glitt das Auge des Brahmanen wieder wie zufällig über Amram und das Kind an seiner Hand, das Amram jetzt vor sich schob.

»Folgt mir,« sagte er.

Als der Brahmane die großen Erzflügel des Tores erreicht hatte, winkte er Amram im Halbdunkel des Tores zu sich heran.

»Was bringst du mir?« fragte er leise.

»Ein Mittel gegen Zahnschmerzen, o du Reiner, von deinem Freund, dem Oberbrahmanen in Kodi Maram.«

Amram zählte die Kerne seines Betkranzes, bis er den richtigen gefunden hatte, öffnete ihn und nahm das Blatt heraus. Ramalingam steckte es zu sich, ohne es zu lesen.

»Es ist gut,« sagte er und ließ einige Rupien in Amrams Lehmkrucke fallen.

Amram warf sich nieder und küßte die schmutzige Erde vor seinem Fuß.

»Willst du sonst noch etwas?«

»Ja, du Reiner, ich bringe dir meine Tochter Kantra, die die Sonne in ihrem Blick hat. Wenn ihre Flamme erst entzündet ist, wird sie zur Lust des Gewaltigen lodern, ihre Seele wird in Siva verlöschen und ihr Körper in seinen Armen zu Asche verbrennen. Es ist eine reiche Gabe, die der arme Amram, der Demütigste unter den Demütigen, dem Gewaltigen zu Füßen legt, damit er mein Haus und meine Herde segne.«

Ramalingam begegnete Kantras Blick. Er sah ihren schlanken Wuchs, die weiche Röte ihrer Lippen, das Beben des Pulses unter dem zarten Hals.

»Folgt mir,« sagte er.

Sie gingen durch eine Reihe von Göttern, die die reiche Gabe des armen Amram mit ihren Steingesichtern musterten. Sivas Frau, Parvati, maß den geringen Umfang ihrer Hüften und ihre zarte Brust. Ganesh mit dem Elefantenkopf, die Hände auf den Knien, lächelte spöttisch. Kantras Herz schlug laut vor Angst, sie bohrte ihre Finger in Amrams Arm, so daß es ihn schmerzte.

Sie gingen an dem »Teich der goldenen Lilien« entlang, wo heilige Männer im Schutz der Säulen saßen, Opfergefäße um sich herum breitend, Gebete mit verhülltem Kopf murmelnd.

Schließlich waren sie am Ziel. Bei einem Druck von Ramalingams Hand drehte sich eine kleine Tür von dunklem Erz in ihren Angeln.

Sie befanden sich in einem dunklen Raum; die Tür schloß sich hinter ihnen.

Amram hielt lauschend den Atem an; er wußte nicht, ob man sie allein gelassen hatte, oder ob der Brahmane noch

bei ihnen war, er wagte nicht zu rufen, und konnte sich nicht rühren, denn Kantras Arme umklammerten ihn bebend.

Da tauchte an der Wand vor ihnen, nicht höher als ihre Knie, ein Lichtschein auf. Das Licht kam näher, stieg bis zu ihren Gesichtern hinauf, und plötzlich sahen sie eine qualmende Kerze an einer Eisenstange, die sich aufwärts bewegte. Sie sahen einen mächtigen Schatten über eine Mauerwölbung flattern. Es war ein Riese an der Wand vor ihnen, ein Ungeheuer aus Stein, der diesen Schatten warf; er trug eine Schlangenkronen auf seinem Haupt und hatte vier Arme, wovon zwei hochgehoben und zwei gesenkt waren. In den hochgehobenen hielt er eine Antilope und einen Dreizack, in den gesenkten eine Schlinge und eine Trommel. Um die Lenden trug er ein Tigerfell. Links neben der Statue stand ein länglicher Stein, der ihnen bis zum Gürtel reichte, ein kahler, glatter, oben gerundeter Zylinderstein, um den sich eine in Stein gehauene Schlange wand. Es war ein Lingam. Das Bild von der Kraft des Gottes, und der Raum, in dem sie standen, war das Allerheiligste. Rechts neben dem Tisch des Gewaltigen lag sein heiliger Steinochse, mit erhobenem Kopf, ein Seidentuch auf dem Rücken zum Schutz gegen die Nachtkälte.

Jetzt war das Licht ganz dicht bei ihnen. Eine ältliche Frau in einem losen, grauen Kittel trug es; sie war aus einem Loch in der Mauer zwischen den Beinen des Gottes hervorgekommen.

»Dies ist Adytum, die Schlafkammer des Gewaltigen,« sagte Ramalingam, »dort hinten in dem Raum steht sein Bett.«

Amram warf sich vor dem Gott auf die Erde und als er wieder auf seinen Füßen stand, fragte er:

»Wer ist diese Frau?«

»Eine Daja – eine von denen, die die Dewadasen des Gottes hüten und ihm sein Lager bereiten.«

Die Daja befestigte die Eisenstange mit der Kerze an der Mauer neben dem Gott.

»Entkleide sie,« sagte Ramalingam, »damit der Gott seine Gabe schauen kann.«

Die Daja tastete mit ihren knöchernen Händen über Kantras Kittel, das Kind zog sich schaudernd zurück, Amram aber sandte ihr einen zornigen Blick. Da riß sie sich selbst das weiße Tuch von der Brust, so daß ihr bebender Mädchenkörper bis zum Gürtel entblößt war.

Ramalingam riß die Augen auf und zeigte auf ihr Lendentuch. Kantra zögerte. Amram aber faßte sie am Arm, und sie löste die Enden des Lendentuches und ließ es fallen, während sie ihr Gesicht mit den Armen verhüllte.

Dort stand sie nackt vor dem Angesicht des Gewaltigen, der ihr das Leben geschenkt hatte und dem sie es zurückgeben sollte. Sie dachte nicht an Siva, sie dachte nur an den aufgerissenen Blick, der auf ihr ruhte und sie musterte.

Amram war stolz auf seine Tochter. Jetzt erst sah er, wie reich seine Gabe war. Sein Auge suchte das unbewegliche Gesicht des Gottes, um ihn zum Zeugen aufzurufen. Aber es war kein Zug, kein Lächeln um seinen Mund, kein Beben der Lust um seine Nasenflügel.

Kantra fühlte eine Hand auf ihrer Brust und eine Hand auf ihrer Hüfte, Ramalingams heiße und lebendige Hand, die ihr das Blut in einem Strom zum Herzen zwang, ihr die Kehle zusammenschnürte und die Knie matt machte. Die alte Frau sah sie schwanken und faßte sie um die Schultern.

Ramalingam und die Daja wechselten einige Worte. Amram konnte an ihren Mienen sehen, daß die Gabe den Beifall des Gottes gefunden hatte.

Die Alte zog Kantra den Arm vom Gesicht, klopfte ihr die brennende Wange mit ihrer runzligen Hand und wickelte sie wieder in das Lendentuch ein. Kantra aber entwand sich ihren Händen und bekleidete sich selbst.

»Zu welcher Kaste gehörst du?« fragte Ramalingam und musterte Amrams Bettlerkleidung.

»Ich gehöre zu dem ehrbaren Gollavolk« – Amram richtete sich höher auf und hielt seinen schmutzigen Kittel mit vorsichtig gespreizten Fingern von sich ab – »dies scheinheiilige Jogigewand habe ich nur angelegt, um dir den Brief zu sichern, oh, du Reiner – denn wer wird einen Bettler berauben?«

Ramalingam nickte.

»Ich will dir ein Gewand schenken, das eines Golla würdig ist. Ist sie dein einziges Kind?«

»Nein, du Reiner, sie ist die Aelteste von neun.«

»Hast du nur Mädchen?«

»Nein, zwei Söhne.«

»Warum willst du dich von dieser trennen?«

Der Brahmane beugte seine gewölbte Stirn zu ihm herab und sah ihn mit Augen an, die Amram bis ins Innerste drangen. Während der Wanderung hatte er sich eine blühende Rede ausgedacht, von seiner Liebe zur Gottheit; bei dem Blick des Brahmanen aber welkten diese Worte und fielen auseinander.

»Weil ich so arm bin,« sagte er und sah wie ein Hund zu seinem Herrn auf.

»Einen anderen Grund hast du nicht?«

Amram überlegte redlich, aber er wußte keinen.

»Hat sie irgendeine heimliche Krankheit?«

»Nein, du Reiner, sie ist gesund und warm wie die Sonne.«

»Hat sie ein trotziges, widerspenstiges Gemüt, das den Abendfrieden von deiner Hütte verscheucht?«

»Nein, du Reiner, sie ist gut und heiter, wie die weißen Lämmer, die auf meinem Hof spielen.«

»Ich glaube dir. Deine Gabe ist angenommen. Ich danke dir im Namen des Gewaltigen. Seine Augen werden über deiner Hütte leuchten, so daß kein dunkler Geist der Dschungeln sich dir zu nähern wagt, er wird dein Haus und deine Herde segnen und sie fruchtbar machen.«

Ramalingam öffnete die Erztür und ließ Amram vor sich hinaustreten. Kantra sprang herzu, um ihm zu folgen, der Brahmane aber hielt sie sanft zurück.

Sie stieß einen Schrei aus, und Amrams Herz hörte zu schlagen auf. Er sollte nie mehr die Sonne ihrer Augen sehen, die munteren Quellen ihres Lachens hören; ihre Hand würde nicht mehr Ghi von der Milch schöpfen, ihre Arme nicht mehr die Kleinen, die noch nicht gehen konnten, tragen.

Er wandte sich in der Tür um und streckte die Arme nach dem bebenden Leben aus, das er sich vom Herzen gerissen hatte, um es dem furchtbaren Gott der Vernichtung in die Arme zu werfen.

»Lebe wohl!« flüsterte er, während die Tränen ihm aus den Augen brachen. »Lebe wohl!« stöhnte er und suchte vergebens nach jemandem, den er um Schutz für sie anflehen konnte. In seiner Seele war es dunkel geworden, er fühlte sich so klein, wie ein Sandkorn auf dem Wege unterm Rad

des göttlichen Wagens. Gottes barmherzige Gnade, in dessen Arm sie lag, auf sie herabzuflehen, das war alles, was er für sie tun konnte. Niemand konnte ihr helfen, sie mußte selbst den Willen haben, sich dem Gott, dem sie geweiht war, würdig zu zeigen.

»Sei treu gegen den Gewaltigen!« Das war das einzige, was er zu ihrem Schutz zu sagen wußte.

Ihr Blick klammerte sich voller Entsetzen an den seinen, so sehr fürchtete sie sich vor der Dunkelheit, die hinter ihr war. Ihre Lippen öffneten sich zu einem Schrei, um ihn zurückzurufen; aber er erstarb, als sie merkte, daß er ihr seine Arme entgegenstreckte, nicht um sie mitzunehmen, sondern um ihr Lebewohl zu sagen. Sie *war* bereits losgerissen, – er stand draußen, fern, verschwunden. Als die Tür den Faden, der von ihrem zu seinem Blick spann, durchschnitten hatte, hörte er ihr lautes Weinen, bis auch das hinter der Tür erstickte.

Kantra lernte drei Jahre lang. Sie wohnte im Dajahaus, das in die linke Tempelmauer eingebaut war, der Welt und ihrem Lärm abgewandt.

Dort wohnte sie mit vier anderen Dewadasen ihres Alters, die alle dem Gott geschenkt, aber noch nicht reif waren, ihm geweiht zu werden.

Die Daja war selbst einmal Dewadasi gewesen, aber sie hatte nicht die Fähigkeit besessen, ihr Opfer, das in der völligen Hingabe an den Gott besteht, ganz zu geben. Von der tötenden Liebe hatte sie eine Glut geraubt, die stark genug war, ihr selbst das Leben zu bewahren und ihre Seele zu verhindern, ganz in dem Gewaltigen zu verlöschen. Ihre Sinne waren nicht treu bis in den Tod gewesen.

Ueber den Rest, den sie bewahrt hatte, wachte sie mit neidischer Angst, weil sie wußte, daß sie in ihrem nächsten Leben dafür büßen würde, daß sie den Gott im Stich gelassen hatte.

Lesen und Schreiben lernten die kleinen Bajaderen von den Brahmanen. Jede hatte ihren Lehrer; im Tempeltanz und Gesang aber, Ankleidekunst und Körperpflege unterrichteten die Dewadasen sie; jede hatte eine Schülerin, die ihr folgen mußte, wenn sie ihr Amt verrichtete, ausgenommen in den nächtlichen Stunden beim Gott. Die Schülerin mußte ihr zum Bade folgen, um die Kunst der Reinigung und der Gebete zu lernen; sie mußte zugegen sein, wenn sie morgens und abends vorm Bild des Gottes im Tempel tanzte. In ihrer Kammer mußte sie sich jeden Morgen in den uralten Götterliedern üben. Die Dewadasi lehrte sie die Wege der Liebe und die Anfangsgründe in dieser Kunst. Die Dajen aber, bei denen sie wohnten, paarweise in kleinen Kammern, die hoch oben an der Tempelmauer eine kleine Luke hatten, so daß man kaum den Kopf hindurchstecken konnte – die Dajen erzählten ihnen, wenn die Abendandacht vorbei war, was sie in ihrem langen Leben von Liebeskunst erfahren und gelernt hatten. Sie sprachen ihnen von des Lebens höchstem Ziel, dem völligen Vergehen in der Liebe, um ihre Lustgefühle zu wecken.

Die Daja war die getreue Helferin der Brahmanen. Die Reinen erfuhren heimlich alles von den kleinen Bajaderen, damit sie sich beizeiten eine davon wählen konnten. Und dem Brahmanen, der seine Wahl bereits getroffen hatte, bahnte sie einen Weg zu dem jungen Gemüt, bis die Augen des jungen Mädchens schwer von Sehnsucht wurden, wenn sie nur den Namen hörte.

Ramalingam hatte sich Kantra bereits in dem Augenblick erwählt, als sie nackt, die Augen mit den Armen bedeckend, vor ihm gestanden hatte. Die Daja hatte es sofort gesehen; und da Ramalingam der Letzte war, dem sie in ihren Dewadasitagen gedient hatte, gönnte sie ihm vor allem das Beste; sie verwandte ihre ganze Sorgfalt auf Kantra.

Kantra hatte sich schnell in ihrer Kammer eingelebt. Dort war ein weiches Lager, als sie es je gekannt, dort waren Spiegel, Kämmе und Bürsten, die von Oel und Essenzen dufteten. Sie durfte tun, was sie wollte, nur nicht allein ausgehen. Entweder war sie mit ihrer Schlafkameradin, einem kleinen bronzefarbenen Sudramädchen, zusammen, oder mit ihrer Dewadasi, einem vollbusigen Vellalaweib, mit vollen Backen, gewölbten Augen und runden, starken Beinen. Sie blickte auf Kantra herab, voll Spott über ihre keimende Schönheit, neidisch auf Ramalingams Gnade. Sie lehrte sie nur das Notwendigste, und Kantra fürchtete sich vor ihr. Ramalingam aber wagte nicht, sich hineinzumischen, denn die Vellala war eine zur rechten Hand angetraute Dewadasi und die Auserwählte des Oberbrahmanen. Sie diente ihm allein, ihr Herz aber gehörte Ramalingam.

Nach der Mittagsstunde kam der Brahmane in die Kammer der Daja. Er kam, um Kantra von den höchsten Dingen zu unterrichten, die keiner von der Kaste ihres Vaters jemals wissen durfte. Er kam, um ihren Geist zu bilden, damit die Hingabe an die Lust ein um so größeres Opfer für den Gewaltigen werden konnte. Auch Englisch lehrte er sie. Sie saß allein bei ihm in der Kammer, wo es stark und kräuterig nach den blaßroten Blumen der Basilwurzel duftete und nach der heiligen Tulasipflanze, die nach der Nymphe Tulasigenannt ist, die Krishna liebte und in ein Kraut verwandelte.

Dies Kraut wächst in dem Hause eines jeden rechtgläubigen Hindus in einer Lehmkrucke, zusammen mit dem Waldapfelbaum, Sivas heiliger Baelpflanze. Ihnen brachte die Daja ihre täglichen Gebete zum Opfer und bespritzte sie mit Wasser, das sie im Fluß geholt hatte.

Ramalingam unterrichtete sie von der heiligen Dreifaltigkeit: dem Schöpfer Brahma, dem Erhalter Vishnu und dem Vernichter Siva, die vereint das heilige Wort »Om« sind, das nicht vor unreinen Ohren genannt werden darf. Er lehrte sie Gatrja, das tägliche Gebet, das der Besitz der Zweimalgeborenen ist und mit »Om« anfängt, mit »Om« endigt und alle sieben sichtbaren Welten anruft, in denen »Om« offenbart ist. Während er mit seiner leisen, dunklen Stimme sprach, lagen ihre zarten Finger in seinen heißen, lebensvollen Händen. Er strich über den zarten Flaum ihrer nackten Arme und beugte sich über sie, so daß sie seinen brennenden Atem auf ihrem bebenden Hals fühlte. Ihre Augen wurden groß und voll, während sie auf den beweglichen Falten um seinen beredten Mund und dem Muskelspiel seiner starken, glatten Wangen ruhten. Noch wußte sie nicht, was Liebe war, obgleich die Dewadasi ihr die Wege gewiesen und die Daja ihr das Glück derjenigen gepriesen hatte, die sich in ihre Tiefe versenken konnte. Eines Tages aber, als es sehr warm war, und Ramalingam seine Hand auf ihre Knie legte und seinen Blick tief in ihre dunklen Augen senkte, wurde der heftige Brand plötzlich in ihrem Schoß entzündet. In jener Nacht lag sie wach, schlang die Arme um ihr Kissen, rief seinen Namen und klagte und weinte. Die Daja erwachte, kam an ihr Lager und sah, daß sie reif war, Sivas Braut zu werden.

Wenige Tage später führte die Daja sie vor das Panchayat der Dewadasen. Erst entkleidete man sie und musterte ihren Körper; dann mußte sie singen und den Tempeltanz vortanzen. Darauf wurde sie zum Oberbrahmanen geführt, dem alten Weisen, der Kopf und Hals wie ein Geier hatte, kahl, gelb und runzlig. Sie mußte ihm vorlesen und -schreiben; er fragte sie nach den höchsten Dingen, die Ramalingam sie gelehrt hatte, und die Prüfung war bestanden.

Am nächsten Morgen ging die Daja mit ihr durch den Säulengang zum »Teich der goldenen Lilien«. Sie badete sie in dem heiligen Wasser, salbte sie mit Rosenöl und rieb ihr Haar mit Ambra ein. Dann geleitete sie sie wieder in die Kammer und kleidete sie in ein neues Gewand von Seide mit goldenen Borten. Sie pflückte die heiligen Blumen von ihrer Basilwurzel und schmückte ihr schwarzes Haar damit. Sie legte schwere Silberringe um ihre Fußgelenke, und um ihren Oberarm den Schlangenring von Gold, den Ramalingam zur Trauung geschenkt hatte.

Den ganzen Tag mußte sie fasten. Abends kam die Vellala-Dewadasi, um sie zu holen. Sie führte sie durch den dunklen Fledermausgang, durch die Säulenhalle, zu Sivas heiligem Schrein, wo die Brahmanen vor dem Gewaltigen und seiner Frau, Parvati, versammelt waren – die Bronzestatuen, die bei Prozessionen gebraucht wurden.

Kantra tanzte zum erstenmal vor dem Gott in eigener Person. Nach dem Tanz trat der Oberbrahmane vor, bespritzte sie mit Wasser aus dem heiligen Fluß, während er sein Gatrja betete. Sie warf sich vor dem Gott nieder, der sie mit seinem Steinangesicht betrachtete. Während sie auf der Erde lag, sprach der Oberbrahmane die Trauungsgebete. Darauf nahm er von dem ausgestreckten Arm des Gottes den Tali –

eine Kette aus schwarzen Kernen, mit dem Lingam-Zeichen des Gottes in der Mitte, befahl ihr, sich zu erheben, legte sie um ihrem Hals und band die Enden zusammen. Darauf nahm er ein Armband, das an einem Finger des Gottes hing, schloß es um ihre linke Hand, und schließlich steckte er einen Ring mit einer spiegelblanken Silberplatte an den großen Zeh ihres linken Fußes.

»Durch diesen Tali binde ich dich an den Gott, du darfst ihn nicht lösen, weder von Hals, Hand noch Zeh.«

Sie hingen Blumenketten um ihren Hals, Basilblumen, Blätter vom Bael und die gelben Tempelblumen, die so süß gegen Abend dufteten. Schließlich führte der Oberbrahmane sie mit allen Brahmanen und Dewadasen im Gefolge, durch den langen Gang zu der kleinen Erztür, die sich an jenem ersten Tage zwischen ihr und ihrem Vater geschlossen hatte.

Die Tür öffnete sich und dort stand Sundareshvar in dem Lichtschein einer düsteren Kerze und erwartete seine Braut. Seit dem ersten Tage war Kantra nicht in diesem Raum gewesen. Sie blickte scheu zu dem Gesicht des Gewaltigen auf und meinte, daß der Schatten eines Lächelns über den Mund ihres Herrn glitt. Sie fürchtete sich nicht mehr vor ihm, sie dachte nur an das, was ihr bevorstand daß der Gott in Ramalingams Gestalt zu seiner Braut kommen würde.

Es war nicht Platz für alle in dem engen Raum. Die Tür blieb offen stehen; einer nach dem andern aber drängte sich herein und opferte, Gatrya betend, Blumen zu den Füßen des Gewaltigen legend. Darauf gingen sie leise hinaus, und schließlich waren Kantra und die Daja allein.

Die Daja dachte an ihre eigene Hochzeit, als sie blumengeschmückt hier gestanden hatte. Sie schloß Kantra in ihre

Arme und wünschte ihr, daß sie eine bessere Dewadasi werde als sie es gewesen war, daß sie dem Gotte treu sein, und daß ihr Leben in seinen Armen vergehen möge.

Dann nahm sie ihr die Blumenketten ab und hing sie über die vier Arme des Gottes. Nachdem das geschehen war, entkleidete sie sie und zeigte dem Gott das Seidengewand mit den goldenen Borten, bevor sie es zusammenlegte, damit er sehen konnte, wie schön es war. Als Kantra nackt vor dem Gewaltigen stand, wo sie vor drei Jahren scheu und zitternd gestanden hatte, richtete sie sich voller Stolz auf, weil sie die hohe Stellung einer Dewadasi erreicht hatte, noch dazu die einer Valangai (rechter Hand Angetraute), breitete ihrem Herrn und Bräutigam ihre junge feste Brust entgegen und gelobte ihm, getreu bis in den Tod zu sein.

Die Daja legte ihr einen weichen Mantel um die Schultern und führte sie bei der Hand zu dem Loch in der Mauer. Sie duckte sich und kroch mit Mühe hindurch, ohne Kantras Hand loszulassen. Der Raum, in den sie gelangten, war ganz dunkel, von heißen, schweren Düften voll. Sie traten auf weiche Teppiche. Die Daja führte sie, bis ihr Fuß gegen eine Matte stieß. Kantra beugte sich herab und tastete neugierig durch die Dunkelheit. Die Matte war über ein zierliches Gestell von Bambusrohr gebreitet.

Die Daja zog sie wortlos aufs Lager herab, denn der heilige Ort durfte nicht von irdischer Rede verunreinigt werden. Solch warmes, weiches Lager hatte Kantra noch nie gehabt. Die Daja schob ihr ein Kissen unter den Kopf und breitete eine Decke über sie, preßte darauf Kantras Hände und Kopf gegen ihre welke Brust und verließ den Raum lautlos auf einem anderen Weg, als sie gekommen waren. Kantra meinte den Laut und Luftzug einer Tür zu vernehmen, die geöffnet

und geschlossen wurde. Dann war sie allein, ihren Herrn und Gott erwartend.

Plötzlich wurde sie von Angst erfaßt. Sie zitterte, daß die Matte unter ihr schwankte. Sie bohrte ihre Finger in das weiche Lager, während das Blut so heftig in ihrem Hals klopfte, daß sie kaum atmen konnte.

Sie meinte stundenlang gewartet zu haben, als sie das Geräusch von schweren Schritten im Nebenraum hörte.

War es der Gewaltige, der von seinem Platz herabstieg? Ihr war, als hörte sie, wie er seine Kleider ablegte. Ging die Tür? Hörte sie Stimmen? War es Ramalingam, der kam, um dem Gewaltigen seinen Körper und seinen Dienst anzubieten? Sie lauschte so angestrengt, daß ihr Herz zu schlagen aussetzte. Da ertönte das Gleiten von Schritten über den Steinen. Das Wunder war geschehen, der Gott hatte Ramalingams Gestalt angenommen, war zum Menschen geworden und kam jetzt zu ihrem Lager, um seine menschliche Braut in seine menschlichen Arme zu schließen, zur Erinnerung an damals, als sein Auge auf die Tochter des Madurakönigs gefallen und er in einer Männergestalt, Sundareshvar genannt, zur Erde herabgestiegen war, um Hochzeit mit der Prinzessin zu halten und eine Woche bei ihr zu verweilen. Seit jener Zeit hatte der Gewaltige Geschmack an der Liebe irdischer Frauen gefunden, und jetzt kam er zu ihr, einem armen Gollamädchen.

Sie sah nichts, hörte nichts mehr, plötzlich aber merkte sie, daß eine Gestalt neben ihrem Lager stand, fühlte, wie sie sich über sie beugte. Sie streckte die Arme entsetzt gegen die lebendig gewordene Dunkelheit, und stieß gegen einen Kopf, der sich über sie beugte.

»Kantra!« Es war die weiche, dunkle Stimme des Brahmanen. Im selben Augenblick schwand die Angst aus ihrem Herzen, sie löste sich in Tränen auf, die ihr aus den Augen brachen, während es in ihrer Kehle lachte. Jubelnd schlang sie die Arme um seinen Nacken und preßte ihre brennenden Lippen auf den beweglichen Mund, den sie schon so lange geliebt hatte.

---

Sie erwachte aus schwerem Schlaf, als ein Lichtstrahl von der Decke herabfiel. Sie drehte den Kopf und sah, daß sie allein auf ihrem Lager war. Sie weinte, weil er sie verlassen hatte. Da erinnerte sie sich beschämt, daß es nicht Ramalingam, sondern der Gott in seiner Gestalt gewesen war, der sie in die Arme geschlossen hatte. Während der ganzen glücklichen Nacht hatte sie dem Gott keinen einzigen Gedanken geschenkt! Ob er, der wahrscheinlich nebenan wieder auf seinem Platz stand, es in ihrem Herzen lesen konnte – ob er es an ihren Augen sehen würde, wenn sie heute vor ihm tanzte? Wenn er *das* konnte, dann konnte er auch in ihrem Herzen lesen, daß in dieser Nacht ein Augenblick gewesen war, ein seliger Augenblick, wo sie zu sterben wünschte, weil sie so glücklich war, wie sie nie geträumt hatte. Jetzt begriff sie, was es hieß, daß sie dem Gott alles geben, ihm in ihrer Liebe getreu bis in den Tod sein sollte.

Kantra bekam ihre eigene Kammer neben denen der anderen Dewadasen in der inneren Tempelmauer; durch den halbdunklen Säulengang war sie von dem innersten Tempel getrennt, wo der allerheiligste Altar des Gottes in der Mitte stand, und in der südwestlichen Ecke seine Schlafkammer hinter der kleinen Erztür war.

Die Daja weckte sie eine Stunde vor Sonnenaufgang. Sie ging mit den andern zum »Teich der goldenen Lilien«, badete und hielt ihre Andacht in dem heiligen Wasser. Wenn sie an der Reihe war, zündete sie das heilige Licht Kumbarti an und trug es zum Altar des Gottes im Allerheiligsten, tanzte nackt bis zum Gürtel den Morgentanz und sang dazu. In der Mittagsstunde fächelte sie abwechselnd mit den andern die Hitze vom Steinkopf des Gewaltigen, mit dem Chamarafächer, der aus dem Schwanz des Tibet-Ochsen gemacht ist.

Wenn sie keinen Dienst hatte, fuhren sie und ihre Schülerin in dem kleinen Zebu-Wagen der Dewadasen zum Kali-Tempel bei dem großen Teich, um Sivas Frau anzubeten, die grimmige, rachsüchtige Kali mit den vielen Namen, damit sie ihr nichts Böses bei ihrem Eheherrn nachsagen solle. Sie gab den Bettlern von ihrem Tempelgeld, ergötzte sich an dem Spiel der Kinder, an der Akrobatenkunst, der Dommara, dem Gaukelspiel der Schlangenbändiger und ließ sich von den Korava-Hexen wahrsagen. Sie lächelte den jungen Brahmanen und andern zweimal Geborenen zu, die ihr auf ihrer Fahrt durch die lange Banyanallee begegneten; sie lächelte und kniff die Augen zu, um sie dann weit und voll zu öffnen. Wenn einer von ihnen von ihrer Schönheit gefesselt stehenblieb, ließ sie ihre Zungenspitze gegen die Oberlippe spielen, während sie ihn von der Seite unter halbgeschlossenen Lidern betrachtete, wie sie es gelernt hatte, und wie sie es die Kleine lehren sollte, die neugierig und aufmerksam an ihrer Seite saß. Sie tat es, ohne darüber nachzudenken, denn nur einer war in ihren Gedanken – der Gewaltige in Ramalingams Gestalt.

Es war ihr Recht, Nächte und Tage, wo sie dem Gott nicht zu dienen brauchte, andere Männer aus der Kaste der zweimal Geborenen zu besuchen. Sie durfte dienen, wem sie wollte und für den Preis, den sie selbst bestimmte. Aber es dauerte lange, bevor Kantra sich dazu entschließen konnte; sie fühlte Widerwillen dabei, statt Lust. Ramalingam stand beständig dazwischen. Aber sie wollte reich und vornehm werden. Sie wollte werden, wie die Vellala-Dewadasi – »ein wandernder Fleischbaum, der Goldfrüchte trägt« – wie der alte Sanskrit-Dichter sagt. Sie hatte von zwei Dewadasen gehört, die sich so viel Geld verdient hatten, daß sie einen mächtigen Teppa Kulam zu Ehren des Gottes bauen ließen. Das wollte Kantra auch tun. Sie zwang sich, einem jungen Brahmanen zu Willen zu sein, der ihr auflauerte, wenn sie sich außerhalb des Tempels zeigte. Sie bekam viel Geld von ihm, obgleich er sie enttäuscht verließ. Kantra vertraute sich der Daja an – sie weinte über ihr unglückliches Schicksal, daß sie arm und gering bleiben müsse; wenn sie dem Gott kein frohes Herz opfern konnte, würde er sie gewiß verstoßen; und das alles nur, weil sie keinem andern als dem Gott selbst, in Ramalingams Gestalt, die Lust geben konnte, die die andern für Geld von ihr verlangten. Die Daja aber wußte Rat: Ebenso wie nicht Ramalingam selbst, sondern der Gott in seiner Gestalt sie in die Arme schloß, so sollte sie sich vorstellen, daß es nicht der zufällige Gast war, der ihr Lager teilte, sondern Ramalingam in seiner Gestalt. Sie sollte die Augen schließen und nur an ihn und den Gott in ihm denken, dann würde auch diese Umarmung ein Opfer für den Gewaltigen sein.

Kantra tat, wie die Daja sie gelehrt hatte. Es glückte ihr, und als sie es erst gelernt hatte, ging kein junger Brahmane mehr enttäuscht und beschämt aus ihrer Kammer. Ihre Wangen röteten sich, ihre Brust schwoll, ihre Hüften reiften; sie trug ihren Kopf stolz und froh unter dem Gnadenstrahl Gottes, der aus Ramalingams dunklen, milden Augen und seinem beweglichen Mund auf sie herablächelte.

Kantra sammelte Gold und Edelsteine. Sie lernte es, ihr Opfer kostbar zu machen; und wenn ein neuer Anbeter ihre Gunst suchte, beriet sie sich mit der Daja, die ihr treu zur Seite stand. Kantra schickte ihrem armen Vater und ihren Geschwistern, die sie auf den Armen getragen hatte, Geld. Seine Herde gedieh und vergrößerte sich. Amram war nicht mehr arm, seine Frauen blühten; bald wurde er der erste Mann in der kleinen Stadt und die Männer kamen zu ihm, um Rat und Hilfe von ihm zu erbitten, da das Auge des Gottes auf seiner Hütte ruhte. Je reicher er wurde, desto mehr war er von seinem Wert überzeugt, und er bezweifelte sogar, ob der Gott ihn für seine reiche Gabe auch genügend gelohnt habe.

Alles, was Kantra opferte, opferte sie zu Ramalingams Ehre. Nur beim Gedanken an ihn glühten ihre Sinne auf. In den Nächten, wo er im Namen des Gottes bei ihr war, verlöschte ihre Seele, und ihr Körper lag in seinem Arm wie ein bebendes Opfer, das dem seligen Tod getreu ist. Diese Nächte aber wurden seltener und seltener. Ramalingam war nicht mehr jung; Kantra sah die Macht in seinen Augen schwinden, sie merkte die Ohnmacht am Beben seiner Hände, sie sah, wie seine Wangen schlaff und gelb wurden, und fürchtete, daß er krank sei. Sie weinte und sprach mit der Daja. Die alte Frau nickte und nickte, wollte aber nichts sagen. Sie

hatte es schon lange gemerkt. Sie ging zu Ramalingam und vertraute ihm Kantras Klage. Der Brahmane suchte heimlich Aerzte auf; er gebrauchte alle Mittel, die er in alten Sanskrit-Büchern über die Kunst der Liebe fand. Für eine kurze Zeit glühte das Dunkel seiner Augen von neuem auf, für eine kurze Zeit wurden seine Hände wieder heiß und stark und lebendig; hinterher aber brach er zusammen. Und wenn Kantra ihn tags darauf vorm Altar sah, erschrak sie über seine gebrochene Gestalt, seine welken Züge. Sein beweglicher Mund war schlaff und müde, und es war, als ob sich die starken Linien seines Kinns gelockert hätten. Kantra zitterte vor Angst, daß der Gott den Körper verstoßen würde, der ihm viele Jahre so treu gedient und nur durch die Gewalt seiner Gefühle verbraucht war – sie fürchtete, daß der furchtbare Gott, der keine Barmherzigkeit gegen Schwache kannte, ihn wegwerfen und einen anderen wählen würde, der stark und warm genug war, um seine Fülle zu tragen. Kantra war verzweifelt, denn sie wußte nicht, wie sie dem Gott dienen sollte, wenn er nicht mehr in Ramalingams Gestalt zu ihr kam. Wenn sie sich nicht mehr in Ramalingams Arme hineinräumen könnte, würden auch die anderen, die zu ihr kamen, sich enttäuscht und beschämt von ihr wenden, wie in der ersten Zeit. Sie würde arm und gering werden, und wenn sie dem Gott keine Lust mehr zu opfern hatte, wie sollte sie ihm dann getreu bis in den Tod sein? Der Gott würde seine Augen von ihr wenden, sie würde alt und welk werden wie die Daja.

Kantra schenkte ihr Gold und ihre Schmucksachen der Schatzkammer des Gottes, um ihn milde zu stimmen. Sie betete zum Lingam, dem aufrechten Stein, wie sie die Frauen beten sah, deren Schoß unfruchtbar war. Ramalingam sah

es, ohne daß sie es wußte. Er sah die Tränenspuren in ihren Augen, er merkte die Angst an ihren Händen, die sich bebend um seinen Nacken schlossen. Er fühlte den Schmerz in ihrem Seufzer, wenn sie vergeblich darauf wartete, daß ihre Seele in der seinen vergehen und ihr Körper wie ein Opfer in seinen Armen liegen sollte. Er führte ihr junge Brahmanen zu, die er dazu auserwählt hatte; aber sie konnte ihnen nicht dienen, und er sah ein, daß auch Kantras Zeit vorbei sein würde, wenn der Tag kam, wo er dem Gott seinen Körper nicht mehr leihen konnte. Sie ward ihm teurer als je; er tat sein Aeußerstes, um sie zu erfreuen, und wenn ein seltenes Mal das Vergessen sie übermannte und das Opfer vollbracht wurde, dann weinte sie vor Freude in seinem Arm und wollte ihn nicht lassen, bevor es Morgen wurde. Aber es geschah seltener und seltener, und der Tag kam immer näher, wo man es nicht mehr vor dem Oberbrahmanen würde verbergen können. Dann würde der Gott, dessen Lager keine Nacht leer stehen durfte, sich durch den Oberbrahmanen einen neuen Körper wählen, und wenn Kantra diesem nicht dienen konnte, eine andere Dewadasi an Stelle der Treulosen.

---

Da geschah es, daß ein kastenloser Fremder ihren Weg kreuzte.

Helen erwachte mit einem tiefen Seufzer. Einen Augenblick lag sie und blickte suchend zur Decke; dann zog ihr Herz sich zusammen, während die Erinnerungen des gestrigen Tages über sie hereinbrachen: der glückliche Augenblick, als sein Blick auf den Grund ihrer Seele drang; das Mittagessen auf der Hotelveranda unter den roten Lichtern;

die Fahrt in der funkelnden, tropischen Nacht, als ihr Kopf sich auf seine Schulter senkte und ihre Lippen sich gefunden hätten, wenn die Fahrt nicht so plötzlich unterbrochen worden wäre.

Und das Wunderbare – die weiße Gestalt im Mondschein, und die Worte, die die Stimme in ihr Gemüt gesenkt hatte.

Vorbei. Der letzte heftige Händedruck auf der Hotelstiege – der letzte Schimmer des eckigen Kopfes mit den ernsten Augen, der sich zu ihr emporgehoben hatte, die unklare Ahnung in ihnen – und dann die plötzliche Dunkelheit. Als die Tür hinter ihm zufiel, machte sie eine Bewegung, um ihn zurückzurufen. Aber sie tat es dennoch nicht. Die unsichtbare Hand, die seit jener Nacht in der Wüste beständig über ihr gewesen war, wollte es nicht. War es Dasturan Dasturs im Mondschein leuchtende Hand, dieselbe, die er emporgehoben hatte, als er sagte: »Wehe demjenigen, der auf dem schmalen Pfad stolpert.«

Helen stand auf und ging im Zimmer auf und ab. Sie meinte, sie müsse sich niederwerfen und weinen, so brannte die Abschiedswunde. Als sie sich aber ihrem Schmerz hingeben wollte, war da etwas in ihrem Herzen, das sie von der Tür, die sich hinter ihm geschlossen hatte, zurückrief, hinaus in einen hohen, weiten Raum mit neuem Licht.

»Mein armes, gequältes Herz kann nicht mehr weinen!« dachte sie.

Was waren es für Töne aus dem Nebenzimmer?

Ach, es war Schehanna, die sang. Helen hatte sie noch nie singen hören; es klang wie steigendes und fallendes Wasser.

Helen öffnete die Tür und sah ins Zimmer. Schehanna stand mitten im Sonnenlicht, das durch die weitoffenen Fenster hereinflutete. Sie stand mit hoherhobenen Armen das

Licht glänzte wie eine Glorie in ihrem dunklen Haar, das ihr noch von der Nacht ungeordnet um den Kopf hing.

Schehanna hörte sie nicht, so sehr war sie in die auf sie eindringenden Erinnerungen ihres leichtbeweglichen Gemüts vertieft. Ihr schlanker Körper wiegte sich hin und her, während sie sang. Helen konnte nur das Wort Navsari unterscheiden, das sie beständig wiederholte.

Helen rief sie an.

Da wandte Schehanna sich um und senkte ihre Arme, während das Blut ihr in den Kopf stieg und ihre Pupillen verdunkelte.

Es war nur eine augenblickliche Verlegenheit – dann glitt sie mit ihren lautlosen Schritten durchs Zimmer und schlang ihre Arme um Helens Nacken; ihre Augen wurden von Lächeln oder Tränen geblendet, oder vielleicht nur von dem hereinströmenden Licht, in das sie geblickt hatte. Sie legte ihren Kopf hingerissen an Helens Hals, die sie heftig an ihre Brust drückte.

Schehannas Bewegung ließ auch Helens Herz überfließen; aber es war Schmerz, nicht Glück, der sich in Tränen auslöste; und als sie erst angefangen hatte, konnte sie nicht wieder aufhören; je mehr sie weinte, desto leichter wurde ihr ums Herz.

Sie sprachen nicht. Worte waren überflüssig. Als Helen sich aber endlich ausgeweint hatte, und ein wehmütiges Lächeln durch den Tränentau brach, begann Schehanna zu erzählen, was sich gestern ereignet, wie sie ihren Adaran gefunden und Dasturan-Dastur getroffen hatte.

Er hatte zu ihr von ihrem gemeinsamen Heimatort gesprochen, den er auch seit einem halben Jahr nicht gesehen hatte; so lange war er unterwegs gewesen, um die Tempel

der reinen Lehre in Indien zu besuchen. Aber jetzt – heute – fuhr er zurück über das große Wasser, und dann ging es heimwärts. Er hatte sie eingeladen, mitzureisen, sie hatte ihm von ihrer wunderbaren Rettung erzählt, von Ralph und Helen; und er hatte sie beide gesegnet.

Schehanna hielt inne, und Helen verstand, daß sie noch mehr gesagt hatte – was sich in der Wüste ereignet und was sich auf dem Dampfer zugetragen hatte.

Von einer plötzlichen Eingebung getrieben, die sie selbst erstaunte, als sie ihr von den Lippen kam, sagte Helen:

»Nimm mich mit.«

Schehanna schwang sich herum vor Freude und preßte die Hände gegen ihre Brust.

»Das wollte ich ja gerade – das wollte ich ja gerade.«

Das Blut strömte Helen zum Herzen. Sie sprang auf in Angst wie jemand, der weiß, daß es das Leben gilt. – Sie griff nach Schehannas Händen, die sich ihr entgegenstreckten, als verstünden sie, daß man Hilfe von ihnen erwartete. Und Schehannas Blick begegnete dem ihren. Er war plötzlich tiefernst geworden, als ob er ihre bebende Seele zu einer reineren und stärkeren Seele, die sie nicht enttäuschen würde, emporhobe.

Schehanna, die zarte und scheue, nahm Helen, die stolze und starke und reiche, in ihre Arme wie eine Mutter; sie drückte ihre heißen Wangen, die noch feucht waren, gegen ihre Brust und flüsterte mit ihrer sanften Stimme die Gebete der guten Gedanken, guten Worte und guten Taten über ihrem Haupt.

Eine Stunde später waren die Koffer gepackt, die Rechnung bezahlt und die Billette bei Cook bestellt. Helen schrieb den Brief an Ralph, und gegen elf Uhr brachte das

Boot des Hotels, mit dem Portier an Bord, Helen und Schehanna und ihr Gepäck zum Dampfer, der zur Abfahrt bereit in dem stillen Wasser lag, das von Oel und Schmutz in allen Farben des Regenbogens schillerte.

Sie suchten vergeblich nach Dasturan-Dastur. Er war nicht zwischen den Passagieren der ersten Klasse. Schehanna ging aufs Zwischendeck hinunter, durchsuchte alles von vorn nach achtern und kam freudestrahlend zurück.

»Ich habe ihn gefunden. Ich sagte ihm, daß du mit seiest und er lächelte, als ob er es bereits wüßte.«

Als der Dampfer sich in Bewegung setzte, wandte Helen sich zur Stadt um, wo Ralph zurückblieb. Es ging ihr wie ein Stich durchs Herz. Ob er jetzt wohl ihren Brief las? Und sie suchte Schehanna auf, um sich gegen den saugenden Schmerz zu wehren, der sie überwältigte.

Schehanna verstand sie; sie nahm ihre Hand und zog sie mit sich übers Deck, wie ein Kind über alles Neue was sie sah, plaudernd, bis es ihr schließlich glückte, ein Lächeln auf Helens Lippen hervorzurufen.

---

Helen schlief unruhig. Die Bewegungen des Schiffes wiegten sich in ihre Träume hinein; sie meinte, daß sie im Automobil an Ralphs Seite säße und die Schwankungen des Wagens sie immer näher aneinander drängten. Schließlich sprang sie auf, von dem funkelnden Licht geweckt, das durch das Ochsenauge fiel.

Sie blickte über eine perlmutterfarbige Meeresfläche, die sich im Takt mit den Bewegungen des Schiffes hob und senkte. Die Sonne konnte sie nicht sehen, sie schien gerade aufzugehen, denn die Strahlen glitten unter das Sonnensegel

längs der blanken Fläche. Sie kleidete sich schnell an, warf einen Blick zu Schehanna hinein, fand sie tief schlafend, und eilte aufs Deck hinauf, um in dem zunehmenden Licht Zuflucht vor der Sehnsucht zu suchen, die der Traum von neuem in ihrem Herzen lebendig gemacht hatte.

Das Deck war öde. Auf der Kommandobrücke stand ein schläfriger Steuermann und blickte verstohlen zu ihr hinab, während sie hin und her wanderte. Unten auf dem Zwischendeck ging ein Matrose mit aufgekrempelten Beinkleidern und spülte die Planken, während er dabei flötete.

Wie sie dort stand und übers Meer zu der fernen Küstenlinie hinüberblickte, die aus dem Nebel auftauchte, bemerkte sie mehrere große Vögel, die das Schiff umkreisten. Sie wandten den Kopf wachsam und neugierig zum Steven des Schiffes, als ob dort etwas sei, was ihre Aufmerksamkeit auf sich zöge. Helen folgte der Richtung ihres Blickes und entdeckte hinter der Ankerkette eine weiße Gestalt. Sie trat einige Schritte zur Seite und sah, daß es Dasturan-Dastur war. Hoch und allein stand er dort, das Gesicht auf die ferne Küste gerichtet.

Er streckte die Hände aus. – Grüßte er die Sonne, oder reckte er sie dem Land seiner Sehnsucht entgegen? – Es sah aus, als flüstere er vor sich hin, als spräche er mit jemandem, der unsichtbar zugegen war. Er war es, den die Vögel kreisend mit ihrem Blick suchten.

Zog er sie mit seiner Stimme zu sich heran? – denn er warf ihnen kein Brot hin. Lauschten sie einer Sprache, die er und sie gemeinsam hatten? – Sie stand in seinem Anblick versunken; da wandte er den Kopf zu ihr um und der Blick seiner wundersamen, strahlenden Augen traf sie wie an jenem Abend vor dem Adaran, als er die Worte flüsterte, die

sie nicht vergessen konnte. Er hob die Hand zum Gruß und nickte wiedererkennend.

Helen merkte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, als sie wiedergrüßte; dann wandte sie sich und kehrte zu ihrer Kajüte zurück. Sie fühlte seinen Blick im Nacken und hatte die größte Lust, zu ihm hinunterzugehen. Aber sie wagte es nicht, denn Schehanna hatte ihr von all den Rücksichten erzählt, die er nehmen mußte, damit nichts Unreines seinen Atem kreuze.

Eine Stunde später begann das Leben an Bord sich zu rühren. Sportgekleidete Anglo-Inder trafen sich auf Deck und begannen gleich die Begebenheiten vom Hockey-Klub in Madras zu bereden. Eine alte englische Lady wurde von ihrer Kammerjungfer mit vielen Kissen in einen Liegestuhl gebettet, der ihren Namen trug.

Jetzt zeigte Schehanna sich vor ihrer Tür. Es belustigte Helen, die Unruhe in ihren Augen zu sehen, während sie das Deck absuchten; ein tiefer, glücklicher Schlaf hatte sie verspätet. Helen versteckte sich vor ihr und sah, wie ihre Unruhe zu Angst wurde. Sie wirft sich vor, dachte Helen, daß sie mich zu lange allein gelassen hat; sie weiß, wie verwundet ich bin, und sehnt sich danach, mit ihren weißen, zarten Händen zu heilen. Die Tränen stiegen Helen in die Augen, und der Gedanke an den, den sie verlassen hatte, überwältigte sie von neuem.

Helen sah Dasturan Dastur nur selten; als die Kajütenpassagiere und ihr Gepäck vom Dampfer auf die flache Küste von Tuticorin abgesetzt worden waren, wo der Madras-Express wartete, trennte der weiße Priester sich von den übrigen. Der Zugführer, der ihn zu kennen schien, wies ihm ehrerbietig ein Coupé zweiter Klasse mit herabgelassenen

Gitterfenstern an, das für ihn reserviert war. Während der Reise sahen sie ihn nur ein einziges Mal, als er bei einer Kreuzungstation ausstieg, um auf einem anderen Wege die Stadt zu erreichen, deren Adaran er unterwegs besuchen wollte.

Schehanna ging auf den Bahnsteig, um ihm einige Worte zum Abschied zu sagen, während sie mit gebeugtem Kopf und auf der Brust gekreuzten Armen vor ihm stand. Sie erfuhr, wann und wo sie ihn in Bombay besuchen sollte. Helen wagte ihr nicht zu folgen, aber während er sprach, weilte sein Blick auf ihr, und sie fühlte, wie damals an Bord, daß er in ihren Gedanken las und ihren Sinn prüfte.

---

Zeitig am Morgen erreichten sie Bombay und fuhren durch die erwachende Großstadt zu dem mächtigen Taj-Mahal-Hotel, das am Kai lag und über das blaue Meer blickte.

Schehanna hatte keine Ruhe, sie wollte gleich weiter nach ihrer Heimatstadt. Es kostete Helen Mühe, sie zu überreden, sich einen Tag und eine Nacht nach der zweitägigen Reise auszuruhen.

Am Morgen brachte Helen sie zur Bahn. Schehanna hatte sie gebeten, sie zu begleiten, Helen aber wollte bei dem ersten Wiedersehen mit ihren Eltern nicht störend zugegen sein.

Schehanna versprach, daß sie gleich schreiben und am übernächsten Tag zurückkehren wolle, um Helen zu holen, damit sie ihr die Orte zeigen konnte, von denen sie ihr so oft erzählt hatte.

Als Helen vom Bahnhof zurückkehrte, bereute sie, daß sie nicht mit Schehanna gefahren war. Ein eisiges Einsamkeitsgefühl schnürte ihr das Herz zusammen. Sie blickte trostlos über die sonnenglühende Promenade, wo Parias den schweren Staub in runden Wölkchen auflegten, während elektrische Straßenbahnen wie in Europa vorbeiklingelten.

Automobile mit geschäftigen Kontoristen rollten über den roten Kies. Engländerinnen machten ihre morgendliche Spazierfahrt. Vornehme Kinder kehrten vom Tennisplatz zurück, mit Gouvernante und Aya auf dem Vordersitz. Alle waren weiß gekleidet, daß es die Augen blendete. Sie sah einen hohen, spitzen Glockenturm in englischem Stil; ein massives Bankgebäude, eine öffentliche Bibliothek oder ein College aus solidem Granit; Schutzleute an der Ecke; Ladenfenster hinter blendenden, weißen Markisen. Große prahlende Reklameschilder und anderes internationales Geschäftsleben, das sie durch ganz Europa verfolgt und in Kairo vertraulich begrüßt hatte, begegneten ihr hier wieder, erinnerten sie an die Heimat und machten das Gefühl von Vereinsamung noch bitterer.

Sie ging in den mächtigen Speisesaal, um zu frühstücken. Das Orchester spielte dieselben Walzer, die sie in Kairo und Colombo gehört hatte. – Diesen hatte man bei Shephard gespielt, als Ralph und sie aus El-Azhar zurückkehrten – zu den Tönen dieses Walzers und jenes hatte sie mit ihm auf dem Ball an Bord getanzt. Tränen stiegen ihr in die Augen, sie konnte nichts essen.

Sie trank Kaffee in der großen Halle, die sich mit hohen Bogen zum Meere öffnete. Wie sie dort saß und in das blitzende Blau hinaussah, mit den fernen Dampfern auf der

Reede, fühlte sie einen plötzlichen Schmerz in ihren Augen. Erst wurde es dunkel vor ihrem Blick, dann begann es zu flimmern, als ob die Luft von tausenden von spiralförmigen Würmern erfüllt sei. Sie schloß die Augen und hielt die Hand davor, bis der Schmerz nachließ und sie wieder sehen konnte. Als er aber kurz darauf zurückkehrte, ging sie auf ihr Zimmer, um die Augen zu baden. Sie war etwas schwindelig, während sie die breite teppichbelegte Treppe hinaufstieg, es verlor sich aber ganz, als sie ihr nasses Taschentuch eine Weile gegen die Lider gedrückt hatte. Wahrscheinlich habe ich die Sonnenglut heute morgen auf der Straße nicht vertragen können, dachte sie, und legte sich in den langen Liegestuhl; sie war müde und matt und schlief schließlich ein.

Am nächsten Tage wäre Helen am liebsten auf ihrem Zimmer geblieben. Das Müdigkeitsgefühl wollte sie nicht verlassen, auch die Augen taten ihr weh. Sie konnte das Alleinsein aber nicht ertragen, Erinnerungen überwältigten sie. Sie sah ihr verflossenes Leben klarer vor sich als je. Ein erinnerungsschweres Bild nach dem andern erschien, bis Ralph die Bilderreihe unterbrach. Noch in Konstantinopel, auf der wunderbaren Fahrt durch das Marmarameer an Syriens strahlender Küste, war es das Leben um sie herum, Himmel und Meer in ihrer Lichtfülle, Gesichter und Typen gewesen, die in Bildern an ihrem Bewußtsein vorbeigeglimten waren. Auch Damaskus und Jerusalem hatten ihr eigenes Gepräge und Leben gehabt, wenn auch nebelhafter; von Kairo an aber war alles, was sie gesehen hatte, nur wie wechselnde Dekorationen gewesen, von denen Ralph und Schehanna und sie selbst sich abhoben; und schließlich trat alles Aeußere zurück, und sie sah nur ihn.

Sie versuchte zu durchdringen, was eigentlich in jener wunderbaren Nacht in der Wüste geschehen war. – Was war es für eine Macht gewesen, die sie von ihm, dessen Bild sie unauslöschlich in ihrem Herzen trug, fortgezwungen und vielleicht für immer aus ihrem Leben entfernt hatte? Eine merkwürdige Doppeltheit war in ihrem Gemüt, als ob zwei Gesichter in ihrem Innern sich anstarrten, weit verschieden, obgleich beide ihre Züge trugen. Ein nagender Schmerz von Sehnsucht war in ihr – und dennoch fühlte sie mitten in ihrem Kummer einen Unterstrom von etwas Trostreichem. Sie schloß die Augen, lauschte lange erstaunt darauf und dachte: was geschieht mit mir? Welches Schicksal wird in meinem Gemüt vorbereitet?

Oh, jetzt schnitt der Schmerz plötzlich wieder durch ihre Augen, und alles wurde dunkel und flimmerte. Sie stand auf und badete ihre Augen, bis der Schmerz nachließ. Anzusehen war den Augen nichts, sie waren weder rot noch trübe, im Gegenteil, der Blick war strahlender, die Pupillen größer und dunkler als vorher.

Nach dem Frühstück fuhr sie mit einem Führer durch die Stadt; sie besuchte den großen Viktoria-Park mit seinen Tigern und Löwen; sie ritt auf dem ungeheuren Mietselefanten zusammen mit einer englischen Lehrerin und ihren Parsen-Schülern; sie fuhr durch die Stadt der Eingeborenen, wo sich das Leben vor den niedrigen Häusern in seinem ganzen bunten Schmutz abspielte.

Sie sah die Markthallen mit den wunderbarsten Früchten und seltsamsten Fischen, und kehrte auf der breiten Promenade längs der Bucht unter herrlichen alten Bäumen zurück.

Der Tag ging zu Ende, ohne daß Helen einen Brief von Schehanna bekam. Sie erkundigte sich beim Portier – zweimal am Tage kam Post – und schließlich beruhigte sie sich damit, daß das Wiedersehen Schehanna so überwältigt hatte, daß ihr keine Zeit zum Schreiben geblieben war.

Auch am nächsten Tag kam kein Brief; als Helen zu Bett ging, sehnte sie sich sehr nach Schehanna. Jetzt, wo sie zu den Ihren zurückgekehrt ist, dachte sie mit einem tiefen Seufzer, bin ich ihr nichts anderes, als eine Fremde und Unreine. Aber sie bereute ihren Verdacht gleich wieder und tat Schehanna im Herzen Abbitte.

Nachts hatte sie einen seltsamen Traum; sie erinnerte sich seiner nicht, als sie erwachte, nur ein Eindruck von Angst war in ihr zurückgeblieben. Als aber auch der dritte Tag zu Ende ging, ohne daß sie einen Brief empfangen hatte, wurde sie ernstlich besorgt. Sie überlegte, ob sie telegraphieren sollte, erfuhr auch, daß es ein Telephon in Navsari gab; aber sie hatte versäumt, sich die Adresse geben zu lassen, weil es so sicher gewesen war, daß Schehanna gleich schreiben würde.

Hab ich beide verloren? dachte sie und brach einen Augenblick in Verzweiflung zusammen. Vielleicht war der Brief an eine falsche Adresse gegangen. – Schehanna mochte in ihrem Glücksrausch nur den Namen geschrieben, und die Adresse vergessen haben – oder war ihr etwas zugestoßen?

Der Gedanke an ein Eisenbahnunglück, Ueberfall, Entführung fuhr Helen durch den Kopf. Was sollte sie machen? Da kam sie auf den Gedanken, den Portier nach Dasturan Dastur zu fragen. Er telephonierte zum Panchayat der Parsen und erfuhr, daß der Priester in den nächsten Tagen in Bombay erwartet würde.

Helen fuhr zum Panchayat hinaus; es lag abseits in einem kleinen Haus, vor der Welt verschlossen. Sie wurde in ein halbdunkles Zimmer geführt, wo ein alter Mann sich vor einem Pult erhob und sich sagen ließ, was sie auf dem Herzen habe. Er suchte Schehannas Namen und Familie in einem großen Protokoll und versprach, daß er sich in Navsari erkundigen und Helen Bescheid ins Hotel schicken wollte.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ein Bescheid kam. Endlich am vierten Tage, als Helen zum Panchayat fahren wollte, sah sie einen jungen Mann in der Vorhalle stehen, in einem europäischen Rock, aber mit dem blanken, braunen, hellen Hut der Parsen auf dem Kopf. Der Portier stand dabei und versuchte die Adresse auf dem Brief, den er gebracht hatte, zu deuten. Als er Helen sah, wußte er Bescheid und gab ihr den Brief. Helen eilte auf ihr Zimmer, um ihn allein zu lesen. Er war auf englisch geschrieben und hatte keine Unterschrift.

Dort stand:

»Schehanna Modi, nach der Sie gefragt haben, ist in Navsari gewesen, hat die Stadt aber bereits vor einer Woche wieder verlassen. Sie fand nicht, was sie suchte. Ihr Vater ist bald nach dem Verlust seines Kindes vor Kummer gestorben; ihre Mutter hat das Haus verkauft und ist in eine große Stadt gezogen. Wir wissen nicht, wo sie ihren Schmerz verbirgt. Ahura-Mazda leite sie den einzig richtigen Pfad! – Ashem-Vohu.«

Helen ließ sich nicht Zeit zum Weinen, jetzt hatte sie all ihre Kraft und Klugheit nötig. Sie sah die zarte Gestalt von Schmerz zusammengebrochen – sie sah die verzweifelte Dunkelheit der großen Augen, hörte das leise Jammern tief in ihrer Brust. – Sie sah, wie sie die zarten Hände hilflos

über der Brust preßte, während sie zu alten teuren Orten schwankte, wo ihr aus jeder Ecke, die jetzt in fremden Händen war, Erinnerungen entgegenflüsterten. Sie sah sie am Ufer und hörte sie den Namen ihres Vaters über den rinnenden Strom flüstern. Vor einer Woche, – sie hatte also nicht Freunde und Bekannte in Navsari aufgesucht – war nicht klagend von Haus zu Haus gegangen, sondern war gleich in die große Stadt zurückgekehrt. Vor einer Woche – wo war sie jetzt? – suchte sie ihre Mutter – aber warum war sie nicht ins Pachayat gegangen und hatte dort nach ihr gefragt? – Warum war sie nicht ins Hotel zurückgekehrt? Bedeute ich ihr nicht mehr, daß sie meinen Trost und meine Hilfe verschmäht? – Nein, nein, ihr mußte etwas zugestoßen sein.

Helen schloß die Augen vor Schmerz. Da sah sie Schehanna in einer engen Gasse, die hilflosen Hände auf der Brust – sah die verstörten Augen, die suchend über einen Haufen Menschen flackerten, die sich um sie drängten, düster und arm.

Dann verschwand das Ganze wieder, und Helen schlug die Augen auf. War es eine Vision gewesen? Sie fühlte plötzlich mit Bestimmtheit, daß Schehanna in Not war. Was sollte sie nur tun?

Helen fuhr zur Polizei, wo sie einem jungen Sekretär ihre Not klagte. Er gab ihr das Versprechen, daß die Polizei ihr möglichstes tun wolle, um ihren Schützling zu finden, obgleich es eigentlich Sache des Panchayats sei. Er versprach, Helen zu benachrichtigen, sobald sie eine Spur gefunden hätten.

Zwei Tage verbrachte Helen in unerträglicher Spannung. Sie fuhr stundenlang durch die große Stadt, durch die Viertel, wo die Parsen wohnen, in der kümmerlichen Hoffnung,

daß der Zufall sie zusammenführen würde. Sie dachte einen Augenblick daran, Ralph zu telegraphieren, so allein und hilflos fühlte sie sich, aber sie unterließ es dennoch. Er konnte ja auch nicht mehr tun als sie.

Es war der wärmste Tag, den sie erlebt hatte. Die Hitze und die ununterbrochene Spannung hatten ihr die letzten Kräfte genommen; zu der seelischen Not kamen noch die Augenschmerzen, die schlimmer waren als je. Sie sagte sich, daß es notwendig sei, einen Arzt aufzusuchen, aber sie konnte sich nicht dazu entschließen. Sie war ganz ohne Energie. Am Nachmittag lag sie in ihrem Zimmer mit einem nassen Tuch auf den Augen. Als der Schmerz endlich nachgelassen hatte, ging sie zu Bett und schlief gleich ein.

In Schweiß gebadet fuhr sie in die Höhe. Es war stockdunkel um sie herum; sie wußte nicht, wo sie war. Ihr Herz schlug heftig und sie tastete voller Angst durch die bodenlose Oede, in der sie zu schweben meinte. Da hörte sie ein Klopfen an der Tür, und das Gefühl von Zeit und Ort kehrte plötzlich wieder. Sie zündete das elektrische Licht an und lauschte.

Da klopfte es wieder, lauter als zuvor. Sie sprang auf, ging zur Tür und fragte, wer da sei.

»Hier ist ein parsischer Priester,« hörte sie die Stimme des Portiers, »der Sie durchaus sprechen will.«

Helen rief hinaus, daß sie in einigen Minuten unten im Salon sein würde. Sie sah nach der Uhr, es war fast zwölf. Ihre Hände zitterten vor Aufregung, als sie sich ankleidete. Was war geschehen?

Als Helen hinunterkam, wartete der Portier auf der Treppe und wies sie in den kleinen Lesesalon.

Dort stand eine vornübergebeugte, schmalschultrige Gestalt. Als Helen hereinkam, hob sie den Kopf und zwei große klare Augen trafen sie aus einem blassen, übernächtigen Gesicht. Er blickte sie unverwandt an, als wolle er sie bitten, ihm über die Kluft, die sie trennte, hinwegzuhelfen.

»Schehanna?« fragte Helen und faßte nach einem Stuhl-rücken, voller Angst vor dem, was sie zu hören bekommen würde.

»Ich bin Darab,« sagte er mit leiser Stimme.

Helen dachte einen Augenblick nach, dann erinnerte sie sich, wer es war.

»Sie sind Schehannas –?«

Sie hielt inne, um nicht an etwas Empfindsamem zu rühren – und sagte statt dessen:

»Sind Sie nicht der junge Priester, den Schehanna von Kind auf gekannt hat?«

Darab nickte. »Sie war meine Braut!« sagte er still. »Schehanna ist krank, sie liegt im Krankenhaus und hat mich gebeten, Sie zu holen.«

Helen griff mit beiden Händen nach dem Stuhl. »Was ist geschehen,« flüsterte sie und sah ihn flehend an.

Darab berichtete – mit wenig Worten – still und einfach, hin und wieder innehaltend, während er die Lider gesenkt hielt und der schmale Mund bebte, bis er wieder seiner Stimme Herr wurde. Helen stand vor ihm, den Blick in dem seinen, das Herz unter seinen Worten erzitternd. Darab erzählte, daß man Schehanna in dem Viertel der Eingeborenen gefunden hatte – hilflos und verstört, von Tür zu Tür schwankend, um nach ihrer Mutter zu fragen. Als die Polizei sich ihrer annahm, jammerte sie und setzte sich zur Wehr, weil man sie nicht weiter suchen lassen wollte. Niemand

kannte sie und sie selbst konnte keinen Aufschluß über sich geben; sie hatte alles, was seit ihrer Entführung geschehen war, vergessen, wußte nichts mehr vom Hotel noch von Helen. Da ihre Augen in Fieber brannten, und sie sich kaum vorwärtsschleppen konnte, wurde sie zum Pestonji Kama, dem Parsen-Hospital für Frauen, gebracht. Dort hatte sie mehrere Tage bewußtlos gelegen, gestern aber war sie zur Besinnung gekommen und hatte sich ihrer Vergangenheit erinnert; sie hatte Darabs Namen genannt und man hatte nach ihm in Colaba geschickt. Das Wiedersehen hatte sie sehr angegriffen, aber sie gönnte sich keine Ruhe, bevor sie ihm alles von ihrer Errettung und von Helen und Ralph erzählt hatte. Obgleich es sie quälte, daß Helen trotz ihres Versprechens nichts von ihr gehört hatte, wollte sie nicht, daß man nach ihr schickte, bevor sie wieder etwas zu Kräften gekommen sei, um sie nicht zu betrüben.

»Heute mittag versank sie in einen Halbschlummer,« schloß Darab und wich Helens Blick aus, »und als sie vor einer halben Stunde erwachte, bat sie mich, Sie zu holen.« Die Bewegung band Helens Zunge; sie konnte nichts sagen, nicht fragen, ihre Augen aber versuchten die Wahrheit von seinen Lippen zu lesen.

Am stummen Beben um seinen Mund sah Helen, daß Schehanna sie gerufen hatte, weil sie fühlte, daß sie sterben sollte.

---

Helen fuhr mit Darab zum Hospital. Durch eine moderne, luftige Halle kamen sie zu einem Gang, wo die Aller-Heiligen-Schwester, die die Nachtwache hatte, ihnen entgegenkam.

Sie ging mit kleinen, lautlosen Schritten voran, wie ein Wesen, das der sanften Nacht angehört.

Aus den Oeffnungen über und unter den Halbtüren klangen leises Husten, stilles Jammern. Der Karbolgeruch rief Kindheitserinnerungen in Helen wach; sie sah ihres Vaters Krankenhaus vor sich, wo sie selbst tätig gewesen war, wie jene blasse, eilfertige Schwester, die dort vor ihnen ging, nach einem langen, schweren Tag, mit Müdigkeit kämpfend.

Die Erinnerung an ihren Vater vermischte sich auf seltsame Weise mit dem Bild von Schehanna. – Sie konnte ihren warmen, sprechenden Blick auf sich fühlen, es war gar nicht unheimlich, nur seltsam – unwillkürlich sah sie sich nach ihr um – gleichzeitig aber war Schehanna nicht neben ihr und nicht vor ihr, sondern schien in ihr selbst zu sein – der dunkle, schmerzvoll liebende Blick sah von innen auf sie. Der Eindruck war so lebendig, daß sie nicht einmal Erstaunen darüber fühlte. »Ihr Ferved eilt mir entgegen, weil sie fürchtet, daß ich zu spät komme,« sagte Helen – der Gedanke aber brachte ihr keinen Schmerz, er war nur wie eine Andacht in ihrem Herzen, – »und meines Vaters Ferved sieht, daß ich dem großen Augenblick meines Lebens entgegengehe, er hat seinen Anteil daran, weil er Anteil an mir hat – wir sind ja alle drei vereint.«

Die Schwester blieb vor einer Tür stehen, die nur angelehnt war; sie drehte sich um und heftete ihre ernsten Augen streng auf Helen, als ob sie fragen wollte, ob sie auch wüßte, was ihr bevorstehe. Helen lächelte. Sie glaubt, daß ich mich fürchte, dachte sie – als ob irgend etwas in der Welt uns zu trennen vermag; und als die Schwester nach dem Türdrücker griff, dachte sie: was hat ihre kleine, zarte Hand für große, geschwollene Adern.

Die Tür glitt lautlos auf. Ein hoher Raum, von einer einzelnen elektrischen Flamme oben in der Decke schwach beleuchtet, kahle Wände und ein Bogenfenster, das zu der dunklen Nacht hinausführte. Mitten an der Wand, mit dem Fußende ins Zimmer hineinragend, ein niedriges Bett – und auf dem weißen Kissen Schehannas schwarzes Haar, das schmale, weiße Gesicht und ihre großen, weitgeöffneten Augen. Die Wiedersehensfreude durchbrach das Dunkel des Blickes; ein Lächeln leuchtete auf. Der Seufzer: »So bist du also doch noch rechtzeitig gekommen,« löste die Spannung des schwachen Herzen, so daß die Brust befreit zusammensank und der Kopf zur Seite fiel, zu matt, um das Nicken, das er vorgehabt hatte, auszuführen. Um die erloschenen Lippen blühte das alte, unvergängliche Lächeln.

Die Schwester, die sie hereingeführt hatte, zog sich zurück. Helen warf sich neben dem Bett auf die Knie und ergriff die Hände der Kranken.

»Schehanna!« flüsterte sie, während Tränen ihr aus den Augen tropften.

Schehannas schmale Hand glitt über Helens Schläfe. Sie lächelte Helen entgegen, als sei sie bereits dort, wo die Rede keine Worte und das Wort keinen Laut mehr hat, und der Gedanke wie eine Brise zwischen den Seelen streift.

Die Krankenpflegerin kam mit Gläsern herein, die sie auf den Nachttisch setzte. Darab fragte sie flüsternd, warum die Kranke hierher gebracht sei; vor einer Stunde hatte er sie im Gemeinschaftssaal verlassen. Die Schwester ließ ihren Blick über die Kranke schweifen und antwortete nicht. Schehanna aber hatte seine Frage verstanden und antwortete für sie:

»Weil ich sterben muß.«

Dabei strahlten ihre Augen. Sie richtete ihren Blick auf Darab, der am Fußende des Bettes stand, und flüsterte:

»Erinnerst du dich noch des Flusses?«

Darab beugte sich vor; er nickte, sprechen konnte er nicht.

»Wir begegneten Dasturan Dastur. Weißt du noch – Wer sich rein wie das Licht bewahrt, soll die weiße Haoma auf dem Berge Elbur pflücken und ein ewiges Leben haben.«

Darabs Tränen fielen auf Schehannas Hand.

»Warum weinst du?« Ihr Blick wurde dunkel und betrübt, »ich werde bei dir sein, wenn du mich rufst.«

Helen küßte ihre Hand, und Schehanna strich ihr übers Haar.

»Vergiß mich nicht,« flüsterte sie – Helen horchte ihr die Worte aus der Brust – »vergiß nicht das Licht –«

Sie schloß die Augen, die Kugeln zitterten unter den durchsichtigen Lidern und ein Krampf ging durch ihren Körper, der sich darunter wand.

Die Aller-Heiligen-Schwester beugte sich über das Kopfkissen und faßte nach ihren Schultern, um sie zu stützen.

»Bahram,« seufzte sie, »meine kleine blasse Blume –«

Darauf drehte sie den Kopf, als ob jemand neben sie getreten sei. Ihre Hand bewegte sich unruhig – versuchte sie eine andere Hand zu greifen?

»Sei nicht böse,« bat sie, »du befreitest mich aus der Dunkelheit – jetzt kämpfe ich für dich um das Licht.«

Sie schlug die Augen auf und blickte sich im Zimmer um, bis ihr Blick Helen traf.

»Alles ist weit, weit fort – so nebelhaft –«

Ihre Hände tasteten über Helens Kopf, und Helen näherte ihr Gesicht dem ihren. Sie sah an ihrem Blick, daß sie an Ralph dachte.

»Warum brennen deine Augen?« flüsterte sie und strich mit ihrer fieberheißen Hand über Helens feuchte Lider – »tun sie dir weh?«

Helen nickte:

»Sie haben mir seit mehreren Tagen weh getan.«

»Fürchte nichts! – Eines Tages wird er im Licht zu dir kommen.«

Sie strich ihr liebevoll über die Stirn.

»Tun sie dir sehr weh?« fragte sie, als sei sie ein Kind auf ihrem Schoß.

»Sei geduldig – der heilige Geist wird dich zum See Kasava geleiten – dort sollst du baden und die Augen des Reinen werden sehend werden.«

Eine Erinnerung dämmerte in ihr und glühte in ihren Augen auf. Sie tastete mit der Hand über die Kette, die sie am Halse trug, – eine silberne Kette mit vielen kleinen Amuletts: eine Hand, ein Fisch, ein Hakenkreuz, ein Anker, eine Schlange. Es war die Kette, die die Zigeunerin in Konstantinopel Ralph gegeben und die er später um Schehannas Hals gehängt hatte. Sie bringt Glück, hatte er gesagt.

Sie hatte keine Kraft mehr, sie zu lösen; als Helen aber sah, was sie wollte, hob sie Schehannas Kopf vorsichtig vom Kissen und nahm ihr die Kette ab.

Schehanna ließ sie durch ihre dünnen Finger gleiten, während sie der Erinnerung, die sich daran knüpfte, zulächelte.

Während sie sie Helen um den Hals hing, wurde ihr Blick groß und feierlich; ihre Lippen bewegten sich und Helen hörte sie flüstern:

»Du strahlende Jungfrau – du sollst Astvatereta empfangen.«

Ihre Hände fielen müde auf die Brust herab; ihr Kopf sank zur Seite wie eine Blume, deren dünner Stengel verwelkte. Mit seligen Augen starrte sie zum Schatten an der Decke hinauf.

»Seht, – die Tchinvat-Brücke!«

Sie öffnete die Hand und streckte sie zur Seite, als ob sie sie jemand reichte, der neben ihrem Bett stand.

»Führ mich hinüber – ich bin bereit!«

Und ihre Augen bewegten sich unter den Lidern, als ob teure, bekannte Seelen um sie herumständen und auf ihren letzten Blick warteten.

»Ich komme,« flüsterte sie, und ihre Stimme wurde leiser und leiser, schließlich war sie nur noch ein Atemhauch. »Oh, hier ist es leicht zu wandern, seht, die Wage, wie sie leuchtet – wer den einzig richtigen Pfad wandelt –«

Die Worte erstarben auf ihren Lippen. Die feine Falte um den Mundwinkel erschlaffte in einem glücklichen Lächeln, das sich bebend allen Linien ihres Gesichts mitteilte, während die Lider in seliger Müdigkeit über die Augenkugeln herabfielen.

So lag sie, bis ihre Brust mit Seufzen und Stöhnen zu arbeiten begann, und ihre Finger unruhig über die Decke tasteten.

Darab kniete neben ihrem Bett nieder und nahm ihre Hände, um ihnen Ruhe zu geben; die Hände aber wideretzten sich, es zuckte unruhig über ihren Brauen. Plötzlich

bekam ihr Gesicht einen lauschenden Ausdruck; sie wandte den Kopf zur Tür; obgleich ihre Augen noch immer geschlossen waren, schien es, als ob sie unter den Lidern dorthin blickten. Mit einem Seufzer fiel sie zur Ruhe.

Helen hörte Schritte und sah, daß Dasturan Dastur in der Tür stand.

Die Krankenpflegerin legte ihr Ohr auf das Herz der Kranken, lauschte eine Weile, erhob sich dann und sagte:

»Noch atmet sie.«

Helen machte dem Priester Platz.

Um den schmalen Mund lag ein wundersames Lächeln, wie er dort stand, den langen, weißen Bart in seiner linken Hand, während er auf das blasse, glückliche Gesicht herabblickte.

Er legte seine Hand auf ihre Stirn. Schehanna schlug die Augen zu ihm auf, und das Lächeln seines Mundes glitt auf ihr Antlitz über, als ob sie im selben Augenblick das sähe, was er sah, und dazu lächelte.

»Rein ist deine Stirn, rein ist dein Mund, rein ist deine Seele.«

Helen kniete mit den andern nieder, während der Priester das Todesgebet sprach. Sie verstand nichts davon und dennoch drangen ihr die Worte ins Herz.

Als er geendet hatte, beugte er sich über Schehanna; klare Glückstränen perlten in ihren großen Augen, während ihr Blick fest in dem seinen ruhte. Er legte seine Hand auf ihre Stirn und betete das Glaubensbekenntnis, das Schehanna Wort für Wort wiederholte, ohne daß ein Laut über ihre Lippen kam.

Darauf wandte er sich zu Darab, der sich erhob und die Handtasche öffnete, die Dasturan Dastur mitgebracht hatte.

Er nahm eine zugebundene Lehmkrucke heraus und goß etwas von ihrem Inhalt in eine Kupferschale, über die er eine weiße Serviette breitete und sie ans Bett trug.

Es war der Unsterblichkeitstrank, der heilige Parahom, im Allerheiligsten des Adaran aus dem Saft von Haoma- und Granatzweigen bereitet, mit geweihtem Wasser und geweihter Milch vermischt.

Darab band Dasturan Dastur den Pedanschleier vor Nase und Mund, damit kein menschlicher Atem das Göttliche berühren sollte.

Der Priester nahm die Schale, näherte sie Schehannas Mund, und ließ einige Tropfen auf ihre Lippen fallen. Nachdem Schehannas Mund sich um den heiligen Trunk geschlossen hatte, deckte er die Schale wieder zu und reichte sie Darab.

Dasturan Dastur kniete wieder, umfaßte Schehannas Hände mit seinen beiden und drückte sie gegen sein Herz, während er mit lauter, singender Stimme Ahuna-Vairyu, das Gebet der einundzwanzig Worte sprach.

Nach dem Gebet blieb er noch eine Weile liegen, ihre Hände in den seinen, den Blick unverwandt auf den ihren geheftet. Dann legte er ihre Hände kreuzweise über die Brust und erhob sich.

Als Helen sich vorbeugte, um Schehanna das letzte Lebewohl zu sagen, sah sie, daß ihre Augen gebrochen waren. Auf dem weißen Antlitz leuchtete ein großes Lächeln. Helen legte schluchzend den Kopf auf ihre Brust.

Sie vergaß alles um sich her beim Gedanken an das Herz, das jetzt unter ihrer Wange erkaltete. Da legte eine Hand sich auf ihren Kopf. Sie blickte auf, es war Dasturan Dafturs.

Er sagte nichts, sah sie nur an; bei seinem Blick aber wich ihre Sorge einer befreienden Freude, wie sie sie noch nie empfunden hatte. Sie folgte der Eingebung ihres Herzens, ergriff seine Hand und drückte sie gegen ihre Augen.

Helen lag bis spät in die Nacht hinein wach. Sie weinte nicht, denn Schehanna war bei ihr in ihrem Herzen. Noch nie war sie ihr so nah gewesen, es war, als ob sie flüsterte: wir werden uns nie mehr trennen. Und in ihrem Innern war ein dämmerndes Licht. In ihren halbwachen Träumen meinte sie, das Licht sprieße aus einem Lichtkorn, das in der Nacht in der Wüste in ihr Gemüt gelegt worden war. Dort hatte es die ganze Zeit gelegen, bis Schehannas Segen es gehoben und Dasturan Dasturs Hand die Keimblätter zur Entfaltung gebracht hatte; und jetzt lag es wie ein kleiner leuchtender Keim auf dem Grunde ihrer Seele.

Am dritten Abend nach Schehannas Tod schickte Dasturan Dastur Helen die Mitteilung, daß die Seele den toten Körper verlassen und ihre Wanderung auf der schmalen Brücke begonnen habe, wo Diven und Darvanden schwärmen, die die Seele zu sich ins Dunkel herabzuziehen versuchen. Sie wandere an der Hand des Erzengels auf die goldene Wage der Gerechtigkeit zu, auf der ihre Gedanken, Worte und Taten gewogen werden sollten, bevor der hohe Richter Mithra sie nach Bihisht, dem Reich des Lichts, führen konnte, wo die Guten wohnen. Am nächsten Morgen um zehn Uhr sollte die Leiche zum Turm des Schweigens gebracht werden, und Helen sollte zur Pforte in der weißen Mauer kommen, wenn sie Schehanna die letzte Ehre erweisen wollte.

Helen fuhr zu der Malabar-Anhöhe hinaus, die ihre Tempel und Bungalow-Gärten über die blaue Bucht erhob.

Sie fuhr den Zickzackweg zwischen Anlagen und blühenden Büschen zur Mauer des Tempelgartens hinauf, wo hohe Zypressen zum Himmel strebten, wie Seelen nach Licht, während Dunkelheit ihre Wurzeln umklammert hält.

Der Wagen hielt am Ende einer breiten Allee und Helen stieg aus.

Eine weiße Mauer schlängelte sich vom Fuß der Anhöhe herauf, kreuzte die Allee und führte in sanfter Steigung zu dem offenen Tor auf der Spitze der Anhöhe, wo das Dach des weißen Adaran zwischen Palmen und Zypressen sichtbar wurde.

Bei einem kleinen Holzpavillon wartete ein alter Mann in Mobedtracht.

Er verneigte sich vor Helen und sagte, daß er sie in den Tempelgarten geleiten sollte, wo Dasturan Dastur sie erwarten würde, wenn die Leiche vorbeigetragen und die heilige Handlung vorbei sei, der sie nicht beiwohnen dürfe.

Er führte Helen nach rechts, wo die Mauer am niedrigsten war. Von hier konnte sie den Weg des Todes hinabblicken, der sich zwischen weißen Mauern mit breiten, niedrigen Stufen zur Anhöhe zog.

Sie hatte noch nicht lange gewartet, als der Leichenzug bei einer Biegung weiter unten auftauchte.

Vier Nasr-Salars, Totenträger in weißen Gewändern, trugen eine lange, schmale Bahre auf ihren Schultern, auf der die Leiche ausgestreckt lag, von Scheitel bis Fuß in blendende, weiße Tücher gehüllt. Nach ihnen kamen zwei alte graubärtige Männer und nach ihnen wieder Darab und ein anderer junger Mobed, alle weiß gekleidet; das war das ganze Gefolge.

Plötzlich merkte Helen eine Unruhe in der Luft über ihrem Kopf. Sie sah in die Höhe; zwei große Geier hatten sich von den hohen Bäumen auf der andern Seite der Mauer erhoben und kreisten über der Bahre, indem sie ihre kahlen, gelblichen Köpfe herabstreckten; bald legten sie den Kopf auf die eine, bald auf die andere Seite, und aus den gebogenen Schnäbeln klang ein knarrendes Flüstern, als zankten sie sich über das, was sie sahen.

Es durchschauerte sie; sie blickte zur Seite und begegnete Darabs Blick.

Der Leichenzug erreichte die letzten Stufen und den Torrahmen, schwenkte um die Ecke und verschwand hinter der Tempelmauer.

»Erst wird gebetet,« sagte der Alte, als Helen Miene machte, zu folgen.

Einige Minuten vergingen, da erklangen drei klare Glockenschläge. Der Alte an Helens Seite faltete die Hände auf der Brust und wandte sich der Sonne zu. Wieder erklangen drei Schläge und kurz darauf noch drei, die zitternd in der stillen Luft verklangen. Bei jedem Glockenschlag murmelte der Alte sein Gebet, und Helen erriet, daß es die bösen Gedanken, bösen Worte und bösen Taten waren, die mit Glockenschlägen und Gebeten fortgemahnt wurden.

Sie warteten noch eine Weile, bis oben auf Fliesen Schritte ertönten. Der Alte öffnete die Pforte der Mauer, ging zum Tor hinauf, guckte hinein und winkte ihr, daß sie kommen sollte.

Helen stand in dem offenen Torrahmen und blickte in den großen stillen Garten hinein – mehr ein Garten des Lebens als des Todes – wo die Parsen hingehen, um in dem Schatten ewig grüner Bäume die Seelen zu treffen, die der Tod von

der Fessel der Dunkelheit befreite – wo sie hingehen, um an der Seite des Teuren zu sitzen und der Stille zu lauschen, die ihrem Herzen etwas von dem Leben zuflüstert, das durch den Tod geboren worden ist.

Gerade vor ihnen führte die Allee zu den Türmen hinauf, sie war mit Kies belegt und von Unkraut und Staub gereinigt. Jetzt bog der Leichenzug von einem Seitengang in die Allee ein und bewegte sich langsam und schweigend, bald im Schatten, bald in der Sonne, so daß die weißen Gewänder leuchteten. Helen blickte zum Tempel hinauf. Dort stand Dasturan Dastur auf der obersten Stufe, die zu dem Vorhof des Adaran hinaufführten – er nickte ihr zu, und während er auf sie zuging, warf Helen einen Blick auf den heiligen Ort.

Links war ein Brunnen, eine hohe Kuppe mit einer Marmorstufe, wo ein junger Herbad im Begriff war, Wasser aufzuwinden; an jeder Seite des langen, viereckigen Vorhofes saßen weißgekleidete Parsen längs der Mauer, in stille Gebete vertieft.

Am Ende des Hofes war die Tür zum Tempel geöffnet; in der Tiefe desselben, hinter einer Gittertür, sah sie die hohe Feuervase auf ihrem Steinfuß, die Feuerkrone hing von einer Kuppel auf sie herab. Der Zot ging lautlos hin und her, mit Handschuhen an den Händen, den weißen Padanschleier vor Nase und Mund. Aus der Tür wogte der duftende Rauch von Sandelholz, das der Zot bei der Totenmesse mit einer Silberzange auf das heilige Feuer gelegt hatte.

Dasturan Dastur nahm ihre Hand in seine und führte sie durch eine Blumenanlage mit schmalen, zierlichen Fußwegen zu einer niedrigen Steinmauer, die den Garten abschloß. Vor ihnen, einige hundert Schritte jenseits der Mauer, erhob sich der größte der fünf Türme des Schweigens, von

hohen, schlanken Palmen umgeben; er war rund und weiß, mit kahlen, lotrechten Wänden, wie ein zweistöckiges Haus. Ringsherum war die Erde ausgehöhlt, nur gerade in der Mitte führte ein Erdweg zwischen zwei niedrigen Mauern von Stein zu einer viereckigen Oeffnung, die wie ein schwarzer Fleck mitten in der Mauer saß.

Dasturan Dastur sagte nichts, fuhr nur fort, ihre Hand in der seinen zu halten, während er zum Turm hinüberblickte.

Auf der Mauerzinne saßen ein paar alte Geier und wackelten müde mit den Köpfen, die sie zwischen den Schultern geduckt hatten; ein dritter ordnete seine verfilzten Federn mit Schnabel und Krallen. Von einer Palme flog ein anderer durch die hohe, klare Luft quer über den Turm, und jetzt entdeckte Helen, daß ringsherum in den Bäumen Scharen von großen Vögeln zwischen den Blättern saßen.

Der Leichenzug bog jetzt von der Allee links ab. Während Darab und der andere junge Mobed zwischen den Bäumen stehenblieben, gingen die vier Totengräber mit der Bahre auf den Turm zu, von den beiden Alten gefolgt.

Als die Bahre mit der weißen Leiche in der Sonne auftauchte, erhoben die Totenvögel sich aus ihrem Versteck in den Bäumen; sie schlugen mit den mächtigen Flügeln und umkreisten den Turm mit gestreckten Hälsen. Indem die Bahre die Oeffnung in der Mauer erreichte, ließen die Vögel sich in einer Reihe auf dem Mauerrand nieder, ohne Geschrei und Streit, als hätte jeder seinen vorherbestimmten Platz, junge und alte durcheinander.

Die vier Nasr-Salar stellten die Bahre auf den Rand der Oeffnung, schoben sie in das Dunkel hinein und traten zurück, während die beiden Alten zu der Luke hinaufkrochen und sie zuzogen.

Als Schehannas Leichnam in der Dunkelheit des Turmes verschwand, war es mit Helens Selbstbeherrschung vorbei. Als würde es ihr erst jetzt richtig klar, was mit dem zarten Körper geschehen sollte, begann sie plötzlich zu zittern; die Knie versagten ihr und das Herz hämmerte in ihrer Brust. Am liebsten wäre sie davongelaufen, aber sie fühlte sich zu schwach dazu, und Dasturan Dasturs Hand hielt sie zurück.

Die großen Vögel bewegten sich unruhig. Sie stießen sich gegenseitig und breiteten die Flügel aus, um das Gleichgewicht zu bewahren, während sie sich über den Mauerrand reckten, um in das Innere des Turmes hinabzusehen.

»Jetzt wickeln sie die Leichentücher ab,« sagte Dasturan Dastur, und Helen sah es vor sich, wie die beiden Männer den Leichnam hoben und die Tücher entfernten.

»Jetzt geben sie den Körper der Dunkelheit zurück, nackt wie aus Mutters Leib. Auf dem schmalen Rundgang tragen sie ihn zu dem Platz, der zwischen weißen Knochen für ihn ausersehen ist, – sieh, jetzt liegt das, was Schehannas Behausung war, auf dem Rost unter dem Auge des Himmels.«

Helen schloß die Augen, aber es half nichts; als ob es weder Dunkelheit noch eine trennende Mauer gäbe, sah sie den nackten Körper ausgestreckt, den Kopf mit dem langen, losen Haar zur Seite geneigt, wie im Schlaf.

»Sieh, wie die Todesvögel den Hals nach ihrem Futter recken!«

Kalter Schweiß trat auf Helens Stirn, das Herz tat ihr weh, aber Dasturan Dastur ließ ihre Hand nicht los.

Die Falltür ging in die Höhe, die beiden Männer kamen zum Vorschein und sprangen zur Erde.

Im selben Augenblick erhoben die Vögel sich, ein Gewirr von Riesenflügeln überschattete den Turm, seltsame, halb lüsterne, halb klagende Laute klangen durch die Luft. Die Männer zogen die Luke hinter sich zu, und in dem Augenblick, wo sie mit einem Knall zufiel, falteten die Vögel ihre Flügel zusammen, stürzten sich mit heiserem Jubelgeschrei hinab und verschwanden unter der Zinne.

Die Männer gingen fort, ohne zurückzusehen, der eine trug das Leichentuch, der andere die Bahre.

Sie sah das Gesicht, das sie liebte, – die Augen, die noch in ihrem Herzen leuchteten, den zarten, unschuldigen Körper, den kein unreiner Gedanke jemals befleckt hatte, wehrlos den lüsternen Schnäbeln preisgegeben. Sie rang nach Atem und stöhnte bei der Vorstellung.

Dasturan Dastur faßte ihre Hand fester und sagte:

»Das blasse Antlitz war nur der leere Spiegel ihrer Seele. Der Glanz ihrer Augen war nur der Tau von dem reinen Atemhauch ihres Herzens. Das Auge selbst war das Auge der Dunkelheit. Sieh, jetzt nimmt der Totenvogel das linke, – er löst es mit einem einzigen Hacken seines Schnabels, und sieh, sein Weibchen nimmt das rechte. Dort tauchen sie über der Zinne auf – sie fliegen zu dem großen Baume dort drüben, um den Kleinen im Nest das Beste zu bringen.«

Helen weinte; sie versuchte ihre Hand aus seiner zu ziehen, Dasturan Dastur aber zog sie näher zu sich heran und hielt sie fest.

»Warum weinst du? – Hat nicht die Dunkelheit ein Recht auf das, was des Dunkels ist, und das Licht auf das, was des Lichtes ist?«

Wieder blickte er mit leuchtenden Augen hinüber, als durchdringe er Mauer und Dunkelheit.

»Siehst du den, der seine Krallen in ihr Haar gegraben hat, sieh, jetzt beißt er ihre Kehle durch – und der, der seine Klauen in ihre weiße Brust geschlagen hat, er sucht nach dem toten Klumpen, der einst ihr Herz war.«

Helen schloß die Augen, es war, als ob ihr das Herz in der Brust erstarrte.

»O nein,« bat sie, während ihr die Tränen über die Backen liefen; sie lehnte sich an ihn, um nicht umzusinken.

Er drückte ihre Hand, um ihr Kraft zu geben und sagte:

»Warum weinst du? – Sieh, Schehanna steht ja an deiner Seite.«

Da war es, als ob eine Hand um ihr Herz faßte und ihr Leben von ihrer Wärme gäbe; es war, als fühlte sie Schehannas Atem auf ihrer Wange, als flüstere ihre sanfte Stimme ihr ins Ohr, sie schlug die Augen auf und begegnete Dasturan Dasturs leuchtendem Blick. Sie atmete tief in unsagbarer Rührung, matt nach dem großen Schmerz, der so plötzlich von ihr genommen war, und ihre Tränen versiegten.

Als er sah, daß sie nicht mehr bebte, daß ihr Herz sie nicht mehr schmerzte, lächelte er und drückte ihre Hand.

»In einer halben Stunde ist es vorbei. Dann hat die Dunkelheit genommen, was der Dunkelheit gehört, und Schehannas Ferved ist in dem Reich des Guten, das hier und dort ist, in dir und in mir, das überall dort eindringt, wo die Dunkelheit hinausgedrängt wird.«

Sie gingen durch den Garten zurück. Helens Herz war zu erfüllt von dem Erlebten, als daß sie sprechen konnte. Als sie aber am Tore standen, und Dasturan Dastur ihre Hand ergriff, um ihr Lebewohl zu sagen, da blickte sie über den Weg des Todes, der längs des Hügels auf die Welt und die unbekanntenen Wege, die ihrer harrten, zuführte, und eine

Angst so plötzlich und so heftig überfiel sie, daß sie seine Hand preßte und sagte:

»Was soll ich tun? – Wo soll ich hingehen? – Ich bin ja ganz allein.«

Dasturan Dastur blickte ihr lange und fest in die Augen; um seine schmalen Lippen unter dem weißen Bart lag das seltsame Lächeln, das sie bereits an Schehannas Totenlager gesehen hatte.

»Gehe deinen Weg nur ruhig weiter,« sagte er, »folge dem Licht, das in deinem Herzen dämmert, trage die Bürde der Dunkelheit ohne Bitterkeit und Zorn, und du wirst den Gott finden, den du suchtest, als du in die Welt reistest. Wer den einzig richtigen Pfad wandert, dem wird es des Guten wegen besser ergehen.«

Sie nahm den Trost seiner Worte in ihrem Herzen auf, gleich darauf aber dachte sie: wenn ich nur nicht so allein wäre, niemand, für den ich leben, niemand, den ich lieben kann – und ihre Gedanken suchten schmerzlich Ralph.

Dasturan Dastur sah, was sie dachte und sagte:

»Komm morgen vormittag zu mir ins Panchayat, dann werde ich dir etwas mit auf den Weg geben, was dir helfen wird.«

---

Als Helen am nächsten Morgen erwachte, war ihr Gemüt nach einem festen Schlaf zur Ruhe gekommen; aber sie war matt und ihr Körper war wie zerschlagen, als habe sie tags vorher einen langen Weg gemacht und sich todmüde zur Ruhe gelegt.

Beim Portier erkundigte sie sich nach dem Fahrplan; sie wollte nicht länger in Bombay bleiben, wo alles sie an die

Angst und den Schmerz, den sie durchlitten hatte, erinnerte, sondern noch am selben Abend weiter nach Agra reisen, wohin sie bereits in Colombo bei Cook ein Billett gelöst hatte.

Sie versuchte zu erraten, was es wohl sein könnte, was Dasturan Dastur für sie habe, und sobald sie gefrühstückt hatte, fuhr sie zum Panchayat hinaus.

Sie wurde in dasselbe halbdunkle Zimmer geführt, wo sie schon einmal gewesen war. Der alte Mann hinter dem Pult erhob sich, aber diesmal fragte er nicht, er wußte von ihrem Kommen und ging ins Nebenzimmer, um sie zu melden.

Während Helen wartete, erlebte sie von neuem die Angst und Spannung, die sie das letztmal hier ausgestanden hatte. Es waren nur elf Tage her. Wie war alles verändert. Wie hatte sie sich selbst verändert! Die Sorge um Schehanna war nicht mehr eine offene Wunde, sondern eine heilige Wehmut, mit einer seltsam unbestimmten Sehnsucht vermischt. Obgleich sie oft in einer plötzlichen Wärmeaufwallung Schehanna bei sich fühlte, blieb dennoch ein leerer Platz neben ihr. Keine Hand, die der ihren in einem warmen Druck begegnete, wenn sie sie ausstreckte, kein Ohr, in das sie hineinflüstern, kein tiefes, feuchtes Auge, in das sie ihren Blick senken konnte.

Die Tür ging auf und Dasturan Dastur stand im Zimmer, aber er war nicht allein; an jeder Hand hielt er ein kleines Parsenmädchen, in feinen, reinen Musselinkleidern, mit Seidenschleiern über den dunklen Köpfen. Sie waren kaum drei Jahre alt und glichen einander auf ein Haar.

»Es sind Zwillinge,« sagte er, »die ihre Mutter vor einem Monat verloren haben, ihr Vater starb im vorigen Jahr. Sie sind aus dem uralten Stamm der Sanjana, demselben, dem

auch Schehanna angehörte. Sie sollen zum Orphanat in Kalkutta. Liegt das nicht auf deinem Wege?»

Die Kleinen verschlangen Helen mit weit aufgerissenen Augen, während sie sich gegen Dasturan Dasturs Knie drückten.

»Nimm sie mit dir auf deiner Reise und bringe sie der Vorsteherin des Parsen-Orphanats. – Ich will dir einen Brief an sie mitgeben – willst du?«

Helen erinnerte sich der Kinder, die sie zu Hause zurückgelassen hatte, und der ganze mütterliche Drang ihres Herzens, denen zu helfen, die Hilfe not hatten, glühte wieder in ihr auf. Sie kniete neben den Kleinen nieder und vergaß zu antworten. Und sieh, die eine streckte ihr eine kleine runde Hand entgegen, die dieselbe helle Olivenfarbe hatte wie Schehannas. Als die andere es sah, tat sie das gleiche, und Helen lag auf den Knien, mit zwei kleinen, warmen, klopfenden Pulsen dicht an ihrem Herzen.

Wie er in meinem Sinn zu lesen versteht, dachte sie, er kennt mich besser, als ich mich selbst kenne.

Sie sah zu ihm auf und dankte ihm mit einem Blick.

»Sei Vater und Mutter für sie,« sagte er, »und sie werden Vater und Mutter für dich sein.«

Helen dachte: wenn ich mich von ihnen trennen muß, wird es einen neuen Herzenskummer geben; vielleicht ist es besser für mich und sie, wenn ich es abschlage.

Sie erhob sich und fragte in einer plötzlichen Eingebung:

»Kann ich sie nicht ganz behalten?«

»Nein, sie gehören zu uns und wir wollen keinen von den Unsern hergeben.«

»Was kann es dann nützen,« sagte Helen mißmutig.

Dasturan Dastur sah sie an und antwortete:

»Ihr Licht ist dein Licht, denn du und sie seid eins.«

Helen verstand nur unklar, was er meinte, die klaren Kinderaugen aber zogen sie an. Sie beugte sich wieder herab und drückte die beiden dunklen Köpfe gegen ihre Brust.

Dasturan Dastur sagte, daß die eine Astva hieße und die andere Anahita. Astva und Anna will ich sie nennen, dachte Helen. Er bot ihr an, daß er ihr ein parsisches Kindermädchen für die Reise verschaffen wolle, Helen aber schlug es ab, sie wollte sie selbst hüten, und erzählte von dem Hospital ihres Vaters, von der Tätigkeit, die sie in ihrer Heimat zurückgelassen hatte.

Dasturan Dastur nickte, als ob er es schon lange gewußt hätte. Hatte Schehanna es ihm erzählt, oder war es wirklich möglich, daß das Licht dieser Augen das durchdringen konnte, was in ihrem Gemüt verborgen war, daß er wie in einem Buch zu lesen vermochte, was mit sichtbaren Zeichen in der Erinnerung geprägt stand?

Als Helen von dem Priester Abschied nahm, legte er seine Hand auf ihre Stirn und flüsterte einige Worte, ein Gebet oder einen Segen, den sie nicht verstand.

Die Kleinen nahm sie gleich mit sich, ihre Habseligkeiten und den Brief an die Vorsteherin wollte er ihr noch vor Abend ins Hotel schicken. In der Tür wandte Helen sich noch einmal um, von dem Blick angezogen, den sie über sich leuchten fühlte.

»Auf Wiedersehen am Ziel der Reise!« sagte er.

Helen zögerte; sie verstand ihn nicht, wagte aber nicht zu fragen. Sie ruhte in seinem Blick und vergaß Zeit und Ort, bis seine Stimme sie wieder zur Besinnung rief.

»Ich komme, wenn du recht von Herzen rufst.«

Da durchrieselte es sie von Kopf bis Fuß, von der Tiefe ihres Wesens bis in alle feinsten Fäden desselben, dieselbe befreiende Freude wie in jener Nacht, als sie weinend an Schehannas Leichnam gesessen und seine Hand sich tröstend auf ihren Nacken gelegt hatte.

---

Als Ralph und Davis nach Bombay kamen, wurden sie wie verabredet auf dem Bahnhof von Abdul-Hassan und Abbas empfangen.

Der Scheik mit dem schmalen Gesicht und der lotrechten Stirnfalte stand auf den Zehen und blickte starr in die Coupéfenster, als der Zug unter dem ungeheuren Dach einfuhr, das das Geräusch der zwischen Lokomotive vielfältig zurückgab. Seine hochgezogenen Brauen zitterten im Takt mit den Stempelschlägen, die die mächtige Bahnsteighalle erzittern machten. Er meinte sich immer in Lebensgefahr, wenn er diesen Laut aus Jinns und Shaitans Welt hörte.

Als Abbas seines Herrn ansichtig wurde, schwenkte er seinen neuen hervorragenden Schmuck, einen weißen Tropenhut, der ihn dem Paradies Europa um einen Schritt nähergebracht hatte.

Abdul-Hassan blickte Ralph mit seinen weißen Zähnen strahlend an, glücklich, daß er für diesmal mit dem Leben davongekommen wäre. Abbas entfaltete seine ganze Ueberlegenheit beim Expedieren des Handgepäcks seines Herrn, dessen Anzahl und Aussehen genau in seiner Erinnerung eingepreßt stand. Er erlaubte keinem von den Kulis, ja, nicht einmal Cooks Mann, dessen Uniformmütze ihn schon lange geärgert hatte, etwas anzurühren, bevor er alles in zwei Haufen auf dem Bahnsteig geordnet hatte. Einen sorgfältig

geordneten Haufen für Herrn Ralph, einen nachlässig zusammengestellten für Herrn Davis. Er sah gleich, daß die braune Handtasche fehlte und schlug die Hände zusammen vor Erbitterung, als er hörte, daß das silberbeschlagene Wunder, dessen glatte, braune Haut seine eifrigen Finger so oft gestreichelt hatten, gestohlen war.

Schließlich war alles auf den Wagen des Hotels geladen. Abbas sprang auf den Kutscherbock, nickte Cooks Vertreter, der mit den Gepäckscheinen in der Hand dastand und die Herrschaft ehrerbietig grüßte, herablassend zu, und darauf fuhr der Wagen über den dunklen Kies davon.

Unterwegs erzählte der Scheik, wie es ihm und Abbas in der fremden, wundersamen Stadt ergangen sei. Sie hatten ein gutes und billiges Logis im Arbeiterviertel, hinter dem großen Pferdebasar Bhendi gefunden, wo er, Abdul-Hassan, einige alte Schüler getroffen habe.

Sie bogen zu dem Palmenhof des Hotels Taj Mahal ein, wo hunderte von Fenstern ihnen aus den vornehmen, roten Flügeln entgegenstarrten. Der Portier führte sie persönlich zu ihren Zimmern. Nachdem sie sich durch ein Bad von dem Staub der indischen Hochebene gereinigt, der durch Fenster und Kleider dringt, und sich von Kopf bis Fuß umgekleidet hatten, traten Ralph und Davis wie neugeboren in den mächtigen Speisesaal, wo Herren und Damen aus allen Gegenden der Welt beim Frühstück saßen.

Das Orchester spielte, die Windfächer schnurrten unter der Decke, weißgekleidete Hindudiener bewegten sich lautlos zwischen befrackten Oberkellnern; es war Neuyork und London in festlich exotischer Ausgabe.

Als es dem Inspektor schließlich gelungen war, ihnen einen Tisch zu verschaffen, rieb Davis sich die Hände, zeigte seine goldschimmernden Zähne und sagte:

»Das ist etwas anderes, als das schwarze Loch in Madura.«

Er bestellte Champagner und setzte sich ein ausgesuchtes Frühstück aus der Tageskarte zusammen.

In der Halle, wo das Meer sich hinter den hohen, offenen Mauerbögen blendend blau vor ihrem Blick breitete, stieß Davis' immer spähender Blick auf einen Herrn, der in einer Ecke des Saales saß, die Beine unter sich hochgezogen.

»Sehen Sie den dort!«

Ralph drehte sich um und erkannte Gamâl-ed-din.«

Er ging ohne Umstände auf ihn zu.

»Guten Tag, Herr Gamâl, also hier trifft man sich wieder!«

Der Scheik heftete seine blaßbraunen Augen auf Ralph. Ueber das gelbliche Gesicht mit dem grauen Vollbart und den vielen Leberflecken glitt ein Schatten; er zog die Füße herunter und richtete sich halb auf.

»Ich freue mich sehr, Herr Cunning,« sagte er und drückte ihm herzlich die Hand.

»Wir erinnern uns also noch unserer Namen,« sagte Ralph mit einem Lächeln.

»Ja, ja,« sagte der Scheik ernst, »wie könnte ich den Ihnen vergessen.«

Sein Blick streifte Davis, der einige Schritte von ihnen entfernt stehengeblieben war.

Ralph wandte sich ihm zu und stellte ihn vor.

»Wir haben uns zuerst auf dem Dampfer von Konstantinopel und später in Damaskus getroffen. Herr Gamâl ist ein gelehrter Mann, ein Professor-Scheik, also ein Kollege von Ihnen.«

Gamâl erkundigte sich höflich nach Davis' Fach, wandte sich dann wieder Ralph zu und fragte:

»Und Ihr liebenswürdiger Reisekamerad, die junge Dame aus dem fernen Land, werde ich das Vergnügen haben auch sie wiederzusehen?«

»Nein, wir trennten uns in Colombo und reisten in verschiedene Richtungen.«

Dasselbe hatte er vor drei Wochen Abdul-Hassan gesagt. Seltsam, daß er abermals auf eine lebendige Erinnerung an die glücklichsten Tage seines Lebens stoßen sollte.

Der Scheik blickte mit halbgeschlossenen Lidern vor sich hin. Es war unklar, ob er über Ralphs Worte grübelte oder nur von der Wärme betäubt war.

»Wissen Sie, daß Ihr Schützling, Abdul-Hassan aus El-Azhar, hier in der Stadt ist?«

Der Scheik nickte.

»Leider halten sich augenblicklich viele hier auf, die denselben Grund haben wie ich.«

»Politik?«

Die Augen des Scheiks streiften ihn unter den halbgeschlossenen Lidern. Darauf sagte er mit seiner nachsichtigen Stimme, deren Ralph sich noch so gut erinnerte:

»Ja – insofern als wir vor einer mahdistischen Bewegung geflohen sind, die sich gegen alle die gewandt hat, die nicht stark genug im Glauben sind, um die Sache Islams mit dem Schwert zu fördern. Ich bin ja sogar ein Abtrünniger, wie Sie wissen – ein Christ. Ich bin stets ein Flüchtling.«

Davis' Augen funkelten hinter der Goldbrille.

»Wer will denn Krieg?« fragte er und senkte seinen Blick in die glasbraunen Augen.

Der Scheik zog seinen Kopf zurück bei der brutalen Rücksichtslosigkeit dieser Frage und sagte nach kurzem Zögern:

»Haben Sie niemals von der mahdistischen Bewegung gehört, Professor Davis?«

»Allerdings. Ist augenblicklich etwas im Gange?«

»Das Feuer glimmt stets unter der Asche, und wenn es Nahrung findet, flammt es auf.«

»Und wer gibt ihm augenblicklich Nahrung?«

Der Scheik zuckte die Achseln und wandte sich von ihm ab.

Ralph lachte.

»Verzeihen Sie ihm, Scheik, Davis gehört zu den modernen Forschern, die vor keiner Zurückhaltung Respekt haben. Wir kennen diesen Typ zur Genüge in den Staaten. Sie sind schlimmer als Detektive.«

Bei dem Wort Detektiv fiel Ralph sein Vorhaben in Bombay ein.

»Das ist richtig,« begann er und nahm an Gamâls Tisch Platz, mit dem Rücken zu Davis, »erinnern Sie sich noch Schehannas, des Parsenmädchens, von deren Schicksal ich Ihnen erzählte?«

Der Scheik öffnete seine Augen ganz, sah ihn aufmerksam an und nickte.

»Sie sagten mir, daß ich nichts unternehmen sollte, bevor ich den Ort des Verbrechens erreicht hätte. Jetzt bin ich da, was raten Sie mir zu tun?«

Der Scheik blickte mit zusammengekniffenen Augen vor sich hin. Er strich sich über den struppigen, grauen Bart und sagte:

»Wo ist sie jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Sie reiste mit Fräulein Helen.«

»Und was wollen Sie erreichen?«

»Die Bestrafung des Verbrechers.«

»War sie nicht in Navsari zu Hause?«

Ralph staunte über sein Gedächtnis.

»Ja, und ich nehme an, daß sie jetzt dort ist.«

»Dann würde ich an Ihrer Stelle dort hinfahren und sie aufsuchen. Mich dünkt, Ihre Bemühungen werden nutzlos sein, wenn Sie nicht ihr und der Ihrigen Einverständnis haben.«

Das war einleuchtend; er wollte bereits den nächsten Morgen hinfahren.

»Ein praktisches Resultat aber werden Sie kaum erreichen.«

Ralph blickte ihn verblüfft an.

»War es nicht ein afghanischer Pferdehändler?«

»Ja.«

»Ich kenne die Afghanen, sie sind Asiens listigster Stamm, und ein Pferdehändler ist der schlaueste Hund von allen. Der läßt sich nicht fangen.«

Der Scheik lächelte still vor sich hin, als ob Erinnerungen an seinem Auge vorbeiglitten.

»Das ist auch gleichgültig,« sagte Ralph ruhig, »ich habe nicht die Absicht, ihn verhaften zu lassen, ich will ihn nur ausfindig machen.«

Der Scheik sah ihn fragend an.

»Die Strafe werde ich selbst besorgen.«

»Selbstrache ist gegen das Gesetz!« fiel Davis ein; er war ein Mann der Ordnung, wenn es andere galt.

»Nicht gegen mein Gesetz,« sagte Ralph schlagfertig.

Der Scheik saß wieder unbeweglich und grübelte oder schlief.

»Jetzt ist gerade der große Pferdemonat, der Frühjahrsmarkt, wo frische Zufuhr aus Persien und Arabien kommt. Wenn der Afghane nicht bereits hier ist, wird er sicher in den nächsten Tagen eintreffen. In Bhendi-Bazar werden Sie sich nach ihm erkundigen können.«

»Bhendi-Bazar?«

»Ja, das ist das Viertel der Pferdehändler.«

»War es nicht dort, wo Abdul-Hassan Logis genommen hatte?«

Ralph wandte sich fragend zu Davis um, der das Kinn in die Hand gestützt hatte und seine scharfen Augen auf Gamâls unbewegliches Gesicht geheftet hielt.

Davis hörte ihn nicht.

»Wie genau Herr Gamâl über alles unterrichtet ist!« sagte er, als entschlüpfte es ihm wider Willen.

Gamâl heftete seinen Blick auf ihn und zog ihn wieder unter die gesenkten Lider zurück.

»Dessen bestrebe ich mich stets!« sagte er mit der sanften, nachsichtigen Stimme, die ihm eigen war. Es war, als ob er hinzufügte: Ich sehe wohl, daß Sie mich zu verletzen suchen, ich bin aber unverwundbar, und verzeihe Ihnen.

---

Ralph fuhr nach Navsari, ging auf gut Glück durch die lange Hauptstraße der kleinen Stadt, lächelte den Kindern mit den ernstfragenden Augen zu, und wurde durch den lautlos gleitenden Gang der jungen Frauen an Schehanna erinnert; es war, als ob sie von dem Glauben an das siegende Licht, der auf dem Grunde ihrer großen Augen schimmerte,

durch die unreine Welt getragen würden. Er begegnete einem jungen Mann, der ihm der Tracht nach ein Mobed zu sein schien.

Der junge Mann schüttelte den Kopf, als Ralph nach Schehanna fragte. Vielleicht spreche ich den Namen falsch aus, dachte er, oder Schehanna ist nur ein Vorname, den hunderte von Frauen tragen – als ob ich in einer kleinen Stadt in den Staaten nach Jane oder Mary fragen würde.

Er deutete Schehannas Schicksal mit wenigen vorsichtigen Worten an; die Augen des jungen Mannes aber wurden nur größer und größer, während er mit vorgebeugtem Kopfe lauschte; es fiel ihm augenscheinlich schwer, die Sprache zu verstehen. Erst als Ralph Dasturan Dastur nannte, leuchtete sein Blick auf, sein Gesicht kam in Bewegung, und Ralph verstand, daß er ihm einen Ort in Bombay bezeichnete. Ralph ließ sich den Namen aufschreiben. »Parsee Panchayat«, stand da ein Straßennamen.

Ralph kehrte mit dem ersten Zug zurück und noch am selben Abend suchte er die Adresse auf.

Das Haus war geschlossen, die Fenster geblendet wie ein dicht verschleiertes Gesicht. Von einem Sikh-Schutzmann, der ihm mit aufmerksamen Augen gefolgt war, als er an der Straßenecke vorbeifuhr, erfuhr er, wann das Panchayat geöffnet würde.

Am nächsten Morgen traf Ralph einen alten Mann, der in einem halbdunklen Vorzimmer an einem Pult saß. Als Ralph Schehannas Namen nannte, blitzte es seltsam in seinem öden Blick auf. Ralph deutete seine Handbewegung wie eine Aufforderung, sich zu setzen, es war aber kein Stuhl

da. Der Alte verließ ihn und Ralph lauschte dem Straßen-  
geräusch, das durch die Fenstersprossen drang. Es war un-  
leidlich heiß im Raum, obgleich alles getan war, um das  
Licht auszuschließen. Ralph rührte sich nicht, und dennoch  
brach ihm der Schweiß in Tropfen aus und rollte ihm über  
die Schläfen in den Halskragen. Als eine Tür hinter seinem  
Rücken leise aufglitt, erwachte er aus seinem Halbschlum-  
mer. Er drehte sich um und sah die weiße Gestalt mit der  
hohen, schmalen Stirn, die er vor dem Adaran in Colom-  
bo gesehen hatte. Dort stand der Priester aller Priester, die  
Hand um den Bart, wie er in jener Nacht hochaufgerichtet  
unter den funkelnden Sternen gestanden hatte; jetzt aber  
sah Ralph auch seine Augen, die wundersam leuchtenden  
Augen unter den buschigen Brauen.

Ralph hatte noch nie solchen Blick gesehen; er war von  
solcher Hoheit und Aufrichtigkeit, daß er das Außenwerk  
von Miene, Haltung und Lächeln durchdrang, das Menschen  
über die offenen Stellen, durch die die Seele vorwärtsstür-  
men und wo sie getroffen werden kann, zu legen pflegen.  
Ralph fühlte, daß diese Augen bis in sein Innerstes sahen,  
und er errötete dabei, obgleich er sich nicht bewußt war,  
daß er etwas zu verbergen hatte. Sein Blick suchte die Hän-  
de des Priesters, um sie mit den Augen zu vergleichen; es  
waren schmale, fast durchsichtige Hände mit großen blauen  
Adern, in denen er das Blut seines starken Herzens strömen  
zu sehen meinte.

»Sie fragen nach Schehanna Modi,« sagte der Alte mit  
tiefer, ruhiger Stimme. Es war, als ob die Stimme sagte:  
Schehanna und Helen, Helen und Schehanna – ich weiß al-  
les; wieviel aber verstehst du davon?

Ralph richtete sich höher auf und sagte:

»Sie kennen ihr Schicksal. Ich bin hergekommen, um den zu strafen, der ihr Unglück verschuldete.«

»Sie bedarf keiner Rache mehr.«

Eine Ahnung tauchte in Ralph auf und machte sein Herz stärker schlagen.

»Sie ist im Licht.«

Als Ralph seiner Bewegung Herr geworden war, bat er Dasturan Dastur, ihm mitzuteilen, was geschehen war.

Der Alte bedachte sich einen Augenblick, dann erzählte er von Schehannas Krankheit und Tod.

Ralph sah sie wieder vor sich, wie er sie in der Waschmühle des Sultans gesehen hatte, als sie ihr Klagelied zu ihm hinaufsang. Er hatte sie dem Leben zurückgekauft, sie hatte seines dafür gerettet. Dann war sie freiwillig seiner Hand entglitten, warum? Er sollte es nie erfahren.

Der Zorn flammte in ihm auf. Er ballte die Hände und seine Augen blitzten.

Dasturan Dasturs Blick, der ihn nicht losgelassen hatte, las seine Gedanken.

»Dunkelheit wird nicht durch Dunkelheit vertrieben,« sagte er, »sondern durch Licht.«

Ralph antwortete nicht. Das bleibt meine Sache, dachte er. Er wollte nicht mit dem alten Heiligen streiten.

»Wo ist Helen?« fragte er. Er sagte es ohne Ueberlegung, als sei es selbstverständlich, daß der Priester Bescheid wüßte.

Dasturan Dastur zögerte. Ralph war es, als ob der Blick des Priesters seine Seele faßte und sie vor sich ins Licht hielt.

»Sie ist auf dem Wege,« sagte er schließlich.

Ralph hatte das Gefühl, als ob er zu etwas erhoben würde, was weit über seinen Verstand ginge, doch wollte er sich diesem Eindruck nicht hingeben. Er spricht in Rätseln, dachte er, ich muß ihn dazu bringen, daß er sich vernünftig äußert.

»Auf dem Wege?« fragte er und versuchte zu lächeln. Sein Lächeln aber verlöschte vor dem Blick, der stärker war als seiner. Trotzdem brachte er seine Frage vor.

»Auf dem Wege – wohin?«

»Dorthin, wo kein Auge hinreicht.«

Ralph kämpfte, um seinen Kopf klar zu halten. Daß sie auf dem Wege zu ihrem Schicksal ist, dachte er, braucht mir kein Weiser zu sagen, das bin ich auch – und du – wir alle. Er wollte fragen: In welcher Stadt? aber er brachte es nicht über die Lippen.

»Ist sie allein?« fragte er statt dessen.

Der Alte schwieg, Ralph aber meinte, daß er den Kopf geschüttelt hatte.

»Wer ist bei ihr?«

»Das Licht in ihrem Herzen.«

Ralphs Augen hingen geblendet an dem Blick des Alten, der sein ganzes bewegliches Gesicht überstrahlte. Er sah nur diese Augen, vergaß Zeit und Ort, bis er den Druck seiner Hand fühlte und wieder zur Besinnung kam, wie man plötzlich erwacht und einen Traum flüchten sieht.

»Leb wohl, bis wir uns wiedersehen!«

Ralph beugte den Kopf. Obgleich er die Worte ganz deutlich gehört hatte, klangen sie in seinem Herzen, als ob Dasturan Dastur gesagt hätte: suche auch du den richtigen Weg.

»Hat er mich wirklich hypnotisiert?« fragte Ralph sich, als er nach Hause fuhr. Er heftete seinen Blick auf das, was

ihm auf dem Wege begegnete, machte sich sorgfältig klar, was er sah und hörte, bis er begriff, daß er sich davon zu überzeugen versuchte, daß sein Verstand in Ordnung und er noch der richtige Ralph in der wirklichen Welt sei, keine eingebildete Person in einem Traumspiel. Er *wollte* nicht in eines anderen Gewalt sein, *wollte* los von dem Blick, der noch auf dem Grunde seiner Augen ruhte.

---

Ralph zog unter der Hand in Bhendi-Bazar Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Afghane vor einigen Tagen mit seinem eigenen Schiff aus Karachi gekommen sei und seine Pferde ausgeschifft habe, die jeder, der kaufen wollte, im Basar besehen konnte.

Nach dem Mittagessen suchte er Gamâl auf, der sich die Zeit damit zu vertreiben schien, daß er mit hochgezogenen Beinen in der Halle saß und über das blaue Meer starrte, als ob er nirgends anders für seine Träume Platz finden könnte. Heute leistete Abdul-Hassan ihm Gesellschaft. Auch er saß mit hochgezogenen Beinen da, es schien, als wetteiferten sie, wer am längsten schweigen könnte.

Ralph berichtete von seiner Reise nach Navsari und dem Besuch bei Dasturan Dastur.

Gamâl hörte aufmerksam zu und als Ralph schwieg, sagte er:

»Das Kismet holt uns alle ein.«

»Was ist Kismet?«

»Das Schicksal – nun haben Sie wohl Ihren Plan, Ihr Leben des Afghanen wegen aufs Spiel zu setzen, aufzugeben?«

»Nein,« sagte Ralph, »er hat Schehannas Leben zerstört und soll dafür büßen.«

Darauf erzählte er, was er erfahren habe, und bat Abdul-Hassan, bei einem fingierten Pferdehandel Dolmetscher zu sein. Der Scheik sah ihn entsetzt an und weigerte sich energisch. Ralph versprach ihm eine ansehnliche Belohnung und versicherte ihm, daß er nur die Rolle eines zufälligen Dritten dabei spielen sollte.

Professor Davis, dessen Abenteuerlust durch die Affäre in Madura nicht geschwächt worden war, war gleich zur Teilnahme bereit, stellte aber die Bedingung, daß Ralph nicht selbst richten, sondern den Afghanen der gerichtlichen Obrigkeit übergeben sollte.

Ralph war es recht. Nur in dem Fall, daß es dem Afghanen glücken würde, aus Mangel an Beweisen zu entkommen, behielt er sich seine Selbstrache vor.

»Bevor das indische Gericht mit dieser Sache fertig ist,« sagte Davis, »sind sowohl Sie wie ich über alle Berge.«

»Dann kehre ich zurück.«

»Wenn Sie so gerechtigkeitsdurstend sind, begreife ich nicht, warum Sie Ihre Klage gegen die Korava-Bande in Madura zurückgezogen haben.«

»Das ist eine Sache für sich,« antwortete Ralph kurz, und begann seinen Plan zu entwickeln, der in allen Einzelheiten verabredet wurde. Abdul-Hassan und Abbas bekamen auch ihre Rollen zuerteilt. Letzterer flehte, daß man ihn davon befreien solle; aber seine Anwesenheit war notwendig, weil er außer Ralph der einzige war, der den Afghanen damals gesehen und seine Identität bezeugen konnte. Davis sollte als Privatsekretär eines englischen Lords auftreten und im Namen seines Herrn Pferde kaufen.

Am nächsten Morgen, als Davis zu dem wartenden Auto kam, um mit Abdul-Hassan als Dolmetscher und Abbas als

Diener zum Basar zu fahren, nahm der Chauffeur ihn beiseite und teilte ihm mit, daß weder der Scheik noch Abbas zu Hause gewesen seien, als er sie abholen wollte, wie man ihm aufgetragen hätte. Und der Wirt hatte keinen von ihnen gesehen, seit sie tags zuvor das Haus zusammen verlassen hatten.

Davis stellte ein Kreuzverhör mit dem Chauffeur an, fand aber nichts Verdächtiges an seinen Antworten. Er fragte den Portier, aber auch er hatte nichts von dem kleinen Scheik gesehen, seit er gestern nachmittag mit Herrn Cunnings Diener zusammen das Hotel verlassen hatte. In der Dienerabteilung wurde nachgefragt und der Portier telephonierte durch alle Stockwerke, aber im ganzen Hotel war kein Abbas zu finden.

Als der Tag zu Ende ging und auch der Vormittag des nächsten Tages, ohne daß der Scheik oder Abbas auftauchten, sah Ralph schließlich ein, daß er seinen Plan aufgeben mußte. Dies und jenes in Abbas' Benehmen fiel ihm jetzt wieder ein, das ihm auffällig gewesen war, ohne daß er demselben weitere Bedeutung beigelegt hatte. Er erinnerte sich Abbas' haßerfüllten Blicks, als er sich damals in der weißen Villa weinend vor Wut und Schmerz unter den Oleander geworfen hatte.

Während mehrerer Tage hatten sie Gamâl nicht gesehen. Er saß nicht auf seinem gewohnten Platz in der Halle. Der Portier berichtete, daß Herr Gamâl einen Anfall seines alten Leberleidens bekommen habe und sich in seinem Zimmer aufhielte. Davis schlug vor, daß sie ihm einen Besuch machen wollten, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und ihm zu erzählen, wie recht er gehabt, als er Ralph

prophezeite, daß es ihm nicht glücken würde, den listigen Afghanen in seine Gewalt zu bekommen.

Als Ralph und Davis zeitig am Vormittag durch den langen, halbdunklen Korridor im dritten Stockwerk zu Gamâls Zimmer gingen, dessen Nummer sie sich hatten sagen lassen, sahen sie, wie etwas weiter fort eine Tür geöffnet wurde. Eine spindeldürre Gestalt in einem faltigen, hellen Talar kam heraus und glitt auf nackten Füßen lautlos auf sie zu. Im Halbdunkel konnten sie sehen, daß er einen trichterförmigen Hut aufhatte, der seinen Kopf zwischen die Schultern herunterzudrücken schien, so daß er beim Schreiten von rechts nach links wackelte. Als er nur ein kleines Ende von ihnen entfernt war, blieb er stehen und zögerte, machte dann kehrt und eilte an der Tür vorbei, aus der er eben herausgekommen war, auf das andere Ende des Korridors zu.

Ralph meinte, daß er die merkwürdige Kopfbedeckung schon mal gesehen habe, konnte sich aber nicht erinnern, wo. Davis folgte der Gestalt aufmerksam. Als der Mann die Biegung des Korridors erreichte, wo aus einer offenstehenden Tür Licht fiel, sah Davis, daß er langes, aschgraues Haar hatte, das ihm bis an die Schultern reichte.

Davis hatte sich die Tür gemerkt, wo die Gestalt herausgekommen war; als sie sie erreichten, blieb er stehen, lauschte einen Augenblick, trat dann dicht heran und klopfte an. Ralph sah zu der Nummer des Zimmers auf.

»Sie irren sich,« sagte er und hielt Davis zurück, »es ist erst die nächste Tür.«

Davis hieß ihn schweigen und runzelte die Brauen. Als keine Antwort erfolgte, öffnete er die Tür und sah ins Zimmer. Es war ein leeres Schlafzimmer. Er schloß die Tür wieder und ging weiter, ohne ein Wort zu sagen.

Ralph klopfte an die nächste Tür, erkannte Gamâls Stimme, und öffnete.

Gamâl erhob sich von einem Liegestuhl unter dem hohen Fenster, dessen Sprossenflügel trotz der Wärme geschlossen waren. Er trug einen langen, gestreiften Rock, in dem Ralph die Djubbe wiedererkannte, in der er ihn auf der Treppe zum Crédit Lyonnais in Konstantinopel gesehen hatte; inzwischen war sie also zum Schlafrock degradiert worden.

Der Scheik kam ihnen freundlich entgegen und drückte ihnen feierlich die Hand. Er sah müde aus.

Ralph erkundigte sich nach seinem Befinden und der Scheik erzählte von seinem Anfall; während der letzten zwei Tage hatte er nichts gegessen.

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, meine Herren, für Ihre Freundlichkeit,« sagte er mit seiner sanften Stimme, »aber sprechen wir nicht mehr von meiner Krankheit. Es ist ein altes Leiden, das in bestimmten Zwischenräumen wiederkehrt, so unfehlbar wie Sommer auf Frühling und Herbst auf Sommer folgt.«

Davis blickte sich interessiert im Zimmer um.

»Wie behaglich Sie hier wohnen,« sagte er in konversierendem Ton und zeigte auf die Tür zum Nebenzimmer, »nebenan ist wohl Ihr Schlafzimmer? – Ist es ebenso groß und luftig wie dieses?«

»Wohl kaum,« sagte der Scheik. Nachdem sie Platz genommen hatten, erzählte Ralph von Abdul-Hassan und Abbas, die spurlos verschwunden wären.

Die Neuigkeit schien den Scheik zu schmerzen. Er murmelte einige arabische Worte und sagte:

»Also haben die Mahdisten ihn schließlich doch gefunden.«

»Und Abbas?« fragte Davis.

Der Scheik starrte vor sich hin, als suche er in seinem Gedächtnis, dann schüttelte er den Kopf.

»Den kenne ich nicht.«

»Fürchten Sie nicht, daß auch die Reihe an Sie kommen wird?« fragte Davis, »auch Sie sind ja ein Flüchtling.«

Gamâl ließ seinen Blick über Davis' energisch vorgebeugtes Gesicht gleiten.

»O nein,« sagte er sanft, »ich vermeide das Viertel der Araber und gehe ehemaligen Glaubensgenossen aus dem Wege. Solange ich mich zwischen Touristen bewege, genieße ich den gleichen Schutz wie diese.«

»Auch einem Touristen kann dies und jenes zustoßen,« sagte Davis, und erzählte, wie Ralphs Handtasche mit allen Papieren gestohlen worden sei. Der Scheik blickte vom einen zum andern und zuckte schweigend die Achseln.

Davis' Augen hingen unverwandt an Gamâl.

»Können Sie begreifen,« sagte er, »welches Interesse Diebe im tiefsten Innern Indiens für Herrn Cunnings Papiere haben? Einem Globetrotter wie Cuning, dem Amerika zu klein geworden ist?«

Der Scheik musterte Ralph unter halbgeschlossenen Lidern.

»Wenn *ich* es noch gewesen wäre,« lachte Davis und erzählte in humoristischen Wendungen von seinem Liebesabenteuer in Madura.

»Also das ist der Zweck Ihrer Reise« – Gamâl lächelte nachsichtig.

»Ja – ein Ethnograph muß auch die Frauen des Landes kennen lernen. Aber ernsthaft gesprochen: ich würde es begreiflich finden, wenn man einen Professor wie mich verdächtigt, der keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, um herumzustöbern, auch dort, wo er der Meinung der Eingeborenen nach nichts zu suchen hat. *Meine* Handtasche aber hat vor einem offenen Fenster gestanden – ich schlafe immer bei offenen Fenstern – und keiner hat sich daran vergriffen.«

Der Scheik betrachtete seine mit Leberflecken bedeckten Hände und erwiderte nichts.

»Ist man wirklich hier in Indien so nervös? – Was fürchtet man denn eigentlich?«

»Was weiß ich?« Der Scheik blickte mit einem müden Ausdruck in seinem unbeweglichen Gesicht zu ihm auf.

»Wir ermüden Herrn Gamâl,« sagte Ralph und erhob sich, »vergessen Sie nicht, daß wir einen Patienten besuchen.«

Der Scheik wehrte ab, erhob sich aber dennoch zum Abschied.

»Unten in der Halle begegnete uns eine hochinteressante Figur,« sagte Davis, als er zum Abschied dem Scheik die Hand drückte. »Ein Eingeborener in einem hellen Talar mit einer mächtigen Kopfbedeckung, die einem umgekehrten Weidenkorb glich. Er hatte bloße Füße und aschgraues Haar, das ihm bis auf die Schultern reichte. Kann das ein Jogi gewesen sein, ein heiliger Wanderer? – Es ist schon lange mein Wunsch gewesen, einem solchen zu begegnen. Ich wollte ihn anreden, aber er war scheu und eilte vorbei. Glauben Sie, daß es ein Sannyasi war?«

Bei dem Wort Sannyasi fiel Ralph plötzlich ein, wo er diese merkwürdige Kopfbedeckung schon gesehen hatte. Der heilige Bettler, den er auf dem Markt in Kotagiri getroffen, während Davis in Madura war, hatte sie getragen – warum aber sagte Davis, daß sie dem Mann in der Halle begegnet waren?

Der Scheik blickte unter halbgeschlossenen Lidern vor sich hin, als suche er in seinem Gedächtnis.

»Ich weiß es nicht, ich habe nie solchen Mann gesehen.«

Als Ralph und Davis Gamâl verlassen hatten und wieder durch den Korridor gingen, fragte Ralph plötzlich Davis, indem er ihn scharf ansah:

»Warum sagten Sie Gamâl, daß wir dem Sannyasi in der Halle begegnet sind?«

Davis überlegte einen Augenblick. Dann fragte er statt zu antworten:

»Achteten Sie darauf, daß Gamâl sagte, er habe solchen Mann nie gesehen?«

Ralph nickte.

»Der Mann ist aber notorisch aus seinem Schlafzimmer gekommen.«

Ralph entsann sich, daß Davis die Tür zum Nebenzimmer geöffnet und nachher Gamâl gefragt hatte, ob es sein Schlafzimmer sei.

»Also,« entschied Davis, »entweder ist der heilige Wandersmann ein Dieb – oder Herr Gamâl-ed-dîn lügt.«

»In Ihnen ist ein hervorragender Detektiv verloren gegangen,« sagte Ralph und lachte.

Nach dem Frühstück, das sie zusammen eingenommen hatten, fuhr Davis allein aus. Er habe etwas in der Stadt zu besorgen, sagte er.

Sie blieben noch einige Tage und durchstreiften die verschiedenen Viertel von Bombay. Davis führte Ralph zu den Türmen des Schweigens, die einen starken Eindruck auf ihn machten; er mußte die ganze Zeit an Schehanna denken.

Am Abend vor ihrer Abreise lud Ralph Gamâl zum Mittagessen ein. Nachdem sie gegessen hatten, tranken sie den Kaffee in dem großen Rauchsalon, wo das Orchester die neuesten europäischen Operettenmelodien spielte.

Der Scheik erhob sich mit vielen Entschuldigungen – seine Gesundheit verlange, daß er zeitig zu Bett gehe. Und da Ralph und Davis zeitig am nächsten Morgen reisen wollten, bevor der Scheik aufgestanden war, verabschiedeten sie sich von ihm.

Ralph dankte ihm für das angenehme Beisammensein; auch Davis, dessen stärkste Seite Liebenswürdigkeit sonst nicht war, drückte ihm auffallend herzlich die Hand und sprach die Hoffnung aus, daß sie sich in einem andern Winkel Indiens wieder begegnen würden.

Als Gamâl gegangen und der gewohnte abendliche Whisky serviert war, sagte Ralph:

»Ich möchte wissen, was der Scheik eigentlich hier in Bombay vorhat. Heute nachmittag, als ich an meinem Fenster stand und durch das Fernglas eine Schar Eingeborener beobachtete, die zu einem festlich geschmückten Schoner hinausgerudert worden, sah ich an Bord unseren Scheik im eifrigen Gespräch mit einigen turbangeschmückten Herren. Ich möchte darauf wetten, daß er es war. Aber sagte er nicht, als ich ihn fragte, wie sein Befinden sei, daß er die ganze Zeit zwischen Frühstück und Mittag geschlafen habe?«

Davis nickte mehrmals vor sich hin, ohne zu antworten; er saß und sann. Darauf rückte er seinen Stuhl näher an

Ralph heran, beugte sich zu ihm, nachdem er ihre Umgebung an den nächsten Tischen gemustert hatte und sagte:

»Der Scheik scheint eine vielseitige Natur zu sein. Vorgestern hat man ihn in einen Hindutempel hinter Pinjra Pol hineingehen sehen, wo kein Weißer Zutritt hat. Gestern morgen zu einer Zeit, wo wir andern noch in süßem Schlaf lagen, ist der arme leberkranke Mann in einem Haus im Chinesenviertel gesehen worden, und am selben Abend gegen elf Uhr hat er den heimlichen Klub der Japaner besucht.«

»Sie haben ihn also verfolgen lassen?«

»Ja.«

»Warum?«

»Sport!«

»Unsinn,« sagte Ralph ärgerlich, »weswegen haben Sie ihn in Verdacht?«

»Ich habe alle und niemanden in Verdacht.«

»Mich auch?«

Davis lächelte mit all seinen Goldplomben.

»Sie auch – natürlich.«

Sie lachten alle beide herzlich.

Am nächsten Morgen reisten sie weiter.

---

Es waren erst fünf Tage vergangen, seit Helen Bombay mit den beiden kleinen Mädchen und einem eingeborenen Reisediener, den Cook ihr verschafft, verlassen hatte; aber schon hatten die Kleinen sich so an sie gewöhnt, daß sie wetteiferten, auf ihrem Schoß zu sitzen, obgleich sie ihre Sprache nicht verstanden. Wenn Helen einen Wagen nahm, um Agra zu besehen, saßen sie bei ihr auf dem Sitz und

zwitcherten wie Vögel an einem Frühlingstag über all das Seltsame, was sie sahen.

Das Hotel, in dem sie wohnten, war ein vornehmer alter Bungalow aus der älteren britischen Zeit. Es war ein einstöckiges Gebäude mit einem Säulenportal, das in einem un gepflegten Garten lag mit Büschen und Küchengewächsen, die Helen nie unter diesem Himmelstrich vermutet hätte.

Als sie von der Ausfahrt zurückkehrten, bekam Helen wieder einen Schermeranzfall in ihren Augen, Dunkelheit, Flimmern und Schwindel. Es war zum erstenmal seit dem Tage in Bombay, sie hatte ihre Augenkrankheit ganz vergessen. Jetzt bereute sie, daß sie es versäumt hatte, in Bombay zu einem Augenarzt zu gehen; hier in Agra gab es sicher keinen.

Nachdem sie ihren Nachmittagstee getrunken hatte, brachte sie die Kinder zu Bett. Außer dem Salon hatte sie ein großes luftiges Zimmer mit zwei Betten; die beiden Kleinen schliefen zusammen in dem einen. Zu dem Zimmer gehörte ein Ankleideraum und ein Badezimmer. Die Möbel waren vornehm und solide, wie in einem alten englischen Patrizierhaus. Helen hatte gerade über 1857 gelesen; sie stellte sich vor, daß das Haus und die Möbel damals einem hohen Militär gehört und ein unternehmender Eurasier das Ganze nach seinem Tode auf Spekulation gekauft hatte, um später ein Hotel daraus zu machen. Sie stellte sich vor, wie die eingeborenen Aufrührer nachts durch das niedrige Fenster eingedrungen waren und die Frau des Obersten und seine Kinder getötet hatten, während er selbst irgendwo fern von ihnen kämpfte. An der Wand hing ein alter gefleckter Kupferstich von einem Offizier zu Pferde mit einer Lobpreisung in zierlicher Schönschrift darunter, und an der gegenüberliegenden

Wand hing eine große Lithographie von einem Vizekönig in Gala. So intensiv dachte sie sich in diese Vorstellung hinein, daß sie zusammenschauerte, als sie draußen am Fenster eine Gestalt vorbeigleiten sah, und sie beruhigte sich erst, als sie hinaussah und nur den Rücken eines alten unschädlichen Bettlers erblickte, in einem langen, ziegelsteinfarbigen Talar, mit bloßen Beinen und einem merkwürdigen, hohen Strohhut auf dem Kopf, der so schwer war, daß sein Kopf beim Schreiten wackelte.

Sie hatte den Führer und den Wagen zu sechs Uhr bestellt, um zu Taj Mahal, »Das schönste Grabmal der Welt« hinauszufahren, denn im Reiseführer stand, daß man es gegen Abend sehen sollte. Sie lächelte über ihre Gespensterangst am hellichten Tage, war aber doch besorgt, die Kleinen an dem fremden Ort allein zu lassen. Sie schliefen ruhig, die Arme umeinander geschlungen, wie es ihre Gewohnheit war. Da hörte sie einen Wagen auf dem Kies des Gartens vorfahren, er hielt vor dem Portal und kurz darauf kam der Wirt, ein scheuer, ehrerbietiger Sudra und meldete ihn. Er errötete, als Helen ihn fragte, ob er verheiratet sei. Als er hörte, um was es sich handelte, wurde er sichtlich erleichtert und versprach, daß seine Frau sich zu den Kleinen ins Zimmer setzen sollte, bis Helen zurückkäme. Sie wunderte sich über seine Verlegenheit, sie wußte nicht, daß sie als weiße Frau unrein war, und daß seine Frau deshalb nichts mit ihr zu tun haben durfte.

Helen bestieg den Wagen, von dem Führer gefolgt, einem kleinen, dicken Mann, in einem schwarzen, baumwollenen

Rock, der bis an den Hals zugeknöpft war, mit einem weißen Turban und engen, weißen Hosen. Er hatte einen graugesprenkelten, dichten Vollbart und kaute die ganze Zeit Betel.

Sie fuhren um die Festung herum, durch eine Anlage in englischem Stil, mit schönen großen Rasen und vereinzelt Gebüsch. Der Führer wandte sich von dem Bock zu ihr und zeigte über die Gärten zum Horizont:

»Taj Mahal!«

Sie sah eine weiße Kuppel gegen den veilchenblauen Himmel. Durch ein ungeheures Tor bogen sie zu dem Vorhof des Schlosses ein; dort waren Flügel mit Arkaden, eine ehemalige Karavan-Seraj für Pilger und ihre Familien.

Sie fuhren bei dem Portalgebäude vor; es war hoch wie ein dreistöckiges Haus, aus rotem Sandstein mit eingelegten Marmorplatten, von einer Reihe kleiner Kuppeln gekrönt, die von Säulen getragen wurden, durch die der Himmel leuchtete, als ob es Saphire seien.

Als sie aus dem Wagen stieg, fiel ihr Auge auf eine Equipage, die in der Nähe wartete. Kutscher und Diener hatten vielfach geschlungene Turbane und eine rote Schärpe um die langen, weißen Röcke.

»Das ist der Wagen eines Rajahs,« sagte der Führer.

Sie betraten das Torgewölbe, das hoch und geräumig wie die Vorhalle einer Kirche war. Ihre Schritte hallten hohl zwischen den kühlen Mauern wider. Sie gingen an einem vornehmen Hindupaar, das ganz in Weiß gekleidet war, vorbei, – der Mann hatte eine Perlenspange und Federagraffe an seinem Turban, die Frau einen langen, weißen Seidenschal über ihrem Haar.

»Das ist ein Rajah und seine Rani!« flüsterte der Führer.

Helen blickte von der Seite zu ihm auf, als sie vorbeiging:

Ein rundes Gesicht mit glanzvollen Augen, eine feingebogene Nase mit nervösen Flügeln, dunkelrote, blanke Lippen und ein Kinn, das rund und weich wie das einer Frau war.

Jetzt kamen sie zu einer offenen Terrasse und sieh –

Dort lag Taj Mahal, hoheitsvoll, blendendweiß, am Ende eines langen, schmalen Bassins, zwischen weißen Marmoralustraden, die den Garten mit seinen hohen Zypressen und dunklen Feigenbäumen, Blumenbeeten und Gebüsch durchschnitten.

Helen wurde ergriffen von dem Anblick, und der Führer verstand, daß er schweigen sollte.

Die weißen Marmoralustraden zu beiden Seiten des Bassins streckten sich wie ein leuchtender Pfad dem blendenden Wunder entgegen, das sich über dem Dunkel des Gartens erhob – aus weißem Stein gemeißelt, wie ein Raub an der Vergänglichkeit.

Dort lag es – ein gedeuteter Traum, eine ewige Wirklichkeit.

Es dauerte lange, bevor Helen sich losreißen konnte, und indem sie über die Marmorfliesen schritt, meinte sie, daß sie dem Licht auf dem einzig richtigen Weg entgegenwanderte.

Der Führer wurde wieder gesprächig.

Er erzählte von dem großen Schah, der dieses Feenschloß seiner Liebe und seiner Sehnsucht errichtet hatte, zur Erinnerung an seine geliebte Arimand Banu, »die Zierde des Palastes«. Er erzählte, wieviele Millionen, wieviele Jahre und wieviel Arbeitsleben der Bau gekostet hatte, berichtete von dem Baumeister, dem, wie die Sage erzählte, beide Hände abgehauen wurden, damit er die Erinnerung an diese Liebe

und diesen Verlust nicht kränken sollte, indem er ein neues Symbol der Unsterblichkeit für andere schuf.

Helen erreichte das Ende des Pfades. Vor ihr erhob sich das weiße Schloß höher und mächtiger, als es ihr aus der Ferne erschienen war. Jetzt erst sah sie seine volle Pracht, die symmetrischen Seitenbogen um die hohe Mittelwölbung und das Gitterwerk der Marmorwände, das in dem schönsten Spitzenmuster geschnitzt war.

Sie wandte sich um und blickte den Weg zurück, den sie gekommen waren; dort am Ende des Bassins lag jetzt der Würfel des Vorgebäudes mit den sechsundzwanzig Kuppelsaphiren, von hohen Zypressen, üppigen Feigenkronen, dem ganzen bunten Dunkel eingerahmt.

Da stießen ihre Augen auf zwei Menschen, die ihnen entgegenkamen. Es war der Rajah und die Rani. Helen hatte sie ganz vergessen. Das funkelnde Dunkel seiner Augen traf sie, als er die Brauen hob und sie anstarrte. Er war mittelgroß, fest und harmonisch gebaut, ein starker Hals und athletische Glieder; sein Kopf saß stolz auf breiten, runden Schultern, als ob er sich noch nie gebeugt habe. Jeder Zug verriet den Herrscher, dessen Machtgefühl unbewußt, weil ererbt ist.

Die Rani an seiner Seite mit dem Silberschleier über dem grauen Haar glich ihm, als ob sie seine Mutter sei; was aber bei ihm Macht und Kraft war, war bei ihr in Sanftheit aufgelöst. Ihre Augen waren verblichen, aus den weitgeöffneten Pupillen aber sprach eine Mischung von nachsichtiger Milde und weitschauender Klugheit, die wunderbar beredt wirkte.

Sie standen dort auf dem weißen Pfad so lebensvoll in der Fülle ihrer weißgekleideten Körper, daß sie Helens Traumwanderung störten. So überfließend von Sinnenleben stand

er da, daß er ihr fast den Atem benahm, als sei er ein Ausgesandter der Dunkelheit, die sich auf ihre Schönheit und Kraft berief und sich dem Licht gegenüber behaupten wollte.

Helen errötete unter seinem Blick. Sie merkte es und wandte sich ab, um es zu verbergen.

Sie folgte dem Führer zu der offenen Tür, zu dem Nadelauge, das in das Heiligtum führt.

Die Halle unter der Kuppel war Halbdunkel. Sie mußte ihre Augen erst an den Wechsel gewöhnen, bevor sie etwas unterscheiden konnte.

Das Tageslicht, das durch die hohen Bogenfenster fiel, wurde durch Marmorgitter gesiebt; das Licht, das hindurchschlüpfte, wurde abermals von einer Scheidewand, einem achteckigen Schirm aus Marmor von mehreren Metern Höhe, der in zierlichen Spitzenmustern ausgehauen war, gehemmt. Und dahinter, genau unter der Kuppelwölbung, die sich hoch oben in der Dunkelheit verlor, standen zwei Sarkophage aus gelbem Marmor, mit Blumenornamenten aus Karneol und edlen Steinen, mit Mohammeds neunundneunzig Namen in Gold geprägt.

Es war Hoheit in diesem Raum, ein Kirchenfrieden, wie Helen ihn noch nie gespürt hatte. Sie fühlte den Drang niederzuknien, während sie zu der dunklen Wölbung hinauf-  
lauschte, deren Tiefe sie nicht erspählen konnte.

Der alte Muezzin, der das Grab hütete, hob sein scharfes Profil, seine schweren Augenlider, und sandte seinen Allahruf zur Höhe hinauf; er wurde wie ein hinsterbender Chor von seligen Seelen zurückgeworfen. Helen meinte, daß sie dem Gott, den sie suchte, nie näher gewesen sei als in diesem Symbol, das aus totem Stein geschaffen war.

Als Helen aus dem Dunkel der Grabhalle auf die weite Terrasse hinaustrat, klang ihr ein Ausruf entgegen.

Einige zwanzig Schritte von ihr entfernt, auf der Treppe, die zum Marmorpfad führte, hockte eine wunderliche Gestalt mit einem Ungeheuer von einem Hut auf seinem wackelnden Kopf. Helen sah ein knochendürrs Gesicht, mit grauer Asche eingerieben, auf sich gerichtet. Zwischen den langen Haarsträhnen, die ebenfalls mit Asche bestäubt waren und die bis auf die Schultern fielen, starrten sie zwei seltsam farblose Augen an, in deren Pupillen eine kleine dunkle Kugel wie auf einem wasserklaren Häutchen zu zittern schien. Als er die mageren Arme grüßend zum Kopf erhob, erkannte sie den ziegelsteinfarbenen Talar und den seltsamen Strohhut. — Es war derselbe Bettler, den sie nachmittags vor ihrem Fenster gesehen hatte.

Von den welken Lippen strömten die Worte wie Verse, als ob er eine feierliche Messe lese.

Der Rajah stand an der Seite seiner Mutter vor dem Bassin, wo Helen vor kurzem gestanden hatte, und blickte über die Perspektive. Da plötzlich schienen die Worte des Bettlers seine Aufmerksamkeit zu wecken; er wandte sich hastig um, begegnete Helens Blick und machte eine heftige Bewegung, als wolle er sich ihr zu Füßen werfen. Seine Mutter griff nach seinem Arm — auch sie hatte die Worte gehört. Seine Brust wogte, seine Schultern zitterten, seine vollen Lippen öffneten sich unter schweren Atemzügen, während seine Augen Helen mit einem Blick traf, der ihr das Blut in die Backen trieb. Ein Blick, mit dem er sich voll flammender Anbetung ihr zu Füßen warf, und sie gleichzeitig mit einer

eigenmächtigen Selbstverständlichkeit an sich riß, als habe er diejenige getroffen, die ihm von Ewigkeit an gehörte.

Helen stand einen Augenblick wie benommen, während die unverständliche Rede des Bettlers weiter an ihrem Ohr vorbeiströmte. Da begannen ihre Knie zu zittern, und mit einer Kraftanspannung wandte sie sich von dem Rajah und dem Bettler ab. Sie drehte sich zu dem Führer um, der sich einige Schritte zurückgezogen hatte; als sie aber sein Gesicht sah, wurde ihr allen Ernstes unheimlich zumute, denn auch er starrte sie mit feierlichen Augen an, als ob ein Wunder geschehen sei.

»Was ist denn geschehen?« fragte sie.

Unwillkürlich führte er die Hand grüßend zur Stirn und fuhr sich über die Augen, als wollte er sich auf das besinnen, was sie gefragt hatte.

»Was will dieser Bettler?« fragte Helen.

»Es ist ein heiliger Mann, ein Wanderer, der der Welt entsagt hat – ein Sannyasi.«

»Was sagt er denn?«

Der Führer zögerte mit der Antwort, er blickte von dem Heiligen zum Rajah, der sich nicht vom Fleck gerührt hatte. »Können Sie ihn nicht verstehen?« fragte Helen ungeduldig.

Noch zögerte der Führer, als aber Helen Miene machte zu gehen, flüsterte er vorsichtig, als fürchte er etwas Vermessenes zu sagen:

»Er hat Ihnen Willkommen geboten.«

Helen sah ihn erstaunt an.

»Er sagte: ›Sei gegrüßt, du strahlende Königin! Wahrlich, wahrlich, wahrlich, du bist Mumtaz-i-Mahal – die Zierde des

Palastes. Welch unerbittliches Karma hat das Rad deines Daseins so gedreht, daß du in der Gestalt einer weißen und fremden Frau zurückkehrtest?«

Helen wandte sich erstaunt zu dem Bettler um, der sich vor ihrem Blick neigte, ohne in seiner Rede innezuhalten. Sie blickte verstohlen zum Rajah hin, der noch auf demselben Fleck stand. Auch die Rani neigte den Kopf und führte die Hand grüßend zur Stirn; der Rajah stand unbeweglich, als sei er festgenagelt.

Helens erster Gedanke war, daß der Bettler mit seinen ungeheuren Schmeicheleien um ihren Geldbeutel warb. Sie wunderte sich, daß selbst der Führer das nicht erkannte – steckten die beiden vielleicht unter einer Decke? Sie sah dem Mann scharf in die Augen, erblickte darin aber nur Erstaunen und Ehrfurcht. Sie lächelte spöttisch in die zitternden Kugeln der farblosen Augen, aber es war kein Wechsel in dem weißen Blick des Bettlers zu spüren. Er ist verrückt, dachte sie. Als sie aber ihren Blick über den Rajah und die Rani gleiten ließ, mit einem vorsichtigen Lächeln, das an ihre gesunde Vernunft appellieren sollte, begegnete sie einem so völligen Mangel an Verständnis, daß es ihr klar wurde, daß das, was der Sannyasi in seinem heiligen Wahnsinn zum besten gab, für sie die unfehlbare Offenbarung eines Sehers sei.

Sie mußte an Ralph denken. Wie würde er ihre Erhöhung genossen haben! Er hätte sie sicher nie anders, als »die Zierde des Palastes« genannt. Schehannas Augen aber würden dunkel geworden sein vor Bekümmern, und ihr Herz würde das Gebet der guten Gedanken, guten Worte und guten Taten, zum Schutz gegen Zauberei geflüstert haben.

Helen warf drei Rupien in den Schoß des Sannyasi. Das ist nicht viel für solch vornehmes Gespenst, dachte sie, aber sie konnte sich nicht von dem Gedanken freimachen, daß der heilige Mann auf ihren Geldbeutel spekulierte.

Ohne in seinem Redefluß innezuhalten, strich er die Münzen mit seiner linken Hand ein, während er die rechte Hand grüßend zur Stirn führte, als Helen, vom Führer gefolgt, an ihm vorbeiging.

Die Sonne war im Begriffe unterzugehen. Die letzten Strahlen glühten auf den kleinen Kuppeln des Vorgebäudes. Der Garten lag unter schwerem Abendschatten da, nur die Gipfel der Zypressen und die vollen Kronen der Feigenbäume atmeten noch im goldenen Licht.

Als Helen das Ende des Bassins erreicht hatte, wandte sie sich, um noch einen letzten Schimmer von dem weißen Traumschloß zu erhaschen. Dort lag es, die hohe Kuppel im Abendlicht errötend, wie die Wange einer edlen Frau unter einem brennenden Augenpaar, die goldenen Nadeln der schlanken Minaretts zum Purpur des Himmels emporgehoben. Schon schwiegen die Vögel, – nicht ein Windhauch bewegte den Traumschleier. Die schöne Dunkelheit stieg mehr und mehr zum schwindenden Licht hinauf. Mitten auf dem Marmorpfad sah sie den Rajah im Gespräch mit dem Sannyasi, der sich wieder niedergesetzt hatte, während die Rani sich bescheiden zurückhielt, wie es Pflicht der indischen Frauen ist.

Helen sah, daß sie von ihr sprachen. Des Rajahs Kopf war ihr zugewandt, während er den Worten des heiligen Mannes lauschte.

Als Helen ins Hotel zurückkehrte, erhob die Frau des Wirtes sich von ihrem Platz am Bett der Kinder, ergriff ihre Oelampe und zog sich grüßend zurück, mit scheuem Lächeln und abgewandtem Blick.

Helen konnte nicht einschlafen, so verwirrt tummelten sich die sonderbaren Eindrücke in ihrem Kopf; als Hintergrund errötete die hohe Kuppel im Abendlicht. Das Echo dahingeschiedener Seelen aus dem dunklen Gewölbe vermischte sich mit der unverständlichen Rede des Sannyasis. Sie versuchte, sich »die Zierde des Palastes« vorzustellen, obgleich sie nie ein Bild von ihr gesehen hatte. Sie träumte sich in ihr Leben hinein, das von einer Liebe getragen wurde, die stärker als der Tod war. Sie lächelte bei dem Gedanken, daß sie, Helen, die Frau aus dem blassen, kalten Norden, von einer nüchternen, überzivilisierten Rasse, als Behausung für die Seele der Mumtaz-i-Mahal ausersehen sei. Dennoch reizte es ihre Phantasie. Sie lebte sich in das Abenteuer hinein, der Schah nahm die Gestalt des Rajahs an, athletisch und harmonisch, die feine Nase, die starken Augen; und seine flammende Anbetung trieb ihr von neuem das Blut in die Wangen. Schehannas Augen starrten ihr dunkel und unruhig ins Herz, Ralph gab aus der Ferne acht. Wieviel Mühe sie sich aber auch gab, sein teures Gesicht an Stelle des liebenden Schahs zu setzen, so wollten seine hellen, scharfen Augen doch nicht recht dazu passen. Schließlich war es ihr, als ob das Bild in der Dunkelheit um sie her Leben bekäme, ihr Herz fing an zu klopfen. Es war, als ob etwas Gewaltiges und Lebendiges sich ihr von draußen näherte. Obgleich sie wußte, daß sie alles sorgfältig verschlossen und einen Koffer vor die Tür gerückt hatte, wie sie es zu

tun pflegte, wenn sie an einem fremden Ort schlief, wurde ihr doch unheimlich zumute.

Sie fuhr in die Höhe: Raschelte nicht etwas an den Läden vor ihrem Fenster? Sie lauschte atemlos. War es ein Flüster von Stimmen, oder nur das Spiel des Windes in den Büschen?

Sie wurde unwiderstehlich von ihrer Angst gezogen, erhob sich, trat ans Fenster, lautlos, auf bloßen Füßen, und guckte durch die kleine Oeffnung am Riegel. Sie blickte in Monddämmerung hinaus und meinte, daß weiße Gestalten sich zwischen den Büschen entfernten und hinter den lotrechten Wurzeln eines mächtigen Banyan-Baumes verschwanden; es sah aus, als ob der alte Baum in der Geisterstunde von Zaubersäulen aus der Erde gehoben würde.

Sie eilte zu ihrem Bett zurück, zündete das elektrische Licht an, nahm ein Buch und schlief schließlich ein.

Am Tage nach der Begegnung mit dem heiligen Bettler, verließ Helen Agra. Der Aufenthalt in dem einsam gelegenen Hotel mit den alten Bildern an den Wänden war ihr unheimlich. Sie meinte, daß es in den vielen halbdunklen Winkeln raschelte, und wollte nicht noch eine Nacht hinter den Fensterläden zubringen, wo sie voller Angst in die phantastische Monddämmerung zu den Zaubersäulen des Banyan-Baumes hinausgestarrt hatte.

Sie kam abends in Benares an und ging mit ihren kleinen Mädchen gleich nach dem Mittagessen zur Ruhe. Sie wollte am nächsten Morgen zeitig aufstehen und zum Fluß hinabfahren, um zu sehen, wie die Gläubigen den Ausgang der Sonne während ihres Bades in dem heiligen Wasser begrüßten.

Als Helen das Hotel in einem Wagen verließ, lag weißlicher Nebel über der flachen Wellenlandschaft. Die runden Kronen der Feigenbäume flossen wie waldbekleidete Halme auf der weißen Fläche. Im Osten war die Luft von goldener Morgenröte durchströmt, die ihre Augen so blendete, daß sie nicht hineinzusehen vermochte. Von dem mächtigen Flußtal kam eine sanfte Brise angestrichen und setzte den Nebel in Bewegung.

Die staubige Landstraße schlängelte sich durch die alten Akazien, sie zischelten und flüsterten, wenn der Wind durch ihre Kronen strich. Die kleinen Mädchen zwitscherten mit den Vögeln um die Wette, während Helen den Erklärungen des Führers zuhörte, der sich vom Bock zu ihr herabbeugte.

Jetzt lichtete sich der Nebel, der goldene Schein breitete sich über den Himmel, färbte die Tempeltürme, die sich am Flußufer erhoben, und blitzte auf den nadelspitzen Minaretts der Aurangzeb-Moschee.

Sie bogen in eine enge Gasse mit zerfallenen Häusern ein, kamen zu einem Marktplatz, wo ihnen die Wärme des gestrigen Tages aus den weißen Mauern eines dichtverschlossenen Maharajah-Palastes entgegenschlug. Sie fuhren über den Platz, der Wagen hielt, und Helen sah zu ihrer Verwunderung, daß der Fluß gerade unter ihr lag.

Sie stieg aus, nahm die kleinen Mädchen bei der Hand und wurde von dem Führer eine breite Steintreppe mit vielen niedrigen Stufen hinuntergeführt, die von unregelmäßigen Absätzen ohne Pflasterung unterbrochen wurden, wo es voll Abfall lag.

Sie blieb stehen und blickte über die gelbgraue Wasserfläche, die sich breit und träge bis zu der flachen, kahlen Küste auf der andern Seite erstreckte.

Das war der Ganges – der Fluß aller Flüsse – der ewig strömende Körper der Gottheit.

Auf den reinen Gipfeln geboren, rinnt er mit der Geschwindigkeit des Lichts über abschüssige Felsen, die seinen Lauf und sein Anschwellen nicht zu hindern vermögen. Je weiter er aber ins Tal kommt, desto breiter wird die Ummarmung, die ihn zurückzuhalten versucht. Die Schlacken der Erde klammern sich an ihn und trüben sein Licht, und der göttliche Strom trägt die Bürde der Dunkelheit auf seinen Schultern zum Meer hinaus, ebenso wie Karma die Seele durch die Dunkelheit des Lebens zum ewig leuchtenden Nirvana führt. Und wie das Licht der Sonne die Keime des Wassers aus den Armen des Meeres löst, sie zu den Wolken emporhebt und von neuem als Tropfen auf den eiskalten Bergzinnen gebiert, so lösen sich leuchtende Seelenkeime aus dem ewigen Schoß der Weltseele, um, abermals mit der Dunkelheit vermählt, eine neue Daseinsreihe zu durchlaufen.

Das Boot, das vom Hotel bestellt war, wartete am Fuß der Treppe. Der Führer rief und winkte den Ruderknechten zu, die im vertraulichen Haufen auf der untersten Stufe saßen, aber sie hörten ihn nicht, so vertieft waren sie in die Erzählung eines Pilgers.

Die Aussicht längs des Ufers war zu beiden Seiten von kleinen Tempeln mit spitzen Kuppeln, Lingamsäulen, Statuen von Sivas heiligen Ochsen, schmutzigen Mauern, die eine

Treppe von der anderen trennten, versperrt. Auf allen Treppen drängte sich ein ununterbrochener Strom von Männern und Frauen und Kindern, die ins Wasser wollten.

Als Helen die letzte Stufe erreicht und der Führer die Aufmerksamkeit der Ruderknechte geweckt hatte, sah sie, daß der Mann, der in ihrer Mitte saß und zu ihnen sprach, dieselbe merkwürdige Kopfbedeckung trug, wie der Sannyasi in Agra. Jetzt drehte er den Kopf zu ihr um und Helen sah, daß es derselbe war. Ohne sich zu erheben, reckte er seine Knochenarme zum Gruß in die Höhe und beugte seinen Kopf zur Erde. Er heftete seine weißen Augen starr auf sie und begann denselben einförmigen Vortrag, den er beim Grabschloß der Kron dame gehalten hatte.

Helen wurde bei der gaffenden Verwunderung, die sich in den Gesichtern der Ruderknechte ausdrückte, unruhig. Sie flüsterte dem Führer zu, daß er den heiligen Mann zum Schweigen bringen solle. Der Führer trieb die Ruderknechte zum Boot hinunter, beugte sich zu dem Bettler herab, flüsterte ihm etwas zu und drückte ihm einige Silber groschen in die Hand. Der Sannyasi senkte die Stimme. Helen aber hörte sein Murmeln, bis sie mit den kleinen Mädchen über die gebrechliche Leiter an Deck gestiegen war; es klang beleidigt und unheilverkündend. Und als sie im Korbstuhl saß und das Boot von Land stieß, sah sie, wie er seine Arme nach ihr ausstreckte, während seine weißen Augen wild umherirrten. Sie meinte, daß er ihr drohte.

Langsam fuhr das gebrechliche Boot den schmutzigen Strom hinab, langsam glitten die lebenden Bilder der Küste in bunter Reihe an ihrem Blick vorbei. Es gab nicht einen leeren Fleck, wo das Auge ausruhen konnte. Treppe neben Treppe, Plattform über Plattform, kleine viereckige Tempel

unter kegelspitzen Dächern mit Wimpeln darauf, und über allem eine Reihe von Palästen, alte und neue, weiße und gelbe, meistens mit fest verschlossenen Fensterläden hinter öden Balkons. Jeder Maharajah, erklärte der Führer, der die Mittel dazu hat, baut sich einen Palast am Ganges, um einige Tage im Jahr am Ufer des heiligen Flusses zu verbringen und – wenn sein Ende sich naht – seinen Tod dort zu erwarten. An einer Stelle sah Helen weißgekleidete Dienerinnen auf einer breiten Palasttreppe, mit blitzenden Messinggefäßen, die sie reinigten und im Fluß füllten; auf den niedrigen Stufen lagen große weiße Tücher zur Bleiche.

Dicht daneben auf einer Treppe trieben halbnackte Männer aus einer unteren Kaste ihre Büffel in den Fluß; einige standen bis an das Maul und die Hörner im Wasser. Dann kam wieder ein Badegaht, wo Eingeborene auf breiten Stufen hinunterströmten. Sie drängten sich in dem niedrigen Wasser – dunkelhäutige Südinder, olivenbraune Bengalen mit der weißen Brahmanenschnur über der Schulter und Sivas Merkmal auf der Nasenwurzel; die Frauen hatten ihr Haar mit einem lang herabhängenden Kopftuch verdeckt; die Einwohner von den Abhängen des Himmalaja, aus Nepal und Kashmir trugen dunkle, bunte Tücher, ihre Gesichter aber waren von dem Schnee der hohen Berge gebleicht.

Die Badenden wandten sich der Sonne zu, die sich auf der anderen Seite des Flusses über dem Horizont erhob, schöpften Wasser mit ihrer hohlen Hand und warfen sie mit würdigem Ernst der glühenden Scheibe entgegen; manche der Andächtigen hatten Reiskörner mitgebracht, die sie als Morgenopfer von sich schleuderten. Einige gab es auch, für die das Ganze nur Bad und Reinigung war; sie beteten nicht, tauchten nur unter und wuschen sich, spülten sich

den Mund mit dem von tausenden von staubigen Gliedern verunreinigten Wasser und bürsteten sich die Zähne mit einer faserigen Wurzel.

Keiner achtete der fremden, unreinen Frau, die, in der weißen Farbe der Trauer gekleidet, auf dem Deck des langen Kahns vorbeiglitt, dessen Steven mit hochoberhobenen Händen bemalt war, die Glück für das Boot und seine Besatzung herabflehten.

Sie glitten an dem Leichenverbrennungsgaht vorbei, wo Scheiterhaufen neben Scheiterhaufen lagen, – neben einem halbausgebrannten, von dem der Rauch verkohlter Reste aufstieg, spielte ein frisch entfachter mit ausgelassenen Flammen um einen kahlen Schädel. Die Leichenträger schleppten Scheite von Holzstapeln herbei, die in Reihen an einer weißen Mauer hoch oben standen. Einige waren im Begriff, Scheite für einen Toten aufzustapeln, der darauf wartete, daß er an die Reihe kam, wie ein Kind in weiße Windeln gewickelt, auf einer Bambusbahre ausgestreckt. Um ihn herum standen seine nächsten männlichen Angehörigen, bereit, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Zwei Männer kamen mit einer Leiche die Treppe hinab und zogen die Bahre erst durchs Wasser, um sie zu heiligen.

»Das ist eine Pestleiche,« sagte der Führer, der die Zeichen kannte, »vor einer Stunde lebte er noch.«

Daneben räumte ein Leichenträger einen kaum ausgebrannten Scheiterhaufen beiseite, – der Platz war knapp und mußte ausgenutzt werden; er fegte die verkohlten Reste der Leiche mit der Asche in den Fluß; und kaum fünfzig Schritte davon entfernt, war wieder ein Badegaht, wo Männer

und Frauen sich mit dem Wasser, das der Strom vom Verbrennungsgaht vorbeiführte, sich den Mund spülten und die Zähne bürsteten.

Der Führer gab den Ruderknechten unter dem Deck ein Zeichen und das Boot lag einige Minuten still, damit Helen sehen konnte, wie die Leiche auf den Holzstapel gelegt wurde, der jetzt errichtet war. Der nächste männliche Angehörige trat vor; er wurde in das weiße Tuch gehüllt, in das der Tote gewickelt gewesen war; neben ihm stand ein Priester und reichte ihm Blumen und Reis, die er auf die Stirn des Toten legte; darauf gab er ihm eine Schale mit Milch, woraus er einige Tropfen auf den Mund des Toten träufelte, während der Brahmane mit gefalteten Händen Gebete hersagte. Dann bedeckten die Verbrennungshelfen die Leiche mit Holzscheiten, einer von ihnen reichte dem Verwandten ein rauchendes Scheit, das er zwischen die Holzstücke hielt, bis sie Feuer gefangen hatten; damit war die Zeremonie zu Ende.

Etwas davon entfernt, von dem Verbrennungsort nur durch eine Mauer getrennt, saß auf dem Gaht der Witwen eine trauernde Frau, von Kopf bis Fuß in Weiß gehüllt, ihr Kopf ruhte auf den Knien. Und hier auf der Plattform erhob sich ein Sati-Stein neben dem andern, – in Stein gehauene Frauenarme – zur Erinnerung an treue Frauen, die ihren Männern auf den Scheiterhaufen gefolgt waren, bevor Fremde die Ausübung dieses höchsten Gebotes der Keuschheit untersagten.

Der Führer gab den Ruderknechten ein Zeichen, und als der Kahn wieder durch den Strom glitt, wurde Helen eines Bootes ansichtig, das in schneller Fahrt von dem andern Ufer quer über den Fluß gerudert wurde; es war ein Boot von

derselben Art wie das ihre, nur vornehmer ausgestattet; der dichtverschlossene Baldachin war aus karmesinroter Seide mit goldenen Fransen. Das Schiff wurde von sechs kräftigen Männern gerudert, die alle weiß gekleidet waren, mit roten Schärpen und roten Turbanen.

»Das ist das Boot eines Rajahs,« sagte der Führer.

Im selben Augenblick sah Helen, daß das Steuer umgelegt wurde und das Boot in einer scharfen Kurve geradeswegs auf das ihre zukam.

Der Führer in Helens Boot rief den Ruderern unter Deck etwas zu; es entstand Verwirrung: einige ruderten back, andere vorwärts, und statt auszuweichen, fuhr der Kahn geradeswegs auf das andere Boot zu.

Die vornehmen Ruderknechte schienen Helens Boot gar nicht zu beachten; sie ruderten ruhig weiter, als sei es ausschließlich Sache der andern, dem Zusammenstoß vorzubeugen.

Der Führer schrie und fuchtelte mit den Armen, aber es war schon zu spät. Das Rajahboot stieß mitten auf den Kahn. Die morschen Planken gaben mit seufzendem Krachen nach. Helen griff nach den kleinen Mädchen, die zu ihren Füßen saßen; der Führer hielt ihren Korbstuhl im Sturz auf; die Ruderknechte unter Deck erhoben ein lautes Geschrei, und das Wasser begann durch das große Loch hereinzuströmen, so daß das Boot krängte.

Während die Ruderknechte im Rajahboot von dem Kahn loszukommen versuchten, wurde der Türvorhang des Baldachins heftig zur Seite geschlagen; in der Tür zeigte sich

ein Mann in einem roten Frack und einem Turban mit Perlenspange. Helen erkannte sofort den Rajah aus Agra. Hinter ihm sah sie die Umrisse der Rani, mit dem weißen Seidenschal über dem grauen Haar.

Der Rajah hatte auch Helen erkannt. Ein funkelnder Blick aus den glanzvollen Augen traf sie mit derselben Heftigkeit, wie neulich, als er sich ihr nach der Rede des Sannyasi zugewandt hatte.

Jetzt errötete sie nicht. Sie war zornig.

Der Führer wußte weder aus noch ein. Die Ruderknechte schimpften, während sie den sinkenden Kahn an das Rajahboot festhakten. Von der Küste sahen die Badenden neugierig herüber, in ihrer Andacht gestört; nicht einer machte Miene zu Hilfe zu kommen.

Der Rajah war aus dem Baldachin herausgetreten; er rief seinen Leuten Befehle zu, einige sprangen auf Helens Boot und versuchten das Deck zu erklimmen; die gebrechliche Leiter war beim Zusammenstoß zerbrochen worden.

Der Kahn zog wie ein Schwamm Wasser, im nächsten Augenblick würde die Reling die Wasserfläche erreicht haben und das Boot sich von oben mit Wasser füllen.

Der Rajah stampfte vor Ungeduld, die Rani rief Helen etwas zu und winkte mit beiden Armen. Helen aber wußte nicht, was sie tun sollte, sie wartete, die Arme um die kleinen Mädchen geschlungen, die weinten und vor Angst zitterten. Als die Reling schon das Wasser erreichte und das Deck sich zum Boot des Rajah hinüberneigte, umfaßte der Führer sie und zog sie mit sich zum Rand des Bootes, wo der Rajah und seine Ruderknechte mit ausgebreiteten Armen bereit standen, um sie zu greifen, wenn sie herüberspringen würde.

Helen wollte die Kinder zuerst hinüberreichen, aber sie klammerten sich laut schreiend an ihre Knie.

Der Rajah reckte sich, faßte mit beiden Händen eine Deckplanke, die über das gähnende Loch herausragte, und schwang sich mit seinen kräftigen Armen hinüber. Mit einem Satz, der das Boot zum Schaukeln brachte, war er an Helens Seite. Das Deck aber, dessen gebrechliche Planken beim Zusammenstoß geborsten waren, konnte sein Gewicht nicht tragen, es brach mit einem Krach zusammen, und Helen, die Kinder und der Führer fielen ins Wasser.

Die Rani stieß einen Schrei aus, die Ruderknechte des Rajahs sprangen ins Wasser und zogen Helen und die Kinder ins Boot. Der Führer rettete sich auf das hintere Deck, wo die Ruderknechte in einem Haufen gedrängt standen, abwartend, was weiter geschehen würde.

Der Rajah half sich selbst an Bord. Nach wenigen Augenblicke waren alle gerettet, und das Rajahboot, das durch die gewaltig vergrößerte Last tief im Wasser lag, ruderte vorsichtig auf die weiße Treppe zu, die ihr Ziel gewesen war, während der Kahn im Fluß verschwand, nur das oberste Deck war noch sichtbar.

Unter dem Baldachinzelt, das sich hinter ihnen geschlossen hatte, holte die Rani alles herbei, was an Seidenkissen da war, um die tiefende Nässe von Helen und ihren kleinen Mädchen zu trocknen, die nicht aufhören wollten zu weinen und die Augen mit dem nassen Haar rieben. Von der ängstlichen Fürsorge in ihren sprechenden Augen, der aufrichtigen Teilnahme der bebenden Hände, die so weich und sorgsam zugriffen, dem warmen Klang der tiefen, girrenden Stimme, ließ Helen sich versöhnen; obgleich das Englisch der Rani

mit Hinduworten vermischt war, verstand Helen fast alles, was sie sagte.

Als Helen und die kleinen Mädchen auf der breiten Treppe standen, die zu einem Palast mit offenen Fensterbögen und ausgehauenen Marmorbalkons, mit Teppichen über den Balustraden, führte, kam eine Schar Diener mit roten Schärpen unter allen Anzeichen des Entsetzens auf sie zugestürmt.

Der Rajah blieb auf dem ersten Absatz stehen. Wie er dort in der Sonne stand, die nassen Kleider an der athletischen Gestalt klebend, sah Helen seiner Haltung an, daß er ihren Zorn fürchtete und hoffte, daß seine Mutter sie besänftigen würde.

Helen wandte sich dem Führer zu und bat ihn, für einen Wagen zu sorgen; die Rani aber wollte nicht erlauben, daß sie und die Kinder in den nassen Kleidern blieben. Sie legte ihre Hände feierlich auf den Kopf der Kleinen, und Helen verstand aus ihrem ernsten Blick, daß sie für sie und die Kleinen Fieber befürchtete.

Helen erinnerte sich an das, was sie im Fluß gesehen hatte, und der Gedanke, daß ihr das Wasser durch Nase und Mund gedrungen war, ließ ein solches Uebelkeitsgefühl in ihr aufsteigen, daß sie sich abwenden mußte. Sie beugte sich dem Willen der Rani und entsandte den Führer mit einem Bescheid ins Hotel.

Der Rajah hatte sie gleich verstanden. Ein Ruck von unbeherrschter Freude ging durch seinen Körper; er wandte sich und sprang die Treppe im Sturmschritt hinauf.

Als Helen von der sonnendurchwärmten Terrasse in das Halbdunkel der Halle trat, schlug ihr ein Duft von jahrealtem Parfüm entgegen. Er lag nicht hier und dort verstreut,

sondern folgte ihr, während sie von der Rani die niedrigen, teppichbelegten Stufen hinaufgeführt wurde, wo schlanke, dunkle Eingeborene ihnen auf den breiten Absätzen begegneten und sich tief verneigten; derselbe Duft schlug ihr aus dem Schleier der Rani und den Kleidern der Diener entgegen; als Helen sich daran gewöhnt hatte, merkte sie, daß Rosenöl sein Hauptbestandteil war.

Sie betraten ein Zimmer, dessen offene Bogenfenster zum Fluß hinausgingen. Breite, weiße Segel boten Schutz gegen die Sonne. Mitten im Zimmer stand ein Himmelbett mit schweren Seidenvorhängen. Zwischen den Fenstern war ein venezianischer Spiegel über einer niedrigen Konsole, an der Wand stand ein Waschtisch aus kunstfertig ausgehauenen Marmor. Ueberall auf dem weichen Teppich lagen seidene Kissen verstreut, und vor einem Divan, der von seidenen Kissen gebildet war, stand ein niedriger Mosaiktisch. Außerdem war da ein moderner Toilettentisch mit Spiegel, und Stühle in englischem Stil mit eingelegten Perlmutterverzierungen. In der einen Ecke stand ein mächtiger Kleiderschrank im Empirestil mit einer Krone darüber. So stillos war die kostbare Einrichtung.

»Dies ist der Saal des Vizekönigs,« sagte die Rani.

Der verstorbene Maharajah, der Vater ihres Sohnes, hatte einst Besuch von dem Vizekönig und seiner Frau gehabt. Während ihres Aufenthalts hatten sie den Fürsten überredet, seinen Sohn zum Studieren nach England zu schicken. Ein Jahr darauf aber starb der Maharajah, und der Sohn mußte zu seinem Reich zurückkehren. Seit der Zeit waren englische Sitten im Palast eingeführt worden.

Die Rani klatschte in die Hände. Zwei weißgekleidete Mädchen kamen herein, nahmen Befehle entgegen und

kehrten bald darauf zurück, die eine mit einem Waschservice aus Silber, das sie auf den leeren Waschtisch stellte, die andere mit weißen Tüchern.

»Ich habe kein Kinderzeug mehr,« sagte die Rani und lächelte wehmütig.

Sie wusch den Kindern Gesicht und Hände und wickelte sie in das Leinen, das das Mädchen gebracht hatte. Sie standen mit erstaunten Augen da und ließen alles über sich ergehen. Schließlich schob sie die Seidenvorhänge zurück und legte sie ins Bett.

Wieder klatschte sie in die Hände, das Mädchen kam, empfing ihre Befehle und kehrte mit einem seidenen Unterkleid zurück, wie vornehme Hindufrauen es tragen, einem prachtvollen, geblühten Kaschmirschlafrock und goldgestickten Saffianpantoffeln.

Helen betrachtete die Kleider geblendet – sie blickte auf das Abenteuer, das sie in ihr Reich gezogen hatte. Die Rani lächelte und sagte, daß sie zurückkehren würde, wenn Helen sich umgekleidet hätte.

Helen entledigte sich ihrer nassen Kleider, wusch sich und zog das Kostüm der Rani an. Beim Anblick des Bildes, das sie in dem venezianischen Spiegel sah, vergaß sie alles, was sie an diesem wundersamen Morgen erlebt hatte, ihr Gemüt wurde von einem Wohlbehagen erfüllt, das alle Sorgen verdrängte und sie von der Vergangenheit in eine neue, strahlende Gegenwart führte.

Als die Rani zurückkehrte, wandte Helen sich zu ihr um und ihre Augen fragten: »Kleidet es mich Hindudame zu sein?«

Der Rani hob die Hände und betrachtete sie mit derselben Mischung von Staunen und Bewunderung, mit der sie

sie vor Taj Mahal angeschaut hatte, als der Sannyasi seine lange Rede hielt. Dann wandte sie sich, nahm ein Flakon von dem Tablett, das das Mädchen trug, schüttelte etwas Pulver in eine Schale und goß eine dicke Flüssigkeit, die nach Pomeranzen duftete, über das Pulver. Darauf ging sie zum Bett, setzte sich auf die Kante und beugte sich zu den kleinen Mädchen herab. Helen sah zu ihrem Erstaunen, daß Astva lächelte und aus der Schale trank, die sie ihr bot. Da reichte auch die Schwester ihr Mäulchen hin.

Die Rani deckte sie gut zu und begann mit tiefer, monotoner Stimme zu singen. Sie saß mit gebeugtem Kopf, die Hände auf den Köpfen der Kinder; Helen sah ihr an, daß sie in Erinnerungen versunken war. So verharrte sie, bis die lauschenden Kinderaugen blank und müde und schließlich vom Schlaf geschlossen wurden.

Als sie sich erhob, gab Helen einem Gefühl nach, das sie trieb, die Hände der Rani gegen ihre Brust zu drücken. Die Augen der Rani ruhten dunkel und fragend auf ihr; Helen wurde verlegen und fragte, nur um etwas zu sagen, was sie den Kleinen gegeben habe.

»Einen Schlaftrunk gegen Fieber.«

Sie wollte, daß auch Helen ihn nehmen sollte. Helen trank davon, um sie nicht in ihrer mütterlichen Fürsorge zu verletzen; als sie aber die Schale aus der Hand setzte, fuhr der plötzliche Schmerz ihr wieder durch die Augen. Erst wurde alles dunkel, dann flimmerte es vor ihren Blicken, wie von fadenförmigem Getier. Ihre Lippen verzogen sich und sie hielt die Hand über die geschlossenen Lider, bis der Schmerz vorüber war.

Ohne ein Wort zu sagen, zog die Rani sie ans Fenster, kehrte sie dem Licht zu und sah ihr aufmerksam in die Augen, die mit ungewöhnlichem Glanz strahlten.

»Sie haben die Augenkrankheit,« sagte sie und schüttelte bekümmert den Kopf, »wie lange haben Sie sie schon gehabt?«

Helen erzählte, wie lange es her sei, daß sie zum erstenmal den Schmerz gespürt und wie plötzlich er käme und wieder verschwände; wie ein junges Mädchen, das Schelte erwartet, sagte sie:

»Ich weiß, ich hätte einen Arzt aufsuchen müssen, aber ich hatte soviele andere Dinge im Kopf.«

Die Rani nickte.

»Darauf verstehen eure Aerzte sich doch nicht.«

Sie hob Helens Augenlider hoch und blickte ihr aufmerksam in die glanzvolle Iris. Darauf nahm sie ihre Hände und sagte:

»Bleiben Sie bei mir, ich werde Sie kurieren, wie meine Mutter mich kurierte und ihre Mutter wiederum ihren Sohn. Es ist eine Kunst, die sich in unserem Geschlecht seit den Tagen des großen Schah Jehan von Mutter auf Tochter vererbt hat.«

Helens erster Eindruck war Dankbarkeit und Freude, dann aber tauchte das Hotel in ihr auf, ihr Gepäck, die Reise, alles, worin sie noch bis zu diesem Morgen gelebt hatte. Verwundert über das, was mit ihr geschehen war, blickte sie sich im Zimmer um, als wollte sie sich überzeugen, daß sie auch wirklich hier stehe – in dem Palast eines indischen Rajahs am Ufer des Ganges. Ihr Blick suchte abermals den der Rani, der aufmerksam auf ihr ruhte. Dann kehrte ihr erster Eindruck zurück. Warum nicht? sagte eine Stimme in ihrem

Innern. – Sie drückte die Hände der Rani gegen ihr Herz, wie sie es vor einem Augenblick getan hatte. »Vielen Dank,« sagte sie, ihre Augen aber sagten noch mehr. Und das Gesicht der Rani leuchtete vor Freude, so daß sie verjüngt und verschönt aussah. Sie klatschte in die Hände, das Mädchen kam herein und sie prägte ihr einen langen Bescheid ein, den das Mädchen wiederholen mußte, bevor sie ging.

Während sie warteten, fragte die Rani Helen, ob sie allein oder mit ihr speisen wolle.

Helen hatte den Rajah und seine offenbare Verliebtheit bei den Erlebnissen der letzten halben Stunde ganz vergessen. Jetzt tauchte der Gedanke an ihn plötzlich wieder in ihr auf.

Die Rani mißverstand ihr Zögern und erklärte lächelnd, daß der Koch des Palastes in dem größten indischen Hotel, im Taj Mahal in Bombay, gelernt habe.

Helen lachte über das Mißverständnis und bat die Rani, ob sie den Tag mit ihr teilen dürfe, soweit ihre fürstliche Stellung es erlaubte. Den Rajah nannte sie nicht, mit weiblichem Takt aber verstand die Rani, was Helen dachte, und indem sie ihr die Speisezeiten des Hauses nannte, sagte sie, daß der Rajah, den Sitten des Landes zufolge, für sich allein speise; nur eine Stunde gegen Abend pflegte er im Salon seiner Mutter zu verbringen.

Zwei Mädchen, die beide Englisch konnten, würden Tag und Nacht zu ihrer Verfügung stehen, Helen brauche nur in die Hände zu klatschen, wie sie es bei der Rani gesehen habe. Sie schliefen auf der Matte vor ihrer Tür.

Jetzt kam das Mädchen wieder herein, mit Flakons und Dosen aus altem ziseliertem Silber. Die Rani maß die Flüssigkeiten ab und goß sie in ein Gefäß, mischte und rührte

sie, nahm dann ein feines Leinentuch, tauchte es in die Mischung und badete Helens Augen. Erst brannte es ein wenig, gleich darauf aber folgte eine wunderbar beruhigende Kühlung.

So sollte Helen ihre Augen am liebsten jede Stunde baden; die Rani bereitete sie darauf vor, daß die Kur lange dauern würde, weil sie so spät begonnen wurde.

---

Als die Rani sie verlassen hatte, wurde Helen von einer Schläfrigkeit überfallen, die ihr die Glieder schwer machte; sie legte sich neben den Kindern aufs Bett und dachte, daß die Müdigkeit gewiß von dem Schlaftrunk herrührte, als sie auch schon schlief.

Sie erwachte von dem schallenden Laut eines Gongs. Sie sah auf die Uhr – die Uhr war zehn – es war Frühstückszeit.

Auf dem breiten Korridor stand ein hochgewachsener Eingeborener mit einem Turban, der größer und prachtvoller war, als der der anderen, mit weißen Sandalen und Beinkleidern, die ganz bis auf die Fußgelenke fielen. Er verneigte sich mit großem Anstand und streckte ihr die Hand grüßend entgegen, worauf er sich umwandte und ihr den Weg zeigte. Es war der Sirda – der oberste Diener.

Sie aßen in einem kleinen viereckigen Saal, wo nur ein Eßtisch und Stühle standen. Der Sirda blieb an der Tür stehen und überwachte die Anrichtung.

Das erste Gericht war Karri. Was alles das war, was ihr auf silbernen Tellern zum Reis geboten wurde, dessen Körner größer und weißer waren, als sie sie je gesehen, konnte Helen nicht entscheiden – da waren mindestens ein Dutzend verschiedener Dinge, etwas war feingehacktes Lammfleisch,

etwas anderes Fisch; Chutney erkannte sie auch; aber da waren getrocknete und eingemachte Dinge, wunderbar aromatisch, wie sie sie noch nie geschmeckt hatte.

Es gab Rotwein in kleinen Kristallflakons, mit Pfropfen von massiv gehämmertem Silber – und es gab Sorbet und Zitronen und Pomeranzen in herrlich bemalten Lehmgefäßen. Sobald Helen aus ihrem Glas getrunken hatte, ergriff der Diener es, leerte den Rest in eine Kumme und schenkte von neuem ein, damit das Getränk nicht warm würde.

Während der Mahlzeit wurde die Luft, die durch die ofenstehenden Fenster kam, von einem mächtigen altmodischen Punkah in Bewegung gesetzt, der ebenso rot war, wie die Schärpen und Turbane der Diener. Er hing in seiner ganzen Länge unter der Decke und wurde von zwei Punkahmännern im Korridor gezogen.

Als die Rani sich zurückzog, um zu ruhen, riet sie auch Helen, sich zu legen und gab ihr zu verstehen, daß von elf bis vier Uhr nur Diener und die niedrige Kaste eine Beschäftigung vornähmen; auch wäre es am besten für ihre Augen, wenn sie das Licht während der wärmsten Stunden mied.

Helen fand ihre und der Kinder Kleidungsstücke getrocknet, gereinigt und zierlich über ein paar Stühle gebreitet. Trotzdem behielt sie das schöne Ranikostüm noch den ganzen Vormittag an, während sie auspackte und alles in ihrem neuen Heim einrichtete.

Im Laufe des Tages erwachten die Kinder, erfrischt und hungrig. Helen klatschte in die Hände und die Kleinen bekamen zu essen. Wieder und wieder klatschten sie die Mädchen herein und fanden, daß es ein herrliches Spiel sei.

Schließlich mußte Helen es ihnen verbieten. Vor Abend waren die Kinder so gute Freunde mit den Mädchen, daß sie sich von ihnen entkleiden und zu Bett bringen ließen.

Nach dem Mittagessen führte die Rani Helen in ihren eigenen Salon. Ein behaglicher, hoher Raum mit dicken Teppichen, niedrigen Seidenkissen und Diwanen mit Goldbrokat überzogen. Kleine Ebenholztische im alten indischen Stil, und an den Wänden seidene Teppiche, wunderbar harmonisch in den Farben, kunstvoll mit Gold und Silberfäden bestickt, in Mustern, die Helen bekannt erschienen; schließlich erinnerte sie sich, daß sie diese Blumenornamente in der Kuppelhalle des Grabschlosses gesehen hatte – auf dem gelben Marmor der Sarkophage, mit eingelegten Edelsteinen.

In einer Ecke stand auf einem Tisch aus dunklem Sandelholz ein Götzenbild aus Elfenbein, davor eine goldene Schale, mit Reis und Weihrauch, und in einer schönen, alten indischen Lehmvasen stark duftende, gelbe Blumen. Ein Stein, größer wie ein Ei, grün wie Meerwasser, lag in einer silbernen Schale.

»Das ist Krishnas Altar,« sagte die Rani und sah Helen an, als ob sie sagen wollte: »Jetzt hast du andere Götter, einst aber betetest du zu demselben Gott wie ich.«

Plötzlich drehte Helen sich um. Der Rajah stand hinter ihr. Lautlos war er hereingekommen und hatte sie mit seinen glänzenden schwarzen Augen zu sich herangezogen. Dort stand er an der Tür, in einem hochroten Sammetfrack, der mit weißen Bändern gesäumt war, einem goldgestickten Gürtel und weißen Kaschmirhosen, die nach der Rajahmode faltig lagen. Er trug blitzende Lackschuhe, aber weder Kragen noch Manschetten. Der Rock schloß dicht an seinem

starken Hals, darüber trug er eine Doppelkette von echten Perlen, die ihm auf die Brust fiel.

Indem er sich vor ihr verneigte, merkte sie, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Sie nahm hastig neben der Rani Platz.

Der Rajah blieb in einer entfernten Ecke auf dem Diwan sitzen, und Helen konnte sehen, wie das Blut Schatten über seine Schläfen jagte. Sie fühlte seine Augen wie einen Brand auf ihrer Backe und hütete sich, seinem Blick zu begegnen. Wenn seine Mutter ihn ins Gespräch zog, antwortete er einsilbig. Helen merkte bald, daß er sich durch ihre Nähe ebenso geniert fühlte, wie sie sich durch die seine. Sein Gemüt ließ ihm keine Ruhe, er ging von einer Ecke des Zimmers zur anderen; als sie sich schließlich erkühnte, ihm nachzusehen, war er verschwunden.

Schließlich berührte Helen das Thema, das ihre Gedanken die ganze Zeit umkreist hatten.

»Das Muster dort auf dem Teppich,« sagte sie und zeigte auf die Wand, »erinnert mich an die Sarkophage in Taj Mahal.«

»Ja,« sagte die Rani.

Es entstand eine Pause. Helen faßte Mut und fragte:

»Haben Sie nicht ein Bild von der Krondame? Ich möchte sie so gern sehen.«

Die Rani erhob sich, nahm sie, ohne ein Wort zu sagen, bei der Hand und führte sie aus dem Zimmer. Sie durchschritten einen teppichbelegten Gang, stiegen eine Wendeltreppe hinauf und standen in einem achteckigen Zimmer, mit zwei offenen Bogentüren, die zu einem überdeckten Balkon führten, von wo der Himmel, der bereits einen Abend-schein bekommen hatte, ihnen entgegenleuchtete. Durch

die hohe Marmorbalustrade des Balkons sah Helen die Stadt und den Fluß; gedämpftes Summen stieg von dort herauf.

Helen blickte sich verwundert um, sie meinte, sie hätte dieses Zimmer schon früher gesehen: die Ornamente auf den Fensterbögen von eingelegten grünen, gelben und roten Steinen, die schlanken maurischen Säulen, die das Dach über dem Balkon trugen, und das Muster des Marmorfußbodens. Als Helen auf den Balkon hinaustrat und sah, daß es ein Rundgang war, der um das ganze Zimmer herumführte, und daß sie sich in einem achteckigen Turme befand, erinnerte sie sich, wo sie dies alles schon gesehen hatte.

»Der Jasminurm in Agra, nicht wahr?« sagte sie und wandte sich fragend zur Rani.

Die Fürstin nickte.

Der Marmorturm, den der Schah seiner heißgeliebten Ari-  
mand Banu gebaut hatte, war hier bis in die kleinsten Einzelheiten nachgemacht. Nur der breite Diwan von aufgestapelten Seidenkissen mitten im Zimmer fehlte.

Die Rani zog sie wieder ins Zimmer und zeigte auf zwei Wandteppiche, die sich gegenüber hingen und ganz gleich waren: auf hochrotem Grunde war ein Lebensbaum mit kleinen Vögeln und herrlichen Früchten gestickt.

Als Helen die Teppiche eine Weile schweigend bewundert hatte, zog die Rani den einen beiseite: dahinter kam ein Brustbild auf Elfenbein gemalt, in ovalem Ebenholzrahmen, zum Vorschein. Es stellte eine Frau in Hoftracht dar, mit einer Rose in der Hand. Sie trug eine perlengeschmückte Kopfbedeckung, Perlenketten hingen ihr von den Ohren und eine vielreihige Perlenkette über den goldgestickten Bolero. Das reine Oval des Kopfes, von schwarzem Haar und weißen Perlenschnüren eingerahmt, der feine Bogen der Brauen, die

mandelförmigen Augen mit dem violetten Traumdunkel der Pupillen auf der opalblauen Wölbung, die reine Linie der Nase, die zu den edel geformten Flügeln sanft abfiel, die sanft geschwungenen Lippen, die sich auf der Trefflinie des Mundes begegneten – alles atmete veredelte Sinnlichkeit in harmonischem Zusammenklang mit der Keuschheitslinie des Kinns.

Es war die Krondame, Arimand Banu, die Heißgeliebte.

Helen stand in Anschauen versunken, bis die Rani ihren Arm berührte und ihr das Bild hinter dem Teppich gegenüber zeigte.

Ein stolzer Kopf mit einem starken und reinen Profil, ein fester Mund mit einem Lächeln, das Gutes und Böses verbarg; ein schwarzer Bart, der den hinteren Teil der Wangen bedeckte, in einem schmalen Band über den Mund lief und die festen und vollen Lippen, den hohen Spalt des Mundes und das lange Herrscherkinn freiließ. Das war der Herr der Krondame, der große Jehan. Um den Hals trug er eine Doppelkette von großen schweren Perlen wie die, die Helen an dem Hals des Rajahs gesehen hatte, ein Turban aus Perlenbändern mit dem Emblem der Schahs krönte ihn.

Unter dem Bild der Krondame stand ein niedriger Tisch, auf dem ein goldgestickter Bolero, ähnlich dem, den sie selbst trug, wie eine Altardecke ausgebreitet lag.

Der Marmorrahmen des Türbogens fing jetzt einen Purpurschein des Himmels auf. Tiefe Dämmerung legte sich über die Bilder, verlöschte die Farben und gab den edlen Gesichtern, die sich von dem geisterweißen Grund des Elfenbeins abhoben, ein geheimnisvolles Schattenleben. Helen

konnte sich kaum von der Stimmung eines träumenden Lebens und lebenden Traumes freimachen, die mit den Schatten in diesem Zimmer emporstiegen, das von jeder Wirklichkeit, von Zeit und Raum losgelöst zu sein schien.

Als die Rani ihre Hand berührte, fuhr sie zusammen und atmete tief auf; als sie sich in der Tür noch einmal umwandte, sagte die Fürstin:

»Sie können wiederkommen so oft Sie Lust haben; die Tür ist immer offen.«

---

Als Helen in ihr Zimmer zurückgekehrt war, wo die Kinder schon schliefen, öffnete sie die Fensterflügel, blieb im Dunkeln sitzen und ließ die Sternennacht, die von Millionen leuchtender Leben erzitterte, auf ihr Gemüt einwirken. Die Arme auf der Fensterbrüstung, blickte sie auf den Fluß hinab, wo eine vereinzelt Bootslaterne mit einem langen Lichtstreifen hinter sich, langsam über das Wasser glitt. Ihre Gedanken aber waren nicht bei dem, was sie sah, und nicht bei der Vergangenheit, sie waren weder in ihrer Heimat, noch auf der Reise; das alles lag irgendwo draußen wie ein Schleier, den sie abgelegt hatte – ihre Seele saß hier nackt und allein, Auge in Auge mit dem ewigen Augenblick, der oben im Turmzimmer auf sie herabgeatmet hatte, wie damals aus dem Dunkel des Kuppelgewölbes über dem Grab der Kron dame. Sie hatte ein Gefühl, als ob die Wurzeln ihres Wesens halb ängstlich zurückweichend, halb neugierig verlangend, aus einem neuen Leben Nahrung sog en, und sie fühlte sich schwach wie eine Blume, die mit dem Kopf hängt, weil es ihrem Stengel noch an Festigkeit fehlt. Und wie eine Blume schloß sie sich schließlich vor der starken

Nacht und schlief ein, den Kopf auf ihren Armen, bis sie von dem Spiel der Mücken auf ihrem Hals geweckt wurde.

Sie fuhr in die Höhe, griff verwirrt um sich, in der Urangst des Menschengemüts vor dem Unbekannten, bis ihr Auge auf den Sternennebel und den Fluß fiel, und sie zum Augenblick zurückkehrte. Sie ging eilig zu Bett und zog das Moskitonetz über sich. Sie hörte einen sanften, regelmäßigen Laut vor ihrer Tür, besann sich darauf, daß es das Schnarchen der Mädchen auf ihrer Matte sei, und gab sich ruhig dem Schläfe hin, die kleinen Mädchen ihr zur Seite.

---

Helen erwachte aus einem merkwürdigen Traum. Sie wuchs in einem Garten, zwischen vielen verschiedenartigen Blumen, einige groß und prangend, ohne Duft, andere klein und zart, mit edlem Blumenatem, und einige wenige, die zugleich groß und schön waren und herrlich dufteten. Die schönste von allen aber wuchs für sich allein in einem Beet unter dem Baum des Lebens. Sie meinte, daß sie nie eine schönere gesehen hatte und dachte: Ach, wenn ich doch diese Blume wäre! – Ihr träumte, daß das Licht und der Duft im Garten so stark seien, daß sie dadurch erwachte, aber daß sie, als sie erwachte, sich selbst sagte: Du duftest ja selbst, und sie versuchte, sich darüber klar zu werden, welcher Duft zwischen all denen, die ihr entgegenwogten, ihr eigener sei.

Im selben Augenblick erwachte sie wirklich. Sie sah den Betthimmel über sich und die Kinder, die sanft neben ihr schliefen, der starke Blumenduft des Traumes aber verweilte noch. Sie konnte deutlich unterscheiden, daß es Rosenduft war, stark kräutriger Rosenatem. Sie richtete sich auf, zog

das Moskitonetz zurück und hob den Bettvorhang zur Seite, um sich zu vergewissern, daß sie auch wirklich wach sei.

Da sah sie neben sich auf einem kleinen Tisch einen Haufen großer goldenroter, indischer Rosen, und sie begriff im selben Augenblick, daß die Vorfahren dieser Rosen, die seit Jahrhunderten ihre Blumenseelen an diesem Ort ausgeatmet hatten, wie eine Atmosphäre über dem Palast lagen und ihr gleich entgegengeströmt waren, als sie über seine Schwelle trat, als wollten sie sie in ihr Reich hineinziehen. Sie begriff, daß das Mädchen sie dort hingelegt hatte, wie einen ersten Morgengruß; gleichzeitig aber wußte sie auch so sicher, als ob seine Karte zwischen den blühenden Blumenwangen gesteckt habe, daß der Rajah sie geschickt hatte.

Helen machte sich nicht klar, woher sie es wußte, ja, sie wunderte sich nicht einmal darüber. Während sie sich ankleidete, lockten die Rosen sie beständig zu sich, der Traum tauchte in ihrer Erinnerung auf, und sie versuchte aus ihrem eigenen Spiegelbild herauszulesen, welche wundersamen Erlebnisse sie noch in dem Heim der Rosen erwarteten.

Helen sah den Rajah nur während der Stunde, die er nach dem Mittagessen im Salon seiner Mutter verbrachte. Sie wechselten sehr wenig Worte miteinander. Wie am ersten Tage ging er in beständiger Unruhe von einem Diwan zum anderen; wo er aber auch im Zimmer war, beständig fühlte sie seine Augen auf sich, fühlte, wie sein Gemüt ihr mit einer seltsamen Kraft entgegenwogte. – Es war ihr herzlich zuwider, dennoch vermißte sie es, als er eines Nachmittags ausblieb.

Wenn sie allein in ihrem Zimmer war, wurde sie bisweilen von einer seltsamen Empfindung befallen, als ob sein

Wesen sich ihr aufdrängte; es war wie gewitterschwangere Luft, eine seltsam anziehende und wärmende Kraft, der sie sich nicht zu entziehen vermochte. Wenn sie in der mächtigen Marmorkumme des Badezimmers lag und die kühlende Fontäne aus der Lotosblume in der Mitte der Kumme auf sich herabplätschern ließ, wurde der Eindruck seiner Gegenwart bisweilen so stark, daß sie über ihre Nacktheit errötete und ängstlich auf die Marmorwände blickte.

Sie bekämpfte dieses Gefühl aus aller Kraft, der Kampf selbst aber wirkte erregend. Bisweilen gab sie nach und ließ sich willenlos von der Kraft tragen, die um sie zusammenschlug, – wie eine Blume, dem Augenblick lebend, in glücklicher Unwissenheit von Vergangenheit und Zukunft, – bis sie erwachte, sich zusammennahm und sich selbst zu erklären versuchte, was in ihr vorging.

Er war in der Luft um sie her, er war in ihren Träumen, dennoch, das fühlte sie mit Bestimmtheit, war sie nicht in ihn verliebt. Sie mußte über sich selbst lächeln, wenn ihr der Gedanke kam, daß er Ralph aus ihrem Herzen verdrängen könnte. Ein mächtiger Wille erzwang sich ihre Aufmerksamkeit, das war alles.

Morgen für Morgen aber wurde sie von dem Duft der goldenen Rosen neben ihrem Bett geweckt. Häufig, wenn sie in ihrem Zimmer war, hörte sie Musik, und dann wußte sie, daß er es war, der ihr irgendwo im Palast etwas vorspielte, obgleich sie nie danach gefragt hatte. Jeden Tag, wenn sie nach dem Frühstück auf ihr Zimmer kam, um ihre Augen zu baden und in den heißesten und hellsten Stunden des Tages zu ruhen, stand eine Lehmkrüge mit Sorbet auf ihrem Tisch; und jeden Tag war der Trank mit einem neuen Aroma gewürzt.

Es war ein sehr warmer Tag.

Helen ruhte auf dem Diwan, während die Kinder schliefen. Obgleich sie ihr Kleid ausgezogen und ihre übrige Bekleidung gelöst hatte, wurde sie von der Wärme gequält. Sie trank ein Glas nach dem anderen von dem würzigen Sorbet. Aber sie fühlte, daß sie immer durstiger wurde, je mehr sie trank; sie meinte sogar, daß der Sorbet ihr zu Kopf stiege, aber sie konnte nicht davon lassen, weil er lieblicher schmeckte und die Hitze größer war als je zuvor. Plötzlich bekam sie Lust, das Turmzimmer und die Bilder zu sehen. Die Tür war ja immer offen, wie die Rani gesagt hatte, und vielleicht war es dort kühler als hier.

Sie zog ihr Kleid an und ging hinauf. Sie legte sich auf den Diwan und betrachtete das Bild, während sie an die Worte des Sannyasi dachte und ihre Züge mit denen der Krondame verglich, als ob wirklich eine mystische Verbindung zwischen ihnen bestehe.

Freilich lächelte sie darüber, aber die Wärme und der Sorbet betäubten das Bewußtsein, so daß sie nach und nach die Beute ihrer Träume wurde, und nicht mehr davon loskommen konnte.

Als ihre Augen auf den Bolero fielen, gab sie einer plötzlichen Eingebung nach; sie zog ihre Taille aus und kleidete sich in das Kostüm der Krondame. Es paßte ihr über der Brust und in der Länge der Aermel.

Helen legte sich wieder auf den Diwan und gab sich willenlos dem wohligen Behagen eines Halbschlummers hin.

Hinter dem Wandteppich meinte sie die gedämpfte Musik der Odaliskens zu hören, ihr Blick ruhte auf Schah Jehans

stolzem Profil. Sie träumte, daß jetzt die Abendstunde da sei, wo er kommen und ihr seine Liebe zu Füßen legen würde.

Und sieh, der Vorhang glitt zur Seite, und dort stand der Schah, ihr Herr und Geliebter, in dem perlengestickten Kaftan, den er auf dem Bilde trug, die schweren Perlenketten um den kräftigen Hals.

Ihr Herz klopfte, sie wollte sich gegen das auflehnen, was Bild oder Wirklichkeit war, aber es war ihr nicht möglich. Erst als er sich ihr zu Füßen legte und ihre Hände ergriff, erwachte sie ganz. Sie sah den Puls an seinem Hals klopfen, und die Dunkelheit in seinen Augen war so voll von Unterwürfigkeit, daß sie den Mut fand zu bleiben.

»Geliebte,« flüsterte er mit einer Stimme, die von Erregung bebte, während seine heißen Hände die ihren umfaßten.

Ihre Augen wurden von seinen glühenden Lippen gefesselt, die unter der Spannung seines Gemüts bebten.

Seine Hand glitt liebkosend über den weichen Stoff des Boleros.

»Warum hast du dich damit bekleidet?«

Sie konnte nichts sagen, ihr Blick war wie festgezaubert an den seinen, ihr Gemüt an seinen Willen.

»Sieh,« sagte er und hob ihre Hand, während Glück seinen Mund umlächelte, »das ist die Hand, die ich liebte! – Jeder Zug um deinen Mund ruft eine Erinnerung in meiner Seele wach.«

Sein Blick versuchte in die unbewußten Tiefen ihres Innern zu dringen, um das Schlummernde zu wecken.

»Antworte mir und leugne nicht die Wahrheit! – Kennst du mich, Schah Jehan, deinen Herrn und Geliebten?«

Sie befand sich unter einem Zwang, den sie nicht zu brechen vermochte. Sie meinte, daß sie den Kopf schüttelte, aber es wurde nicht zur Wirklichkeit. Wieder ruhte sein Blick auf ihrer Hand, die er noch immer in der seinen hielt, und er begann ihr von seinem Schicksal zu erzählen.

»Vor drei Jahren begegnete ich dem heiligsten Mann Indiens in einem Banyanenhain bei Patna. Er wußte nicht, wer es war, der zu ihm kam. Kaum aber war sein Auge auf mich gefallen, als er sich verneigte und mich willkommen hieß. Mein Geschlecht stammt von Schah Jehan ab, das wußte er nicht. Als er mich aber sah, sagte er: ›Heil dir, Schah Jehan, du Edelgeborener, der du zurückgekehrt bist im Blut aus deinem Blut, im Fleisch aus deinem Fleisch, sieh, einst wirst du der begegnen, die du über den Tod hinaus liebtest. An dem Grabe, ja, an der Schwelle des Schlosses, das du ihr zum Andenken errichtetest, wirst du ihr entgegentreten.‹ Und es ist geschehen, wie er sagte.«

Er hielt inne, als zögerte er vor etwas, was er nicht zu sagen wagte. Kurz darauf aber fuhr er mit flüsternder Stimme fort:

»Ich bin Mitglied des Khosti, des Ordens der verborgenen Bande, der alle Führenden in Brahmas Ländern verbindet. Während ich mich in Bombay aufhielt, wurde ich zum Rat der Höchsten berufen. Dort erfuhr ich, daß zwei amerikanische Männer nach Indien gekommen seien, deren Spur man verfolgen, deren Weg man kennen wollte. Der eine reiste mit einer europäischen Dame, die ihn aber plötzlich in Colombo verlassen hatte, und da das junge Mädchen, das sich in ihrer Gesellschaft befand, gestorben war, sei sie weiter nach Agra und Benares gereist. Diese Städte stehen unter meiner

heimlichen Aufsicht und ich bekam den Auftrag, daß ich ihren Spuren folgen sollte. Ich befand mich mit meiner Mutter auf dem Wege nach Karachi und mußte meine Reise unterbrechen und umkehren, ohne daß ich ihr den Grund sagen durfte. Ich war sehr verdrießlich darüber, aber wenn der Rat der Höchsten befiehlt, muß man gehorchen. So reiste ich denn nach Agra, erfuhr, wo die fremde Dame wohnte, und hörte, daß sie nachmittags nach Taj Mahal hinaus wollte. Ich begab mich mit meiner Mutter ebenfalls dorthin, um sie zu sehen, und meinen Dienern Befehle zu geben. Gleich als ich dich sah, wurde meine Seele von deinem Blick gerührt. Und als der Sannyasi verkündete, wer du seist, – sieh, da begriff ich, wie wundersam sich das Rad zu meinem Glück gedreht hatte, wie der Rat der Höchsten, der mich von meinem Wege abrief, um seinen Plänen zu dienen, das Werkzeug eines noch höheren Rates gewesen war, der vervollkommnete, was der Heilige in Patna vorausgesagt hatte.

Sie wollte nach Ralph und seinem Schicksal fragen, wollte wissen, warum sein Weg von dem heimlichen Rat verfolgt wurde. Sie war aber so ergriffen von dem, was der Rajah von seinem eigenen Schicksal erzählte, war so benommen von seiner Versunkenheit, daß Ralph und ihre eigene Reise in den Schatten traten.

»Sieh,« sagte er und streckte die Hand aus, »diesen Turm ließ ich gleich nach der Begegnung mit dem Heiligen in Patna bauen, damit er bereit stünde, die Erwartete zu empfangen und die schlummernde Erinnerung in der Tiefe ihrer Seele zu wecken. Sieh, ich liege dir zu Füßen wie in ehemaligen Tagen – deine Züge sind verändert, aber ich erkenne

das Licht deiner sanften Augen, das mir wie damals entgegenstrahlt – und ich sehe deine weißen Hände, die ich liebte, – und des Nachts, wenn ich nicht schlafen kann, erinnere ich mich der Küsse von deinen Lippen und fühle deine Arme um meinen Hals.«

Sie schloß die Augen und ließ sich dorthin treiben, wohin seine Worte sie führten. Unter dem Einfluß seines starken Willens nahmen unklare Liebesträume die Form von dunklen Erinnerungen an. Die Zeit stand still, es war, als ob ihre Seele sich aus den Umhüllungen von Jahrhunderten löste und mit dem Leben einer längst vergangenen Welt füllte.

Da fühlte sie seinen Arm um ihrer Taille, seinen heißen Atem auf ihrem Gesicht. Sie erwachte, stieß ihn von sich und sprang auf. Indem sie den Bolero von sich warf, eilte sie hinaus – als sie sich in der Tür umwandte, sah sie, wie er die Arme nach ihr ausstreckte und hörte seinen stöhnenden Seufzer.

Sie aß auf ihrem Zimmer. Abends, als sie sich entkleidete, flammte die Erinnerung an Schehanna, die seit dem Morgen, als sie in das Märchen eintrat, in ihrem Herzen geschlafen hatte, so heftig in ihrem Gemüt auf, daß sie weinen mußte. Sie durchlebte die letzte Nacht im Krankenhaus und suchte die Halskette hervor, die Schehanna ihr zur Erinnerung geschenkt hatte. Sie sah Dasturan Dastur vor sich und lauschte jedem Wort, das er gesagt hatte. Und als sie schließlich zu Bett gegangen war, schlief sie mit dem Vorsatz ein, daß sie am nächsten Tage abreisen wollte.

Das Tageslicht und die Rosen weckten sie. Die kleinen Mädchen saßen im Bett und zwitscherten wie Vögel. Das Mädchen begleitete sie wie gewöhnlich zum Bade; und als

der Gong zum Frühstück erklang, hatten die Ereignisse des gestrigen Tages ihre Farbe gewechselt.

Was war denn geschehen? Sie hatte sich von ihren Träumen fortreißen lassen – ob nicht der Sorbet schuld daran gewesen war? Jetzt lachte sie über ihre Angst, daß der Rajah Ralph aus ihrem Herzen verdrängen könne. Sie hatte von seinem blonden Kopf geträumt und fühlte, daß sie nicht im geringsten in den Rajah verliebt sei, sondern nur neugieriges Mitleid mit der tiefen Verwirrung seines beweglichen Gemütes empfände.

Trotzdem sagte sie der Rani, daß sie abreisen wollte. Als sie aber sah, wie weh sie ihr damit tat – sie fragte Helen, was ihr Mißfallen geweckt habe, und bat sie, ihr nur zu sagen, was sie wünsche, und es solle erfüllt werden, – da hatte sie nicht das Herz, sie zu kränken. Sie sagte, daß sie nicht auf unbestimmte Zeit so große Gastfreundschaft annehmen könnte; die Rani aber schüttelte verständnislos den Kopf und erklärte, daß Helens Augen erst gesund werden müßten, bevor sie daran denken könnte, den Palast zu verlassen. So beschloß Helen denn zu bleiben, gelobte sich selbst aber, den Turm nicht wieder zu betreten.

---

Die Tage vergingen, der eine wie der andere. Die Kinder liebten die Rani; sie durften sich zwischen den Kissen in ihrem Salon tummeln, soviel sie wollten. Sie spielte mit ihnen, zeigte ihnen Bilder, die auf Seide gestickt waren, wundersame Figuren aus Elfenbein geschnitzt und kunstfertige Schachteln, die ineinander paßten und von denen die kleinste nicht größer als ein Stecknadelkopf war. Helen badete

ihre Augen, die Rani behandelte sie täglich. Die Schmerzanfälle wurden seltener, aber auch die Wärme nahm täglich zu – und Helen schauderte beim Gedanken an die sonnendurchglühten Eisenbahnzüge und den Staub der weißen Ebene.

Der Rajah hatte sich mehrere Tage nicht im Salon seiner Mutter sehen lassen. Das einzige, was Helen von ihm gemerkt hatte, war der Morgengruß der Rosen, der Sorbet und das gedämpfte Zitherspiel, das sie in den toten Stunden des Tages in Schlaf wiegte.

Eines Nachmittags aber stand er wieder im Salon, verneigte sich schweigend vor ihr, antwortete einsilbig und ging von Diwan zu Diwan, wie sonst; obgleich sie ihm den Rücken zukehrte, konnte sie fühlen, wo er sich im Zimmer befand.

Die Rosen fuhren fort, ihre stumme Sprache zu reden. Wenn Helen in der Mittagsstunde auf dem Diwan ruhte, schlich die gedämpfte Musik sich durch Türen und Wände und drängte ihr sein Wesen auf. Die Wärme erschlaffte ihre Widerstandskraft. Sie sah das Bild der Krondame vor sich und glitt in ihr Reich, wie an jenem Tage im Turmzimmer. Sie sah den Rajah zu ihren Füßen, fühlte seine Hand auf der ihren, hörte seine leidenschaftlich flüsternde Stimme, merkte den heißen Atem seines Mundes auf ihrer Wange, das Zittern seiner Hände um ihre Taille – und richtete sich beschämt auf, um kurz darauf, von der Wärme erschlafft, von neuem in erregende Träume zu versinken. Sie hörte ihn von seinen schlaflosen Nächten flüstern und ertappte sich errötend darauf, daß sie die Geschichte dieser Nächte kennen zu lernen wünschte.

Die Sonne, die auf dem Palast brannte, brachte ihr Blut zum Glühen; und aus der Glut stiegen Bilder auf, vor denen sie errötete und von denen sie sich doch nicht freimachen konnte. Sie schossen wie Blumen in einem Treibhausbeet in ihrem Gemüt in die Höhe; sie war ihrer ebensowenig Herr, wie sie Herr war über Hunger und Durst, Einfall und Laune. Sie erinnerte sich der heißen Tage an Bord; sie erinnerte sich des Tanzes in jener Nacht, als Ralphs Arm um ihrer Taille lag, als sein Blick sie plötzlich an sich zog, und sie die Augen schloß, überwältigt von Glück und gleichzeitig von Schmerz und Angst, während es in ihrem Herzen flüsterte: »Nur diese eine Nacht.« Sie rief die Erinnerung an Schehanna zum Schutz in sich wach. Der reine Blick aber war nicht mehr in ihrem Herzen. – Sie suchte das Licht, das Dasturan Dasturs Worte in ihrer Seele entzündet hatten – aber es schien nicht mehr. Jetzt gleite ich der Dunkelheit in die Arme, dachte sie. Da aber flammte das Blut trotzig in ihr auf. Sie warf sich vor, daß sie damals, von Aberglauben geschreckt, Ralph aus ihrem Leben verstoßen hatte, träumte davon, daß sie ihn aufsuchen und zurückrufen wollte. »Ich bin dein – dein!« – Und er würde kommen, koste es was es wolle.

Ach, er war so fern. Die Leidenschaft des Rajahs aber war über ihr sowohl Tag wie Nacht; die heiße Luft, die Schweißperlen auf ihrer Schläfe hervortrieb, wenn sie auch ganz unbeweglich lag, wurde zu dem heißen Hauch seines Atems. Ist Liebesglück etwas Böses? dachte sie, und seltsam genug schob sich das Bild des Rajahs vor Ralphs. Die funkelnde Dunkelheit seiner Augen verdrängte die hellen Augen aus ihrem Gemüt, obgleich ihr Herz seufzte: begnüge dich nicht – verliere dich nicht um deiner Sinne willen!

War der Rajah verheiratet? – Sie ahnte es nicht. Sie hatte nie danach gefragt. Hier im Palast waren jedenfalls keine anderen Frauen als seine Mutter und deren Dienerschaft. Eines Tages, als die Rani von den Gärten erzählte, fragte Helen, wo sie lägen, und erfuhr, daß der Zenana des Rajahs außerhalb der Stadt in einem großen Garten läge. Helen wußte, daß Zenana Frauenwohnung bedeutete, – also sein Harem. Sie bat, ob sie die Gärten sehen dürfte, und die Rani fuhr am nächsten Tag mit ihr dorthin.

Hinter einer hohen Mauer lag ein alter Garten, dessen Bäume ein rotes Gebäude mit vielen vergitterten Fenstern umschlossen. Das Tor wurde von einem riesengroßen Eingeborenen mit flachen Lippen und breiter Nase geöffnet. Unter seiner niedrigen Stirn lagen die trüben Augen in tiefen Höhlen; er schleppte seine Glieder, als seien alle Knochen in seinem trägen Körper gebrochen.

Helen begriff, daß es der Eunuch sei, der das Frauenhaus bewachte. Er verneigte sich tief vor der Rani, maß Helen mit einem Lächeln, das sie schaudern machte, sie wußte selbst nicht warum, und ging ihnen voran durch einen schattigen Garten, wo große Pfauen auf den roten Kieswegen spazierten und kleine indische Tauben in den hohen Feigenbäumen girten.

Sie kamen an einem Springbrunnen vorbei, wo künstlicher Regen aus einem Leitungsnetz in die Höhe geschleudert wurde und auf Lotosblumen aus Marmor in einem runden Bassin herabfiel.

Helen setzte sich einen Augenblick auf den Rand des Bassins und ließ ihre heißen Backen von der Kühle des Regens überstäuben.

Sie schritten unter einem Laubdach von Schlinggewächsen, die sich gegen eiserne Bögen stützten. Plötzlich fiel ein Staubregen von dem Laub herab, und Helen sah, daß die eisernen Bögen Leitungsrohre mit kleinen Löchern besaßen, woraus das Wasser in einer kühlenden Brause über die Spazierenden herabstäubte.

Vor dem Hause lag ein großer Rasen, der von allen Seiten mit dichtem Gebüsch umgeben war. Dort waren viele Frauen, die auf ihren Besuch warteten. Sie saßen auf weichen Teppichen im Schatten eines Banyanbaumes, die Beine unter sich gekreuzt, den Rücken gegen die weißgrauen Säulenwurzeln gestützt. Die meisten waren jung, die älteren unter ihnen waren zurückhaltend, als schämten sie sich ihres Alters. Sie waren mit seidengestickten, bunten Kaftanen bekleidet und hatten goldgestickte Saffianpantoffeln an den nackten Füßen. An den Armen hatten sie Schlangenreifen von Gold und Silber und schwere Armringe. Die Finger strotzten von edlen Steinen, und an den Fußgelenken trugen sie schwere, gedrehte Silberreifen. Das Haar fiel glatt und lang vom Scheitel über Schläfe und Ohren, während der Hinterkopf von einem herabhängenden, seidenen Schal bedeckt war.

Als die Rani und Helen kamen, erhoben sich die Frauen und grüßten. Die Rajahmutter ging durch die Reihen und sagte dieser und jener einige Worte – Helen sah, daß es die jüngsten und hübschesten waren – dann nahm sie Helen bei der Hand und stellte sie mit wenigen feierlich klingenden Worten vor, die Helen nicht verstand. Die Frauen verneigten sich jetzt auch vor ihr und Helen versuchte sie auf dieselbe Weise zu grüßen.

Eine trat aus der Reihe vor, sie war sehr schön, klein, aber vollkommen harmonisch gebaut. Mit einem Lächeln, das die schönste Perlenreihe von Zähnen entblößte, die Helen je gesehen hatte, breitete sie einen Teppich über den gepflegten Rasen, legte ein prachtvolles Seidenkissen darauf und lud Helen zum Sitzen ein, mit einer einschmeichelnden Bewegung ihrer kurzen, weichen Hände, die halb geschlossen waren, wie spielende Katzenpfötchen.

Helen setzte sich, und während die Rani eine höfliche Unterhaltung mit den Schönen führte, hatte sie Gelegenheit, sie näher zu betrachten.

Ueppig und träge waren alle, ihre Glieder waren nicht gewohnt, sich zu bewegen, alles was sie taten – und wenn sie auch nur an ihrem Kopftuch nestelten – geschah auf eine seltsam gleitende, fast schleichende Weise; Helen erschien es wie eine Mischung von Vornehmheit und Verhätschelung. Sie hatte den Eindruck, als ob sich hinter den stechenden Blicken, hinter dem unbeweglichen, seelenlosen Lächeln, das sie alle zur Schau trugen, ein heftiger Unwille gegen die Fremde ihres eigenen Geschlechts verbarg. Bei den Jüngsten war der Neid in den Augenwinkeln unverkennbar. Als Helen sah, wie sie sie heimlich musterten, weniger ihre Kleidung als ihre Brust, ihre Hüften, Lippen und Hände, da erkannte sie mit einer plötzlichen Klarheit, – die ihr mehr von den Gefühlen des Rajahs erzählte als alles andere, was sie bisher gesehen und gehört hatte, – daß diese Frauen in ihr eine Rivalin sahen, die sie aus der Gunst ihres Herrn verdrängt hatte, daß sie die Favoritin war, die ihnen die Nächte geraubt, die bisher zwischen ihnen geteilt gewesen waren. Wenn sie es gekonnt hätten, würden sie sie sicher getötet haben.

Eine von ihnen nahm eine dreisaitige Zither und spielte der Fremden etwas vor, eine andere sang mit einschmeichelnder Stimme und zärtlich zugedrückten Augen ein Liebeslied dazu. Eine der älteren Frauen reichte eine goldene Schale herum, worin klebrige indische Süßigkeiten waren, die nach aufreizenden Parfüms dufteten. Eine andere ging herum und schenkte kühlen Sorbet aus einer Lehmkrucke, ähnlich wie den, den Helen jeden Tag in ihrem Zimmer fand.

Das Ganze dauerte eine Viertelstunde. Dann erhob sich die Rani, sagte wieder einige feierlich klingende Worte in singendem Ton, denen die Frauen mit niedergeschlagenen Augen lauschten. Die Rani lächelte jeder einzelnen zu und berührte die Stirn der Vornehmsten mit ihrer Hand, worauf diese die Hand von ihrer Stirn nahm und sie ehrerbietig gegen ihre Lippen drückte.

Helen tat wie die Rani und nickte und lächelte jeder einzelnen zu. Als sie schließlich auf europäische Weise der Vornehmsten die Hand reichte, verneigte diese sich zum Gruß, stolperte aber im selben Augenblick über das Kissen, so daß ihre Hand einen Augenblick auf Helens Brust ruhte.

Helen trat zurück, als ob sie einen elektrischen Schlag bekommen hätte; denn in dem tastenden Verweilen der Hand merkte sie die eifersüchtige Untersuchung einer Rivalin, sie begriff, daß das Stolpern absichtlich gewesen war, und auch ihre Augen glitten jetzt zum Vergleich über die andere Frau. Sie sah in der Oeffnung des Kaftans hinter der strammen Jacke, die indische Frauen auf dem Körper tragen, eine schön gerundete, feste Brust.

Als sie wieder im Wagen saßen, fragte Helen vorsichtig:  
»Gibt es Kinder im Zenana?«

Die Rani zuckte die Achseln, als ob sie sagen wollte:

»Wie könnten solche Kinder empfangen?«

Helen lag lange wach und grübelte über das, was sie erlebt hatte.

Sie sah die leeren Augen, das tote Lächeln und dachte: das ist also das Glück des Begehrens, das ist die Frucht, wenn Liebe so unentbehrlich geworden ist, wie Essen und Trinken. Das war also der Geschmack des Rajahs, in all diesem hatte er bisher gelebt; sie dachte mit Schauern daran, daß die Lust auf diese Weise Wesen ihres eigenen Geschlechts zu Sklaven der Launen eines Mannes machen konnte, so daß sie sich um die Liebkosungen, die er ihnen hinwarf, rissen.

Ein tiefer Widerwille ergriff sie. Sie schämte sich ihrer Träume. Nein, es war nicht Liebe, sich von den Flammen des Blutes in heißen Tagen locken zu lassen. Niemals, niemals konnte sie einem Mann angehören, wenn ihre Seele nicht einverstanden war, sie konnte sich nur hingeben, wenn sie eine andere Seele voll und ganz dafür erhielt.

Die Rani war morgens mit den Kindern ausgefahren, um ihnen den Zenanagarten mit seinen Blumen, Springbrunnen und Pfauen zu zeigen. Helen wollte die Gelegenheit benutzen, um den Tempel mit den heiligen Affen und Gyan Kup, den Brunnen der Weisheit, zu besehen. Der Sirda begleitete sie als Führer und Beschützer.

Als Helen zurückkehrte, war die Rani noch nicht zu Hause; kurz vorm Mittagessen aber schickte sie Bescheid, daß die Kinder so glücklich im Garten wären, daß sie es nicht übers Herz bringen könnte, vor Abend mit ihnen nach Hause zu kommen. Helen mußte allein essen.

Als Helen nach dem Mittagessen den Salon der Rani betrat, wo der Kaffee serviert wurde, war das Zimmer leer. Sie

machte es sich in einem Ecksofa bequem, und schlief bald ein, müde nach dem heißen Tag. Sie erwachte dadurch, daß der Rajah vor ihr stand und sie anstarrte. Seit mehreren Tagen hatte er sich nicht gezeigt. Helen erschrak bei seinem veränderten Aussehen. Sein Gesicht war mager geworden, sein Blick hatte den funkelnden Glanz verloren und war matt, wie der eines Fieberpatienten nach der Krankheit.

»Sind Sie krank?« fragte Helen mit unwillkürlichem Mitgefühl.

Er starrte sie an, ohne zu antworten. Hatte er ihre Worte nicht gehört? Da brachte er schwer und stöhnend heraus, als ob das Sprechen ihm Qual verursachte:

»Sie, die ich vom einen zum andern Leben liebte, wendet ihr Antlitz von mir.«

Helen fühlte sich von dem Schmerz in seiner Stimme ergriffen. Dieser Kopf auf dem starken Halse, der nie gelernt hatte, sich zu beugen, war gesenkt. Etwas Gebrochenes lag über der kräftigen Erscheinung, als ob er jeden Augenblick vor ihren Augen zusammenbrechen könnte.

»Wie ist es nur möglich,« sagte sie sanft, »daß eine unbedeutende nordische Frau zum Wohnsitz für die Seele der Kron dame auserwählt wäre?«

Seine Augen fielen auf ihren Fuß, der auf dem Kissen vor dem Diwan ruhte, ein Zucken ging über sein Gesicht, er legte sich auf die Erde, und indem er sanft mit seiner Hand über ihren Spann strich, flüsterte er:

»Ehemals trug er eine perlengestickte, seidene Sandale.«

Sie dachte an die Schönen im Zenana, die goldgestickte Saffianpantoffeln an ihren nackten Füßen trugen. Sie zog ihren Fuß zurück und sagte:

»Wieviele Frauenfüße haben Sie schon in Ihrer Hand gehalten?«

»Keinen, seitdem du zurückkehrtest.«

»Gehören die Frauen draußen in den Gärten nicht Ihnen?«

Sein Gesicht verzog sich vor Ekel.

»Und gehören die Pferde in meinem Stall nicht mir? Und die Papageien und Pfauen in meinem Garten? Ich spiele mit ihnen eine Stunde oder zwei. Wie aber sollten sie den Weg zu meinem Herzen finden?«

Ich will gehen, dachte Helen, aber er sollte nicht glauben, daß sie Furcht vor ihm hatte. Sie verweilte und sein Blick veranlaßte sie zu sagen:

»Für den Mann, den ich lieben könnte, dürfte es keine andere Frau geben als mich.«

Eine Hoffnungswoge schoß in ihm empor und machte seinen Blick leuchten. Er richtete sich auf und streckte ihr die Hände entgegen:

»Ich sende sie morgen fort, wenn du willst. Es soll kein Haar auf ihrem Kopf, kein Duft von ihrem Atem übrig bleiben, wenn du es nicht willst.«

Dankbarkeit mit Mitleid vermischt, flossen ihr in einem wärmenden Strom durchs Herz, so daß sie ihm wie selbstvergessen ihre Hand überließ. Er ergriff sie, drückte sie gegen seine fieberheißen Augenlider und hielt sie dann von sich ab, in ihren Anblick versunken.

»Du hattest die weiße Haut deiner Vorfahren, der Parsen. Es gab nicht eine Stelle auf deinem schimmernden Körper, den meine Lippen nicht berührten.«

Er führte ihre Hand an seine Lippen. Helen aber entriß sie ihm und erhob sich. Im selben Augenblick war auch er aufgesprungen, mit flammenden Augen stand er vor ihr, breitete die Arme aus und sagte:

»Sieh, alles dies ist dein, der Palast, der Garten, alles ist dein.«

Er ging auf einen Schrank von Sandelholz zu, dessen kunstfertige Schnitzerei Helen oft bewundert hatte. Indem er auf eine geschnitzte Blume drückte, sprangen zwei Flügel auf und eine Platte von Ebenholz, mit Elfenbein eingelegt, kam zum Vorschein. Er drehte an einer weißen Figur und die Ebenholzplatte sprang wie eine Tür auf und legte einen Raum mit offenen Fächern bloß.

Aus diesen Fächern nahm er eine Schale nach der andern und setzte sie vor ihr auf den Tisch. Eine war mit echten Perlen gefüllt, so groß, wie die, die er um den Hals trug. In einer andern waren große schwere, ungeschliffene Rubine von tiefstem Burgunderrot, in einer dritten lauter leuchtende Saphire. Da waren Smaragde, wie der grüne Lenz, und Hyazinthe von funkelndem Feuer.

»Das alles ist dein,« sagte er, »und alles, was dort draußen auf dem Schloß meiner Väter zwischen den Flüssen liegt.«

Er griff mit vollen Händen in die Schalen, hob die blitzenden Steine zum Licht und ließ sie durch die Finger abtröpfeln; ein Teil fiel auf die Erde, er aber achtete es nicht.

»Sieh den Glanz – sieh die Glut! Wecken sie nicht Erinnerungen in deiner Seele.«

Helen starrte benommen auf die blitzende Fülle. Es war ihr wirklich, als habe sie das alles schon früher gesehen – damals, als sie alles besaß, was reich und schön auf Erden ist. Mir träumt, dachte sie und griff sich an den Kopf, um die

Gedanken festzuhalten, die durch eine Tür, die sich in ihrem Gemüt geöffnet hatte, davonzufattern schienen.

Er sah das bebende Traumlächeln um ihren Mund, ergriff ihre Hände und zog sie an sich.

»Geliebte,« flüsterte er, »komm heute nacht in den Jasminurm!«

Ein Nebel legte sich vor ihren Blick. Seine Stimme erreichte sie aus der Ferne. Ihre Hand lag willenlos in seiner, sie vermochte kein Wort zu sagen. Sie hatte ein süßes Gefühl, als ob sie unwiderstehlich in seine Arme glitte. Ich bin verloren, dachte sie während der Verzauberung – ich werde es nie verwinden – werde nie mehr Ralph zu sehen bekommen – Schehanna wird in meinem Herzen verlöschen ... Und dennoch war es selig so zu gleiten, gleiten –

Schritte ertönten, sie hörte sie wie im Traum. Hinter ihnen wurde eine Tür geöffnet, sie wußte, daß es die Rani war, die zurückkehrte; dennoch erwachte sie nicht aus ihrer Verzauberung. Erst als die Kleinen auf sie zugesprungen kamen und sie ihre Hände auf ihren Knien fühlte, kam sie wieder zu sich.

Eine tiefe Röte stieg ihr in die Wangen und ihr Blick suchte die Rani, als ob er sagen wollte: Ich wollte es nicht, aber er war stärker als ich.

Die Rani umfaßte sie, den Rajah und die Juwelenschalen mit einem einzigen Blick ihrer großen Augen. Dann lächelte sie schwermütig und beugte den Kopf, als ob sie sagen wollte: Was geschehen soll, geschieht.

Die Kinder erzählten und riefen durcheinander, ohne daß Helen ein Wort davon verstand. Sie nahm sie bei der Hand und ging gesenkten Kopfes aus dem Zimmer.

In der Tür mußte sie sich umwenden, so stark war sein Wille. Sein Blick rief ihr zu: Komm zu deinem Lager im Turm heute nacht!

Helen brachte die Kinder zu Bett. Sie hörte auf ihr munteres Geplauder, lächelte und nickte; sie tat alles, was sie sonst zu tun pflegte, aber es geschah wie im Schlaf. Sein Blick war beständig über ihr, lag auf ihrer Stirn, ihren Augen, ihrem Gemüt. Mechanisch machte sie sich für die Nacht fertig, setzte sich mit den Händen im Schoß aufs Bett und starrte auf die Uhr auf dem Nachttisch.

Als der Zeiger elf zeigte, erhob sie sich und ging unter dem Zwang seines Blickes zur Tür. In demselben Augenblick aber, als sie sie öffnen wollte, wurde sie von einem Schrei aus dem Bett der Kinder geweckt. Sie lief hin und schlug den Vorhang beiseite. Astva saß aufrecht im Bett mit glühenden Wangen und fieberglänzenden Augen.

Sie kniete nieder und zog die Kleine an sich. Ihr Herz schlug im Fieber, Helen konnte es an ihrer Brust fühlen. Sie rief sie beim Namen, bis Astva sie erkannte und sich wieder in die Kissen legte. Da ging ein Schauer durch Helen; denn der große fiebervolle Blick, der ihr aus dem Kissen entgegenstarrte, verwundert und vorwurfsvoll, war Schehannas Blick, wie er sich in ihrer Todesnacht tief in Helens Herz gesenkt hatte. Seit sie in das Haus des Rajahs gekommen war, hatte er dort nicht mehr geleuchtet. Helen umfaßte den kleinen Kopf mit ihren Händen und rief Schehannas Namen, während Tränen ihren Augen entquollen. Der Bann von ihrem Gemüt war gelöst, der Friede in ihr Herz zurückgekehrt. Sie fühlte, daß sie durch ein Wunder gerettet worden war; indem sie die kleine fieberheiße Hand gegen ihre Lippen

drückte, erinnerte sie sich Dasturan Dasturs Worte: »Sei Vater und Mutter für die Kleinen, dann werden sie Vater und Mutter für dich sein.« Ja, so hatte es sich erfüllt.

Helen klatschte in die Hände und trug dem Mädchen auf, der Rani zu melden, daß eines der kleinen Mädchen erkrankt sei.

Während sie am Bett wartete, mit Astvas Hand in der ihren, erstand Ralphs Bild in ihrem Herzen klarer als je. Sie fühlte, daß sie von dem Versprechen entbunden war, mit dem sie in jener Nacht in der Wüste sein Leben von unbekanntem Mächten erkaufte hatte. Warum sie es gerade jetzt wußte, das verstand sie nicht, sie fühlte es nur. Sie wußte, daß sie ihm für alle Zeiten angehörte, und sie gelobte sich, daß sie die Seine werden wollte, ohne Vorbehalt und ohne Bedingungen, wenn es ihr glückte, ihn wiederzufinden. Es war ein Glück, das hoch über alles Begehren stand, sie setzte ihr Leben ein, aber sie würde es erneut zurückbekommen – das war Liebe. Sie erinnerte sich der Worte, die auf dem Wege nach Kandy plötzlich zu ihr gekommen waren: »Nur im Menschenpaar wird das Leben vervollkommnet und geht den Weg zu Gott« – jetzt meinte sie sie zu verstehen. Ihr ahnte, was sie in jener Nacht in der Wüste getrennt hatte – sie waren unter die Herrschaft einer Auswahl geraten, eine unbekannte Macht hatte sie zurückgehalten, damit die Liebe so tief Wurzel in ihren Seelen schlagen konnte, daß sie sich nicht in Leidenschaft verlor, sondern zu der Vollkommenheit des Lebens wurde, die nach Erneuerung in einer höheren Form strebt. Schehanna hatte das ihrige dazu beigetragen, ohne es zu verstehen, erst in ihrer Todesstunde war es ihr klar geworden. Dasturan Dastur aber, der durch das Dunkel schaute, hatte es gleich gesehen und verstanden.

Er hatte sie zu Schehannas Leichenbegängnis gerufen, um ihr zu zeigen, daß die Einigung der Seelen vom Tode unberührt bleibt. Und es war so: niemals war Schehanna ihr näher gewesen, als nachdem die Todesvögel ihren Körper verzehrt hatten.

Sie dachte an Ralph und ihre Gespräche im Marmarameer. *Er* war hinausgezogen, um das Wesentliche und Wertvolle im Leben zu finden, *sie*, um den unbekanntem Gott zu suchen. Hatte das, was sie suchten, sie nicht beide in ihre Hut genommen? – War ihnen das, was sie wünschten, nicht entgegengekommen? – »Wer den einzig richtigen Pfad wandelt« – dachte sie und beugte den Kopf im Gebet, daß die Macht, die sie nicht kannte, sie ferner auf dem richtigen Pfad durch eine ewige Auswahl der Liebe, der Vollkommenheit des Lebens zuführen möge.

Helen setzte sich an den Tisch und schrieb auf ihre Visitenkarte.

»Sie irren sich. Ich bin nicht Ihre Geliebte aus entschwundenen Tagen. Ich weiß es, denn endlich ist meine Erinnerung geweckt worden. Ich weiß, wen ich in einem früheren Dasein liebte, ich bin ihm auf meinem Wege begegnet, ich liebe ihn noch und werde ihn stets lieben, von einem Leben zum andern.

Leben Sie wohl!

Helen.«

Sie klatschte in die Hände und trug dem Mädchen auf, diesen Brief dem Rajah ins Turmzimmer zu bringen.

Die Rani kam; ohne ein Wort zu sagen, ging sie auf das Bett zu. Helen konnte an ihrem Gang sehen, wie erschrocken sie war. Kaum aber hatte sie Anna in tiefem Schlaf an Astvas Seite gesehen, als sie erleichtert aufatmete.

»Es ist nichts von Bedeutung,« sagte sie, »die Schwester ist frisch und gesund.«

Helen verstand nicht gleich, was sie meinte, erst als die Rani erzählte, wie die Kleinen den Tag im Zenat verbracht, wie die Frauen sie mit Konfekt und Früchten und süßen Getränken traktiert hatten, da begriff Helen, daß die Rani eine Vergiftung gefürchtet hatte – sie fand es anscheinend ganz naheliegend, daß eifersüchtige Frauen diejenige, die ihnen ihren Herrn genommen hatte, durch ihre Kinder treffen wollten.

Astva bekam einen Schlaftrunk, schlief bis in den Tag hinein und war gesund, als sie erwachte. Da begriff Helen, wie es mit ihrer Krankheit zusammengehungen hatte, und sie dankte Schehanna in ihrem Herzen.

Als Helen der Rani mitteilte, daß sie abreisen wollte, betrachtete die Fürstin sie mit einem Blick, der ihr zu Herzen ging. Helen beugte den Kopf und sagte leise:

»Ich bin die Braut eines andern.«

Die Rani schwieg. Etwas in ihrer stillschweigenden Bewegung aber veranlaßte Helen, den Kopf auf ihre Schulter zu legen – und während die Hand der Rani liebkosend über ihr Haar glitt, mußte sie weinen.

Beim Mittagessen fragte Helen nach dem Rajah und erfuhr, daß er sich zeitig am Morgen zu seinen Gütern zwischen den Flüssen auf die Jagd begeben hatte.

Als alles zur Abreise bereit war, bekam Helen Lust, das Bild der Krondame noch ein letztes Mal zu sehen.

Ein merkwürdiger Anblick begegnete ihr dort. Ueber die Seidenkissen war Asche gestreut. In dem persischen Teppich vor dem Diwan, wo der Rajah zu ihren Füßen gekniet hatte, war ein tiefer Schnitt gemacht, und als sie zu dem Bild

aufblickte, dessen Vorhang zur Seite gezogen war, fuhr sie zusammen. In der Herzgegend saß ein Dolch, der bis an den weißen Elfenbeinschaft hineingestoßen war. Sie empfand es wie einen Stich in ihrem eigenen Herzen und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Dolchstoß ihr zugebracht und sicher auch sein Ziel getroffen hätte, wenn sie in dem Augenblick, wo er die Wahrheit erfuhr, bei ihm gewesen wäre.

---

Helen kam am selben Abend nach Kalkutta und kehrte im Grand-Hotel ein. Am nächsten Vormittag fuhr sie, wie sie es Dasturan Dastur versprochen hatte, mit den kleinen Mädchen zum Orphanat der Parsen. Es lag in der Gegend, wo sich die großen Krankenhäuser befanden – ein zweistöckiges Gebäude mit einer Säulenhalle, in einem alten Garten, der von der Welt durch eine hohe, verfallene Mauer abgeschlossen war.

Ein alter Pförtner, in dem langen, weißen Mantel der Parsen, deren Helen sich noch aus Bombay erinnerte, trat an ihren Wagen. Als er ihren Auftrag erfahren hatte, führte er sie und die kleinen Mädchen durch eine kleine Tür im Tor. Sie warteten in der schattigen Halle, während der Pförtner sie der Vorsteherin meldete.

Helen setzte sich und blickte über den gutgehaltenen Rasen mit dem dichten, dunklen Gras, das ihr auch in dem Garten der Toten in Bombay aufgefallen war; auch die kleinen Blumenbeete erkannte sie wieder, die in geometrischen Mustern geordnet und von schmalen, kiesbelegten Wegen getrennt waren.

Ein wundersamer Friede lag auf diesem Plätzchen, das an allen Seiten von dem Getümmel der großen Stadt umgeben war. Hier werden die Kinder es gut haben, dachte Helen. Der Abschied machte sie beklommen. Sie erinnerte sich, was sie an jenem Tage, als Dasturan Dastur ihr die Kinder übergab, gefühlt hatte: wenn ich mich von ihnen trennen muß, wird es von neuem ein Herzweh für mich sein. Sie zog die beiden Kleinen so plötzlich und heftig an sich, daß sie sie erstaunt anblickten.

Bei dem Laut von gleitenden Schritten blickte Helen sich um. Vor ihr stand eine große, etwas behäbige Frau mittleren Alters mit dem langen, faltenreichen Florschal der Parsen um den Kopf. Ihr Blick begegnete Helens mit einem herzlich forschenden Ausdruck. Von Helen glitt ihr Blick über die beiden kleinen Mädchen; sie redete sie in ihrer eigenen Sprache an, und die Kleinen blickten verwundert und froh zu ihr auf. Da verzogen sich ihre Lippen zu einem ungewöhnlich schönen Lächeln und jetzt erst neigte sie den Kopf und reichte Helen die Hand zum Gruß.

Helen überreichte ihr Dasturan Dasturs Brief. Nachdem sie ihn gelesen hatte, faltete sie ihn zusammen, neigte den Kopf mit einer eigenen ehrerbietigen Bewegung – Helen begriff, daß es eine Huldigung für den Priester bedeutete, bat Helen, in einem großen Korbstuhl Platz zu nehmen und setzte sich selbst ihr gegenüber.

Sie fragte, und Helen erzählte von ihrem Aufenthalt in Bombay, von Schehanna und ihrer Begegnung mit dem Obersten der Parsen.

Viele Minuten waren noch nicht vergangen, als die natürliche Mütterlichkeit der Vorsteherin die beiden Kleinen gewonnen hatte.

Helen sah, wie sie sich an ihren Schoß schmiegen, während die Finger der Vorsteherin mit ihren schwarzen Locken spielten. Sie werden mich schnell vergessen, dachte sie und erhob sich, um den Abschied kurz zu machen.

Die Vorsteherin lud sie zum Frühstück ein, Helen aber entschuldigte sich damit, daß sie zum Augenarzt müsse und erzählte von ihrer Krankheit. Die Vorsteherin sah ihr prüfend in die Augen und empfahl ihr das große Eden-Hospital, das in der Nähe lag. Sie nannte ihr den Namen des Arztes, nach dem sie fragen sollte, riet ihr, es nicht aufzuschieben und lud sie ein, so oft sie Lust hatte, ihre Schützlinge zu besuchen.

Helen stand einen Augenblick zögernd, den Blick auf die Kleinen geheftet, deren Aufmerksamkeit sich von der Vorsteherin zu einer rotierenden Gartenspritze gewandt hatte, die ein Gärtner gerade auf dem Rasen in Gang setzte. Sie kniete nieder, zog sie an ihre Brust und küßte sie. Darauf erhob sie sich, indem sie mit ihrer Bewegung kämpfte; die Vorsteherin nahm ihre beiden Hände und dankte ihr im Namen der Parsen.

Helen war nicht imstande, etwas zu sagen; sie eilte hinaus, wo der Pförtner wartete. Die Vorsteherin wollte sie mit den Kindern zum Wagen begleiten, Helen aber forderte sie mit einer Handbewegung auf, davon abzulassen. Ohne sich noch einmal umzublicken, ging sie mit schnellen Schritten durch den Garten, von dem Pförtner gefolgt. Als die Bäume sie vor den Kindern verbargen, hörte sie sie weinen und nach ihr rufen. Sie war drauf und dran, umzukehren, da aber hörte sie die sanfte Stimme der Vorsteherin und das Weinen verstummte.

Als Helen im Automobil saß, wunderte sie sich, daß sie so leicht über den Abschiedsaugenblick hinweggekommen war, vor dem sie sich die ganze Zeit gefürchtet hatte. Sie prüfte ihr Herz und fühlte, daß es nicht Mangel an Liebe war, das ihren Sinn so leicht, ja, fast heiter stimmte. Im Gegenteil. Seit jener Nacht in Benares war eine seltsame leuchtende Gewißheit in ihrem Herzen, eine Hoffnung, die sich durch nichts verdunkeln ließ. Selbst die Schmerzen in ihren Augen, die jetzt wieder häufiger und heftiger geworden waren, seit die Bäder der Rani aufgehört hatten, vermochten ihr Gemüt nicht zu verdüstern.

Helen fuhr geradeswegs zum Eden-Hospital – ein großes, modernes Krankenhaus, in der Nähe des medizinischen Kollegiums. Es war ein Hospital für Frauen und Kinder, wo die Schwestern von St. Johannis als Pflegerinnen wirkten.

Der Arzt, ein junger Schotte, mit scharfen, kalten Augen in einem gelblichen Gesicht, untersuchte sie sorgfältig. Er fragte sie nach dem Verlauf der Krankheit und was sie bisher dagegen getan habe. Als sie von der Kur der Rani erzählte, horchte er interessiert auf; er wollte wissen, was die Rani in das Badewasser gemischt hatte. Da sie es nicht wußte, sagte er nach kurzer Ueberlegung:

»Es war ein großer Fehler, daß Sie nicht gleich in Bombay zum Arzt gegangen sind. Unzweifelhaft hat die Behandlung der Rani die Krankheit zum Stillstand gebracht, was es auch für eine Wunderkur gewesen sein mag. Die Sache aber ist sehr ernst, und ich rate Ihnen dringlichst, hier in der Klinik zu bleiben.«

»Welcher Gefahr setze ich mich aus, wenn ich nicht hierbleibe?« fragte Helen.

Der Arzt sah ihr noch einmal in die Augen, zögerte, als überlege er, ob er sprechen oder schweigen sollte, zuckte die Achseln und sagte, indem er sich erhob, mit einem kleinen diplomatischen Lächeln: »Nun, der Gefahr, nicht geheilt zu werden.«

Helen betrachtete ihn eine Weile. Dann sagte sie entschlossen und lächelnd:

»Gut, ich bleibe.«

Bei ihrem Lächeln blickte er sie etwas erstaunt an, nickte dann und sagte ermunternd wie zu einem Kind, das sich beugt:

»So ist's recht.«

Während Helen zum Hotel zurückfuhr, um ihre Sachen zu ordnen, wunderte sie sich wieder über sich selbst.

Sie würde in dieser großen fremden Stadt krank im Hospital liegen – in der furchtbaren Hitze – ohne die Gesellschaft der Kinder – fern von allen, die ihr teuer waren – und dennoch war sie weder bitter noch betrübt. Die unbegreiflich leuchtende Gewißheit, die unauslöschliche Hoffnung in ihrem Herzen hob sie über alles hinweg.



Von Kalkutta bekam Helen nichts zu sehen.

Sie lag in einem hohen, luftigen Zimmer mit Kompressen auf den Augen. Vor den großen Fensterbögen waren dunkle Vorhänge, aber die Atemzüge der großen Stadt tönnten Tag und Nacht zu ihr hinein.

Der Arzt kam jeden Vormittag zu ihr, und Schwester Mary erneuerten die Kompressen viermal täglich mit ihren sanften Händen. Wenn sie nicht sehr beschäftigt war, setzte sie sich nach dem Mittagessen an ihr Bett und las ihr vor.

Stundenlang war Helen mit ihren Gedanken allein, und diese Zeit dünkte sie die schönste. Sie dachte an Ralph, ihr ganzes Wesen war von ihm erfüllt. Auch in der Wüste hatte sie mit Liebe an ihn gedacht, damals aber war es ein Gefühl, das das Licht verdunkelte und ihr Gemüt verschloß – sie erinnerte sich, wie sie in der weißen Villa gedacht hatte: Ich, die ich auszog, um Gott und mich selbst zu suchen, gebe mich bereits damit zufrieden, daß ich einen Mann gefunden habe. – Damals ahnte sie nicht, daß gerade das der richtige Weg war.

Bisweilen, wenn sie dem Leben draußen lauschte, stieg ein übermächtiges Liebesverlangen in ihr auf, so daß sie die Arme ausbreitete und wünschte, daß sie alles Lebende an ihre Brust drücken könnte. Es war ihr, als hörte sie ihren eigenen Herzschlag in allem, was sich um sie her rührte. Sie fühlte, daß der Zusammenhang des Lebens einst strahlend in ihrem Gemüt offenbart werden würde. Sie kannte undeutlich den Weg, den sie geführt worden war und dachte: Darum mußte ich Ralph in der Wüste entsagen, darum mußte ich Schehanna verlieren, darum liege ich hier und leide Schmerzen – das alles ist der Weg – und der Preis.

Auf diese Weise waren zwei Wochen vergangen, nur von den Besuchen unterbrochen, die die Vorsteherin des Orphanats ihr mit den Kindern machte. Darauf durfte sie das Bett verlassen und ohne Kompressen sein, das Zimmer aber mußte halbdunkel bleiben, und sie durfte ihre Augen nicht zu Handarbeiten gebrauchen und nur wenig lesen.

Helen merkte an der Wortkargheit des Arztes, daß er nicht mit ihr zufrieden war. Sie fragte Schwester Mary, und die Krankenpflegerin räumte ein, daß die Besserung sehr

langsam vorwärts gehe, es wäre ein großer Fehler gewesen, daß Helen versäumt hätte, beizeiten zum Arzt zu gehen.

Nachdem sie eine Woche außer Bett gewesen war, durfte sie in dem kleinen schattigen Garten sitzen, mit einem Schirm vor den Augen. Eines Tages erlaubte der Arzt ihr, den Schirm abzulegen. Nachdem einige Tage vergangen waren, ohne daß die Schmerzen zurückkehrten, sagte er, daß die Natur jetzt das übrige tun müsse. In der staubigen, sonnigen Stadt aber durfte sie nicht bleiben. Bereits vor einigen Wochen hatten alle Europäer sich zu den Badeplätzen auf dem Vorgebirge des Himalaja begeben. Und er riet ihr, nach der Villenstadt Darjeeling zu reisen, die siebentausend Fuß überm Meeresspiegel lag. Dort hatte das Eden-Hospital ein Sanatorium für Rekonvaleszenten; die Luft war staubfrei, stark ozonhaltig, echte Bergluft; dort war jetzt Frühling mit keimenden Kräutern und grünenden Büschen.

---

Es war strömender Regen, als Helen mit Schwester Mary die Sealdah-Station verließ.

Vom Abteil aus, das mit freistehenden Sesseln wie ein Salon möbliert war, sah Helen, wie die Erde durch Spalten und Risse die Feuchtigkeit einsog. Die Felder waren von der Hitze rissig geworden, das Gras verwelkt; Büsche und Blätter hingen schlaff und verquält, bei dem erquickenden Bad aber richteten sie sich auf, Helen konnte sehen, wie Leben sie von neuem durchströmte. Die Reisfelder dampften im Regen, ein Bach nach dem anderen wurde geboren und suchte sich einen Weg zu dem heiligen Fluß.

Auf der Dampffähre, die Passagiere und Gepäck über den Ganges setzte, wurde das Mittagessen an zwei langen Tischen auf Deck eingenommen. In zwanzig Minuten hatte man das andere Ufer erreicht, wo der Eilzug wartete.

Es regnete nicht mehr, die Luft war abgekühlt. Auf dem Bahnsteig gingen Helen und Schwester Mary von Abteil zu Abteil und lasen die Namen auf den Schildern, bis sie die Plätze fanden, die für sie reserviert waren.

Bevor der Zug abfuhr, war es Nacht geworden. Der Reisediener, den Schwester Mary aus dem Krankenhaus mitgenommen hatte, kam herein und machte die Betten zurecht; Helen war müde und ging gleich zur Ruhe.

Bei Tagesgrauen wurden sie vom Zugführer geweckt, der ihnen mitteilte, daß der Zug in einer halben Stunde in Silliguri sein würde, wo sie in die schmalspurige Bergbahn umsteigen mußten.

Auf dem Bahnhof war reges Leben, dunkle Bengalen und hellere Bergbewohner, die nach dem Süden reisen wollten, mit Bündeln auf dem Rücken, drängten sich durcheinander. Das Signal ertönte und die kleine Bahn mit der außerordentlich starken Maschine setzte sich in Bewegung.

Nach einer halbstündigen Fahrt durch eine fruchtbare Ebene mit indischen Bauernhöfen und europäischen Plantagen, fing das Terrain an zu steigen. Die schmale Bahnlinie lief auf den äußersten Abhängen des Himalaja in Schlangelinien durch den Urwald.

Palmen und Pisang wechselten mit tausendjährigen Feigenbäumen. Armdicke Lianen breiteten sich zwischen den Aesten und Stämmen, indem sie die Bäume zu einem Staat zusammenbanden, der sowohl niederdrückte, wie aufrichtete. Durch das üppige, dunkelgrüne Laub schimmerte ein

grauweißer Stamm nackt und hohl, das Skelett eines Baumes, der sich noch aufrecht hielt, weil das kräftige Schlingwerk ihn vorm Umfallen bewahrte.

Der Weg wurde steiler und steiler, die Kurven der Geleise kühner und kühner, bald lag ein waldbewachsener Abgrund zur rechten, bald zur linken Seite.

Sie stiegen und stiegen in Kurven und Schleifen. Sie sahen die Eisenbahnschienen, die sie vor einer halben Stunde befahren halten, tief unter sich in einem Abgrund leuchten. Sie erreichten die Zone, wo Palmen nicht mehr gedeihen; noch ein Stück, und die Pisangs wurden klein und verkrüppelt und winkten so seltsam unterdrückt mit ihren breiten Flossen. Unter ihnen lagen die waldbekleideten Täler in bläulichem Dunst ineinander verschlungen.

Es wurde kälter und kälter, sie mußten die Fenster schließen. Mächtige Teeplantagen bekleideten die südlichen Abhänge mit ihrem Dunkelgrün, woraus die Bungalows der Angestellten wie weiße Punkte hervorleuchteten. Die Stationsgebäude wurden kleiner und kleiner, die Bergwände grau und kahl. Die tropische Welt lag jetzt tief auf dem Grunde des blauen Dunstes, darüber erstreckten sich die hellen Haine der Laubbäume, bis auch sie den dunklen Eichen, Tannen und Fichten Platz machten.

Helen blickte in einen Abgrund hinab, der so tief war, daß sie seinen Boden nicht mehr sehen konnte; die in der Felswand eingehauene Bahnlinie, woran der Zug sich klammerte, war ganz schmal. Von Schwindel erfaßt, schloß sie die Augen und griff nach dem Fensterrahmen.

Plötzlich wurde der Weg breiter, Haus folgte auf Haus, freundliche kleine Gärten schimmerten mit Veilchen, Schlüsselblumen und blühenden Büschen. Dazwischen lief ein

Fahrweg, wo tibetanische Tagelöhner mit ihrem Bündel auf dem Rücken standen und dem Zug mit schiefen Augen in dem flachen Gesicht zulachten.

Der Zug hielt. Man war in Darjeeling.

Helen stieg aus und befand sich in einer Villenstadt mit gut gehaltenen Wegen und Gärten in strahlendem Frühlingsgewand. Ihr war, als wäre sie im Laufe von achtzehn Stunden von dem erstickenden Sommer des Aequators zu einem Frühlingstag in einem norwegischen Gebirgsdorf gereist. Sie atmete die kühle Luft in tiefen Zügen und wickelte sich fester in ihre Reisedecke ein. Rings am Horizont reckte der Himalaja seinen Riesenkörper wie einen Midgardswurm zum Himmel. Lächelnde Tibetanerinnen mit munteren Augen, in langen Arbeitskitteln, Gürtel um die Taille, sprangen herzu und ergriffen das Gepäck; das waren die Gepäckträger der Stadt.

Während sie zum Hotel fuhren, bekam Helen bei einer Biegung des Weges einen Ausblick über das mächtige Talgebiet, das sie eben durchfahren hatte, ein weißer Nebel aber verdeckte den Abgrund.

Schwester Mary folgte der Richtung ihres Blickes und sagte:

»Können Sie sehen, daß die Wolken unter uns sind?«

Helen antwortete nicht, sie wiederholte im stillen: »Jetzt sind die Wolken unter mir.«

Und es war ihr, als ob die Worte eine doppelte Bedeutung hätten.

Ralph hatte sich vorgenommen, Helen zu suchen, nicht um sich ihr gegen ihren Willen aufzudrängen, sondern um ohne ihr Wissen bei der Hand zu sein, wenn sie Hilfe nötig hätte, weil sie jetzt allein war. Sie hatte ihm geschrieben:

Ob wir uns wiedersehen liegt in der Hand des unbekanntes Gottes. Das war ja ganz schön, die Hauptbedingung aber, daß sie sich trafen, war doch, allen Rätseln zum Trotz, daß ihre Wege sich kreuzten.

Das erste was Ralph tat, als er nach Agra kam, war, sich in allen vier Hotels der Stadt zu erkundigen, ob dort eine junge Dame ihres Namens gewohnt habe, oder noch wohne.

An drei Stellen sagte man gleich nein, und das Fremdenbuch enthielt keinen Namen, der als Helens gedeutet werden konnte. Im vierten Hotel aber bedachte der Portier sich einen Augenblick und fragte dann, ob es eine Witwe mit zwei kleinen Mädchen und einem Diener sei. Ralph schüttelte den Kopf und bat um das Fremdenbuch. Daß man sie für eine Witwe hielt, mochte ein naheliegendes Mißverständnis sein, da sie allein reiste. Daß sie sich einen Diener verschafft hatte, war nicht unmöglich, aber die kleinen Mädchen! – Das Buch enthielt keine Erklärung. Der Name, den der Portier als den der Witwe bezeichnete, war ganz unleserlich, offenbar von dem Diener im Namen seiner Herrin geschrieben.

Nachmittags fuhren Ralph und Davis nach Taj Mahal, um das Grabmal in Abendbeleuchtung zu sehen, ebenso wie Helen es getan hatte.

Ralph war die ganze Zeit mißmutig und schweigsam, war den Schönheiten des Grabmals nur widerstrebend zugänglich und schlug auf dem Heimweg Davis vor, der damit ganz einverstanden war, daß sie am nächsten Morgen abreisen wollten. Professor Davis, der alles schon von früher kannte, strebte vor allem Kalkutta zu, dem wichtigsten Ziel seiner Reise.

Als Ralph alle Hotels in Agra aufsuchte, hatte Davis über seinen Landsmann gelächelt, der, wie er sagte, sich persönlich davon überzeugen wollte, ob Cook ihnen auch das beste Hotel der Stadt angewiesen hätte. Als sich aber genau dasselbe in Delhi wiederholte, gab Davis seiner angeborenen Neugierde nach, fuhr zu den Hotels und forschte die Portiers aus.

Als er hörte, daß Ralph nach einer Dame gefragt hatte, beruhigte er sich. Sieh, sieh, dachte er, also verliebt! Darum seine kühle Ruhe gegen schöne und leicht zugängliche Frauen, die sie auf ihrer Reise getroffen hatten. Davis hatte sich oft darüber gewundert – ein Millionär und Junggeselle in seinen besten Jahren!

In Delhi ging es wie in Agra: Als seine Nachforschungen ein negatives Resultat ergaben, verlor Ralph alles Interesse an der Stadt. Als sie von einer Ausfahrt zu der berühmten Festung zurückkehrten, schlug er Davis vor, schon am nächsten Tag nach Benares weiterzureisen, und Davis hatte nichts dagegen.

Auch in Benares hatte Ralph kein Glück. Er erfuhr von der Witwe mit den kleinen Mädchen und dem Diener, von Helen aber keine Spur. Indessen fesselte ihn das Leben in der heiligen Stadt so sehr, daß er den Affentempel, den Weisheitsbrunnen besichtigte und zusammen mit Davis die Fahrt auf dem Fluß längs der Verbrennungs- und Badegahts machte.

Sein Auge streifte den weißen Palast mit den Teppichen auf den Balkons und den offenen Fensterbögen, sein Sinn aber war nicht empfindsam genug, um die Ausstrahlung von Helens Wesen an diesem Ort, wo ihr Gemüt einen neuen Keim getrieben hatte, nachzufühlen.

Als die Fahrt zu Ende war, und sie vom Kahn die niedrigen Stufen zu dem wartenden Wagen hinaufgestiegen waren, sah Ralph plötzlich zwischen der Schar staubiger Pilger die merkwürdige, trichterförmige Kopfbedeckung des heiligen Bettlers, den sie vor Gamâls Zimmer getroffen hatten.

»Sehen Sie dort!« Ralph zeigte auf die Stelle, wo er eben noch den Mann gesehen hatte, aber weder er noch Davis konnten ihn mehr sehen. Bevor sie den Platz erreichten, wo die Gruppe saß, hatte er sich zu einem der anderen Gahts begeben.

»Er ist ja nicht der einzige von der Sorte!« sagte Davis.

Nachdem sie zu Mittag gegessen hatten, setzten sie sich auf das Dach des Hotels und genossen ihre Abendzigarre und den Whisky in der funkelnden Nacht.

Da weckte ein leises Rascheln des Laubes unten im Garten Ralphs Aufmerksamkeit. Er beugte sich vor und blickte hinunter. Unter den Büschen am Rande eines Weges, der zu den Hotelfenstern führte, bewegte sich etwas Weißes; es war, als ob ein ungeheurer Pilz längs des Weges vorwärtskröche. Bei einer Biegung wurde der Pilz plötzlich ganz sichtbar und Ralph meinte, daß er die Kopfbedeckung des Sannyasis erkennen könne. Er berührte Davis' Arm; der aufmerksame Amerikaner aber saß bereits lautlos da, wie ein Raubtier auf dem Sprung und machte ihm mit den Brauen ein Zeichen sich nicht zu rühren. Sie wurden von der Balustrade der Terrasse verdeckt und ihre weißen Anzüge waren nicht von der weißen Mauer zu unterscheiden.

Sie sahen, wie die Gestalt zur Hotelmauer kroch, sich langsam daran entlangschlich und die niedrigen Fenster erreichte. Darauf richtete sie sich auf und guckte der Reihe

nach in die Fenster hinein. Schließlich verschwand sie um die Ecke.

Davis starrte unbeweglich in die Richtung, wo die Gestalt verschwunden war, als ob er sie an die Stelle festnageln wollte. Dann begannen seine breiten Kiefer zu kauen, wie oft seine Art war, wenn er tief über etwas nachdachte.

»Ich glaube, daß wir hier nicht ganz sicher sind,« sagte er schließlich und erhob sich.

»Haben Sie Angst?« neckte Ralph.

Davis ging zur Treppe, ohne zu antworten.

Als sie sich in ihren Zimmern befanden, sagte Davis, der die Schlösser seiner Koffer prüfte, als ob Ralph jetzt erst gefragt hätte:

»Angst? Haben Sie mein Abenteuer mit den Brahmanen in Madura vergessen?«

»Meine Handtasche wurde mir gestohlen, bevor Sie Ihr Abenteuer halten – und Kotagiri liegt mindestens hundert englische Meilen von Madura entfernt. Eine Verbindung zwischen diesen beiden Begebenheiten kann wohl nicht gut bestehen? Außerdem wurde der Diebstahl ja aufgeklärt. Sie vergessen die Korava-Bande.«

»Was wollten die elenden Räuber, die weder lesen noch schreiben konnten, mit Ihren Papieren?«

Ralph lachte.

»Viel Freude werden sie freilich nicht daran haben, selbst wenn sie sie den Brahmanen überlassen. Geheimnisse finden sie nicht darin.«

»Was wollte der Sannyasi in Gamâls Schlafzimmer?«

Jetzt begann Ralph zu verstehen.

»Ah, Sie meinen, daß diejenigen, die meine Papiere durchschnüffelten, auch Gamâl in die Karten sehen wollten, als sie erfuhren, daß ich ihn kannte. Oder —?«

Alles, was er in Aegypten von der Mahdi-Bewegung gehört, was Gamâl und Abdul-Hassan von der Auflösung derselben und ihrer Flucht erzählt hatten, tauchte in seiner Erinnerung auf. War Gamâl solch gefährliche Bekanntschaft, daß man verdächtigt wurde, wenn man mit ihm verkehrte?

»Jetzt verstehe ich,« sagte er und lächelte. »Sie riskieren Ihre Handtasche, vielleicht auch Ihr Leben, wenn Sie mit jemand reisen, der Gamâl kennt.«

Davis biß sich in die Lippen.

»Finden Sie eigentlich, daß mein Erlebnis in Madura auf Feigheit schließen läßt? — Wie *Sie* darüber denken, weiß ich nicht. In *meine* Reisepläne aber paßt es nicht, wenn ich in einen Hinterhalt gerate und spurlos von der Welt verschwinde. In Indien ist alles möglich, sage ich Ihnen, und —«

Er hielt inne und überlegte einen Augenblick, bevor er fortfuhr.

»Es ist jetzt das dritte Mal, daß wir den Sannyasi in einer verdächtigen Situation antreffen. Der arme Asket hat offenbar Pech, denn es ist doch ein höchst fataler Zufall, daß wir ihn auf dem Korridor vor Gamâls Zimmer trafen und nun hier in der stillen Nacht wachen. Ich meine aber, daß wir es als eine wiederholte Warnung betrachten und der Vorsehung dankbar sein sollten. Ich weiß nicht, was *Sie* beabsichtigen, *ich* aber reise morgen nach Kalkutta und werde mich dort inkognito aufhalten. Die Stadt ist groß genug, daß man sich dort auch als Weißer verbergen kann. Ich will mich in meiner Reise nicht von farbigen Banditen stören lassen, die

von irgendeiner unbekanntem Macht auf uns gehetzt werden.«

Mit leiser Stimme fügte er hinzu, indem er jedes Wort wog:

»Die Zeiten sind heutzutage so, daß jeder Fremde verdächtigt wird, und zwar von mehreren Seiten; wer einen Schritt von dem gebahnten Weg des Touristen abmacht, setzt sich einer heimlichen Verfolgung aus, dessen Ende er nicht übersehen kann.«

Ralph überlegte eine Weile, indem er seinen hellen Blick auf Davis heftete. Dann klatschte er in die Hände und sagte:

»Inkognito in Kalkutta, ja, das ist gut. Dann bekommen wir mehr zu sehen als die Hotels. Hier meine Hand – ich reise mit.«

Im geheimen aber dachte er an Helen. Inkognito! Wenn sie ihn mit Vorsatz mied, würde er sie auf diese Weise leichter finden können.

Als Ralph und Davis nach Kalkutta kamen, ließen sie ihr Gepäck am Bahnhof stehen und fuhren gleich zu Herrn Janoji Rao, einem vornehmen Inder, an den Davis von einem Universitätsschüler, einem jungen Hindu, Sri Rama, empfohlen war.

»Rao bedeutet Fürst,« erklärte Davis, »es ist ein Name, den alle Brahmanen aus dem Mahrattageschlecht, dem Janoji angehört, führen. Uebrigens ist er wirklich aus einem Rajahgeschlecht von einem der vielen kleinen Staaten in Rajputana, dem Lande zwischen Bombay und Delhi, die alle unter britischer Oberhoheit stehen. Den Fürsten wird von einem politischen Agenten auf die Finger gesehen, der über ihre Politik und Wirtschaft wacht; im übrigen regieren sie selbst.«

»Das heißt mit anderen Worten: man hat den Kern genommen, und ihnen edelmütig die Schalen überlassen.«

»So kann man es auch nennen. Vergessen Sie aber nicht, daß, bevor die Weißen den Kern nahmen, wie Sie sagen, diese Fürsten nichts anderes taten, als sich gegenseitig die Kerne zu rauben, während die armen Untertanen mit Leib und Gut dafür bezahlen mußten. Jetzt dagegen herrscht Ruhe und Ordnung in ihren Ländern.«

Ralph schwieg und dachte über seine Worte nach.

Janoji Rao wohnte in dem ersten Hotel der Stadt, auf der breiten Cowinghee-Street, der vornehmsten und belebtesten Straße des europäischen Viertels.

Davis schickte seine und Ralphs Karte zu ihm hinauf. Nach einigen Minuten erschien ein großer, schwarzbärtiger Hindu, mit einem strengen, verschlossenen Gesicht, in der Halle, grüßte feierlich und machte ihnen ein Zeichen, ihm zu folgen.

»Warum wohnt solch vornehmer Mann in einem Hotel?« fragte Ralph, indem sie den langen, halbdunklen Korridor entlanggingen.

»Er ist ein Abtrünniger!« Davis senkte seine Stimme mit Rücksicht auf den Diener, der natürlich Englisch konnte obgleich er sich ganz verständnislos stellte, »er hat in Oxford studiert, in Paris und Belgien gewohnt und sich in den Vereinigten Staaten aufgehalten, sehr gegen den Willen seiner Familie. Er kehrte unheilbar europäisch im Aeußeren und in seinen Lebensgewohnheiten zurück. Seine Familie betrachtete ihn als einen verlorenen Sohn. Seine Mutter, die alte verwitwete Rani in Rajputana, wollte ihn nicht einmal in seiner neuen Kriegsmalerei empfangen. Wenn man meinem

Hinduschüler aber Glauben schenken darf, so gingen der Familie bald die Augen dafür auf, was es mit seinem Abfall für eine Bewandtnis hatte. Der Europäismus war eine Maske, unter der es ihm glückte, für das ›junge Indien‹ zu wirken, die Bewegung zu organisieren. Jetzt macht die Familie sich Sorge darüber, daß er *zu* hinduistisch ist. Und es müßte merkwürdig zugeben, wenn die *Regierung* nicht dieselbe Entdeckung gemacht hat, denn Kalkutta ist das größte Spionennest der Welt. Die Regierung belauert die Eingeborenen und die fremden Weißen, besonders die Deutschen und Russen; die Brahmanen belauern die Regierung; die Fremden die aufrührerischen niederen Kasten und Anhänger der verschiedenen neureligiösen Bewegungen, die sich wiederum gegenseitig belauern. Innerhalb der rechtgläubigen Kasten belauert man sich gegenseitig, ob auch die Kastenregeln innegehalten und dem Geist der um sich greifenden Auflösung keine Zugeständnisse gemacht werden, und mitten dazwischen sitzen Japaner in ihren Gespinsten und belauern die ganze Gesellschaft, um kleine nützliche Winke für die Regierung in Tokio zu sammeln.«

»Wenn *Sie* bereits so viel von Janoji wußten, bevor Sie noch im Lande waren, ist es begreiflich, daß die Regierung auch allerhand weiß.«

»Dazu ist zweierlei zu bemerken. Erstens bin ich Amerikaner und nicht Engländer. Zweitens bin ich in meiner Stellung als Universitäts-Professor, besonders genanntem Schüler Sri Rama gegenüber, als erklärter Freund der Nationalisten aufgetreten. Allein kraft meiner Wissenschaft bin ich ein Beschützer des Rechtes aller Rassen. *Mir* kann man vieles anvertrauen, wie revolutionär es auch sein mag. Das wußte Sri Rama besser als einer.«

»Aha!« sagte Ralph und lachte.

Davis verzog keine Miene.

»Ich brauche Sie wohl nicht erst um äußerste Diskretion für das zu bitten, was ich Ihnen freundschaftlich von diesen Dingen mitteile,« sagte er feierlich.

»Bewahre!« antwortete Ralph. Ihre Blicke begegneten sich, ein plötzlicher Blitz von Unwillen traf Davis aus Ralphs scharfen Augen.

»Was ist seine bürgerliche Stellung?« fragte Ralph kurz darauf.

»Er ist ein Kollege von mir, insofern, als er die indischen Sprachquellen in der Bibliothek der hiesigen asiatischen Gesellschaft studiert. Uebrigens behauptet Sri Rama, daß er im geheimen Eigentümer mehrerer revolutionärer Zeitungen in Bengalen und Rajputana ist.«

»Was wollen Sie von ihm?«

»Er kann mir bei meinen Studien von Nutzen sein,« sagte Davis nach kurzem Zögern.

»Ist es noch weit,« fragte er den Diener, der voranging. Der große Hindu zeigte auf das Ende des Korridors, merkte aber im selben Augenblick, daß er überrumpelt worden war, als er verraten hatte, daß er die englische Sprache verstand. Er drehte sich hastig wieder um, und Davis sah Ralph lächelnd an.

»Ich hoffe,« flüsterte Davis, »daß Rao uns zu einer der Sitzungen mitnehmen wird, die in der Villa seines Onkels, eines alten, reichen Mannes, vor der Stadt abgehalten werden. Wenn Rao den Sitzungen beiwohnt, trägt er sein Mahratta-Kostüm, ebenso wie andere. Auch wenn er seine alte Mutter besucht; in einem anderen Kostüm will sie ihn nicht empfangen.«

»Wie gut Sie Bescheid wissen!«

Davis lächelte.

»Ich unterrichte mich über alle diejenigen, die mir von Nutzen sein können.«

Jetzt waren sie am Ziel angelangt.

Der Hindu riß die Tür weit auf, zog sich ganz in den Hintergrund zurück und ließ die Fremden eintreten.

Sie befanden sich in einem hohen Eckzimmer, mit zwei großen Fenstern, von denen das eine zur Esplanade, das andere zu einem vornehmen Eckhaus in der Seitenstraße hinausging.

Ralph hatte eine stillose Einrichtung von europäisch-amerikanischem Zuschnitt, mit orientalischen Elementen vermischt, erwartet; Herrn Raos Zimmer aber hatte nicht das geringste Exotische an sich.

Ein tiefer, weicher Teppich von derselben Grundfarbe wie die Tapeten an den Wänden, stimmte harmonisch mit den Sesseln überein, die an der Wand zwischen hohen Bücherborden standen. Eine geschmackvolle Bronzekrone an der Decke, vorm Fenster ein riesengroßer Schreibtisch, schwarz mit elfenbeinerner Schreibgarnitur. Mitten im Zimmer ein viereckiger Tisch mit Prachtwerken. Ein niedriger, breiter Diwan mit dunklem Leder überzogen, und einige Klubsessel im selben Stil.

Das Zimmer war leer. Ralph hatte Zeit, sich die Bilder an den Wänden anzusehen: da waren erstklassige Photogravüren, ein Rembrandtporträt, ein Millet, Murillos Maria mit dem Kind, nichts, das einen persönlichen Geschmack verriet, nichts Intimes. In der Ecke zwischen den Fenstern aber entdeckte er auf einem Tischchen eine kostbare Wasserpfeife; endlich einmal etwas Orientalisches. Und jetzt begriff er

auch, was es für ein eigentümliches Parfüm war, das das Zimmer füllte: ein Duft von Honig, welken Rosen, feinem Weihrauch, türkischen Zigaretten, all die Bestandteile, woraus ein ausgesuchter Wasserpfeifentabak zusammengesetzt ist.

Da ging die Tür auf und ein hoher, schlanker Mann in den Dreißigern kam herein.

Auf den schmalen Schultern trug er einen stolzen, schlanken Kopf, mit bläulichen Bartschatten von den Ohren bis zum Kinn. Das schwarze Haar legte sich glatt an die hohlen Schläfen; ein schimmernder weißer Scheitel reichte von der blanken Stirn bis zu dem hohen Kragen im Nacken. Die Gesichtsfarbe war beinah europäisch, mit einem gelblichen Rand um die tiefliegenden, glanzlosen Augen. Die Nase war fein gebogen, schmal und groß. Um die blauroten, hübsch geschwungenen Lippen, die dem Gesicht Ausdruck verliehen, hatten leidenschaftlicher Zorn, leidenschaftliche Freude und Kummer eine Spur gegraben.

»Ich bin Professor Davis!« sagte Davis, als Raos Blick fragend von einem zum andern ging, und er trat lächelnd mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. Rao faßte sie mit seiner langen, schmalen Hand und behielt sie, bis Davis Ralph vorgestellt hatte.

»Das ist mein Freund Ralph Cunning, Ingenieur aus Neuyork, berühmt wegen seiner ›Himmelsbrücke‹.«

Rao lächelte und drückte Ralph die Hand.

»Es freut mich sehr – bitte nehmen Sie Platz.«

Er sprach englisch, fast ohne Akzent; seine leichte Verbeugung, die elegante Handbewegung, mit der er sie zum Sitzen aufforderte, waren die Manieren eines Weltmannes. Ralph betrachtete ihn mit wachsendem Interesse, während

Davis das Wort führte und die ganze Liebenswürdigkeit aufbot, über die sein Lächeln und sein kraftvoller Blick verfügten.

Als Davis seinen Schüler Sri Rama nannte, wurde der Ausdruck in Raos höflich lauschendem Gesicht zum erstenmal persönlich. Die glanzlosen Augen bekamen Blick, die Spur um den Mund zeigte Freude. Er beugte sich näher zu Davis und fragte:

»Wie geht es ihm?«

Davis sprach sich voll Lobes über seinen Schüler aus, hob seinen Fleiß und seinen Charakter hervor und fügte hinzu:

»Er und ich haben ganz dieselben Anschauungen, dieselben Sympathien. Ich bin stolz auf sein Vertrauen.«

Raos Wangen färbten sich mit leisem Rot; er beugte leicht den Kopf, als sei er es, dem das Lob galt, und als Davis seine Briefftasche herausnahm und ihm den Brief überreichte, den Sri Rama ihm zur Empfehlung mitgegeben hatte, zeigte die Spur um den Mund ein wirkliches Lächeln, ein warmes und edles, das Ralph erfreute.

Während er las, bewegten Raos Lippen sich, vielleicht weil sie den Worten folgten, vielleicht weil sie von Bewegung zitterten. Darauf faltete er den Brief zusammen und steckte ihn zu sich. Ein feuchter Glanz war in seinem Auge, als er sich zu Davis beugte und sagte:

»Ich bin mit Sri Rama verwandt und liebe ihn wie einen Sohn oder einen jüngeren Bruder; seine Freunde sind auch meine Freunde.«

Der Brief hatte sein Wesen verändert. Seine Stimme hatte etwas Einschmeichelndes, sein Blick etwas Warmes bekommen; es war, als ob er das Gefieder gewechselt habe.

Bei der Unterhaltung über die Verhältnisse in Indien, die jetzt folgte, bemerkte Ralph, daß Rao ihm häufig prüfende Blicke zuwarf. Wahrscheinlich fühlte er sich unsicher, weil er nichts über Davis' Reisebegleiter wußte. Ralph wollte sich gerade erheben und verabschieden, als Davis es bemerkte und ihm zuvorkam.

»Lieber Herr Rao, Sie können sich auf Herrn Cunning ebenso verlassen, wie auf mich. Wir haben dieselben Anschauungen über die Rechte der Rassen – ja, er geht fast noch weiter als ich.«

Davis erzählte von der gestohlenen Handtasche und von dem Verdacht, der ihnen von Bombay nach Benares gefolgt war. Er erzählte von seinem eigenen Abenteuer mit Kantra, indem er es so darstellte, als ob der Wunsch, durch sie einen Einblick in Dinge zu bekommen, die den Weißen sonst verborgen blieben, ihn geleitet hätte.

Rao lächelte. Ralph aber meinte, daß ein mißbilligender Ausdruck in seine Augen trat.

Auch Davis sah es und beeilte sich hinzuzufügen, daß Sri Rama ihn darauf vorbereitet hätte, daß seine sprachlichen und ethnographischen Studien ihn verdächtig machen würden, wenn nirgends anders, so doch bei der Regierung. Ebenfalls Herr Cunning, der in Gegenden reiste, die ganz außerhalb der gewöhnlichen Touristenroute lägen, und der nicht einmal ein bestimmtes Ziel hätte, wäre natürlich Verdächtigungen ausgesetzt. Ob es möglich sei, daß der Raub der Handtasche von irgendeinem Dienstbeflissenen der heimlichen Polizei ins Werk gesetzt worden wäre?

Rao zuckte die Achseln, leugnete es aber nicht. Sein Blick war geistesabwesend geworden, und Davis versuchte zu erraten, was sich in seinem Gemüt regte; er schien in diesem Nachsinnen eine Gefahr zu wittern.

»Wie dem auch sei,« sagte er schließlich, »Cunning und ich sind uns einig geworden, daß wir uns inkognito in Kalkutta aufhalten wollen. Sieht er nicht aus wie ein Großkaufmann,« – er zeigte scherzend auf Ralph. – »Ist er nicht der Teehändler Herr Teddyson? – Und sehe ich nicht aus wie sein Sekretär, mit meiner goldenen Brille und meiner Geschäftigkeit – Der Sekretär Herr – – Parker? Nun wohl, die Herren Teddyson und Parker erbitten sich Schutz bei dem ›jungen Indien‹ gegen die Gewaltherrschaft.«

Es wurde wie ein Scherz gesagt.

Rao zog die Brauen zusammen und hob den Kopf, Davis aber legte ihm die Hand auf den Arm und sagte:

»Lieber Herr Rao, wir sind Eingeweihte. Ich wußte, wer Sie sind, bevor ich hierherkam. Ich bewunderte Sie lange, bevor ich Sie kannte. Sri Rama hat es mich gelehrt.«

Raos Augen wurden dunkel. Er starrte Davis einen Augenblick durchdringend an, der seinen Blick lächelnd aushielt. Darauf beugte Rao den Kopf, als ob er sagen wollte: Ja, so ist es.

»Womit kann ich Ihnen dienen?« fragte er, indem er von einem zum anderen blickte.

»Bezeichnen Sie uns bitte ein kleines Hotel, zweiten oder dritten Ranges, wo wir wohnen können, ohne die Aufmerksamkeit der Regierung zu wecken – einen Ort, wo keine weitgereisten Fremden einkehren, sondern Provinzkaufleute und Beamte. Und noch eins: Am liebsten muß der Wirt oder der Portier Japaner sein. Ich beabsichtige nämlich,

mich von hier nach Japan zu begeben, die Sprache aber ist schwer, und es würde mir sehr von Nutzen sein, wenn ich Gelegenheit hätte, mich täglich darin zu üben und gleichzeitig Einblick in japanische Denkweise zu bekommen.«

»Das läßt sich wohl finden.«

Rao erhob sich und trat ans Fenster. Wie er dort im Profil stand und über die Esplanade blickte, in einem Gehrock der letzten Mode, die Hände auf dem Rücken, sich leicht auf den Hacken wiegend, erinnerte nichts daran, daß dieser Mann ursprünglich aus einer ganz anderen Umgebung war. Er sah aus wie ein Diplomat, der über eine Antwort nachdenkt, wie ein Millionär, der ein Börsenmanöver plant, während sein Sekretär auf Bescheid wartet.

Rao begab sich vom Fenster zum Bücherbord, nahm einen dicken Band heraus – er sah wie ein Adreßbuch aus – schlug an mehreren Stellen auf und sagte schließlich:

»Gleich vor der Stadt ist ein kleines drittklassiges Hotel, ›The old merchant‹, das einem intelligenten und tüchtigen Japaner, Herrn Danjuro, gehört, oder von ihm geführt wird. Ich habe ihm einst einen Dienst geleistet, wenn Sie ihn von mir grüßen und ihm sagen –«

Rao hielt inne und nahm seine Visitenkarte heraus.

»Wie waren doch noch die Namen?«

»Herr Teddyson, Teehändler, und Herr Parker, Forscher der asiatischen Sprachen, der bei ihm Stellung genommen hat, um das Ziel seiner Wünsche, Asien, zu erreichen.«

Rao lächelte und schrieb.

»Geben Sie ihm diese Karte, dann wird er den Herren Teddyson und Parker das Beste verschaffen, was sein Haus vermag, und er wird tun, was in seiner Macht steht, um Ihnen bei Ihren Studien zu helfen.« Rao blickte von einem zum

anderen, als erwarte er eine Antwort. Davis und Ralph bedankten sich und erhoben sich abschiednehmend.

Ale Rao sie zur Tür begleitete, sagte er lachend:

»Für die Verpflegung übernehme ich keine Verantwortung.«

Er drückte ihnen die Hände, sprach die Hoffnung aus, daß er bald Gelegenheit haben würde, sie wiederzusehen und forderte sie auf, zu ihm zu kommen, wenn er ihnen mit irgend etwas helfen könnte. Als sie auf den Gang hinaus kamen, glitt eine hohe Gestalt aus der Ecke und schritt vor ihnen her. Es war der Diener.

»Seine Vorfahren,« sagte Davis, »haben sicher seit vielen Generationen Raos Geschlecht gedient. Er ist mit dem Bewußtsein aufgewachsen, daß er das unbedingte Eigentum dieses Mannes ist. Wenn Rao von ihm verlangt, daß er sich vom dritten Stock aus dem Fenster stürzt, wird er es ohne zu murren tun. Ein wunderbares Land!«

Und Davis schritt in tiefen Gedanken hinter dem hohen Hindu her, – der sie an genau derselben Stelle in der Halle ablieferte, wo er sie vor einer Stunde abgeholt hatte.

Von der stattlichen Cowringhee-Street gelangten sie durch eine schmale, öde Gasse zu einer stark belebten Verkehrsader – Bow Bazar – und weiter nördlich durch ein Viertel von Krankenhäusern. Darauf fuhren sie durch das stille Viertel der Missionskirchen – hier hörten Davis' Ortskenntnisse auf – und kamen durch schmale, bunt belebte Straßen zu einer Vorstadtstraße, wo sie an einer hohen, verfallenen Gartenmauer, hinter der alte Feigen- und Palmenbäume standen, entlangfuhren. Noch einige Häuser weiter lag ›The old merchant‹, ein gelbliches, zweistöckiges Gebäude, mit

grünen Sprossenfenstern; Ralph meinte, daß es über hundert Jahre alt sei.

Davis schickte den Chauffeur mit der Karte hinein. Kurz darauf kam ein kleiner schwächlicher Japaner, in einem engsitzenden, weißen Rock, an den Wagen und stellte sich als Direktor des Hotels, Herr Danjuro, vor.

Ralph führte als Herr Teddyson das Wort. Wenige Minuten später waren sie in zwei kleinen Zimmern einquartiert, die zu einem Gärtchen hinausgingen, das sich mit dem alten Garten vereinigte, an dem sie kürzlich vorbeigefahren waren. Hinter Bäumen sahen sie Eisenbahnschienen zwischen verstreuten Fabrikgebäuden und dahinter wieder einen Schimmer von dem flachen, weißen Land, mit dunklen Flecken von Baumgruppen und vereinzelt Gehöften.

»Hier ist es nicht übel!« sagte Ralph, nachdem er sich zwischen den alten Möbeln umgeblickt und die Liegestühle probiert hatte. Die Einrichtung erinnerte ihn an das kleine Hotel in Agra. So ungefähr mochte ein wohlhabendes Superkargo-Heim im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ausgesehen haben.

Während Ralph es sich bequem machte, ging Davis zu der teppichbelegten Halle hinunter, in altem englischem Stil mit farbigen Fenstern. In einer halbdunklen Loge, hinter einer Schranke mit einem Glasfenster, das heruntergeschoben werden konnte, saß Herr Danjuro an seinem Schreibtisch.

Davis gab ihm ihre Gepäckscheine, schwang sich vertraulich auf die Schranke und begann ein Gespräch mit dem Japaner.

Herr Danjuro hatte dichtes, struppiges, schwarzes Haar, das von der Stirn in die Höhe wirbelte, als ob es aus einer

Narbe wüchse. Die Augen blitzten aus den Augenspalten, blank und hart, wie zwei polierte Ebenholzkugeln. Ein erstklassiger photographischer Apparat, dachte Davis bei sich. Ein Untergesicht, das wie eine Maske erstarrt war, ein Mund wie ein Streifen geronnenes Blut, und große, glatte Ohren, die fest am Kopf lagen.

Danjuro sprach gelassen, als habe er nie etwas anderes getan, als von einer halbdunklen Loge in einem kleinen Hotel das Wort zu führen; wenn er aber einen Befehl gab, verriet sein Tonfall, wie gedämpft er auch war, eine Überlegenheit, die unter größeren Verhältnisses, geschult zu sein schien. Sein Gesicht war ganz ohne Ausdruck, nur durch die Bewegung seines Kopfes verriet er eine verständnisvolle Seele. Davis konnte sein Alter nicht schätzen. Bisweilen sah er wie ein verlöschter Greis aus, bisweilen wie ein aufgeschossener Junge; wenn er sprach, bewegten seine dünnen Finger sich wie Fühlhörner.

---

Davis stand mit Herrn Danjuro bald auf vertraulichem Fuß und faßte von Tag zu Tag mehr Interesse für ihn. Der Sekretär erzählte lustige Geschichten von seinem Prinzipal, der die fixe Idee hatte, seine Geschäftseinkäufe selbst zu machen und der nicht in den feinen Hotels wohnte, um sich nicht übers Ohr hauen zu lassen; der sich aber trotzdem den Luxus leistete, einen armen Gelehrten, wie ihn – Davis – als Sekretär mitzunehmen, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Studien an Ort und Stelle fortzusetzen.

Der Japaner amüsierte sich über seine Erzählungen. Er kam seinem Wunsch nach und sprach japanisch mit ihm,

lachte über seine verkehrte Aussprache, berichtigte irrtümliche Anschauungen über das Sonnenreich im Osten und fand dazwischen Gelegenheit zu kleinen treuherzigen Fragen, die Davis mit ebensolch treuherziger Offenheit beantwortete.

Gelegentlich erzählte Davis von Ralphs Pech mit der Handtasche, und der Japaner erkundigte sich voller Interesse nach Herrn Teddysons Stellung in Amerika, nach Art und Umfang seines Geschäfts, ob Herr Parker ihn schon lange kenne und was das eigentliche Ziel seiner Reise sei. Der gesprächige Sekretär ließ es nicht an Aufklärungen fehlen und vertraute ihm an, daß ihm allerhand Merkwürdiges in Herrn Teddysons Treiben aufgefallen sei, wie umgänglich er auch als Prinzipal wäre. Aber – was ginge das ihn an. Er kannte ihn noch nicht lange, ein Gönner hätte Herrn Teddyson auf ihn – Parker – aufmerksam gemacht, und so sei sein Wunsch, nach Asien zu kommen, erfüllt worden.

Während Davis Japanisch studierte, ging Ralph seine eigenen Wege. Er hatte sich vergeblich bei Cook und in den Hotels nach Helen erkundigt. Jetzt versuchte er sich mit dem Gedanken zu versöhnen, daß sie bereits Indien verlassen habe.

Er fragte sich selbst Tag für Tag, was er eigentlich in dieser Stadt wolle. Oft war er drauf und dran, Davis seine Reisebegleitschaft zu kündigen und nach Singapur weiterzureisen, um sich dort nach Amerika einzuschiffen. Das Ziel seiner Reise hatte er nicht erreicht, warum dann nicht ehrlich die Niederlage zugestehen und entschlossen nach Hause zurückkehren? Seine Untätigkeit quälte ihn, aber der Gedanke, seine ehemalige Tätigkeit wieder aufzunehmen, weckte nur Widerwillen in ihm.

Wenn er des Morgens erwachte, ließ er sich indessen von dem fremdartigen Leben locken. Hier war so viel zu sehen und zu lernen für einen, der den Menschen hinter der Maske suchte, sowohl der weißen wie der schwarzen, für einen, der das Verhältnis zwischen Rassen und Zivilisation ergründen wollte. Er streifte im Automobil oder zu Fuß umher, suchte die Plätze auf, wo Weiße zwischen Eingeborenen verkehrten, wo die Rassen sich mischten, er ging zu den Docks und den großen Speichern am Fluß, wo Dampfer von verschiedenfabigen Händen im Dienst weißer Gehirne gelöscht und geladen wurden. Oft vergingen ganze Tage, wo Davis und er sich nur des Morgens sahen. Als er aber in einem Anfall von Mißmut Davis eines Tages mitteilte, daß er reisen wollte, machte Professor Davis, der sich in Kalkutta ungeheuer wohl zu fühlen schien, ihn darauf aufmerksam, daß ihr Aufenthalt erst acht Tage gedauert habe; er erinnerte ihn an den Besuch bei Rao, der ihnen sicher noch interessante Erlebnisse einbringen dürfte.

»Der kleine Japaner,« sagte Davis eines Abends, als sie nach dem Mittagessen beim Kaffee zusammensaßen, »umfaßt Sie mit ungewöhnlichem Interesse.«

Ralph sah ihn fragend an.

»Wenn wir unsere Sprachstunden haben, forscht er mich immer nach Ihnen aus.«

»Was will er denn wissen?«

»Ihre Stellung in Amerika, Ihre Anschauungen und das eigentliche Ziel Ihrer Reise.«

»Das ist nicht wenig.«

»Es ist merkwürdig, wie der Verdacht Ihnen hier in Indien auf den Fersen folgt. Zuerst die Handtasche und die Papiere, dann der Sannyasi und jetzt ein Japaner!«

Ralph lachte:

»Eigentlich müßte man irgend etwas vornehmen, damit diese guten Leute etwas für ihre Ungelegenheit haben. Können Sie mir nicht irgendeine Spitzbüberei vorschlagen?«

»Ernsthaft gesprochen – können Sie sich nicht einen Grund denken, warum man Sie im Auge behält? Auch Gamâl hat Sie ja, seit Sie im Osten reisen, mit Zwischenräumen verfolgt. Begegneten Sie ihm nicht zum erstenmal in Konstantinopel?«

»Mich verfolgt? Davon weiß ich nichts. Es handelt sich eher um ein zufälliges Zusammentreffen.«

»Und der Sannyasi?«

»Nun ja,« – Ralph sann nach, – »ich habe mich nie mehr mit Politik beschäftigt, als meine Tätigkeit unbedingt erforderte; es sei denn, daß man mich als Mitglied der ›Verantwortungslosen‹ –«

Davis wandte sich ihm zu:

»– Der ›Verantwortungslosen‹ –?«

Etwas in seinem Ton ließ Ralph aufblicken. Davis' Blick funkelte mit einer Mischung von Erstaunen und Mißtrauen, worüber Ralph lächeln mußte.

»Ich bin nur ein unwürdiges Mitglied, insofern als ich nicht Milliardär bin. Die Himmelsbrücke verschaffte mir die Ehre.«

»Ich könnte mir wohl denken,« sagte Davis nach einer kurzen Pause, während er jedes Wort wog, »daß man in gewissen Kreisen den heimlichen Klub der ›Verantwortungslosen‹ als einen politischen Faktor von Bedeutung betrachtet.«

Ralph dachte nach. Die Sache fing an ihn zu interessieren.

»Wann haben Sie Amerika verlassen?« fragte Davis.

»Zwanzig Tage vor Neujahr.«

»Glauben Sie, daß Gamâl weiß, daß Sie Mitglied der ›Verantwortungslosen‹ sind?«

Ralph suchte in seiner Erinnerung.

»Ich glaube, ich habe es ihm selbst erzählt, auf dem Dampfer im Marmarameer – als wir uns miteinander bekannt machten.«

»Sehr unvorsichtig,« murmelte Davis.

»Warum? – Er war übrigens in Neuyork bekannt und erinnerte sich meines Namens. Im übrigen finde ich, daß es eine Reise nur würzt, wenn man eine verdächtige Person ist.«

»Aber es ist gefährlich.«

»Haben Sie Angst, Herr Davis?« neckte Ralph wieder.

»Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, Herr Cunning, daß ich keine Furcht kenne, mich dünkt, ich habe Sie bereits vom Gegenteil überzeugt.«

Der Ton war gereizt, Davis war böse.

»Können Sie nicht Scherz verstehen, Mann?«

Ralph streckte ihm die Hand zur Versöhnung entgegen.

»Wie gesagt: *ich* betrachte es als eine Würze, und das kann mir doch niemand verbieten. Ich möchte meinen Verfolgern sogar etwas für ihre Mühe bieten, sonst verlieren sie noch die Lust und lassen mich fallen.«

»Daß Sie inkognito reisen, ist schon allerhand,« lachte Davis versöhnt, »ich möchte darauf wetten, daß Sie verfolgt werden. Ist Ihnen nicht irgend etwas aufgefallen.«

Ralph dachte nach und schüttelte den Kopf.

»In Zukunft werde ich genauer achtgeben.«

»Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen?«

»Nun.«

»Ueberzeugen Sie sich, ob Ihre Papiere durchsucht werden.«

»Wie soll ich das anfangen?«

»Legen Sie Ihre Briefe in eine ganz bestimmte Ordnung und notieren Sie sich genau, wie sie liegen; noch besser, machen Sie eine photographische Aufnahme davon. Man wird Ihre Papiere nicht untersuchen können, ohne sie wenigstens einen Millimeter zu verschieben.«

»Sie sind ein Sachverständiger, Herr Davis.«

»Ich bin Gelehrter. Genügt Ihnen das nicht?« sagte er grimmig.

Eine Stunde beschäftigte Ralph sich damit, seine Briefe nach bestimmten Grundsätzen zu ordnen.

Dann bekam er Lust, Danjuro kennen zu lernen und ging in die Halle, um ein Gespräch mit ihm anzufangen und seine Neugierde zu reizen. Als er aber hinunterkam, war die Loge dunkel und leer und kein Danjuro zu sehen.

»Das hätte ich Ihnen gleich sagen können,« sagte Davis, als er davon hörte, »nach acht Uhr abends ist Danjuro nie mehr hier.«

»Ich glaubte, daß er hier wohnte.«

»Das tut er auch. Aber er geht jeden Abend aus und kommt nicht vor nachts nach Hause.«

»Woher wissen Sie das?«

»Wie ich Ihnen schon häufig gesagt habe: von Leuten, die mich interessieren, weiß ich immer Bescheid.«

Als Ralph am nächsten Tag bei Cook war, um seine Post zu holen, mußte er sich gedulden, bis ein Chinese in einem dunkelblauen, seidenen Kaftan abgefertigt worden war. Der Chinese sprach vorzüglich Englisch und der Angestellte von Cook behandelte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit. Als er schließlich fertig war und sich zum Gehen wandte, trafen sich seine und Ralphs Blicke. In der lauernden Dunkelheit

hinter den schmalen Augenspalten leuchtete ein Blitz des Wiedererkennens auf. Ralph sann nach, wo er diesen Mann schon mal gesehen hatte. In der Tür wandte der Chinese sich um, um seinen faltenreichen Aermel vom Türgriff zu befreien, und indessen ruhten seine Augen auf Ralph. Im selben Augenblick erinnerte Ralph sich des Chinesen vom Dampfer – des Gesandten, der sich auf der Heimreise befand, von seiner Frau begleitet, die die großen, echten Perlen getragen hatte, das blanke, schwarze Haar hoch im Nacken mit einem Kamm frisiert.

Ralph erwähnte es dem Angestellten gegenüber; dieser aber meinte, daß es ein Irrtum sei. Herr Laou Wo war ein chinesischer Großkaufmann, der im Namen seiner Regierung hergekommen wäre, um über den Export von Opium zu verhandeln, der, so war die Uebereinkunft zwischen Indien und China, in einigen Jahren ganz aufhören sollte. Davon hatte Ralph noch nichts gehört, aber es interessierte ihn, weil es ihm ein Zeichen dafür zu sein schien, daß der Geist einer besseren Zivilisation im Begriff war, sich Bahn zu brechen. Handelten die leitenden, weißen Kreise nicht gegen ihr eigenes ökonomisches Interesse, wenn sie einer unterlegenen Rasse die Hand boten, damit sie sich von einer uralten nationalen Last befreien konnte? – Und war es nicht ein Beweis dafür, daß Indien den Geist der wahren Zivilisation erkannt hatte, wenn es freiwillig davon Abstand nahm, Geld an diesem Gift zu verdienen? Der Angestellte aber teilte offenbar Ralphs Anschauung nicht, und da augenblicklich kein anderer Kunde im Laden war, äußerte er sich rüchhaltlos und weitschweifig darüber.

Die Sache lag nämlich so: Nach den großen Boxeraufständen, die Hunderten von Weißen das Leben gekostet hatten und schließlich der europäisch-amerikanischen Zivilisation die Ausnutzung von Chinas natürlichen Reichtümern unmöglich machen würden, hatte man eingesehen, daß es notwendig war, den Mißbrauch von Opium aufzuheben, der letzten Endes die Ursache zu der Wildheit war, womit das besitzlose China aufgestanden, oder von heimlichen Gegnern der Weißen aufgestachelt worden war. Das Geld, das Indien verdiente, um China mit dem nationalen Gift zu versorgen, schien zu teuer bezahlt zu sein, und darum lieh die englische Regierung der Forderung der chinesischen Regierung ein offenes Ohr, die den Export beschränkt und schließlich ganz untersagt haben wollte. Man war sogar bereit, China dieses Recht zu einem noch früheren Zeitpunkt als verlangt zuzugestehen, wenn es beweisen konnte, daß es selbst kein Opium mehr produzierte. In dieser Angelegenheit war, soweit der Beamte wußte, Herr Laou Wo nach Kalkutta gekommen.

Der Angestellte verhehlte nicht, daß er die ganze Sache sehr bedenklich fand. Herr Cunning durfte nicht vergessen, daß es sich um große Einnahmen der indischen Staatskasse handelte. Voriges Jahr hatte man nicht weniger als sechs Millionen Pfund Sterling eingenommen, obgleich in den vergangenen Jahren die Produktion des Opiums bereits, als Folge der Uebereinkunft, zum großen Schaden weitester Interessen eingeschränkt worden war.

Als Ralph im Wagen saß, dachte er über die Worte des jungen Mannes nach. Sie schienen ihm ein Ausdruck für den Geist zu sein, womit die weiße Rasse durch Jahrhunderte ihre humane Aufklärung der Menschheit gegenüber praktisch

betrieben hatte. Und er mußte an das denken, was Barnett in Madura von dem edlen Todastamm erzählt hatte, dem die Berührung mit den Europäern, von denen ein natürlicher Instinkt sie so lange ferngehalten hatte, das Leben kosten würde.

O ja, – Ralph wußte so gut wie einer, was dabei auf dem Spiel stand, wenn man alte, fest erworbene Produktions- und Handelsrechte aufhob: die vielen, die plötzlich brotlos wurden, die Entwertung von Boden, Maschinen und anderem Kapital, das in der Branche festgelegt war, Lahmlegung von Eisenbahnlinien, Tonnageverlust, die Panik, die allein der Kursfall der Papiere mit sich führen würde! Wer wollte da von dem einzelnen verlangen, daß er in die Bresche ging – der einzelne, der weiß, daß sein Opfer nur ein unmerklicher Gewinn für das Ganze bedeuten würde, während es sich für ihn um seine ganze Existenz handelte. Nein, nicht der einzelne, der weiß, daß er nur einem Konkurrenten schenkt, was er aufgibt, sondern die Regierungen mußten hier einschreiten. Wozu waren sie sonst da? Wenn Regierungen nicht im Namen der Menschlichkeit auftreten konnten, waren sie nichts weiter als eine Interessenmajorität. Was war die Zivilisation dann anderes als ein Geschäft in großem Stil! Wenn das Christentum mit seinen Geboten der Nächstenliebe Regierung und Zivilisation nicht zwingen konnte, die Gesetze der Menschlichkeit hochzuhalten, dann war es nichts anderes als ein Sonntagskleid, womit brutale Begierde ihre Nacktheit bedeckte.

Während Ralph so philosophierte, führte das Auto ihn am Schloß des Vizekönigs vorbei zur Esplanade, wo er von der Reihe der eleganten Gefährte aller Art aufgenommen wurde, die gleich nach Sonnenuntergang die vornehme Welt,

sowohl die weiße wie die farbige, in hastiger Fahrt aus den erhitzten Häusern in die Abendkühlung führten.

Ralph befand sich plötzlich mitten in der Reihe, im Takt mit den anderen, nach dem unzusammengesetztesten aller Lebensgüter schmachtend: nach frischer Luft. Er gab sein nutzloses Philosophieren mit einem Seufzer auf und dachte, wie in ironischer Selbstverteidigung: ich bin ja Mitglied der ›Verantwortungslosen‹, worauf er sich bequem zurücklehnte und seine Genossen betrachtete.

---

Während Ralph den Korso auf der Promenade mitfuhr, hatte Davis im Hotel Besuch von einem Englisch sprechenden Herrn. Ein aufgedunsenes Gesicht, Säcke unter den Augen, spiritusglänzender Blick und ein fleckiger Khakianzug, so war die Erscheinung.

Er blieb neben der Tür stehen und nahm erst nach wiederholter Aufforderung Platz.

»Was bringen Sie mir, Herr Forbe?« fragte Davis und ließ seine Augen über den Khakianzug gleiten, der, wie sein Herr, bessere Tage gesehen hatte.

Herr Forbe blickte sich vorsichtig um, beugte den Kopf vor, und sagte mit gedämpfter Stimme:

»Herr Danjuro hat eine Opiumkneipe in ... street Nr. 340.«

Davis sprang vom Stuhl auf und rieb sich die Hände, wandte sich wieder zu Forbe um, der ebenfalls aufgestanden war, und wartete auf weiteres.

»Ungefähr um acht Uhr öffnet er die Kneipe, er geht von hier direkt dorthin.«

»Was für Bedienung hat er?«

»Zwei chinesische Boys, wovon der eine an der Tür Wache hält.«

»Wer verkehrt dort?«

»Soweit ich sehen kann, sind es Leute von den Dampfern und Lagerhäusern, meistens Chinesen und Japaner, aber ich habe auch einen portugiesischen Schiffer gesehen, den ich von früher her kenne.«

»Kein Hindu? – Kein Siamese?«

»Nein, Herr.«

»Nur Leute der unteren Klassen?«

»Ja, Herr. Soweit ich es beurteilen kann.«

»Es ist gut.«

Herr Forbe bekam sein Geld und neue Instruktionen und verließ das Hotel just in dem Augenblick, als Ralphs Auto vor der Tür hielt. Herr Forbe blieb einige Schritte davon entfernt stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden, und musterte indessen den Reisebegleiter seines Klienten.

---

Einige Tage darauf begegnete Davis, als er von der Bibliothek der asiatischen Gesellschaft kam, wo er Rao vergeblich gesucht hatte, einem ältlichen Chinesen, im dunkelblauen Seidenkaftan, in der Tür des Hotels.

»Wer war das?« fragte er Danjuro, der in der Halle stand und mit dem Hausknecht sprach.

»Das ist Herr Laou Wo, er fragte nach Herrn Teddyson.

Ich forderte ihn auf zu warten, aber er hatte keine Zeit und wollte wiederkommen.«

»Kennen Sie ihn?«

»Nein – hier ist seine Karte.«

Darauf stand: Laou Wo – Teehändler, Kanton.

»Sieh mal einer an – ein Kollege! – Was wußte er zu erzählen?« fragte Davis im leichten Unterhaltungston und setzte sich auf die Schranke, während Danjuro hinter dem Schreibtisch Platz nahm.

Der Japaner legte seinen beweglichen Kopf auf die Seite, blickte nachdenklich mit seinen Ebenholzkugeln zur Seite und bewegte seine Fühlhornfinger, während er sprach.

»Ja, was sagte er? – Er ließ sich allerhand von Herrn Teddyson berichten – wie lange er hier wohne – ob er große Geschäfte mache – ob ich glaubte, daß er Tee bei ihm kaufen wolle. Ich sagte, das würde er gewiß gern tun. War es nicht recht so? Ich meine, wenn man nichts weiß, muß man die Tür lieber offen halten, als sie zu schließen, nicht wahr?«

Davis nickte.

Danjuro blickte auf seine Fühlhörner herab und fuhr fort:

»Darauf erkundigte er sich nach dem Hotel, und als er erfuhr, daß ich der Mann selbst sei – auf eine Weise – nicht der Besitzer, wie Sie wissen – aber doch der Direktor . . . «

Er blickte beifallheischend auf und Davis nickte wieder.

»Da wollte er durchaus, daß auch ich Tee von ihm kaufen sollte. Ich sagte ihm, daß ich versehen sei. Der Mann aber wollte nicht locker lassen. Ist es nicht gut, wenn man entgegenkommend ist, Herr Parker, und hat man nicht immer Verwendung für Tee? Feinen und guten Tee – nicht teuer!«

Danjuro nahm eine kleine Tüte, die auf dem Tisch lag, schüttete etwas davon in seine Hand, roch daran und bot Davis, der ebenfalls probierte und Beifall lächelte

»Ich kaufte also – nicht zu viel.«

»Wie in aller Welt aber hatte er Herrn Teddyson aufgespürt?«

Danjuro legte seinen Kopf auf die Seite und ließ seine Ebenholzkugeln wieder durch den Raum irren.

»Bei Cook – ja, bei Cook hatte er Herrn Teddyson getroffen.«

Dann begann Davis japanisch zu sprechen und Danjuro antwortete, lachte und verbesserte, während er zwischendurch seine Arbeit tat, Rechnungen beglich, seine Bücher führte und dem Laufjungen Anweisungen gab.

Abends, als Ralph und Davis vor dem offenen Fenster in ihrem Zimmer saßen und die schwache Kühlung genossen, die aus dem alten Garten heraufstieg, fragte Davis:

»Sagen Sie mal, haben Sie in Ihrem Koffer nachgesehen?«

»Wonach?«

»Nach den Papieren.«

Ralph erhob sich und legte die Zigarre aus der Hand.

»Wir wollen gleich mal sehen!«

Sie gingen in sein Schlafzimmer, wo sie zuerst feststellten, daß der Koffer noch genau an der bezeichneten Stelle stand.

Darauf öffnete Ralph den Koffer und nahm die Briefe aus dem Raum, wo er sie versteckt hatte. Er nahm sein Notizbuch und verglich.

»Sie sind berührt,« sagte er, »sehen Sie selbst!«

Es war unverkennbar, daß der kleinere Brief, der zuoberst gelegen hatte, den größeren auf andere Weise bedeckte, als in Ralphs Notizbuch beschrieben stand.

»Sehen Sie wohl!« sagte Davis.

»Wer kann es nur gewesen sein, zum Teufel?« Ralph ging interessiert auf und ab.

Davis zuckte die Achseln. »Es braucht weder Danjuro noch sonst einer vom Hotel gewesen zu sein.«

Ralph trat ans Fenster, maß die Entfernung mit den Augen und ließ seinen Blick prüfend über die Mauer schweifen.

»Hier kann niemand heraufkommen.«

»Warum sollte man sich auch die Mühe machen, durchs Fenster zu steigen, wenn eine Tür da ist?« sagte Davis trocken. »Danjuro kann ja nicht den ganzen Tag in der Loge sein. Es ist eine Kleinigkeit, hier hereinzugelangen, wenn man weiß, daß wir nicht zu Hause sind.«

»Der Chinese —!« Ralph wandte sich zu Davis um, »was in aller Welt wollte der hier?«

»Ich dachte an keinen Bestimmten,« sagte Davis, »ich meinte nur, daß es nicht nötig ist, die Fenster zu Hilfe zu nehmen.«

»Es tut mir nur leid,« sagte Ralph, »daß der Betreffende so wenig für seine Mühe gehabt hat. Ein Chiffretelegramm, eine verdächtige Broschüre, ein Manuskript oder dergleichen wären ihm sicher lieber gewesen.«

»Andererseits hat er aber auch keinen einzigen Geschäftsbrief gefunden, der von Tee handelt. Ist das nicht seltsam, wenn man in dieser Branche reist?«

Ralph lachte. »Sie haben recht. Ich bin in Wahrheit eine verdächtige Person. Ich werde mir ein scheues und hinterlistiges Wesen zulegen.«

»Womit Sie wahrscheinlich gerade die entgegengesetzte Wirkung erreichen würden. Wer sagt Ihnen übrigens, daß der, der die Briefe untersuchte, Sie selbst jemals gesehen hat?«

Ralph verharrte eine Weile nachdenklich. »Wenn wirklich etwas daran ist,« sagte er, »dann muß irgend jemand einer

Sache auf der Spur sein, die mit dem Klub der ›Verantwortungslosen‹ zusammenhängt. Denn der Umstand allein, daß ich Mitglied bin, ist doch noch kein Grund.«

»Das ist nicht gesagt. Hier wird Spionage sportsmäßig betrieben. Man muß lieber zuviel als zu wenig wissen.«

Darauf fuhren sie zu einem Hindutheater in der Beadonstraße, das Danjuro ihnen empfohlen hatte.

Eines Nachmittags, als Ralph nicht zu Hause war, kam Herr Janoji Rao zu Besuch. Davis saß allein in der Halle einem Korbstuhl und sprach japanisch mit Danjuro, als das Auto draußen tutete.

Davis blickte durch die Glastür und sah, daß die große, elegante Gestalt, die ausstieg, Rao war, von einem kleinen korpulenten Herrn gefolgt, mit einem Käppchen und einem losesitzenden, gestreiften Jackett über sehr weiten Beinkleidern, – es sah aus, als ob er Pyjamas anhätte.

Aha! Gegenvisite, dachte Davis, eilte zur Tür und empfing seine Gäste mit einem Lächeln, das alle seine Goldplomben zeigte.

Als sie durch die schmale Halle zur Treppe gingen, kam Danjuro aus seiner Loge und verbeugte sich tief.

»Wie geht es Ihnen, Danjuro?« Rao nickte dem Japaner im Vorbeigehen zu, »ich hoffe, daß Sie gut für meine Freunde sorgen.«

»Er ist ein vorzüglicher Wirt,« sagte Davis, »und ein ebenso tüchtiger Lehrer. Wir waren grade in einer Nachmittagsunterhaltung in seiner Muttersprache begriffen.«

Der Japaner beugte untertänig den Kopf, während die Ebenholzkugeln von Rao zu Davis und wieder zurück liefen. Rao wandte sich nach dem Fremden um, der bescheiden in,

Hintergrund stehengeblieben war, faßte seine Hand und zog ihn ins Licht, das durch die Treppenhausfenster fiel.

»Darf ich vorstellen – Herr Maung Po, der darauf brennt, Ihre Bekanntschaft zu machen – Herr –?«

»Parker,« fiel Davis hastig ein.

»Herr Parker! – Maung Po ist Birmese, Pongyi an der Schwe Dagon Pagode in Rangoon – er ist seit mehreren Jahren mein Nachbar in der Bibliothek und ein Kollege von uns beiden – aber viel gelehrter als ich.«

Der kleine Birmese machte eine höflich protestierende Bewegung mit seinen vollen, beweglichen Händen, die er wachsend gegeneinander rieb, ergriff Davis' dargebotene Hand und beugte sich herab, als ob er sie küssen wollte.

»Freut mich sehr!« sagte Davis und ließ seinen lebhaften Blick auf ihm ruhen, während Rao fortfuhr.

»Maung Po sah Sie gestern in der Bibliothek, als Sie nach mir fragten, es tut mir leid, daß Sie vergeblich gegangen sind! Als er hörte, daß Sie ein Kollege seien, erbat er sich die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden. Maung Po hat viele Verbindungen zwischen eingeborenen Gelehrten, sowohl hier wie in Birma, so daß er Ihnen bei Ihren Studien von Nutzen sein kann.«

»Verzeihen Sie,« unterbrach Davis ihn und legte seine Hand auf den fetten Arm des Birmesen, »was ist ein Pongyi?«

»Das ist ein birmesischer Mönch,« antwortete Rao. »Maung Po ist Mitglied eines hohen buddistischen Mönchordens, der sich dem Studium der Palischriften und ihrer Verbreitung, sowohl im Heimatlande als auch bei verwandten asiatischen Rassen gewidmet hat.«

»Aha,« sagte Davis und betrachtete das Käppchen, »Sie haben also eine Tonsur?«

Der Birmese, beugte den Kopf und entblößte lächelnd seine Glatze.

»Wenn die Mönche zu Hause sind, tragen sie eine gelbe Toga, die den rechten Arm und die rechte Schulter freiläßt – sie sitzen im Schatten der Pagode, mit der Jugend zu ihren Füßen, und weihen sie in die Worte der Weisen ein, lehren sie Lesen, Schreiben und Rechnen, und ihr Titel ist Paya, was ›Hoher Herr‹ bedeutet. Ist es nicht so?«

Der Birmese nickte heftig zustimmend mit seinem dicken, nußbraunen Kopf. Die runden Brillengläser glitten ihm auf die Nase und er zeigte alle seine Zahnstummel.

»Aber Maung Po ist noch mehr,« fuhr Rao fort, während sie durch den Korridor gingen, – »abgesehen davon, daß er ein hervorragendes Mitglied der Birmesenkolonie hier in der Stadt ist –«

»Herr Rao, – Herr Rao,« quiekte Maung Po protestierend mit seiner fetten Diskantstimme.

Davis öffnete die Tür zu seinem Zimmer und ließ sie vor sich eintreten.

»Abgesehen davon, sage ich, ist er der offizielle birmesische Dolmetscher der Regierung. Sie werden also begreifen, daß er ein Mann von nicht geringem Einfluß ist.«

Raos Augen streiften Davis', ohne daß Maung Po, der hinter ihnen ging, es sehen konnte.

»Es ist eine große Ehre für mich,« sagte Davis, »ich freue mich, daß Sie mir Herrn Maung Po vorgestellt haben.«

»Wer von beiden hat Vorteil von dieser Bekanntschaft,« dachte Davis bei sich, »und was will Maung Po von mir?«

»Ich bedaure, daß ich Herrn Cunning nicht antreffe!« sagte Rao, während sein empfindsames Lächeln einen entsprechenden Grad von Enttäuschung zeigte.

Bum, da hatte er sich verraten. Davis schickte ihm einen abwehrenden Blick, aber es war zu spät.

Maung Po, der auf dem Fußende eines Liegestuhles saß und seine Hände wusch, blickte mit seinen kleinen lebhaften Augen auf.

»Ist er auch ein Gelehrter wie Sie, Herr Parker?« quiekte er.

Davis griff entschlossen ein:

»Mein Prinzipal, Herr Teddyson,« sagte er mit Nachdruck, »ist Teehändler.«

»Verzeihung – jetzt erinnere ich mich.«

Rao machte eine entschuldigende Bewegung mit seiner langen, schmalen Hand; an den Fingern trug er keine Ringe. Sein Handgelenk aber umschloß ein massives goldenes Armband. Er sah Maung Po an und sagte mit einem ernsten Gesicht:

»Sie müssen nämlich wissen, Maung Po, daß unsere Freunde inkognito reisen – sie möchten keine Aufmerksamkeit erregen, besonders nicht bei unserer erhabenen und hochweisen Regierung.«

Was soll das heißen, dachte Davis verblüfft und suchte mit einem hastigen Blick eine Erklärung in dem Ausdruck um Raos Mund. Auch Maung Po schien verwirrt. Seine kleinen Augen blickten vorsichtig und heimlich forschend von einem zum anderen.

»Aus gewissen Gründen,« fügte Rao hinzu und ließ plötzlich sein Lächeln leuchten.

Das wirkte wie eine Erlösung. Maung Po erlaubte sich ein kleines glucksendes Augurenlachen. Davis machte eine Handbewegung und zeigte seine Goldplomben.

Warum enthüllt er uns voreinander, dachte er. Soll es eine Vergeltung sein, weil ich ihn neulich überrumpelte? Oder will er mich an das »Junge Indien« binden, indem er mich an Maung Po verrät, der im Dienste der Regierung steht? Hat er ihn darum mit hergebracht? Oder – Davis warf einen blitzschnell forschenden Blick auf das feine Rassegesicht mit dem ausdrucksvollen Lächeln – ist er so tüchtig, daß er sich gleichzeitig Maung Po sichert, so daß er uns gegeneinander ausspielen kann, wenn es nötig sein sollte! Will er uns beide in der Tasche haben? Hm, was ich weiß, weiß ich. Wenn man mich aber für einen Eingeweihten ausgibt, will ich auch an deren Beratungen teilnehmen. Und Davis tat den nächsten Schritt:

»Herr Rao,« sagte er mit offenem Blick und vertraulicher Stimme, »ich würde sehr gern einer Sitzung bei Ihrem Onkel auf seinem Landsitz in Balyganj beiwohnen.«

»Wer hat Ihnen davon erzählt?« fragte Rao mit sanftem Erstaunen.

Davis' scharfer Blick bemerkte, daß die gelbliche Haut um Raos tiefliegende Augen sich zusammenzog, als wäre an unsichtbaren Fühlhaaren gerührt worden. Maung Pos Gesicht war vollkommen unbeweglich. Sein Blick aber hing aufmerksam an seinen dicken Händen.

»Mein guter Freund Sri Rama.«

Rao blickte einen Augenblick auf die Wand gegenüber, dann sagte er:

»Wenn mein Onkel Empfang hat, während Sie hier sind, wird es mir ein Vergnügen sein, Sie ihm und – den anderen vorzustellen.«

»Vielen Dank. Es würde mich freuen, wenn ich Gelegenheit bekäme, soweit es in meinen Kräften steht, die Sache zu unterstützen, von der Sri Rama und ich so oft gesprochen haben, und für die ich mich lebhaft interessiere.«

Rao betrachtete ihn mit einem Blick, den er nicht zu deuten vermochte. Dann beugte er den Kopf zum Dank und sagte zuvorkommend:

»Ich werde Ihnen eine Einladung schicken, wenn es so weit ist.«

»Ich treffe Sie wohl auch dort, Herr Maung Po?«

»Mich?« Der kleine Birmese zuckte zusammen, blickte auf, sein Blick war dunkel vor Schreck.

»Maung Po pflegt dort nicht zu kommen.« Rao legte seine schmalen Finger beruhigend auf den runden Arm. »Das kann er seiner Stellung wegen nicht.«

»Ich verstehe!« Davis nickte verständnisvoll, »wir sehen uns aber in der Bibliothek.«

Der Birmese nickte heftig bekräftigend mit seinem runden Kopf, seine kleinen Augen drückten Geehrtheit und Erwartung aus.

Rao erkundigte sich, wie Davis und Ralph Indiens Hauptstadt gefiele. Davis äußerte sich mit überströmender Anerkennung über das, was er gesehen hatte – Museen, Denkmäler, Parks, die herrliche Esplanade, das intelligente Aussehen der Eingeborenen usw. Das alles aber sei ja nur die Fassade, und er und Herr Teddyson würden Wert darauf legen, die Stadt etwas näher kennen zu lernen als gewöhnliche Touristen. Indessen hätte es seine Schwierigkeiten z. B.

die Nachtseite von Kalkutta kennen zu lernen, wenn man nicht geführt würde.

»Daran hab ich auch schon gedacht,« sagte Rao, »und es war meine Absicht, Sie und – nun also Herrn Teddyson (Rao deutete mit einem Lächeln an, ob man nicht die Masken legen wollte) – zu bitten, an einem Tag, der Ihnen paßt, bei mir zu essen. Nachher werde ich Ihnen dann etwas von der Stadt bei Nacht zeigen. Nur fürchte ich, daß sie Sie enttäuschen wird. Wenn man aus den großen Städten des Westens kommt –«

Davis protestierte und dankte. Schade, daß Herr – nun also Herr Cunning (Davis lächelte: Wir legen also die Masken ab, wenn Sie es wünschen) – daß Herr Cunning nicht zu Hause sei. Wenn Herr Rao aber bestimmen wollte, über welche Tage sie verfügen könnten, würde er einen Tag mit seinem Reisegefährten verabreden und sich erlauben, Herrn Rao einige Zeilen zu schicken. Rao gab den gewünschten Bescheid und erhob sich, um zu gehen.

Als Davis seine Gäste hinunterbegleitete, tat er noch einen Schritt:

»Wie gefällt Ihnen Herr Danjuro?« fragte er ohne Einleitung den kleinen Birmesen.

Maung Po blickte mit seinen kleinen lebhaften Augen auf.

»Ich habe ihn zum erstenmal gesehen.«

Maung Po scheint ein scharfes Gehör und ein vortreffliches Gedächtnis zu haben, dachte Davis, denn er weiß sofort, wen ich meine, obgleich Danjuros Name nur einmal von Rao genannt wurde, als er ihn in der Halle grüßte.

»Danjuro?« wiederholte der kleine Birnese und blickte gleichzeitig treuherzig auf – »mich dünkte, sie nannten Ihren Reisebegleiter vorhin mit einem anderen Namen.«

»Danjuro ist der Japaner, der das Hotel leitet.«

Sollte ich mich geirrt haben, dachte Davis, sollte Maung Po ein ungewöhnlich schlechtes Gehör und Gedächtnis haben, da er Ralph Cunnings Namen, der bereits mehrmals genannt worden ist, noch nicht behalten hat? – Maung Po war interessant, er wollte ihn nicht aus dem Auge verlieren.

Als sie in die Halle kamen, war Danjuros Loge leer.

Davis begleitete seine Gäste bis an das wartende Automobil. Er drückte Raos Hand herzlich, bedauerte, daß Herr Teddyson (der Chauffeur konnte ja alles hören!) nicht zu Hause gewesen sei, und freute sich, mit ihm der liebenswürdigen Einladung nachkommen zu können.

Auch der Birmese dankte warm für den Besuch.

»An einem der nächsten Tage suche ich Sie in der Bibliothek auf,« Davis legte seine Hand vertraulich auf die runde Schulter des kleinen Mannes, »und falls Ihre gelehrte Paligesellschaft Sitzung haben sollte, während ich hier bin, hoffe ich, daß Sie an mich denken werden. Ich habe das Prinzip, wenn ich reise, mir keine Möglichkeit entgehen zu lassen, interessante und intelligente Persönlichkeiten kennen zu lernen, besonders, wenn es sich um Studiengenossen handelt.«

Der Birmese nickte heftig mit seinem runden Kopf und wusch seine Hände unzählige Male, während er Davis seiner Bereitwilligkeit versicherte. Die regelmäßige monatliche Sitzung würde in allernächster Zeit stattfinden. Man versammelte sich in der birmesischen Pagode, wo Fremde keinen Zutritt hätten, er aber würde sich bemühen, eine besondere Erlaubnis, ja, eine Einladung von dem obersten Pongyi zu erwirken.

Davis stand winkend in der Tür, als sie abfuhr.

Kurz vorm Mittagessen kam Ralph nach Hause. Er war im Zoologischen Garten gewesen und hatte ein paar Königstiger gesehen, in ihrer ganzen ursprünglichen Wildheit; sie waren erst kürzlich in den Dschungeln auf der Saugar-Insel, die in der Mündung des Hooghly-Flusses, zehn Meilen südlich von Kalkutta liegt, eingefangen worden.

Davis berichtete von dem Besuch, der neuen Bekanntschaft und der Einladung. Der Tag wurde gleich bestimmt und einige Zeilen auf Davis' Karte zu Rao geschickt.

»Auch ich habe eine neue Bekanntschaft gemacht,« sagte Ralph, »meinen Kollegen, den Chinesen. Als ich von den Tigern kam, hatte ich Lust, ihn zu besuchen. Ich schuldete ihm ja einen Gegenbesuch. Seine Adresse bekam ich bei Cook. Er wohnt in einer viel feineren Gegend als wir, hat zwei Sekretäre und mehrere bezopfte Diener, außer der Dienerschaft seiner Frau. Wir haben uns eine halbe Stunde vom Geschäft unterhalten.«

»Die Unterhaltung hätte ich hören mögen,« lachte Davis; er war in strahlender Laune über den wohlgelungenen Tag.

»Bevor ich ging, kaufte ich ihm eine Partie Waren ab – wenn man reist, um Tee einzukaufen – nicht wahr?«

»Was für eine Sorte?«

»Ich erinnere mich nicht mehr – er hieß so etwas wie Suchong.«

»Zeigen Sie mir mal die Probe, dann werde ich es Ihnen sagen.«

»Die Probe? – Donnerwetter – Ich hätte natürlich eine Probe verlangen müssen.«

»Wieviel haben Sie bestellt?« fragte Davis und schüttelte den Kopf.

»Ich erinnere mich nicht mehr, ob es eine Kiste oder ein Kasten war, oder wie die Bezeichnung sonst heißt – davon war es aber jedenfalls eine halbe.«

»Das können wir ja auf dem Bestellschein sehen.«

»Bestellschein?«

»Haben Sie keine Kopie davon bekommen?«

»Nein. Er schrieb sich auf – ein halbes Quantum von diesem oder jenem – Preis soundsoviel per Kilo oder war es vielleicht fürs Pfund? – ich sagte einverstanden, und damit war die Sache erledigt.«

»Wo soll der Tee abgeliefert werden?«

»Hier im Hotel.«

»Und wann?«

»Morgen. Er wollte selbst kommen und das Geld einkassieren. Wie Sie sehen, ein prompter Geschäftsmann!«

Davis betrachtete ihn eine Weile. Dann schlug er sich auf die Knie und machte seiner guten Laune Luft. Ralph versuchte ernst zu bleiben, mußte dann aber doch mitlachen.

»Sie sind ja verrückt, Mann,« sagte Davis, »Sie haben Ihr Inkognito verraten. So würde sich kein vernünftiger Kaufmann benommen haben.«

Ralph überlegte eine Weile mit einem ernsten Gesicht.

»Es kam mir allerdings so vor,« sagte er, »als ob er mir etwas zu viel Hochachtung erwies, vorteilhaft für mich war der Abschluß wohl kaum. Aber dafür entlockte ich ihm allerhand über Opium, was mich mehr interessiert als Tee.«

Ralph war auf und ab gegangen, von Davis' Blick gefolgt, der ihn aufmerksam beobachtete. Jetzt drehte er sich um, sah Davis treuherzig an und sagte: »Ich will Ihnen sagen, ich habe mir mit Absicht einen verdächtigen Anschein gegeben. Ich bilde mir nämlich ein, daß der Chinese seine

Nase in meine Papiere gesteckt hat, und darum dachte ich folgendes: neulich sahst du, daß nichts in meinen Papieren war, was von Tee handelte, und heute hast du gesehen, daß nichts von einem Geschäftsmann in mir ist. Jetzt hast du also eine Nuß zu knacken bekommen. Das war's, was ich wollte.«

Ralph fing an zu lachen.

»Ich zweifle nicht, daß ich der Gesellschaft als Teehändler nicht ganz geheuer war,« wiederholte er und setzte sich, »denn die Sekretäre stellten sich auf, um mich zu beglotzen, als ich fortging.«

Ralph lachte so herzlich, wie er lange nicht gelacht hatte.

»Ich dachte es mir ja!« sagte Davis. Je mehr er über die Sache nachsann, desto ärgerlicher wurde er. Schließlich blieb er vor Ralph stehen und sagte gereizt:

»Sie vergessen, daß Sie mich auch kompromittiert haben. Kein vernünftiger Mensch kann in gutem Glauben bei einem so untüchtigen Geschäftsmann Sekretär sein. Man wird uns beide verdächtig finden . . . Unser Inkognito ist gründlich zerstört; eines schönen Tages werden wir auch noch die Regierung auf den Hals bekommen!«

»Das wäre ein herrlicher Spaß!« sagte Ralph unangefochten und fuhr fort zu lachen.

Am nächsten Morgen erfuhr Davis, daß Ralph den Chinesen um drei Uhr erwartete. Er fuhr zur Bibliothek, wo er Maung Po sagte, daß Ralph es sehr bedauert habe, den Gelehrten Pongyi nicht zu treffen. Der Birmese zeigte Davis Handbücher und seltene Werke; als geschlossen wurde, ließ er sich überreden, mit ins Hotel zu kommen, das nicht weit von der Pagode lag, um Ralph vorgestellt zu werden.

Sie kamen just in dem Augenblick, als Ralph und der Chinese vor Danjuros Loge abrechneten. Davis konnte beim Anblick der riesigen Zinkkiste ein Lächeln nicht unterdrücken. Danjuro würde den Vorteil davon haben, denn die Kiste konnte hier ja nicht stehenbleiben und Ralph würde sie ihm natürlich billig überlassen.

Danjuro saß an seinem Schreibtisch mit einem frommen Gesicht, in dem sich keine Munterkeit spiegelte.

Ralph stellte Davis dem Chinesen als seinen Sekretär vor. Sie begrüßten sich mit großer Würde. Darauf zog Davis den kleinen Birmesen heran, der sich, wie gewöhnlich, hinter den anderen verborgen hielt, so daß er und der Chinese in dem vollen Licht standen, das aus dem Fenster des Treppenhauses fiel.

Davis stellte vor. Laou Wo grüßte mit Vorbehalt, und der Birmese seinerseits maß seinen Gruß sorgfältig nach dem des anderen ab. Obgleich Davis sie scharf beobachtete, fand er keine Anzeichen, daß sie sich bereits kannten.

Als Ralph bezahlt und seine Quittung bekommen hatte, begann er ein Gespräch mit dem Birmesen, während Davis den Teehändler übernahm und die Gelegenheit benutzte, um Ralphs Geschäftsehre, so gut es ging, zu retten.

Bald darauf machte der Chinese Miene aufzubrechen. Auch der Birmese verabschiedete sich. Ralph drückte ihnen die Hände und setzte sich wieder; Davis aber, sein Sekretär, begleitete sie ganz auf die Straße hinaus. Er fragte sie, ob sie nicht ein Automobil wünschten, ihr Weg aber führte sie in verschiedene Richtungen.

Während sie noch Abschied nahmen, kam ein kleiner untersetzter Mann mit einem gestutzten, schwarzen Schnurrbart in einem blankgeschwitzten Gesicht, auf dem Fußsteig

daher. Er war so in seine Zeitung vertieft, daß er gegen den Birmesen anrannte.

Der Mann bat um Entschuldigung, lüftete den Hut, trat höflich zur Seite, um den Chinesen, der denselben Weg hatte wie er, vorangehen zu lassen und fuhr in seiner Lektüre fort.

Davis blieb in der Tür stehen und blickte hinter seinen Gästen her.

Dort trabte der kleine Birnese auf seinen runden Beinen; die Straße war ganz menschenleer. Nein, jetzt kam ihm ein Mann in einem fleckigen Khakianzug auf dem gegenüberliegenden Fußsteig entgegengeschlendert. Nach der anderen Seite, längs der alten Gartenmauer, entfernte sich der Chinese mit würdig gemessenen Schritten, die Hände in den weiten Aermeln; hinter ihm ging der kleine untersetzte Mann, der in seine Zeitung vertieft war. Eine zerlumppte Ticca gharis dritter Klasse kam durch die Straße gerasselt. Der Chinese verlangsamte seine Schritte und blickte ihr entgegen, während der Kutscher anhielt und die Peitsche hob; Herr Laou Wo aber fand das Fahrzeug unter seiner Würde und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Darauf kehrte Davis zu Ralph zurück, der sich mit Danjuro über Tee und Opium und das Geschäft, das er eben abgeschlossen hatte, unterhielt.



Nach dem Mittagessen im Hotel fuhr Rao, wie er versprochen hatte, mit seinen Gästen aus, um ihnen Kalkutta bei Nacht zu zeigen. Er hätte, sagte er, erst an eine Spielhölle gedacht, wo die Malaien und Chinesen vom Hafen und

den großen Docks in schöner Gemeinschaft ihren Tagesverdienst durchbringen; aber es wäre ein zu gefährliches Unternehmen, denn Spielhöllen seien streng verboten und jeder gutgekleidete Fremde würde als Spion betrachtet. Statt dessen fuhr er sie zu der Straße der weißen Nächte, wo die hinduschen Freudenmädchen wohnen.

Es war über Mitternacht. Von der Bow Bazar-Street, wo noch Verkehr war, fuhren sie durch ein ödes, nachtstilles Viertel zu einer langen, geraden Straße, wo Musik von Flöten, Zithern und Tam-Tam hinter Mauern erklang.

Die Straße bestand aus niedrigen, zweistöckigen Steinhäusern; durch die Fensterläden fiel gedämpftes Licht, die Türen aber gähnten wie dunkle Löcher in den gelblichen Wänden. Hier und da war in der Mauer eine Nische. An einer Stelle brannte eine qualmende Fackel, die an der Mauer festgemacht war, und in der Nische lag ein Paria längelang und schlief wie in einem offenen Begräbnis.

»Das ist die Nachtwache,« sagte Rao und lachte.

Der Chauffeur fuhr langsam, um das richtige Haus zu finden.

Da sprang aus einer Tür ein Eingeborener, stellte sich vor das Auto und schwang eine qualmende Fackel in seiner rechten Hand. Es schien ein Zeichen zu sein, das der Chauffeur und Rao verstanden.

Der Wagen hielt.

»Hier ist es,« sagte Rao und stieg aus.

Der Eingeborene ging voran und leuchtete mit seiner Fackel.

»Ich habe mich erkundigt und erfahren, daß dies eins der besten Häuser sein soll. Hier verkehren die Hindustudenten aus den großen Kollegien, die hier in der Nähe liegen.«

Sie kamen durch einen dunklen und engen Gang, wo sie hintereinander gehen mußten, und stiegen eine Steintreppe mit hohen Stufen ohne Geländer hinauf, die zum ersten Stockwerk führte; dort endete die Treppe in einer Galerie, die zu einem viereckigen Hof hinausging, der vom Sternenhimmel erhellt war. Sie kamen an einem Raum vorbei, aus dem halb lüsterne, halb melancholische Musik erklang, deren einförmige Töne übereinander stolperten.

Die Tür war nur angelehnt, Ralph guckte hinein. Da saßen vier junge Burschen in der Hocke, die Köpfe über ihre Instrumente gebeugt. Der Raum war ganz kahl, auf der Erde stand ein Licht in einem Leuchter. Sie kehrten ihnen ihre Gesichter zu, ihre Augen waren blank, als wären sie von der betäubenden Musik berauscht. Sie schlugen den Takt mit dem Kopf, und ihr Mund lächelte wie die Lippen eines schwachen Kindes, das zeitig Lachen und Weinen verlernt hat.

»Das sind die Söhne der Nacnevalen und Bajaderen,« erklärte Rao, »sie werden von Kind an, in Musik unterrichtet und verdienen sich ihren Unterhalt, indem sie zum Tanz der Frauen spielen und ihnen zu Diensten sind.«

Sie bogen um eine Ecke der Galerie, wo alle Türen mündeten. Ein altes Mütterchen, mit einem großen Tuch um den Kopf, kam auf sie zu und rappelte eine blühende Rede auf englisch und herunter, indem sie unablässig die Hände zur Stirn führte.

Auf ein Wort von Rao wackelte sie auf eine Tür zu und riß sie weit auf.

Ein großer Raum, der mit einem Teppich über den ganzen Fußboden bedeckt war, bot sich ihrem Blick. In einer Ecke war ein niedriges Himmelbett, ebenso breit wie lang, mit

Kissenrollen an allen vier Seiten. An der Wand hing ein Bild von Siva mit den vier hochgestreckten Armen. In einer Ecke war ein kleiner Altar, wo eine Tulspflanze in einer Schale hing. Unter der Decke war eine Krone, die aus fünf qualmenden Talglichtern Licht spendete. Auf dem Fußboden lagen seidene Kissen verstreut und unter dem einen Fenster stand ein kleiner niedriger Tisch.

Als sie hereintraten, erhob sich eine Frau vom Fußboden, ging ihnen entgegen und begrüßte sie mit ausgebreiteten Armen.

Ralph mußte an die Sanskritworte denken, die Davis ihn einst gelehrt hatte: »Ein wandernder Fleischbaum mit Goldfrüchten beladen.« So war sie. Ueberreif, glatt und blank, als ob sie platzen würde, wenn man sie berührte. Goldene Früchte hingen an dem Fleischbaum, an den schön geformten, nackten Armen, dem dicken Hals, auf der hohen Schulterwölbung, an Fingern und Fußgelenken; und jedesmal, wenn der Baum sich bewegte, rasselten sie. Sie blickte lächelnd von einem zum anderen, ihre weißen Zähne zeigend, während ihr großer offener Blick sie musterte. Von den Schultern bis zu den Füßen, die von funkelnden Ringen blitzten, war sie in ein faltenreiches Tüllgewand, wie in eine Toga gehüllt; an den Schultern wurde die Kante eines dunkelroten Unterkleides sichtbar.

Trotz des Smokings sah sie gleich, daß Rao indischer Abstammung war. Bevor er noch etwas gesagt hatte, war sie sich über die Situation klar: es war ein zweimal Geborener, der ihr seine weißen Gäste zuführte.

Sie beugte ihren Kopf, als er sprach, mit ehrerbietig niedergeschlagenen Augen lauschend. Als sie aber antwortete,

öffnete sie Blick und Lippen mit einer Schamlosigkeit, die sie kleidete, weil sie echt war.

Ralph und Davis streckten sich auf den Kissen des Fußbodens und stützten den Kopf auf den Ellbogen, während Rao und die Nacnevali sich in der Hucke gegenüber saßen.

Rao redete sie in ihrer eigenen Sprache an, sie aber antwortete mit Selbstbewußtsein, daß sie die Sprache der Weißen verstehe.

»Du bist ein guter Junge!« sagte sie als Probe, mit einem kleinen gierigen Lachen zu Ralph, und legte ihre runde Hand, deren Nägel von Henna rosenrot gefärbt waren, auf sein Knie.

Davis sagte ihr allerhand hübsche Dinge auf hindustanisch. Sie sah ihn erstaunt an und antwortete girrend, mit halbgeschlossenen Lidern. Da erklang Frauengesang aus einem Nebenzimmer, und Davis verstummte.

Sie lauschten alle. Der Gesang hinter der Wand hatte einen Herzenston, der ihre Aufmerksamkeit weckte.

»Wer ist das?« fragte Rao.

»Eine Neue —« die Nacnevali zuckte nachsichtig ihre fetten Schultern.

»Wem singt sie etwas vor?«

»Sie ist allein.«

Die Nacnevali strich sich mit der Hand über ihren runden Arm und sah auf ihn herab, als ob sie sagen wollte: betrachten Sie lieber meinen Arm, ist der nicht schön?

»Warum singt sie?«

Die Nacnevali wandte den Kopf langsam zur Wand, von wo der Gesang ertönte, zuckte wieder die Achseln und sagte halb spöttisch, halb nachsichtig:

»Weil sie traurig ist.«

»Du bist wohl nie traurig!« Raos Mund zeigte eine allwissende Melancholie, die so plötzlich den Schleier von seiner Seele zog, daß Ralph ihm einen Augenblick ganz nahe zu sein meinte.

»Nein, es ist lange her.«

Sie warf den Kopf in den Nacken, heftete ihren Blick unter den halbgeschlossenen Lidern auf Raos Mund und sagte:

»Ein Sannyasi hat mir prophezeit, daß ich als Favoritin eines Rajahs wiedergeboren werden soll. Ich soll Rani werden und Söhne gebären. Vielleicht werde ich einst die Deine.«

Wieder erklang der Gesang nebenan. Wieder hatte er einen lebendigen Herzenston; selbst die Nacnevali vernahm es.

»Die da nebenan,« sie zeigte mit dem Kopf zur Wand, »trägt ein Kind, – darum weint sie. Die Törin!« Sie senkte die Stimme, die dunkel und warm wurde. »Wenn ich es wäre, würde ich vor Freude singen. Ein Kindchen!«

Sie wiegte die Arme vor der Brust und blickte mit schiefgelegtem Kopf und niedergeschlagenen Augen darauf herab, als hütete sie einen kleinen, schwarzlockigen Kopf, der hilflos in ihrem fetten Arm lag; sie wiegte ihn gegen ihre unfruchtbare Brust.

»Welcher Kaste gehörst du an und wie bist du hierher gekommen?« fragte Rao.

»Ich bin aus dem Stamm der Sudra,« die Nacnevali legte die Hände selbstbewußt zusammen, »ich wurde in meinem achten Jahre Witwe, und da keine anderen Witwen in der Familie waren, mußte ich alle Arbeit allein tun, darum lief ich zu einer Nacnevali, die ich im Basar gesehen hatte, und bat sie, mich ihre Kunst zu lehren.«

»Und jetzt bist du froh?«

»Ich hab genug zu essen und zu trinken, an Liebe leide ich keinen Mangel. Zu arbeiten brauche ich nicht – und bin ich nicht fein wie eine junge Rani?«

Sie zog die Toga über der Brust fester zusammen und wiegte ihren hocherhobenen Kopf, so daß die Goldfrüchte auf dem nackten Stamm des Halses rasselten; sie breitete das zarte Tüllgewand wie eine Decke aus, streckte ihnen ihre Armzweige entgegen und ließ das Licht von der Decke in den doppelt geringelten Goldspangen an ihren Handgelenken, in den ungeschliffenen Edelsteinen an ihren Fingern blitzen.

»Still!« sagte Davis.

Der Gesang hatte von neuem begonnen, aber es war nicht derselbe. Er beugte sich vor und lauschte angespannt.

»Wer ist sie?« fragte Rao.

»Sie ist Witwe, ebenso wie ich. Ein Augenpaar hat in die ihren gesehen, während sie für die anderen arbeitete; sie hat diese Augen heimlich bei Nacht gesucht und ist glücklich gewesen, bis ihre Liebe Frucht ansetzte, und sie mit ihrer Scham fliehen mußte, ohne Freunde und ohne Kaste.«

Die Nacnevali hatte ihre Hände im Schoß gefaltet und sprach wie im Traum, die Lider über die trägen Augen gesenkt.

»Ich glaube eher, daß sie eine entflohene Dewadasi ist,« sagte Rao und lauschte, »sonst würde sie nicht so gut singen können.«

Er wiegte den Kopf, während er Worte zu der Melodie summte. Die Nacnevali lauschte mit geschlossenen Augen, dann fiel auch sie mit ihrer tiefen Stimme ein.

»Was ist das für ein Lied?« fragte Ralph.

»Die Klage der Jogan von Indarsabha, ein Schauspiel von unserem berühmten Amanát aus dem vorigen Jahrhundert; es wird in ganz Indien gespielt.«

»Was bedeutet Jogan?«

»Em weiblicher Jogi, eine bußfertige Wanderin auf staubigen Wegen, mit aufgelösten Haaren, das Gesicht mit Asche eingerieben. Sie ist von Indras Hof vertrieben worden, weil sie den Königssohn Gulfam liebt. So ruft sie ihren Geliebten,« – und Rao begleitete den Gesang mit Worten, die er ins Englische übersetzte:

Ruhelos wandert mit Weh im Herzen  
sie, die dich liebt, – komm doch, o komm!

Ruhelos wankt sie auf Straßen und Gassen,  
sucht dich vergebens – komm doch, o  
komm!

Könnte dein Aug' in mein Herze blicken,  
würdest selbst herzkrank – komm doch, o  
komm!

Ach, bin ein Gast in der Welt nur, der wei-  
ten,  
bald ist's vorbei – komm doch, o komm!

Gottloser, sieh, am Gott ich verblute,  
sterbe vor Schmerz – eil dich, o komm!

Davis hatte sich während des Gesanges erhoben und war hinausgegangen. Ralph hatte es bemerkt, aber er sagte nichts.

Draußen auf dem Gang stand das alte Mütterchen. Davis zeigte auf die Tür zum Zimmer der Singenden. Die Alte wackelte darauf zu und schloß sie auf.

Ein Duft von Ambra schlug ihm entgegen, den er wieder-erkannte. Das Zimmer war klein. Das Fenster lag der Tür gegenüber, hoch oben an der Wand, mit Läden davor. In der Ecke stand ein niedriges Bett, ebenso wie das nebenan. Auf dem Teppich, den Rücken zur Tür gewandt, saß die singende Frau gegen eine alte Lederkiste mit Silberbeschlägen gelehnt, worin sich das Licht eines doppelarmigen Bronzekandelabers spiegelte, der auf der Kiste stand.

Davis betrachtete sie, während die Tür hinter ihm geschlossen wurde. Sie war in ihren Gesang vertieft und überhörte sein Kommen. Der Ton verklang und löste sich in einen Seufzer auf.

»Kantra!«

Sie hob den Kopf, drehte sich um und sah ihn an. Ein Beben ging durch ihren Körper. Sie erhob sich, wich zur Wand zurück und starrte den Fremden neben der Tür an.

Ihr Gesicht war eingefallen; das schwarze Haar fiel von der Stirn über die Ohren, es war nicht mehr blank und glatt wie ehemals. Aus den weitaufgerissenen Augen blickte dunkle Oede. Wo war der stolze Glanz geblieben, der gleichzeitig anzog und abwehrte, wo waren die funkelnden Schatten? Nur die Lippen waren rot wie damals; Davis sah, daß sie geschminkt waren.

So stand sie, bis er ihr die Hand entgegenstreckte. Da schmolzen die starren Züge in einem wunderbaren Lächeln; sie glitt auf ihn zu und sank ihm zu Füßen.

Davis sah an ihren Schultern, daß sie weinte, aber sie gab keinen Laut von sich. Er setzte sich neben sie und legte seinen Arm schützend um ihren Leib. Sie schmiegte den Kopf an seine Brust, und ihre Tränen versiegteten.

»Wie bist du hierhergekommen?«

»Die Daja hat mir zur Flucht verholfen.«

»Warum bist du geflohen?«

»Hast du vergessen, daß man derjenigen, die sich mit einem Kastenlosen verunreinigt, Ohren und Nase abschneidet? Ich flüchtete vor dem Zorn des Gewaltigen und verberge mich hier.«

Sie drückte sich an ihn wie ein Kind, das eine freudige Ueberraschung mitzuteilen hat.

»Ich soll dir einen Sohn gebären,« flüsterte sie, und ihre Hände suchten die seinen.

»Wo sind deine Ringe?«

Sie wandte den Kopf und sah zu ihm auf.

»Ich kann doch keine anderen Ringe tragen als deine! – Du zerbrachst meinen Taliring mit der Zauberkraft deiner Augen, während ich vor dem Gewaltigen tanzte, weißt du nicht mehr? – Er sprang klirrend von meinem Fuß zur Erde. Du nahmst mich ihm durch deine Zauberkunst. Jetzt habe ich alles zerbrochen und weggeworfen, damit du mir neue schenken kannst. Ich kann nur den Tali desjenigen tragen, dessen Sohn ich gebären soll.«

Wieder schmiegte sie sich an ihn und schloß die Augen, während ihre heißen Hände die seinen umklammerten.

»Erzähle, was geschehen ist.«

Sie erzählte von Ramalingams Zorn, von ihrer Furcht vor dem Fluch des Gewaltigen, von ihrer Flucht bei Nacht in den Kleidern eines jungen Brahmanen, der sie einst geliebt und den sie durch die Daja um Hilfe gebeten hatte. Wie sie sich dann von Stadt zu Stadt durchgebettelt hatte, bald mit Gesang und Tanz, bald dadurch, daß sie ihren Körper demjenigen anbot, dessen Auge mit Begehren auf ihr ruhte, – bis sie die große Stadt erreichte, wo ein Schutzmann sie auf der

Straße fand und in dieses Haus führte. Sie erzählte, wie verzweifelt sie gewesen sei, bis sie entdeckt hatte, daß sie ein Kind trüge. Da war neue Hoffnung in ihrem Herzen aufgeblüht, aber auch neue Angst, – die Angst, daß sie den Vater ihres Kindes nie wiedersehen würde.

»Jetzt habe ich dich wieder,« sagte sie, und ihre dunklen Augen strahlten im alten Glanz, während sie seine Hände gegen ihr Herz drückte, »ich will dir folgen, wie dein Hund und dein Schatten.«

»Dein Hund und dein Schatten –« das waren die Worte, mit denen Männer der niedrigen Kaste ihre Tochter demjenigen geben, der ihr Herr sein soll; das wußte Davis.

Da erklang ein Laut, als ob jemand mit der flachen Hand gegen die Tür schlägt. Kantra wandte den Kopf und sagte einige Worte. Die Tür ging auf und das alte Mütterchen streckte die Hand mit einer Karte herein, die Kantra nahm und dann Davis reichte. Es war Ralphs.

»Rao ist bereits gegangen, aus Diskretion oder Müdigkeit. Ich hab es satt, länger bei dem Fleischbaum zu warten, der mich vergeblich mit seinen Gold- und anderen Früchten zu locken versucht. Wollen Sie mich begleiten, – oder soll ich das Auto später zurückschicken.«

»Es ist mein Reisegefährte, dem du die Nachricht schicktest, als ich der Gefangene der Brahmanen war – darf er hereinkommen?«

Kantra nickte. Davis schrieb einige Worte auf seine Karte und gab sie der Alten, die neben der Tür wartete.

Kurz darauf kam Ralph. Er blieb neben der Tür stehen, indem er vergeblich die Schöne vom Kali-Tempel in dieser verhärmten Frau wiederzufinden versuchte.

Davis erhob sich und sagte:

»Kantra ist vor Gott und den Brahmanen geflüchtet. Sie will mir folgen, wo ich gehe und stehe – wie mein Hund und mein Schatten.«

Kantra las das Erstaunen in Ralphs Blick; sie beugte den Kopf zur Bestätigung und sagte:

»Ich will den Tali desjenigen tragen, dem ich ein Kind gebären soll.«

Davis sah ihn an, als ob er ihn an etwas erinnern wollte und Ralph verstand, daß er ihre Wette meinte.

Er nickte. Davis hatte gewonnen.

Kantra breitete Kissen auf dem Teppich aus, damit Ralph sich neben sie setzen konnte. Davis aber blieb stehen, sah nach der Uhr und sagte:

»Es ist spät.«

Sie sah ihn erstaunt an:

»Willst du gehen?«

»Ich komme morgen wieder!«

Er wich ihrem Blick aus. Als er sich zur Tür wandte, klammerte sie sich an seinen Arm und sagte:

»Nimm mich mit!«

Er machte sich behutsam frei und klopfte ihr die Wange.

»Ich sage dir ja, daß ich morgen wiederkomme.«

Eine Ahnung stieg in ihr auf. Von seinem ausweichenden Blick sah sie in Ralphs helle Augen und entdeckte einen Schatten von Mitleid in ihnen, der ihre Angst noch steigerte.

Sie warf sich Davis zu Füßen und umklammerte seine Knie mit ihren Armen.

»Schwöre, daß du mich morgen mit dir nimmst.«

Davis löste ihre Arme.

»Morgen wollen wir über deine Zukunft sprechen.«

Sie erhob sich mühsam und grübelte einen Augenblick über seine Worte. Als sie aber keine Zuflucht in ihnen fand, begannen ihre Hände zu beben und ihr Mund verzog sich, so daß die spitzen Zähne sichtbar wurden.

»Sag mir die Wahrheit!« bat sie und faßte seinen Arm.

Davis machte sich frei und begegnete im selben Augenblick Ralphs Augen, die voller Unwillen auf ihm ruhten. Sie fühlte, was in ihm vorging, wandte sich zu Ralph und warf sich vor ihm nieder.

»Sag mir die Wahrheit!« flehte sie, die Hände zu ihm erhoben.

Ralph richtete sie auf und sagte auf französisch zu Davis:

»Sagen Sie ihr die Wahrheit. Das ist doch das wenigste, was Sie tun können.«

»Also gut« – Davis richtete sich auf und begegnete ihrem Blick. »Ich werde dafür sorgen, daß weder du noch dein Kind Not leidest, aber ich kann dich nicht mitnehmen, es ist ganz unmöglich.«

Sie schwankte bei seinen Worten. Sein Blick schlug sie zu Boden, aber sie erhob sich mit ihrer letzten Kraft. Voller Stolz über das Leben, das sie unterm Herzen trug, flammten ihre Augen, und sie atmete keuchend wie ein wildes Tier, dessen Junges in Gefahr ist.

»Ich werde dich finden, wo du auch bist. Not und Pest werde ich auf dein Haupt herabbeschwören, du, der du mich aus dem Arm des Gewaltigen stahlst und seinem Zorn überließest. Ich werde mir Vergebung bei Ramalingam und den Brahmanen erkaufen, indem ich dich ihrer Rache verrate. Ich verfluche das Kind, das ich trage, und werde es mit meinen Händen erdrosseln, wenn es lebend aus meinem Schoß gelangt.«

Sie ging stolzen Hauptes an ihm vorbei und ließ die Tür hinter sich offenstehen. Ralph sah, wie ihr Körper von Tränen geschüttelt wurde, die sie mit Gewalt zurückhielt.

Als sie in den dunklen Gang kamen, hörten sie einen röchelnden Laut hinter einer geschlossenen Tür, und beruhigende Worte, als ob eine Mutter zu einem schluchzenden Kind spricht. Ralph meinte, die Stimme des Fleischbaums zu erkennen. Auf der Straße stießen sie auf einen Eingeborenen, der seine rauchende Fackel drohend hinter ihnen her schwang, als das Auto sich in Bewegung setzte. Eine Bande Musikanten hatte sich mitten auf dem Fahrweg niedergelassen; von dem Tamtanteufel besessen, achteten sie weder der glühenden Augen, noch des heiseren Signals des Autos, so daß der Chauffeur in einem Bogen um sie herumfahren mußte.

Sie saßen schweigend nebeneinander. Ralph konnte den Ausdruck in Kantras Augen nicht vergessen. Ein brutaler Eingriff in den Lebensfrieden eines wehrlosen Wesens, — durch die Wette fühlte er sich mitschuldig. Er war gespannt, was Davis zu tun beabsichtigte, — die Sache war schwierig, das mußte er einräumen. Fragen aber wollte er nicht, denn Davis war ihm keine Rechenschaft schuldig.

Davis starrte vor sich hin, seine Kiefer waren in kauen-der Bewegung, wie immer, wenn er nachdachte. Schließlich wandte er seinen Kopf zu Ralph und sagte:

»Ich werde Cook die Sache anvertrauen und eine Summe für sie und das Kind aussetzen.«

Ralph schwieg mißvergnügt. Und dennoch — gab es einen anderen Ausweg? — Merkwürdig, wie sicher so ein Fraueninstinkt den innersten Kern traf, ohne Umschweife und viele Worte. »Ich werde es mit meinen Händen erdrosseln, wenn

es lebendig aus meinem Schoß gelangt« – klang es ihm noch im Ohr, mit der Wildheit des verratenen Weibchens. Ein sicherer Instinkt, denn welches Schicksal konnte einen Bastard von weißer Brutalität und indischer Sinnenglut erwarten, auf dessen ungeborenem Haupt der Fluch der heimatlichen Götter ruhte?

»Sie haben Kantras Rache gründlich verdient!« sagte Ralph schließlich, als ob er einen Rechnungsabschluß machte.

»Es ist weit bis Madura,« lachte Davis hart, »und ich werde mich hüten, mich dort wieder sehen zu lassen. Auch Kantra täte gut daran, an Nase und Ohren zu denken und den Brahmanen aus dem Weg zu gehen.«

»Sie haben die Wette gewonnen,« sagte Ralph nach einer Weile, »welchen Dienst verlangen sie von mir?«

Davis bedachte sich eine Weile. Dann sagte er:

»Ich möchte Ihren Dienst für ein gelegenes Mal zugute haben.«

Ralph schwieg. Er hatte halb und halb erwartet, daß Davis ihn gebeten hätte, an seiner Statt zu Kantra zu gehen und sie abzufinden. Er fühlte etwas wie eine Enttäuschung. War es das Verantwortungsgefühl innerhalb der weißen Bruder-gemeinschaft, das sich in ihm rührte?

Als das Auto zu einem offenen Platz einbog, wurde eine kleine dunkle Gestalt im Mondlicht sichtbar, die aus einer engen Gasse kam. Davis drehte sich nach der Gestalt um. Auch Ralph meinte, sie bereits früher gesehen zu haben.

»Das war der Birmese,« sagte Davis, und beugte sich zum Chauffeur, um von ihm den Namen der Gasse, aus der Maung Po aufgetaucht war, zu erfahren.

Der Birmese verschwand auf der andern Seite des Marktplatzes, die Insassen des Wagens schien er nicht gesehen zu haben.

---

Sie schliefen bis spät in den Vormittag hinein. Nachdem sie gefrühstückt hatten, fuhr Ralph allein aus. Davis klagte über Kopfschmerzen und sagte, daß er lieber in seinem Zimmer bleiben wollte. Eine Stunde später fuhr er trotzdem aus und ließ sich vor einem kleinen Speisehaus an dem stillen Ende der Bow Bazar absetzen. Hier traf er Herrn Forbe, der schon beim Frühstück saß.

»Gibt's etwas Neues?« fragte Davis.

»Nichts von Interesse. Laou Wo ist jeden Vormittag in dem Chinesentempel im Edenviertel. Er ist auf dem Telegraphenamt gewesen und hat eine Depesche nach Kanton abgeschickt. Nachmittags fährt er mit seinen beiden Sekretären spazieren.«

»Geht er abends nicht aus?«

»Nein.«

»Und Maung Po?«

»Geht zur Bibliothek, wo er sich den ganzen Tag aufhält, sonst geht er nicht aus.«

»Auch abends nicht?«

»Nein, Herr.«

»Doch, Herr.«

Forbe blickte verblüfft von seinem Currygericht auf. Davis berichtete, wo und wann er den Birmesen gesehen hatte.

»Entschuldigen Sie, Herr, das war nach zwölf Uhr?«

»Nun und?«

»Länger als bis zwölf Uhr bin ich nicht engagiert.«

Davis mußte zugeben, daß sie für die Nächte kein Uebereinkommen getroffen hatten. Darum bekam Forbe neue Befehle und einen Extrascheck.

Bereits am nächsten Tage, als sie sich von neuem in dem kleinen entlegenen Speisehaus trafen, konnte der Mann mit dem fleckigen Khakianzug Mitteilungen machen, die Davis aufs lebhafteste interessierten.

Ralph hatte abermals einen Anfall von Mißmut. Das einzige, was ihn davon abhielt, den ersten besten Dampfer nach Amerika zu nehmen, war die Hoffnung, daß Helen sich doch noch in Indien aufhielt, wie es ursprünglich ihr Plan gewesen war, und daß das Schicksal – Gott – der Zufall – sie dennoch eines Tages zusammenführen würde.

Wüßte er, daß sie abgereist sei, würde nichts ihn gehindert haben, ihr in ihr fernes Heimatland zu folgen. Sie konnte und würde es sicherlich nicht verbieten, daß er ihren Weg kreuzte und eine Begegnung möglich machte; sie hatte ihn ja auf den unbekanntem Gott verwiesen.

Zu dem Mißmut gesellte sich auch ein unbestimmter Widerwille gegen seinen Reisegefährten.

Davis' ansprechende, halb freche, halb freimütige Offenheit hatte hier in Kalkutta einer seltsamen Zurückhaltung Platz gemacht. Vielleicht lag es daran, daß seine Gedanken von Studien in Anspruch genommen waren. Entweder saß er in der Bibliothek oder er besuchte neue wissenschaftliche Verbindungen, wohin Ralph ihn nicht begleiten konnte. Dazu kam das letzte Erlebnis – das Abenteuer mit Kantra. Ralph konnte nur mit Ekel daran denken. Zu all dem kam die Wärme, die ihn bisher nicht sonderlich geniert hatte.

Als Ralph Davis eines Tages mitteilte, daß er aus seiner Heimreise Ernst machen wollte, antwortete Davis scherzend, daß er gar nicht ohne seine Zustimmung reisen könne – denn er schulde ihm ja einen Dienst, und wie, wenn er nun den Dienst von ihm verlangte, daß er auf ihn warten sollte? Im übrigen wäre er bald fertig, viele Tage würde es nicht mehr dauern.

Ralph ließ sich überreden, hauptsächlich, weil er selbst nicht wußte, was er eigentlich wollte.

---

Eines Tages, als Davis in der Bibliothek saß, kam Maung Po freudestrahlend auf ihn zu und sagte, daß die Paligesellschaft am nächsten Vormittag in der Pagode ihre monatliche Sitzung abhalten würde. Es war ihm geglückt, bei dem obersten Pongyi die Erlaubnis zu erwirken, daß er Davis mitbringen dürfe, ja, man hatte ihm sogar eine Einladung ausgestellt. Er gab Davis zu verstehen, daß es eine große Auszeichnung sei, denn kein Weißer, außer dem Vizekönig, war bisher geladen gewesen. Davis dankte und versprach um elf Uhr präzise am Eingang der Pagode zu sein.

Am selben Tage nach dem Frühstück hatte Davis eine lange Unterredung auf seinem Zimmer mit Herrn Forbe, der ungerufen gekommen war. Sie endete zur größten Zufriedenheit beider Parteien.

Als Davis ihn verabschiedete, kam Ralph gerade nach Hause und sah, daß der Fremde einen Scheck einsteckte. Als er fort war, fragte er:

»Wer war das?«

»Ein Herr Forbe. Er ist Agent in indischen Antiquitäten und Kuriositäten. Ich habe allerhand Bücher und andere

Dinge von ihm gekauft, die er für mich absenden soll. Im übrigen kann ich Ihnen mitteilen, daß ich jetzt Schluß mache. Ich bin wahrscheinlich schon morgen abend fertig.«

Er berichtete von der Einladung des Birmesen zu der Sitzung am nächsten Tage; auch darauf hatte er noch gewartet.

»Leider kann ich Sie nicht mitnehmen. Aber ich habe etwas anderes, was Sie interessieren wird. Neulich bat ich Herrn Forbe, der mich auch das vorige Mal, als ich hier war, bedient hat, mir Zutritt zu einer richtigen alten Opiumkneipe zu verschaffen. Das Gesetz hat diese Höhlen schon längst geschlossen. Diese oder jene aber führt noch ein geheimnisvolles Dasein in irgendeiner öden Gasse, von niemand anders gekannt, als von einer alten Klientel, die ebenso viel Wert darauf legt, im Schatten zu bleiben. Fremde haben nur Zutritt, wenn sie von einem Stammgast eingeführt werden, der für sie gutsagt. Eben teilte Forbe mir mit, daß er einen alten verhärteten Opiumfresser aufgespürt hat, einen ehemaligen portugiesischen Kapitän, der uns für Geld und gute Worte einführen will. Es ist ein Abenteuer, das man sich nicht entgehen lassen darf, obgleich es nicht ohne Gefahr ist. Wir riskieren, daß wir hinausgeworfen werden, wenn jemand uns verdächtig findet, und riskieren außerdem, daß die heimliche Polizei, die vielleicht auf uns oder jemand anders aus der Klientel ein Auge hat, die Höhle findet und eindringt, wenn wir gerade da sind, – und dann befinden wir uns mit dem Gesetz in Konflikt. Sind Sie mit von der Partie?«

»Selbstverständlich.«

»Wir müssen uns verkleiden, teils der verdächtigen Gäste wegen, teils damit wir die Polizei nicht auf die Spur bringen.«

»Wenn wir verfolgt werden, meinen Sie?«

»Ja. Forbe hat alles Nötige geordnet. Wir verlassen das Hotel zu Fuß, nehmen unterwegs ein Auto und fahren zu einem kleinen Speisehaus in der Bow Bazar, wo Forbe Stammgast ist. Dort werden wir zu Aufkäufern aus den Weststaaten verwandelt, die einen Ausflug von Pondicherry, wo das Schiff ihrer Firma liegt und ladet, gemacht haben, um die große Stadt zu sehen.«

»Welche Art Verkleidung?«

»Schifferzeug. Falsche Bärte und dergleichen sind wohl nicht nötig, für all das aber sorgt Forbe. Von dem Speisehaus begeben wir uns zu einem Zimmer, das der Kneipe schräg gegenüberliegt und das er gemietet hat. Die Opiumkneipe soll ein unschuldig aussehendes, stilles Privathaus zwischen andern gleichartigen sein. In diesem Zimmer will Herr Forbe uns den Portugiesen vorstellen, wenn er den Augenblick für geeignet hält, wo er hinüberschlüpfen und uns holen kann. Vor zwei, drei Uhr wird es kaum werden, denn bevor die Gäste und besonders der alte Chinese, der den Eingang hütet, eine genügende Anzahl Pfeifen bekommen haben, kann er es nicht wagen.«

»Wie sollen wir uns in der Kneipe benehmen?«

»Eine oder zwei Pfeifen rauchen und im übrigen tun, was die anderen tun.«

»Wann wird es sein?«

»Heute nacht.«

Nachts etwas nach ein Uhr schlenderten zwei flotte, jüngere Schiffer durch eine winklige, öde Straße zwischen Sabha Bazar und Beadonstreet.

Sie begegneten keiner lebenden Seele, und erreichten schließlich ein niedriges Haus, wo ein Mann in der Haustür stand und sie erwartete.

Sie wurden zu einem kleinen Zimmer im ersten Stockwerk geführt. Die Einrichtung bestand aus einem viereckigen, strohgeflochtenen Tisch und drei niedrigen Bambusstühlen. Auf dem Tisch stand ein doppelarmiger Kandelaber, wie die Eingeborenen sie bei festlichen Gelegenheiten gebrauchen. Davis stellte Herrn Forbe vor, der zur Feier des Tages in einem Gehrock prunkte, der fast ebenso fleckig war wie der Khakianzug.

Ralph trat ans Fenster, zog die Matte zurück und blickte hinaus. Im selben Augenblick löschte Forbe die Lichter.

»Das geht nicht an,« flüsterte er, »man kann das Licht von drüben sehen. Der Chinese hat ein Guckloch in der Tür. Das beste ist, wir bleiben im Dunkeln sitzen, dann können wir uns am Fenster aufhalten und sehen, wann der Portugiese herauskommt und herüberschleicht; und ich kann mich bereit halten, ihn einzulassen.«

Als Ralph seine Augen an das Dunkel gewöhnt hatte, sah er durch die sternenklare Nacht ein Haus schräg gegenüber, das etwas höher als die Nachbarhäuser war. Zwei niedrige Stufen führten zu einer Tür; die Fassade war kahl und dunkel, kein Lichtstreifen drang durch die Fensterläden.

Forbe hatte für Getränke in der Wartezeit gesorgt; sie saßen in einem Halbkreis am Fenster, jeder mit einem Glas Whisky vor sich, während sie das Haus drüben im Auge behielten und nur flüsternd miteinander sprachen.

Als sie eine halbe Stunde gegessen hatten, sah Ralph einen Mann in einen Mantel gehüllt auf der anderen Seite der Straße näherkommen. Vor der Tür der Opiumkneipe blieb er stehen; sie sahen nicht, daß er irgendein Zeichen machte oder einen Schlüssel hatte, die Tür aber öffnete sich wie von selbst und der Mann glitt lautlos hinein.

Sie warteten eine Stunde, sie warteten zwei, ohne daß sich ein lebendes Wesen zeigte.

Sie hatten bereits die Whiskyflasche zur Hälfte geleert, als Ralph einen Lichtschein am Fuße des Hauses zu sehen meinte.

»Sehen Sie dort,« sagte er und zeigte auf den Schein, der im selben Augenblick verschwand, »ich sah Licht in einer Kellerluke.«

»Wo?« fragte Davis und strengte seine Augen aufs äußerste an.

Da weder er noch Forbe etwas gesehen hatten, meinte Ralph schließlich, daß es ein Widerschein auf der Mauer gewesen sei, und vergaß es.

Ralph wurde schläfrig und schlummerte ein, Davis aber war springlebendig. Seine Augen funkelten durch die Nacht und seine Hände waren in beständiger nervöser Bewegung. Sein Kodak, den er immer bei sich hatte, stand auf der Fensterbank. Um sich zu beschäftigen, sah er ihn gründlich nach und setzte neue Platten ein.

Ralph erwachte dadurch, daß das Tageslicht ihm in die Augen schnitt. Er fuhr auf, blickte in der Morgendämmerung über eine öde Straße, die er nicht kannte, und ahnte nicht, wo er sich befand. Da fiel sein Blick auf Davis, der in der Mitte des Zimmers saß, mit dem Kodak im Schoß, und auf Forbe am Fenster, der angespannt zum gegenüberliegenden Hause hinüberstarrte; und plötzlich erinnerte er sich, wo er sich befand.

»Lassen Sie uns gehen,« sagte er und erhob sich, »jetzt kommt er doch nicht mehr.«

»St!« flüsterte Davis. Er starrte in den grauenden Tag hinaus, sein Mund war angespannt vor Aufmerksamkeit, als ob er auf dem Sprunge säße.

Ralph rückte seinen Stuhl an den Tisch und mischte sich ein Glas Whisky mit Wasser. Als er getrunken hatte, lehnte er sich in den Stuhl zurück und schief wieder ein.

Da wurde er von einem Schrei auf der Straße geweckt.

»Feuer! – Feuer!« wurde geschrien.

Ralph stürzte ans Fenster und sah einen jungen untersetzten Burschen mit einem schwarzen, gestutzten Schnurrbart, der gegen die Tür der Opiumkneipe donnerte, während er unausgesetzt Feuer rief. Darauf lief er zu den Nachbarhäusern und schlug auch dort Lärm.

Ralph sah schlaftrunkene, entsetzte Gesichter aus den Fenstermatten der Nachbarhäuser gucken. Eine Frau in einer schmutzigen Jacke, mit bloßer Brust, beugte sich erschrocken aus dem Fenster, sah, wie Rauch sich aus der Kellerluke der Opiumkneipe wälzte, und zog sich schreiend zurück. Ein Fenster nach dem anderen wurde geöffnet, Matten wurden heruntergerissen und Sprossenläden knarrten in ihren rostigen Angeln. In einer Sekunde war die tote Straße lebendig geworden.

Die Türen der Nachbarhäuser wurden geöffnet und die Bewohner wimmelten heraus, verstört, die Augen blank vor Angst. Auch aus dem Haus, wo Ralph und seine Genossen sich aufhielten, stürmten die Bewohner auf die Straße; das klappernde Geräusch von Holzsandalen und der schleifende Laut von Pantoffeln klang vor ihrer Tür.

Ogleich der Rauch dick und dunkel aus der Kellerluke des Opiumhauses brodelte, war dort drüben noch kein Zeichen menschlichen Lebens zu sehen. Erst als die Flammen

aus der Luke schlugen und längs der Mauer nach Beute leckten, wurde die Tür geöffnet.

Ein alter Chinese mit weißem, strähnigem Haar und einem gelblichen verschwollenen Kopf kam zum Vorschein. Seine Hände zitterten; als er das Feuer sah, stieß er einen entsetzten Schrei aus und raste wie ein Besessener die Straße hinunter.

In den Nachbarhäusern liefen die Bewohner wie Ameisen ein und aus, armseliger Hausrat wurde auf der Straße zusammengestaut; Kinder liefen halbnackt zwischen Frauen in langen, enganschließenden, baumwollenen Hemden und Männern mit nacktem Oberkörper und chinesischen Hosen.

Man schrie nach Polizei und Feuerwehr. Ralph sah, wie der junge Bursche mit dem gestutzten Schnurrbart sich neben die offene Tür der Opiumkneipe, stellte und »Feuer« hineinschrie. Nach einer Weile erklang in der Ferne das erste Fauchen der Feuerwehr.

Ralph wollte auf die Straße gehen, Forbe aber vertrat ihm den Weg mit einer ehrerbietigen, aber bestimmten Bewegung. Im selben Augenblick sah Ralph, daß Davis den photographischen Apparat auf die Fensterbank gestellt hatte, vor die Fenstermatte, so daß er selbst gegen Blicke gedeckt war; er guckte durch eine Oeffnung in der Matte, während seine Hände den Apparat einstellten. Es sieht ihm ähnlich, dachte Ralph, nur an seine Aufnahmen zu denken, während Menschen keine zehn Schritte von ihm in Lebensgefahr sind.

Es flammte lustig in dem toten Haus; Ralph wollte gerade Forbe beiseite schieben und hinuntereilen, um den Bewohnern des Hauses zu helfen, als drüben im ersten Stockwerk ein Fensterladen aufgeschlagen wurde. Ein Mann beugte sich heraus und sah zur Tür und den leckenden Flammen

hinunter. Seine großen schwarzen Augen waren blank vor Angst.

Ralph erkannte ihn sofort.

»Danjuro!« sagte er erstaunt.

Davis nickte; er war in das Einstellen seines Kodaks vertieft. Die Flammen leckten zum ersten Stockwerk hinauf, erfaßten den Fensterladen, den Danjuro eben geöffnet hatte, steckten ihn in Brand und wurden von dem Zugwind ins Haus gesogen.

Da endlich verließen die Ratten das bedrohte Nest.

Zuerst kam ein junger Chinese, halb Knabe noch, stand eine Sekunde vor der Tür und rieb sich die Augen, während er aufs Haus starrte, fing an zu weinen und lief davon. Darauf sah Ralph Danjuro in der Tür auftauchen, in einen langen, weißen Mantel gehüllt. Auch Davis hatte ihn gesehen, er beugte sich über den Apparat, und da die Fenstermatte ihn genierte, riß er sie mit einem raschen Griff herunter. Er knipste, Danjuro war aufgenommen.

Wieder und wieder knipste der Apparat, denn Davis machte Aufnahmen von allen, die drüben in der Tür zum Vorschein kamen, während sie einen Augenblick verstört und vom Licht geblendet zögerten.

Ralph sah zu seiner größten Verwunderung den Chinesen, Herrn Laou Wo auf der Schwelle, im Schein des zunehmenden Tages unter flackernden Flammen. Ihm folgte der kleine Birmese Maung Po, die Augen blank und unruhig, wie die einer Ratte; erst starrte er entsetzt in die Flammen und ließ darauf seinen Blick hastig prüfend über die Leute auf der Straße gleiten.

Es kamen mehrere, die Ralph nicht kannte; alle hatten etwas Lichtscheues und Aengstliches in ihrem Wesen, mehrere verhüllten sogar ihr Gesicht, indem sie so schnell wie möglich in der Menge zu verschwinden versuchten.

Ralph sah, daß der kleine untersetzte Bursche mit dem schwarzen, gestutzten Schnurrbart ganz in der Nähe stand und die Tür im Auge behielt. Bisweilen streifte sein Blick auch das Fenster, wo Ralph und seine Genossen standen. Wenn er ein Spion ist, der uns beobachten soll, dachte Ralph, hat er die beste Gelegenheit dazu; es fiel ihm aber nicht ein, sich vom Fenster zurückzuziehen oder Davis zu warnen, dessen Augen vor Eifer blitzten.

Sieh – dort kam eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, wie der Tahsildar in Kotagiri ihn getragen hatte. Statt eines Turbans hatte die Gestalt das Tuch über den Kopf geworfen, in der Eile aber glitt es auf die Schultern herab.

Der Mann zögerte einen Augenblick, dann wendete er seinen Kopf ihrem Hause zu.

Davis entschlüpfte ein Ausruf, Ralph sah ihn erbleichen, seine Hände aber ließen den Kodak nicht los. Es knipste, und im selben Augenblick erkannte Ralph das dunkle Haar, die weichen Mundfalten, den wehmütigen Ausdruck, es war Ramalingam.

Die Straße war voll von Leuten, die riefen und schrien, und mehr und mehr strömten aus den Seitenstraßen herbei.

Das Haus war von Flammen umspinnen, noch immer aber zeigten sich Nachzügler auf der Schwelle. Der Mann mit dem gestutzten Schnurrbart war durch die Hitze von der Tür vertrieben worden; jetzt war er damit beschäftigt,

wie ein Schutzmann den Platz freizuhalten, damit die Feuerwehr, deren Signalhupe am Ende der Straße ertönte, ohne Aufenthalt ihre Arbeit beginnen konnte.

Da war sie. Die Leute stoben auseinander, indem sie sich gegen die Häuserreihen drängten.

Davis wollte gerade seinen Kodak zusammenklappen, als sich noch eine Gestalt in der Tür der Opiumkneipe zeigte.

Davis beeilte sich von neuem, den Apparat einzustellen. Die Gestalt schien zu schwanken, vielleicht weil die brennende Hitze sie lähmte, vielleicht, weil es ein alter und schwacher Mensch war, der nur mühsam gehen konnte. Er zögerte in der Tür und sah sich nach der Feuerwehr um.

Da kam Ralph der Gedanke, daß dieser Mann nur auf die günstige Gelegenheit wartete, wo die Feuerwehr aller Augen auf sich zöge, um unbemerkt zu entschlüpfen. Ralph fühlte, daß Davis dasselbe dachte; seine Augen ruhten brennend auf der Gestalt, die ganz in einem arabischen Mantel gehüllt war; den einen Zipfel des Mantels hielt sie zum Schutz gegen die Flammen vors Gesicht.

»Kommen Sie!« rief der Bursche mit dem gestutzten Schnurrbart und sprang näher, um dem Schwachen, der nicht hinauskommen konnte, zu helfen. Er faßte ihn am Arm, um ihn über die Straße zu führen, bevor die Feuerwehr da war, dabei aber riß er ihm durch eine ungeschickte Bewegung den Mantel von den Schultern, so daß der graue Kopf von den Flammen beleuchtet wurde. Der Mann machte eine Bewegung, als ob er sich von der hilfreichen Hand befreien wollte, sah aber im selben Augenblick ein, daß es zu spät war. Er richtete sich zu seiner vollen Höhe auf, musterte die Menge und ließ seinen Blick über die gegenüberliegende Häuserreihe gleiten.

Ralph begegnete den braunen Augen – eine Flamme beleuchtete das Gesicht mit den Leberflecken – es war Gamâl.

Im selben Augenblick knipste Davis' Apparat zum letzten Mal. Er beugte den Kopf, damit Gamâls Blick ihn nicht treffen konnte und stieß Ralph vom Fenster zurück, aber es war schon zu spät. Ralph hatte einen Blitz des Erkennens in den braunen Augen gesehen.

»Er hat uns gesehen!« sagte Davis, indem er hastig zurücksprang.

»Und was weiter? – Schlimmer wäre es gewesen, wenn Ramalingam Sie gesehen hätte.«

Davis machte einen Versuch zu lachen. Seine Hände zitterten so stark, daß er kaum den Apparat zusammenklappen konnte.

Als die Spritzen ihre Arbeit begonnen hatten, schlichen Ralph, Davis und Forbe sich einzeln durch das Gedränge fort. Einer Verabredung gemäß, trafen sie sich wieder an der Ecke des Beadon square, wo sie einen Wagen nahmen und zum Speisehaus nach dem Bow Bazar fuhren. Hier kleideten sie sich um und wuschen sich. Während Ralph eine Tasse Kaffee trank, fertigte Davis Forbe unter vier Augen ab, worauf der Agent für indische Antiquitäten und Kuriositäten wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht Ralph die Hand drückte, als ob dieser ihm die erhabene Tat gedankt hätte.

Als sie wieder im Auto saßen, sagte Ralph zu Davis, indem er ihm fest in die Augen blickte:

»Sie werden wohl einsehen, Davis, daß Sie mir eine Erklärung schuldig sind.«

Davis starrte einen Augenblick vor sich hin, nickte dann und sagte:

»Heute abend werde ich sie Ihnen geben, jetzt müssen Sie mir etwas Ruhe gönnen. Bedenken Sie, ich muß heute um elf Uhr zur Pali-Sitzung, und dazu muß ich frisch sein.«

»Gut, also heute abend.«

Ralph legte sich in den Wagen zurück, während der weiteren Fahrt wurde nicht gesprochen.

Als sie ins Hotel kamen, streckte Ralph sich in seinen Liegestuhl und schief gleich ein. Er erwachte erst gegen elf Uhr. Als er zum Frühstück herunterkam, war Davis bereits zur Pali-Sitzung gefahren. Ralph fragte nach Danjuro und erfuhr, daß der Japaner gestern abend krank geworden sei und zu Bett liege.

Je mehr Ralph über die Ereignisse des Morgens nachdachte, desto rätselhafter erschienen sie ihm. Schließlich vertröstete er sich darauf, daß Davis ihm abends die versprochene Aufklärung geben würde. Nach dem Frühstück fuhr er zum Botanischen Garten auf der anderen Seite des Flusses. Er verbrachte einige Stunden im Schatten des mächtigen Banyanbaumes, der mit seinen Wurzelstämmen einen ganzen Wald bildete, obgleich es nur ein einziger Baum war, dessen Mutterstamm nicht mehr nachgewiesen werden konnte.

Kurz vorm Mittagessen kehrte er zurück. Davis war noch nicht da.

Als Ralph in sein Zimmer trat, sah er eine Handtasche mitten auf dem Tisch stehen. Er erkannte sie nicht gleich, fand aber bei näherer Untersuchung seinen eigenen Namenszug auf dem Beschlag.

Es war die Handtasche, die man ihm in Kotagiri gestohlen hatte. Er öffnete sie, alle seine Papiere lagen in einem zierlichen Haufen, mit einem Bastfaden umbunden, beisammen; nicht ein einziges fehlte.

Er klingelte und fragte den Kellner, aber weder er noch jemand anders im Hotel konnte Auskunft darüber geben, wer die Tasche gebracht hatte.

Noch hatte Ralph sich nicht von seinem Erstaunen erholt, als der Kellner wieder hereinkam und ihm eine Karte überreichte, die ein Chauffeur während Ralphs Abwesenheit gebracht hatte.

Es war Davis' Visitenkarte und es war Davis' Handschrift. Auf der Karte stand:

»Konnte nicht am Pali-Fest teilnehmen, weil ich bei Cook, wo ich auf dem Wege vorsprach, ein Telegramm vorfand, das meine sofortige Abreise ins Innere des Landes für kürzere oder längere Zeit notwendig macht. Schicken Sie mein Gepäck zu Cook zum Aufbewahren.

Gruß!

Davis.«

Ralph fuhr zu Cook und wurde nicht weiter überrascht, als er erfuhr, daß Davis keine Adresse hinterlassen, sondern nur um Aufbewahrung seines Gepäcks gebeten hatte, bis man weiteres von ihm hören würde.

Nachdem Ralph zu Mittag gegessen hatte, dachte er über seinen Reisegefährten nach, so wie er sich im Licht der Ereignisse, die sie zusammen erlebt hatten, darstellte. Er ging ihn methodisch Stück für Stück durch, und kam zu dem Resultat, daß er ein notwendiges Produkt und eine treue Spiegelung der europäisch-amerikanischen Zivilisation sei, wie sie sich einerseits ihren Bewunderern darstellte, im Festanzug, auf den Gott des Fortschrittes gestützt, den Blick zum Licht emporgewandt, und andererseits, wie sie wirklich war – im Arbeitskostüm des grauen Werktages.

Was hatte Davis eigentlich getan: in einer Laune, ein friedliches und glückliches Dasein zerstört. Es war ihm nicht eingefallen, Kantras Menschenwert zu respektieren, obgleich er stets so eifrig dafür eintrat, daß die weiße Rasse das Recht hatte, andern die Güter der Zivilisation aufzuzwingen, weil sie die Parole: Respekt vor dem Menschenwert, auf ihrem Banner trug. Er entzog sich seinen Verpflichtungen und überließ sie ohne Gewissensbisse ihrem Schicksal.

Wenn Davis und andere das Leben und die Gewohnheiten dieser Unterdrückten studierten, benutzten sie das Wissen, das sie ernteten, um neue Waffen für die Herrschaft der Weißen über andere Völker der Erde zu schmieden.

Ihr Land ist ihnen genommen, dachte Ralph weiter, und wenn sie, um das einzige, was man ihnen gelassen hat, ihre Rassenpersönlichkeit, ihr seelisches Erbe, zu schützen, in den Schatten zurückweichen, um der Berührung mit den Weißen zu entgehen, dann treten Davis und seine Gesinnungsgenossen auf und zwingen sie im Namen der Wissenschaft ins Licht hinaus, ins Licht der weißen Zivilisation!

Ralph mußte sich offen gestehen, daß er auf seiten der anderen war; das hatte Davis ihn gelehrt – er würde es begreiflich finden, wenn sie sich einst heimlich zusammenroteten und die Weißen vertrieben.

Plötzlich überfiel ihn eine heftige Sehnsucht nach Helens und Schehannas reiner, warmer Menschlichkeit. Er erinnerte sich jenes Tages in der weißen Villa bei Kairo, als es ihm klar wurde, daß es zwei Reiche in der Welt gäbe: das des Mannes und das der Frau. Damals *ahnte* ihm, daß die Welt des Mannes die geringere sei! Jetzt *sah* er warum: weil sich in der Frau, dachte er, lebendig und unmittelbar das *Gefühl*

für das Wesentliche und Wertvolle rührt, zu dessen *Erkenntnis* der Mann sich erst durchringen muß.

Eine plötzliche Unruhe trieb ihn durchs Zimmer.

Er erkannte die lückenhafte und zusammengesetzte Grundlage, auf der die weiße Rasse lebte, obgleich sie technisch und materiell mit Sturmschritten vorwärtseilte. Er sah ein, warum es so war, warum es so sein mußte. Die Zivilisation war eine einzige große Robinsonade, ein Bau, im Urwald begonnen, ohne Gerätschaften, im Kampf gegen Naturkräfte, nach einem Notbehelfsprinzip – man hatte die Dinge genommen, die am nächsten lagen, am leichtesten zugänglich waren, die man gefunden, aber nicht gesucht hatte. Begriffe und Lebensanschauungen hatten sich nach äußerlichen Dingen geformt, waren nicht von innen, vom Geist bestimmt worden. Man hatte gebaut, wie ein Kind in einem verwilderten Garten baut, wie Robinson seine Insel baute. Einst aber kommt der Tag, wo das Kind erwachsen und wissend wird und zu der Erkenntnis gelangt: dem allem bin ich entwachsen, es genügt mir nicht mehr. Einst kommt der Tag, an dem Robinson Zeit zum Nachdenken findet und sich selbst sagt: dies alles war nur Notbehelf, jetzt aber, wo ich Zeit und Erfahrung habe, will ich es von neuem aufbauen, schöner und besser, mit den Erfahrungen, die ich gesammelt habe.

Je mehr er darüber nachdachte, desto klarer wurde es ihm, daß viele, viele, vielleicht die Mehrzahl der Wissenden und Schauenden, ebenso wie er, die Krise erkannt hatten, worin die Menschheit sich befand. Hatte Gamâl es nicht gemeint, war es nicht das, was die Einfältigen in Arabiens Wüste, die den Sternen am nächsten sind, ahnten? War es das, was Dasturan Dastur von seiner Höhe herab sah, und das Ende aller Zeiten nannte? War es das, was Schehanna in

ihrem reinen Sinn fühlte, wenn sie sich vor den Geburtswehen, die der Welt bevorstanden, fürchtete? War es das, was sich in Helen rührte, wenn sie den unbekanntem Gott suchte, damit er sich den Menschen offenbaren möge, um ihnen über den Wechsel hinwegzuhelfen, in einer Periode, wo die alte Lehre nicht mehr genügte, weil das Menschengeschlecht nicht mehr einfältig ist, sondern Erfahrungen gesammelt hatte, und nach einer neuen Offenbarung, einer neuen Einweihung seufzte.

Während er dastand und zum Fenster hinausstarrte, war es ihm, als ob die Welt ihm die Frage zurückgäbe. Sie kam wie in einer Wellenbewegung auf ihn zu, unfassbar und dennoch physisch fühlbar, auf eine seltsam übersinnliche Weise, wie ein Druck gegen seine Schultern, und er rang nach Luft, weil sie von allen Seiten auf ihn einzudringen schien. Und du selbst? fragte sie, du, der du auszogst, um eine Aufgabe zu finden?

Ralph nahm Stellung zu der Frage. Er betrachtete sich selbst prüfend, als ob er einem Fremden gegenüberstände.

Er war ein Mann in seinen besten Jahren, stark und frei und unabhängig, Herr über ein Vermögen, über das er verfügen konnte, – frei, weil er seiner alten Tätigkeit entwachsen war und noch keine neue ergriffen hatte. Wenn es einem Mann in diesen Verhältnissen vergönnt ist, die Dinge, wie sie sind und wie sie sein müßten, zu erkennen, – hat er dann nicht bereits eine Aufgabe bekommen? Ist er dann nicht dazu auserkoren, der kommenden Entwicklung den Weg zu weisen, und vorzubeugen, daß der Wechsel der Zeiten ein Ende aller Zeiten wird?

Kann die Aufgabe aber durch menschliche Kraft gelöst werden? fragte er zurück. Oder verlangt sie göttliche Kräfte, weil sie eine mystische Verbindung mit dem Ewigen hat?

Sind göttliche Kräfte, dachte er weiter, denn etwas anderes als Kräfte, deren Naturboden wir noch nicht kennen, – Götter, die wir noch nicht gefunden haben und zu denen uns kein anderer Weg führt, als das Gebet. Ja, Gebete! Die Alten meinten, daß Gebete eine Macht seien, der Gott auf die Dauer nicht widerstehen könnte. Alle primitiven Völker haben den Glauben an die menschliche Macht durch das Gebet. Er dachte an Schehanna: durch die Macht des Gebetes hatte sie ihn wie ein Sandkorn in der Wüste gefunden und sein Leben gerettet.

Die tiefste Ursache zu dieser Macht ist, dachte er, daß das Gebet, der leidenschaftliche Wunsch, Kräfte freimacht, die uns selbst verborgen sind – wir beten zu uns selber – das Gebet ist eine Verdichtung von Seelenkraft, die vielleicht die Fähigkeit besitzt, die Seelenkraft, den Willen anderer unter unsere Herrschaft zu zwingen, einem Gesetz der seelischen Anziehung folgend, das mit dem für die Welt der Materie verwandt ist. Dann wäre das Gebet ein universelles menschliches Machtmittel, unabhängig vom Rasse- und Glaubensbekenntnis, das, je nach dem Maß der Innerlichkeit, mit derselben Kraft in Sivas, Buddhas und Christi Namen wirkt. Außer dem Gebet aber – dem leidenschaftlichen *Wunsch*, der erhebt und vereint – gibt es noch ein zweites menschliches Machtmittel: Den *Zwang*, den Weg des zwingenden Willens – und der ist es, den wir bisher eingeschlagen haben, der ist schuld daran, daß wir in eine Sackgasse geraten sind.

Und damit war er bei einem Punkt angelangt, wo er bereits früher einmal gestanden hatte: der Zwangsweg ist der

Weg des Mannes, den der Mensch eingeschlagen hatte, als er die Zivilisation mit seinem: »Du sollst!« aufbaute. Jetzt galt es, den Herzensweg einzuschlagen, der noch nicht erprobt war, den Weg des Weibes, der mit seinem »Willst du?« aufbauen will.

Das Reich des Weibes, dachte er, wie er schon so häufig gedacht hatte, ja, mit Helen an meiner Seite.

Und Helen stand vor ihm in einem neuen Licht. Er dachte an sie mit einem neuen Gefühl, es war nicht Verliebtheit und Leidenschaft, es war ein Gefühl tiefster Zusammengehörigkeit, ein Gefühl religiöser Art. Nur durch sie kann ich das Höchste erreichen, dachte er.

---

Als Ralph erwachte, hatte er das heftige Verlangen, der Stadt und der erschlaffenden Hitze zu entfliehen. Er wollte in eine kühle Berggegend, wo er in Einsamkeit sich zu all dem sammeln konnte, was gestern zu ihm gekommen war, um endlich Klarheit über das zu bekommen, was das Leben von ihm verlangte.

Gleich nach dem Frühstück fuhr er aus, um sich bei Cook einen Rat zu holen.

Als er zur Esplanade kam, strich ihm eine frische Brise vom Fluß entgegen und da er Lust fühlte, durch den Edenpark zu gehen, stieg er aus und ließ den Wagen weiterfahren.

Auf dem gepflegten Rasen waren eingeborene Arbeiter damit beschäftigt, rotierende Spritzen einzustellen. Der künstliche Staubregen wurde von der Brise ganz bis zu dem breiten Kiesgang getragen, wo Ralph unter dem Schatten einer mächtigen Phönixpalme stand.

Sein Kopf war erfüllt von den gestrigen Eindrücken, aber er war nicht imstande, sie jetzt zu durchdenken. Er war nur von dem einen Gedanken in Anspruch genommen: dem Wunsch, so schnell wie möglich fortzukommen.

Er verweilte einen Augenblick, um die frische Kühlung des Staubregens auf seiner Wange, das Verdampfen der Tropfen in der heißen Luft zu genießen. Dann ging er weiter.

Er kam an der Pagode vorbei, die man von Birma zum Schmuck für den Park hierhergebracht hatte. Die weißgekalkten Wände blendeten seine Augen. Er wandte den Kopf zur Seite, unbewußt von einem Blick angezogen, der auf ihm ruhte.

Einige Schritte von ihm entfernt, stand im Schatten einer Palme ein alter Mann. Er hatte einen langen, weißen Bart, den er mit seiner linken Hand umfaßte. Unter der hohen, schmalen Stirn und den weißen Brauen glänzte ein wunderbar leuchtender Blick. Ralph sah, daß es Dasturan Dastur war.

Er wurde so benommen, daß er zu grüßen vergaß. Ihm war, als ob der Priester schon vorher in seinen Gedanken gewesen sei. Jetzt zog ein unbewußtes Gefühl ihn zu dem alten Manne hin, der auf ihn zu warten schien.

Ralph grüßte und ohne darüber nachzudenken, begann er ihm sein Herz auszuschütten. Er erzählte ihm, daß er müde von der Reise, von der Hitze geplagt sei und sich nach Einsamkeit sehne, weil er sich sammeln wolle, um Klarheit über sich selbst zu bekommen. Was er Davis nie und nimmer anvertraut hätte, teilte er dem fremden Priester mit, als ob es die natürlichste Sache von der Welt sei.

»Ich war auf dem Wege zu Cook,« sagte er, »um mir von ihm raten zu lassen. Jetzt möchte ich statt dessen Sie fragen: wohin soll ich reisen?«

»Nach Darjeeling!« sagte der Alte, ohne sich zu bedenken.

Ralph sah ihm in die Augen und erinnerte sich, wie diese Augen in Bombay Macht über ihn bekommen hatten. Auch jetzt griff ihr Blick ihm warm und stark ums Herz. Es war ihm, als ob ein Lächeln um den weißen Bart lag; und plötzlich durchschloß ihn eine unerklärliche Freude.

»Darjeeling – im Himalajagebirge?«

Dasturan Dastur nickte.

Ralph fühlte sich von einem Gefühl der Dankbarkeit ergriffen, als ob der Alte ihm einen großen Dienst erwiesen hätte.

»Danke – ich werde Ihrem Rat folgen!« sagte er und streckte ihm seine Hand entgegen.

Er fühlte, wie die leuchtenden Augen ihn in ihre Macht zogen, ebenso wie an jenem Tage in Bombay; jetzt aber reizten sie ihn nicht zum Widerstand, er gab sich freiwillig in ihre Gewalt.

»Leben Sie wohl!« sagte Dasturan Dastur und reichte ihm seine schmale Hand.

Ralph besann sich auf sich selbst – er behielt die Hand einen Augenblick in der seinen und suchte nach einem Wort zum Abschied, aber es fiel ihm nichts ein.

Dasturan Dastur beugte den Kopf zum Gruß und blickte ihn an, als ob er sagen wollte:

»Wir sehen uns wieder!«

Dann ging er; und Ralph fragte sich, ob er diese Worte wirklich gesagt hatte. Er bestellte ein Billett bei Cook, der telegraphisch eine kleine Villa für ihn mietete, die durch den

Tod eines hohen Beamten leer stand. Sie lag etwas abseits auf dem Bergabhang in einem Garten, oberhalb von Woodlands Hotel. Die Kost konnte er sich vom Hotel bringen lassen.

Am nächsten Morgen reiste er nach Kalkutta.

---

Helen wohnte mit Schwester Mary in einer Villa, die zum Sanatorium gehörte. Das kleine, freundliche Schweizerhaus, dessen Mauer von einer Kletterrose, die gerade Knospen angesetzt hatte, umrankt war, lag auf der Höhe des Gartens, der zu einem offenen Platz am Ende der Hauptstraße abfiel. Von ihrem Schlafzimmer aus konnte Helen über die Flieder- und Jasminbüsche, den hübschen Springbrunnen sehen, der zur Erinnerung an Sir Ashney Eden errichtet war, und wenn sie nach dem Frühstück auf der Bank unter der Espe saß, konnte sie hinter der hohen, dichten Hecke, die sie vor neugierigen Blicken schützte, dem Orchester der Stadt lauschen, das auf dem Platz spielte.

In den ersten Tagen hatte sie gefroren, der Uebergang von Kalkuttas Hitze war zu plötzlich gewesen. Nachdem sie sich aber an die kalten Nächte und taufrischen Morgen gewöhnt hatte, erwachte sie jeden neuen Tag mit einem Heimatsgefühl, das sie bisher auf der Reise noch nicht gehabt hatte und das in einem eigentümlichen Gegensatz zur Umgebung stand. Nicht allein, daß sie ihrer Heimat ferner war als je, sondern die Aussicht, die ihr des Morgens begegnete, wenn sie die dunklen Gardinen aufrollte, war sehr verschieden von einem Sommermorgen in dem Flachland ihrer

Heimat: über lächelnden Gärten die gewaltigsten Bergmassen der Welt, bald in der Morgensonne leuchtend, bald mit schweren Wolkendecken drohend.

Sie lebte wie in einem Traum von Frühling und Licht. Licht, das von den schneebedeckten Gipfeln kam, wo Flüsse geboren wurden und Leben entspringt, und Licht in ihrem eigenen Inneren, wo auch etwas Neues im Begriff war zu entstehen – sie wußte selbst nicht was. Das Herz war ihr so voll, daß sie sich nie allein fühlte, wenngleich sie sich oft selbst überlassen war; und es waren viele Stunden, denn Schwester Mary hatte noch andere Rekonvaleszenten in dem großen Sanatorium, die ihrer Obhut anvertraut waren. Ralph lebte beständig in ihren Gedanken, und doch von einem geheimnisvollem Etwas, das sie vergebens zu deuten versuchte, von ihrem Ich getrennt. Sie hatte eine dunkle Ahnung, daß sie es einst verstehen und daß ihr am selben Tage auch alles übrige klar werden würde.

Helen war zu sehr von ihrem Innenleben in Anspruch genommen, um voll und ganz auf die Welt um sich herum achtzugeben. Dazu trug auch ihre Krankheit bei, denn als sie im Krankenhaus mit Kompressen auf ihren Augen gelegen, hatte sie sich daran gewöhnt, nach innen zu sehen.

Hier oben in den Bergen war nach der offenkundigen Besserung ein Rückfall gekommen, mit großen Schmerzen und Schwäche. Der Arzt im Sanatorium stand fassungslos; dieser Fall trotzte jeglicher Erfahrung. Es war, als ob ihre Augen das Licht von den Bergen nicht vertragen konnten. Je schwächer sie wurden, desto reicher aber wurde ihr Inneres.

Eines Tages, als Schwester Mary unwillkürlich ihr Mitleid verriet, sagte Helen:

»Sie brauchen mich nicht zu bedauern, Schwester, ich fühle mich fast am wohlsten, wenn ich die Umschläge auf den Augen habe und nichts sehe. Dann ist es mir, als ob das Leben mir erst richtig nahe käme, als ob ich erst dann das Wesentliche erblickte.«

Und sie fügte lächelnd hinzu:

»Es wundert mich nicht, daß der Arzt meine Krankheit nicht verstehen kann, denn es ist tatsächlich, als ob meine Augen schlimmer würden, je weniger ich sie gebrauche. Wenn ich umhergehe und an nichts denke und meinen Blick von diesem zu jenem schweifen lasse, wie ich es früher tat, dann kann ich merken, wie meine Augen besser werden. Wenn ich aber im Garten sitze und sinne und die Augen am liebsten ganz schliesse, dann merke ich, wie sie schwächer werden. Es ist, als ob sie sagen wollten: Wenn du uns entbehren kannst, wollen wir dir nicht mehr dienen.«

---

An einem herrlichen, sonnenklaren Nachmittag begab Helen sich mit Schwester Mary auf den Weg, um die Sonne hinter den höchsten Gipfeln der Welt untergehen zu sehen.

Von der Sternwarte gingen sie längs des Zickzackpfades zu dem tibetanischen Dorf Bhutia Bhusti, das wie ein grüner Fleck auf dem Bergabhang lag, das Antlitz den wilden Kämmen zugekehrt, durch die sich ein Pfad von tief unten zu dem öden Hochland von Tibet hinaufkämpfte und in der uralten Hauptstadt Lhasa endete. Schwester Mary zeigte ihr in der Ferne auf einem Felsabhang die weißen Mauern eines alten Buddha-Klosters, wo der beste der Tibetaner, der junge Dalaj Lama, just mit seinem Gefolge auf indischem

Boden vor der Chinesenmenge, die seine Hauptstadt überflutete, Schutz gesucht hatte.

Sie kamen zu dem alten, verfallenen Buddha-Tempel des Dorfes, mit seinen neun mannshohen Gebetmühlen vor der Tempeltür. Auf den Zeugrollen standen die Gebete geschrieben: »*Om mani padme hum.*« Sie sahen, wie eine arme Frau mit einem bekümmerten Gesicht die Mühle ein halbes dutzendmal drehte, und dann erleichtert davonging.

Der Pfad, den sie beschritten, und das Tal unter ihnen lagen im tiefsten Schatten. Auf den kahlen Kämmen in Nordwest schien die Abendsonne. Es war kühl; die Brust atmete leicht und frei in der hohen, klaren Luft; Helen stellte sich vor, daß sie zum Gipfel wanderte mit Ralph an ihrer Seite. Sie ging gebeugten Hauptes, einige Schritte hinter Schwester Mary, die den Weg zeigte. Sie stiegen in Zickzacklinien beständig aufwärts; zu ihren Füßen waren keine Blumen, nur struppiges Gras und Büsche, die von dem Verlangen, sich zur Sonne zu kehren, ganz verzerrt worden waren.

In dem stillen Abend, wo kein Laut ihr Ohr erreichte, wo der Himmel größer und weißer wurde, je höher sie stiegen, als ob er die Erde von sich schöbe und nur den schneebedeckten, reinen Gipfeln gestattete, sich blendend zu seiner Herrlichkeit zu erheben, hatte Helen ein Gefühl, als ob sie sich mit jedem Schritt mehr von der Erde entfernte. Wenn ich jenen Bergrücken dort erreicht habe, dachte sie, dann wird keine Dunkelheit mehr an meinem Fuß kleben, dann komme ich von der Erde los, die mich so lange getragen hat, dann schreite ich ins Licht hinaus, und das, das ich in mir habe, vereint sich mit dem, das draußen ist, – dann bin ich am Ziel.

Der Bergrücken, auf dem sie und Schwester Mary sich befanden, warf seinen Riesenschatten auf die Abhänge jenseits des Tales. Ueber dem Schattenrand erhob der nackte Fels seinen Gipfel errötend in der Sonne, während die Dunkelheit unter dem Rand wie eine Seuche lag, die ins Verderben hineinführte. Der Rand war die Scheidewand zwischen Leben und Tod. Sie selbst ging noch in der Dunkelheit, wenn sie aber zum Rande gelangte, würde sie mit einem einzigen Schritt die Schwelle zum Leben überschreiten.

Helen war so vertieft in ihren Traum, daß sie zusammenfuhr, als Schwester Mary sich umdrehte und sie beim Namen rief. Wie sie dort ein Stück über ihr stand, in ihrer weißen Schwestertracht, mit der grauen Kopfbedeckung und dem grauen Kragen, war sie wie ein Wesen des Lichts, das über den Rand der Dunkelheit geglitten war, um sie über die Grenzscheide zu geleiten. Helen fühlte Schehanna in ihrem Herzen und dachte, ob es wohl ihr Ferved sei, der an Schwester Marys Seite stände und sie bei der Hand führte, ohne daß dieser etwas anderes bewußt war, als daß sie mit ihrem Patienten einen Abendspaziergang machte, um ihr den Sonnenuntergang über den Bergen zu zeigen.

Helen nickte und eilte ihr nach. Schwester Marys Kopf hob sich bereits frei vom Himmel ab, in wenigen Minuten würde sie ganz im Licht sein.

Der Bergrücken, der von unten wie eine scharfe und gerade Linie ausgesehen hatte, erwies sich in der Nähe als eine runde Kuppel, über die der Pfad zur Höhe führte.

Sieh – dort stand Schwester Mary bereits in vollem Licht, das einen Strahlenkranz um ihre Kopfbedeckung wob.

Helens Herz begann heftig zu klopfen. Sie konnte es nicht erwarten, lief das letzte Stück, bis auch sie dem Dunkel entrann und im Licht stand, das sie auf einer Strahlenbrücke frei und sieghaft zur ewigen Fülle emporhob. Der Gipfel dort drüben, dessen Fuß in der Tiefe von Dunkelheit umklammert lag, errötete wie eine jungfräuliche Braut, die über die unfaßliche Vereinigung von göttlicher Seligkeit in ihrem Herzen und brennender Luft in der Tiefe ihres Schoßes verwirrt ist.

Helen wandte sich der Sonne zu. Mit weitoffenen Augen starrte sie in die glühende Scheibe, ohne des Schmerzes dabei zu achten, – bis alles um sie herum dunkel wurde und Schwester Marys Arm um ihrer Taille sie mit Gewalt vom Licht abwandte. Da schloß sie die Augen und einer plötzlichen Müdigkeit nachgebend, sank sie in die Knie, während ihr übervolles Herz sich in Tränen Luft machte. Schnell aber wurde sie wieder Herr ihrer selbst, und Hand in Hand gingen sie den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Helen war den ganzen Abend still, und Schwester Mary verstand, daß sie das Schweigen nicht brechen durfte. Als sie sich gute Nacht geboten hatten, und Helen in ihrem Zimmer war, floß das Herz ihr von neuem über. Sie warf sich vor dem Bett auf die Knie und betete mit tränenschweren Augen zu dem Gott, den sie noch nicht kannte:

»Gib mir volle Klarheit, damit ich sehen kann, wohin wir geführt werden! – Wenn es so ist, wie ich ahne, daß Leid und Not der Preis ist, der uns zum Licht führt, dann will ich bezahlen, was es auch kostet. Ich will mein Schicksal blindlings aus deiner Hand kaufen, wenn du mir vergönnt, das Ziel zu erreichen.«

Sie betete, bis die Müdigkeit sie überwältigte. Mit ihren letzten Kräften schleppte sie sich angekleidet zum Bett und schlief sofort ein.

Ihr träumte, daß sie hoch über Wolken wanderte, mit Schehannas Hand in der ihren, sie stieg von Gipfel zu Gipfel, bis sie den allerhöchsten erreichten, der nur so breit war, daß sie gerade Fuß fassen konnte. Schehanna schwebte in der Luft ihr zur Seite und trug Schwester Marys graue Kapuze. Wie Helen dort stand, war ihr Kopf so voll von dem Licht, das ihr von allen Gipfeln entgegenstrahlte, daß er fast zerbarst.

Da flüsterte Schehanna die Worte: »Hebe dich!« Sie verstand, daß sie nur den Fuß zu heben brauchte, um für ewig von der Dunkelheit befreit zu werden, die an allem Irdischen haftet. Ihr Körper würde von Licht durchstrahlt werden, wie ihr Kopf. Sie würde wie ein Kristall werden, so rein und klar und frei in der Luft schweben wie Schehanna an ihrer Seite. Als sie aber den Fuß heben wollte, fiel ihr Blick auf einen Gipfel, der noch im Dunkel unter ihr lag, und dort sah sie ihren Vater und Ralph Hand in Hand, die im Begriffe waren, sich auf einem anderen Weg zur Höhe emporzuarbeiten. Ralphs Blick ruhte unverwandt auf ihr, denn obgleich er so weit fort war, sah sie doch deutlich alle seine Züge. Sein Gesicht war ernst und voller Energie, wie bei jemandem, der um jeden Preis vorwärts will. Das Gesicht ihres Vaters konnte sie nicht sehen, es war ein Nebel davor, aber sie konnte merken, daß er unter dem Nebel lächelte. Sie streckte die Arme zu ihm hinunter und rief Ralphs Namen. »Warte!« sagte Schehanna und wollte sie zurückhalten. Aber es war schon zu spät, sie hatte den Fuß bereits gehoben, statt aber an Schehannas Seite frei im Licht zu schweben, stürzte

sie tief herab – zur Dunkelheit oder zu Ralph, sie erfuhr es nicht, denn bei dem Fall erwachte sie und griff in höchster Angst um sich.

Sie stieß gegen die Bettkante und richtete sich verstört auf, bis ihr die Besinnung zurückkehrte.

Sie versuchte, den Traum festzuhalten, aber es wollte ihr nicht glücken. Sie erinnerte sich nur noch, daß er von Ralph gehandelt hatte, das übrige war Nebel. Sie wollte kein Licht anzünden, um nicht ganz wach zu werden; wenn sie wieder einschlief, würde der Traum vielleicht von neuem beginnen. Sie begnügte sich damit, ihr Kleid aufzuhaken und alle Bänder zu lösen, dann streckte sie sich wieder unter die Decke und erwartete den Schlaf und den Traum. Aber sie wollten nicht kommen. Sie schlummerte einige Minuten und erwachte schließlich ganz bei dem Lärm eines ratternden Wagens.

Sie wollte die Nachtlampe andrehen, die Elektrizität aber versagte. Sie stand auf und drehte an dem Kontakt bei der Tür, aber auch dort war kein Strom. Sie suchte nach Zündhölzern, fand aber keine. Da legte sie sich wieder nieder, um den Morgen zu erwarten.

Ihre Gedanken schweiften zu dem gestrigen Tage, zu den Gipfeln und was sie dort erlebt hatte. Von neuem tastete sie nach dem Traum, – sie fühlte, daß er mit ihrem Erlebnis in Verbindung stände, aber sie fand ihn nicht.

Die Zeit in dem dunklen Schlafzimmer wurde ihr lang. Sie stand auf, ging zum Fenster und hob die Gardine, um zu sehen, ob es noch nicht dämmerte, draußen aber war stockdunkle Nacht.

Sie legte sich wieder ins Bett, schlief ein, und erwachte durch den Verkehr auf dem Platz, wo tibetanische Bauern

jeden Morgen mit Blumen und Gemüse von ihren kleinen Hütten an den Bergabhängen zum Basar zogen.

Endlich, dachte sie, und sprang aus dem Bett. Sie zog die Gardine zur Seite. Draußen über dem Garten lag der dichteste Morgennebel, den sie je gesehen hatte. Sie klingelte nach dem Mädchen.

Als die Tür aufging, stand sie am Fenster und starrte in den Nebel hinaus.

»Guten Morgen, gnädiges Fräulein!«

»Guten Morgen! Bringen Sie mir bitte Zündhölzer, die Elektrizität versagt. Ich bin schon lange wach, aber konnte nicht sehen wieviel die Uhr ist. Was ist das nur für ein furchtbarer Nebel?«

»Aber, gnädiges Fräulein,« sagte das Mädchen verwundert, »es ist ja heller Tag – und das Licht in den Lampen brennt.«

Helen drehte sich um, sah erst zur Decke und dann zur Tür, von wo sie die Stimme des Mädchens hörte. Aber sie konnte weder das Licht noch das Mädchen sehen. Kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn, ihre Hände zitterten, es war, als ob ihr alles Blut plötzlich durch den Körper in die Füße sänke.

»Brennt das Licht?« fragte sie mit einer Stimme, so schwach wie die eines kleinen Kindes.

»Ich will Schwester Mary rufen,« sagte das Mädchen und eilte hinaus. Ihre Stimme hatte ganz fremd geklungen.

»Ich bin blind,« sagte Helen zu sich selbst, dann tastete sie sich zum Bett und sank auf die Knie, den Kopf in den Händen vergraben – auf derselben Stelle, wo sie in der Nacht den unbekanntem Gott angefleht hatte, sie zum Ziel zu führen, koste es, was es wolle.

Das kleine einsame Holzhaus wurde »Die Eichenhütte« genannt, weil es im Schutz einiger alter Eichen auf dem Bergabhang oberhalb des Hotels lag. Der Garten war in Terrassen angelegt, wie ein Weinberg auf einem Flußabhang. Wenn Ralph dort oben neben der Sonnenuhr auf dem kleinen länglichen Rasen vor der Gartentür stand, konnte er die Stadt nicht sehen, die hinter einem waldbewachsenen Rücken lag, den der Berg vorgeschoben hatte. Verstreut liegende Häuser auf dem Abhang bis zur Bahnlinie hinunter lächelten den dunklen Eichen mit ihren blühenden Gärten zu.

Der Ort gefiel Ralph und er lebte sich bald in dem kleinen Haus ein. Von seinem Fenster sah er quer über das Tal, auf dessen Grund der Fluß Ranjit tief, tief unten brauste. Dort drüben wurde die Wolkendecke von einem Wald von gewaltigen Bergmassen, die den Himmel versperrten, unterbrochen, und dahinter erhoben sich die einsamen, gezackten Schneegipfel der höchsten Berge der Welt, und über allem leuchtete Kichinjargas weißer Riesenzahn, der von einer lotrechten Kluft in zwei Teile gespalten wurde.

Den ersten Tag benutzte Ralph dazu, um sich in der Gegend umzusehen. Er vermied die Stadt und suchte die einsamen Pfade auf, die in Zickzacklinien zu Höhe und Einsamkeit streben. Nach dem Mittagessen setzte er sich ans Fenster und starrte zu den Bergen hinüber, bis der letzte Sonnenschimmer hinter dem Felswall verschwand, und die Dunkelheit so hastig vom Tal herauflutete, daß es war, als ob sie die Eichen und die Hütte in sich aufzog.

Nachts hatte Ralph einen merkwürdigen Traum.

Von der weißen Villa in Kairo begab er sich in die Wüste hinaus. Bald sah er, daß er sich verirrt hatte; er suchte und suchte, entfernte sich aber nur immer mehr. Plötzlich befand er sich auf einem öden Berg, der sich aus einer Senkung zwischen gewaltigen Wellen von dunklen, drohenden Felsmassen erhob. Während er nach der Seite blickte, wo die Sonne unterging, fiel sein Auge auf eine Reihe schwarzer Fahnen, die im Winde über dem Bergwall flatterten. Als er näher hinsah, entdeckte er, daß es gar kein Gebirgswall war, sondern eine dunkle und drohende Heermasse, die sich bereit hielt, auf den Gebirgswall auf der entgegengesetzten Seite des Himmels zu stürzen; aber auch dies war kein Wall, sondern ein Heer, nicht weniger schwarz und drohend, als das andere.

Ralph erinnerte sich der Worte des Scheiks: »Wo ihr die schwarzen Fahnen seht, dort seht ihr das Zeichen!« Es ist der Mahdi und seine Leute, dachte er bei sich. Jetzt konnte er auch trotz der Entfernung das schmale junge Gesicht erkennen, mit dem rötlichgelben Wüstenteint, von dem weißen Haih eingerahmt; es saß hoch oben in den Wolken und bewachte das schwarze, dichte, drohende Heer. Als er aber nach der anderen Seite blickte, sah er Davis' dunklen Kopf und funkelnde Augen hinter der Goldbrille; auch er saß in den Wolken über seinem Heer.

Das ist entsetzlich, dachte Ralph bei sich, während der Schweiß ihm auf die Stirn trat. Ist keine Rettung möglich?

Er sah ein, daß er hier nicht stehenbleiben könnte, hier würde er zwischen den Heeren zerdrückt werden. Er eilte davon, indem er bei sich dachte, daß er Dasturan Dastur dort drüben auf dem Gipfel aufsuchen und um seine Hilfe bitten wollte.

Er mußte höher und höher steigen. Das Licht von den ewigen Sternen leuchtete nur schwach, er konnte kaum sehen, wo er die Füße hinsetzte.

Da hörte er ein fernes Getöse zwischen den Bergen und dachte: jetzt beginnt der Kampf!

Verzweifelt streckte er die Arme zum Himmel und rief: Was kann ich tun, um es zu verhindern?

Im selben Augenblick merkte er, daß jemand auf dem öden Pfad folgte. Er drehte sich um und sah einen Mann, den er nicht kannte, auf sich zukommen. Vielleicht weiß er Rat, dachte er und streckte ihm die Arme entgegen: Was können wir tun?

Der Mann nahm seine Hand und sagte:

»Kommen Sie, wir müssen uns eilen!«

Ralph konnte sein Gesicht nicht sehen, als er aber seine Stimme hörte, dachte er: Ach, das ist Helens Vater. Er wunderte sich, daß er nicht gleich erfaßt hatte, daß er es sein müsse.

Als sie ein Stück gegangen waren, erklang das Getöse wieder, noch stärker als vorher.

Er blieb stehen und fragte wieder verzweifelt:

»Was können wir tun?«

»Es gibt nur eine Rettung,« sagte Helens Vater, »wir müssen den Todeskampf zu einem Geburtskampf machen.«

»Ja, ja – ein Geburtskampf!«

Ralph wunderte sich, daß er vergessen hatte, was er so genau wußte, just in einem Augenblick, wo Bedarf dafür war.

»Ja,« sagte er, »wir müssen das Reich der Frauen bereiten, – in ihrem Schoß wächst die Zukunft.«

»Nicht in dem der Frauen – sondern in dem der einzig auserwählten Frau. Denn sieh, die Zeiten sind zu Ende.«

Wieder donnerte es zwischen den Bergen, stärker als vorher, und die Heeresmassen machten einen Buckel wie zwei ungeheure, schwarze Katzen, die aufeinander lauern.

»Kommen Sie, wir müssen zum Gipfel eilen,« sagte Helens Vater und zog ihn mit sich, »wenn wir ihn nicht zur Zeit erreichen, ist keine Hilfe mehr möglich.«

»Und wenn wir ihn erreichen?« fragte Ralph und blieb in atemloser Erwartung stehen.

»Dann machen wir die Revolution zu einer Evolution im Mutterleib.«

»Ja,« dachte Ralph, »das ist wahr – aber warum sagt er es so abstrakt? – Oh, er ist ja ein Mann der Wissenschaft.«

»Wir machen den Tod zu einer Geburt, und der auserwählte Schoß wird das Weib empfangen, das über die Dunkelheit siegen soll. Sie allein soll es entscheiden, und für sich selbst, ihren Nächsten und ihren Gott verantwortlich sein.«

»Sie allein soll es entscheiden« – wo hab ich diese Worte schon mal gehört, dachte Ralph. Richtig, diese Worte hat Helens Vater in seinem Testament geschrieben, von dem sie ihm in jener Nacht im Marmarameer erzählte, als sie die Blätter ihrer Krone entfaltete und ihn in ihr Inneres blicken ließ.

»Ist der Erlöser ein Weib?«

Die Antwort konnte Ralph nicht hören, denn ein furchtbares Getöse auf den Bergen übertönte die Stimme von Helens Vater.

Entsetzt blieb er stehen und sah zu den dunklen Heeren hinüber. Es wogte und brodelte in ihnen, als ob es dicke, schwarze Rauchmassen über einem siedenden Feuer seien.

Als er sich aber wandte, um Helens Vater einzuholen, war er nirgends mehr zu sehen —

Als Ralph erwachte, konnte er sich des Inhaltes seines Traumes nicht mehr entsinnen, der Eindruck aber saß wie ein Stachel in seinem Gemüt.

Während er eine Morgenwanderung längs des Bergpfades machte, war eine unerklärliche Unruhe in ihm, ein unwiderstehlicher Drang zu handeln, zuzugreifen, sein Aeußerstes zu tun. Etwas bedrückte ihn wie eine Verantwortung, — etwas Drohendes, das er abwehren wollte, das er aber nicht von sich abwälzen konnte, wie gern er es auch wollte.

Er setzte sich auf einen Stein am Wegsaum, und während er zu dem gewaltigen Felswall hinüberblickte, der den Himmel versperrte, brachen die Gedanken der letzten Tage in Kalkutta von neuem durch sein Gemüt.

»Was kann man tun?« seufzte er, »wo soll ich angreifen?«

Hätte er nur Helen zur Seite gehabt, sie würde es ihm sagen können. Sie hat den sicheren Instinkt für das, was das Leben fordert, dachte er, ich als Mann kann nur ins Werk setzen oder Widerstand überwinden, dort, wo das Leben oder das Schicksal mir einen Platz anweist!

Noch eine Weile blieb er in tiefen Gedanken versunken sitzen, dann erhob er sich und schritt heimwärts.

Als er so nah bei der Eichenhütte war, daß er die Sonne in dem Messingring der Sonnenuhr blitzen sehen konnte, fiel sein Auge auf einen jungen Mann, der auf das Haus zukam.

Will er mich aufsuchen, dachte Ralph, oder ist es ein Morgenspaziergänger wie ich? — Er konnte sehen, daß es ein Engländer, ein junger Geschäftsmann oder dergleichen war. Jetzt erreichte er das Haus, ging aber nicht vorbei, sondern machte Miene, durch die Gartenpforte zu gehen.

»Hallo!« rief Ralph.

Der junge Mann blickte auf, Ralph winkte, und er kam auf ihn zu.

Als er nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war, nahm er einen großen gelben Brief aus seiner Brusttasche.

»Was kann das sein,« dachte Ralph und beschleunigte seine Schritte.

»Sie sind Herr Ralph Cunning?« fragte der Fremde und grüßte ehrerbietig.

»Ja.«

»Ich bin bei Cook angestellt und sollte Ihnen einen Brief übergeben, den wir heute morgen von unserem Kontor in Kalkutta empfangen haben.«

»Danke.«

Ralph streckte die Hand aus –

»Ich bin beauftragt, Sie um einen Ausweis und eine Quitting zu bitten. Es ist ein Wertbrief.«

Ralph ging voran aufs Haus zu.

»Woher ist der Brief?« fragte er.

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, denn wir haben ihn in einem geschlossenen Kuvert bekommen, mit einem Begleitschreiben, worin das Kontor in Kalkutta uns bittet, den Brief sofort persönlich an den Adressaten zu besorgen.«

Der junge Mann hielt inne, und Ralph konnte ihm anmerken, daß er noch mehr auf dem Herzen hatte. Er erwartete augenscheinlich, daß man ihn ausfragen würde.

»Und warum sendet man einen der Herrn aus dem Kontor, statt eines Boten,« sagte Ralph und blickte ihn lächelnd an.

»Wir meinten, daß es ein sehr wichtiges Schreiben sei.« – Der junge Mann versuchte vergeblich, sein Interesse zu verbergen. – »Wir haben es nämlich auf privatem Wege bekommen – durch eine Krankenpflegerin vom Edenhospital, eine persönliche Bekannte des Chefs in Kalkutta. Sie war gerade im Begriff zum Sanatorium hinaufzufahren und versprach, den Brief mitzunehmen.«

»Das ist seltsam!« sagte Ralph und sah ihn erstaunt an.

»Jedenfalls ist es ungewöhnlich. Als das Fräulein uns den Brief heute morgen brachte, erklärte sie, der Chef habe sie gebeten, ihn mitzunehmen, weil während der letzten Tage Stockungen in der Postbesorgung vorgekommen seien, und da der Brief eilte und Cook die Verantwortung für seine Ablieferung trug, so –«

»Stockungen in der Postbesorgung?«

Ralph sah ihn scharf an.

»Ja, hier oben haben wir noch nichts davon gehört« – der junge Mann erwiderte Ralphs Blick – »aber unten weiß man ja besser Bescheid. Vielleicht hat die Regierung eine heimliche Zensur verordnet wegen der Unruhen in Tibet, und dadurch wird das Austragen der Post natürlich verspätet.«

Als Ralph sich legitimiert und quittiert hatte, nahm er den Brief in Empfang. Er dankte dem jungen Mann für seine Mühe, bot ihm eine Zigarre an, die er höflich ablehnte, und begleitete ihn zur Tür.

In dem großen gelben Kuvert, das Cooks Stempel trug, lag ein kleinerer versiegelter Brief. Er trug Ralphs Namen und Cooks Adresse. Außerdem stand darauf »Eilt«, »Nachsenden« und »Darf nur gegen persönliche Quittung ausgehändigt werden«. Das Merkwürdigste aber war, daß sich weder Freimarken, Poststempel noch sonst ein Postzeichen auf

dem Brief befand. Er schien Cook mit einem privaten Boten erreicht zu haben, ebenso wie Cook ihn jetzt weiter expediert hatte.

Der Brief enthielt vier dichtbeschriebene Bögen, und die Handschrift war Davis'.

Lieber Cunning!

Ich versprach Ihnen eine Erklärung. Hier ist sie.

Ich gehe chronologisch zu Werke, das ist das Kürzeste.

Also:

Unsere zufällige Begegnung in Colombo war eine Chance, die ich ausnutzte. Ich forderte Sie auf, mein Reisegefährte zu sein, weil ich einsah, daß ich in der Gesellschaft eines Globetrotters besser gedeckt sein würde, als wenn ich allein reiste. Für eine falsche Flagge hatte ich gute Verwendung. Entschuldigen Sie meine Offenheit, zu Umschweifen ist keine Zeit.

Meine erste Station war Madura, weil es ein Hauptherd ist. Kantra war eine günstige Gelegenheit, die ich ergriff, nicht aus Lust an erotischen Erlebnissen, sondern um die Brahmanen auszuspionieren. Von ihr erhielt ich die wertvolle Auskunft, daß Ramalingam in intimer Verbindung mit dem Oberbrahmanen des Tempelrates in Tangore (Kodi Mararam) stehe, der mir als einer der Rädelsführer der Khofti, »der Orden der verborgenen Bande« genannt worden war, dessen höchster Rat die heimliche Brahmanenpolitik in ganz Indien leitet.

Der Diebstahl, der an Ihren Papieren begangen wurde, war von größtem Interesse für mich, weil er bewies, daß man, trotz aller Vorsicht, Fährte von einer amerikanischen Gefahr bekommen hatte; man wußte nur nicht, wer der Betreffende sei, Sie oder ich.

Gamâls Name war mir schon im voraus bekannt, er ist einer der Führer von Islams heimlicher Politik. Er wirkt unter einer vortrefflichen Maske, indem er vorgibt, zum Christentum übergetreten zu sein, und deshalb von seinen ehemaligen Glaubensgenossen verfolgt zu werden. Die zufälligen Begegnungen in Bombay und Ihre Bekanntschaft mit ihm kamen mir sehr gelegen; daß er Sie von Konstantinopel durch Syrien bis Kairo verfolgt hatte, legte Zeugnis davon ab, daß auch die Mohammedaner ihre Fühlhörner in Amerika haben. Er hatte eine Spur gefunden, und folgte ihr. Nur wunderte es mich, daß die Spur auf Sie deutete. Erst lange nachher, als ich zufällig erfuhr, daß Sie Mitglied des Klubs der »Verantwortungslosen« seien, verstand ich es.

Ich beschloß, den Verdacht gegen Sie zugunsten meiner Aufgabe zu benutzen. Während ich Gamâl ausspionierte (Cook versieht mich überall mit Detektiven, seine ganzen unschätzbaren Kenntnisse stehen zu meiner Verfügung, ich kann unbeschränkte Geldmittel von ihm erhalten – alles – kraft einer Generalorder von einer Macht in Amerika, die sein Geschäft in der Hand hat; das werden Sie später noch verstehen), bestärkte ich ihn in seinem Verdacht gegen Sie, damit er auf der falschen Spur bleiben sollte. Ich konstatierte, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, seinen Besuch in dem chinesischen Tempel und im Klub der Japaner.

Dann war da der Sannyasi. Sie trafen ihn in Kotagiri, wo Ihre Tasche gestohlen wurde. Später sahen wir ihn in Benares, wo er nachts unseren Spuren folgte, – das alles deutete darauf, daß er eines von den beweglichen Organen der Brahmanen war, ein heiliger Wanderer ist eine sehr brauchbare Person. Sein Besuch im Hotel, *den Gamâl leugnete*, war von allergrößter Bedeutung, denn er bewies mir, daß die

heimlichen Leiter der Mohammedaner mit den Brahmanen in Verbindung stehen.

Danach galt es, so schnell wie möglich nach Kalkutta zu kommen, wo alle Fäden zusammentreffen. Das negative Resultat Ihres Suchens nach einer mir unbekanntem Dame kam mir sehr zustatten. Sie wurden reisemüde und wollten so schnell wie möglich vorwärts.

Rao hatte ich als Ausgangspunkt gewählt. Von meinem Schüler Sri Rama, dessen Vertrauen ich gewonnen hatte, wußte ich, daß Rao einer der Führer des »jungen Indiens« sei. Es galt festzustellen, ob das »junge Indien« allein stand, oder unter der Hand mit anderen heimlichen Kräften zusammen wirkte. Ich beschloß einerseits in Raos Argwohn, andererseits in seinem Vertrauen zu spekulieren. Erst aber mußte ich *Sie* davon überzeugen, daß Sie es Ihrem Reisegefährten schuldig waren, ihn nicht durch die Gemeinschaft mit einer verdächtigen Person, wie Sie es waren, zu kompromittieren. Sie neckten mich, taten aber, was Sie sollten, indem Sie darauf eingingen, inkognito zu reisen. Damit wollte ich zweierlei erreichen: erstens wollte ich Rao in Sicherheit wiegen. Wenn wir wirklich die Regierung so sehr fürchteten, daß wir nicht die Unbequemlichkeit scheuten, in einem schlechten, entlegenen Hotel zu wohnen, schienen wir wirklich Anhänger des »jungen Indiens« zu sein – damit gewann ich sein Vertrauen. Da ich inkognito reiste und darum keine gelehrten Verbindungen an der Universität oder im Klub aufsuchen konnte, mußte es Rao wie ein natürlicher Ausweg erscheinen, daß ich ihn bat, mir sowohl Verbindungen wie ein Hotel anzuweisen – dadurch spekulierte ich in seinem Argwohn. Rao wird, dachte ich, trotz allen Zutrauens nicht versäumen, eine so ausgezeichnete Gelegenheit, im eigenen

und im Interesse der Sache, auszunutzen, und uns unter Aufsicht stellen. Er wird uns ein Hotel und Verbindungen anweisen, die willig sind, ihn mit Auskunft über uns zu versehen, wenn er dafür Gebrauch hat, – das heißt: er wird uns Leuten anvertrauen, die in seinen Diensten stehen, falls er über solche verfügt. Wie entscheidend es war, Klarheit über Raos Verbindungen zu bekommen, werden Sie später verstehen. Hauptsächlich zwei Dinge mußte ich wissen: Ob Rao mit dem Khofti der Brahmanen Fühlung hatte, trotz des offiziellen Gegensatzverhältnisses zwischen dem jungen und dem alten Indien, – vor allen Dingen aber, ob sein Kreis mit *Japanern* in Verbindung stände. Nebenbei wollte ich auch noch erfahren, ob er Fühler nach Birma und Siam ausgestreckt habe. Falls nämlich Japan seine Finger bei dem unterirdischen Indien mit im Spiel hatte, war kein Zweifel, daß Rao mit ihm in Verbindung stand. Auf Grund seines langen Aufenthaltes in Europa und in den Staaten hat man ein wachsames Auge auf ihn – er war mir schon von vornherein bezeichnet. Unmittelbar vor meiner Abreise forschte ich Sri Rama aus, und unter dem Vorwand, daß das Ziel meiner Reise diesmal nicht nur der Wissenschaft galt, sondern daß ich gleichzeitig für das »junge Indien« wirken wollte, gewann ich ihn dafür, mir eine sehr warme Empfehlung zu geben. Durch Raos Hände mußten die meisten Fäden laufen, wenn – welche da waren. Auf Grund seiner europäischen Lebensweise war er einer heimlichen Nachforschung leichter zugänglich als andere Eingeborene. Unter seiner »weißen« Maske hat er große Arbeit geleistet, die Maske aber ist zugleich eine Gefahr für ihn selbst, denn sie macht eine Berührung möglich. Es war nun meine Aufgabe, diesen schwachen Punkt auszunutzen, – sozusagen Nemesis zu sein. Sie

erinnern sich, daß ich ihn mit einem Trumpf überrumpelte: »Lieber Herr Rao, ich wußte von Ihrem Freund und Genossen in den Vereinigten Staaten, wer Sie sind.« – Diese Einführung sagte für mich als Gesinnungsgenossen und Freund gut. Ich bat ihn, unter dem Vorwand, daß ich die Sprache studieren wollte, mir ein Hotel mit einem japanischen Leiter zu empfehlen, weil ich wußte, daß die Japaner vom Nachrichtendienst im Osten sich meistens mit solchen Stellungen decken. Wie gesagt: Ich rechnete damit, daß Rao, wenn er konnte, uns bei jemandem unterbringen würde, der unter seinem Einfluß stand. Denjenigen aber, dem er uns auslieferte, lieferte er gleichzeitig mir aus. Das war ein Anhalts- und ein Anknüpfungspunkt.

Es zeigte sich, daß meine Berechnungen über Erwarten stimmten. Ich ließ meine Spürhunde seinen Spuren folgen, und fing, wie Sie selbst gesehen haben, sowohl Japaner wie Chinesen, Brahmanen und Birmesen – das ganze Koppel.

Danjuro machte ich zu meinem Vertrauten, um seine Aufmerksamkeit auf Sie abzuladen. Sie waren ein höchst verdächtiger Teehändler, und ich ein verwegener Sekretär. Ich veranlaßte Sie, zu kontrollieren, ob Ihr Koffer untersucht würde; ich war es, der Ihre Papiere eines Tages berührte, als Sie aus waren. Ich tat es, um Sie in der Rolle zu bestärken. Das Spiel wirkte nach Wunsch. Der Chineser wurde auf Sie gehetzt, das war wahrscheinlich Danjuros Werk. Das alles war gut und schön, nur hatte ich nicht damit gerechnet, daß es Ihnen Spaß machen würde, eine verdächtige Person zu sein. Fast hätten Sie das ganze Spiel für mich verdorben,

als Sie mit dem Chinesen wegen Tee verhandelten. Die Komödie war zu plump. Damit stellten Sie meinen guten Glauben in Frage. Glücklicherweise kam der Abschluß, bevor Sie noch weiteren Schaden anrichten konnten.

In jener Nacht vor der Opiumkneipe hatte ich alle Karten in der Hand. Ich wußte von Forbe und seinen Leuten, wer in jener Straße verkehrte, außer Ramalingam und Gamâl, diese beiden waren die große und entscheidende Ueberraschung. Das Nest hatte ich gefunden, jetzt galt es, sie herauszulocken und zu identifizieren – auf die Platte zu bekommen. Der Kniff mit der Feuersbrunst war Forbes Idee. Der kleine untersetzte Mann mit dem gestutzten Schnurrbart, der in der Tür stand und »Feuer« rief, als die Ratten schließlich aus ihrem Loch kamen, hat Forbe alle Ehre gemacht – er war der Brandstifter.

In dem Augenblick, als ich das ganze Koppel in meiner Kamera hatte, war das Spiel gewonnen. Die Verbindung war festgestellt, das Ziel meiner Reise erreicht.

Welches Ziel?

Hier ist es.

In den Vereinigten Staaten hat der Konflikt mit Japan seinen kritischen Punkt erreicht. Sie erinnern sich wohl noch, daß, als zum erstenmal in Kalifornien davon die Rede war, die Einwanderung der Japaner nach dem Westen zu verbieten, Japan sich in Washington beklagte, und die Antwort bekam, daß Kalifornien als Einzelstaat selbstbestimmend sei. Unmittelbar vor Ihrer Abreise, als die Frage von neuem aktuell wurde, wandte Japan sich an die Bundesregierung und verlangte, daß sie eine Aenderung in den Bundesgesetzen veranlassen sollte, die darauf ausging, daß kein Einzelstaat

sich Japan verschließen dürfte. Die kleinen Gelben verlangen für sich dasselbe Recht mit Bezug auf Einwanderung, Kapitalanlage und Besitz von Grundeigentum, wie alle anderen Nationen. Sie machen unumwunden geltend daß ihr Volk auf einer höheren Kulturstufe steht, als die Amerikaner, da sie eine reine Rasse, ein gesammeltes Volk, eine Nation sind, die Amerikaner dagegen eine Mischung von allen möglichen zusammengelaufenen Nationen, daß ferner Japan friedlich zu der Welt der christlichen Kultur kommt und ihnen Arbeit und Kapital anbietet, während die Rasse, zu der die Amerikaner gehören, mit Gewalt und Brand zu den anderen Rassen gekommen ist und sich die Völker und das Land ihrer Väter unter dem Vorwand untertan gemacht hat, ihnen die Güter der christlichen Zivilisation zu bringen. Auch die Herrschaft der Vereinigten Staaten sei auf solche gewalttätige Unterdrückung, solchen Raub aufgebaut. Wenn man unter dem Feldruf »die gelbe Gefahr« das Verlangen der großen mongolischen Rasse, auf friedlichem Wege vorwärtszukommen, verdächtige, dann könne man das Vordringen der europäisch-amerikanischen Kultur mit größerem Recht »die weiße Gefahr« nennen, oder richtiger »die weiße Gewalttat« – denn dieser Ausdruck entspräche der Wirklichkeit noch weit mehr.

Sie sehen, daß die Sache eine sehr ernste Wendung genommen hat. Die Sprache der Japaner ist derart herausfordernd, daß man dahinter den Beschluß ahnt, es zum Äußersten kommen zu lassen. Die Regierung verhandelte mit dem Klub der Milliardäre und es wurde beschlossen, die Sache hinzuziehen, bis man untersucht hatte, welche Machtmittel dahinter stünden. Da es klar war, daß Japans Flotte allein nicht zu einer so kühnen Sprache berechtigte – die

kleinen Gelben pflegen den Mund nicht so voll zu nehmen – bekam man im Klub der »Verantwortungslosen« den Verdacht, daß Japans Einfluß in Asien sich weiter erstreckte als bis nach China. Sollte Japan es verstanden haben, mit seinem mustergültigen System von heimlichen Agenten eine unterirdische Verbindung zwischen allen Ländern Asiens herzustellen? – Sollte es imstande sein, gegebenenfalls Indien gegen England aufzuhetzen? Tonkin gegen Frankreich, Java gegen Holland, Islam in Aegypten gegen die Engländer, in Syrien, Kleinasien und Persien gegen Rußland, die Philippinen gegen die Vereinigten Staaten, sollte es die Macht haben, Australien loszureißen, die Südsee-Inseln mit Beschlag zu belegen? – Das war die Frage, die man sich stellte. Man wurde sich einig, daß man einen Mann hinüberschicken wollte, der mit den Verhältnissen und den Sprachen vertraut war – unter einer glaubwürdigen Maske, mit unbegrenzten Geldmitteln, der die Aufgabe durch eine Untersuchung an Ort und Stelle praktisch zu lösen versuchen sollte. Cook, der die Millionärkunden aus den Vereinigten Staaten nicht entbehren kann, bekam den Auftrag, ohne den Zweck näher zu kennen, seine ganzen Lokalkenntnisse zur Verfügung zu stellen und im übrigen auf jede Weise behilflich zu sein. Der Ausgesandte mußte unbegrenzte Vollmacht und vollständig freie Hand haben. Denn ein Brief- oder Depeschenwechsel war in einem Lande, wo jeder als Spion käuflich ist, viel zu gewagt.

*Ich* hatte alle praktischen und wissenschaftlichen Voraussetzungen, war schon einmal im Osten gewesen, kannte die Sprachen, hatte Rassen studiert – und besaß die Maske: meinen wissenschaftlichen Namen. Darum wurde ich der Mann. Man weihte mich in die Sache ein, legitimierte mich bei

Cook als die wissenschaftliche Kapazität, dem er jede Stütze zukommen lassen sollte, und teilte mir alles mit, was man in der Eile durch die Konsulate und auf anderen Wegen über die lokalen Unruhezentren in Indien erfahren konnte. Denn darüber war man sich klar, daß in Indien alle Fäden zusammenliefen.

Wären Sie nicht zufällig vorher abgereist, würden Sie als Mitglied der »Verantwortungslosen« von der Sache Bescheid gewußt haben, bevor Sie mich trafen.

Also: existiert eine heimliche Verbindung zwischen den Rassen unter japanischer Herrschaft?

*Wenn* eine Verbindung besteht, kann man als sicher annehmen, daß die Gefahr überhängend und die Frage der Einwanderung in Kalifornien nur ein Vorwand war, und daß Japan die Absicht hat, sobald der Augenblick günstig ist, zum Beispiel während eines europäischen Krieges, durch geschlossenes Vorgehen der gelben Rassen, die Weißen aus Asien zu verdrängen, um selbst den Platz als Vormund einzunehmen – wodurch es der Weltherrschaft ein großes Stück näher gerückt wäre.

Wenn das der Fall ist, gibt es keine Wahl, ist keine Zeit zu verlieren. Während man die Großmächte von der Gefahr unterrichtet, muß man zugleich durch einen abschlägigen Bescheid in kränkender Form, Japan dazu zwingen, entweder Farbe zu bekennen, oder demütig Abbitte zu leisten. Falls Japan nicht unverzüglich letzteres wählt, will man zuschlagen, bevor die Situation für die Japaner noch günstiger wird, bevor die Organisation Zeit bekommt, zu voller Entwicklung

zu gelangen. Man will die gelbe und andere farbige Gefahren ein für allemal aus der Geschichte tilgen, und vorbeugen, daß unsere erhabene, weiße Kultur jemals farbiger Besudelung preisgegeben wird. Man will zuschlagen, und der Klub der Milliardäre ist sich darin einig, daß er nicht nur den Staaten, sondern auch den europäischen Mächten weitgehendste Unterstützung zukommen lassen will. Durch diese Zusage hofft man eventuelles Zögern kurzfristiger europäischer Mächte zu überwinden. Mit anderen Worten: man will den Rassenkrieg, der notwendig geworden ist, vom Zaun brechen.

Als ich am Morgen nach unserem nächtlichen Abenteuer das Hotel verließ, sorgte ich dafür, daß die anderen und auch Sie erfuhren, daß ich zu der Sitzung der Paligesellschaft fuhr. Man hatte mich bei der Feuersbrunst gesehen und erkannt, Ramalingam konnte bezeugen, daß *ich* der verdächtige Mann sei und nicht Sie, ich mußte fort, bevor man mich zurückhalten konnte.

Mein Plan war der: Wenn Danjuro im Hotel erfährt, daß ich zur Palisitzung gehe, kann Maung Po bestätigen, daß es richtig ist. Es gab keine günstigere Gelegenheit mich festzunehmen, als in der von der Welt abgeschlossenen Pagode, wo die Sitzung abgehalten wird. Denn es wäre immerhin gefährlich, mich auf offener Straße zu verhaften.

Ich ließ das Auto vor einem Zigarrenladen halten, ging hinein, um zu kaufen, kam ärgerlich zurück und fragte den Chauffeur, von dem ich annahm, daß er mit im Spiel sei, ob er mir einen Hundert-Rupien-Schein wechseln könnte. Das konnte er nicht und darum ließ ich ihn zu Cook fahren, um wechseln zu lassen. Es war nur ein Vorwand. Ich wollte ein

Telegramm abschicken, in dem ich meine Heimreise ankündigte, durch eine Hintertür hinausschlüpfen und den ersten besten Dampfer zum nächsten Hafen nehmen, um mich von dort nach Amerika einzuschiffen.

Bei Cook aber fand ich ein Telegramm vor von der Druckerei in Neuyork: »Wann können wir das Manuskript über das Alter der Palischrift erwarten?« – Das war die verabredete Form für eine Anfrage. An demselben Tage aber, als ich Ihnen mitteilte, daß ich im Begriff stände, meine Studien abzuschließen, – ich hatte damals gerade die entscheidenden Auskünfte von Forbe bekommen – telegraphierte ich an die Druckerei: »Das Manuskript über das Alter der Palischrift seinem Abschluß nahe.« Dies Telegramm war also nicht abgeschickt worden, obgleich ich es persönlich eingeliefert hatte. Die Regierung konnte es nicht aufgehalten haben, – welches Motiv hätte sie haben sollen? – So weit also reichen bereits die heimlichen Fäden.

Es war ein Glück für mich, daß ich es in jenem Augenblick erfuhr. Ein Telegramm über meine plötzliche Heimreise würde schicksalsschwanger gewesen sein, der Versuch, mich fortzuschleichen, hätte mir das Leben kosten können. Ich wagte nicht zu telegraphieren, nicht zum Hafen hinunterzugehen, weil sicher alle Dampfer unter Bewachung standen. Es war keine Zeit zu verlieren. Cook ließ mich durch eine Hintertür entkommen, und als der Chauffeur schließlich unruhig wurde und sich meldete, bekam er sein Geld und meine Visitenkarte, die Zeilen, die ich Ihnen sandte und die Ihnen offen übergeben wurden, damit alle sie lesen konnten.

Cook hat mir bis auf weiteres ein Versteck verschafft. Wo, wage ich Ihnen nicht zu sagen, jede Nachforschung, Bote

oder Brief könnten zu einer Spur führen. Auch dieser Brief kann verloren gehen, oder in unrechte Hände gelangen. Ich warte auf eine Gelegenheit, um ungesehen aus dem Lande zu entkommen. Wie ich es mir denke, wage ich nicht zu verraten. Nur soviel: Ich habe Grund zu der Vermutung, daß man unter dem Vorwand einer Verschwörung, auch die Regierung auf mich gehetzt hat. Ich glaube, Rao hat sich dazu mißbrauchen lassen, mich zu verdächtigen. Warum ich das glaube, wage ich Ihnen nicht zu sagen, aber suchen Sie ihn jedenfalls nicht auf! – Währenddessen aber vergeht die Zeit und die Druckerei wartet auf das Manuskript.

Welche Bedeutung hat dieses »Manuskript«, das Material, das ich gesammelt habe, das Koppel in meinem Kodak? – Wird es ausreichend sein? – *Ich meine ja!* Es ist Beweis genug dafür, daß die Fäden geknüpft sind – wie weit sie bereits reichen, zeigt die Affäre mit dem Telegramm, – der Plan ist gelegt, die Organisation kann wirken. Wenn das aber der Fall ist, dann bedeutet jede Stunde Aufschub eine Vergrößerung der Gefahr, während man sie durch sofortiges Handeln in der Geburt erstickt. Darum meine ich, daß mein Material zum Krieg führen wird – Rassenkrieg.

Wie aber mein Wissen den Vereinigten Staaten vorlegen, wenn ich hier festsitze? Wer soll es in die richtigen Hände bringen?

Das sollen Sie. Auf Ihnen allein ruht jetzt die Verantwortung für das, was geschehen wird.

Ich habe die Wette gewonnen. Jetzt stelle ich meine Forderung. Ich verlange von Ihnen den Dienst, den Sie mir schulden.

Sie sollen persönlich die Nachricht den »Verantwortungslosen« überbringen. Am Fünften dieses Monats geht ein

Dampfer von Kalkutta. Wenn Sie keinen anderen Bescheid von mir oder in meinem Namen bekommen (seien Sie sehr vorsichtig!), dann nehmen Sie den Dampfer und begeben sich sofort nach Ihrer Rückkehr zu dem Vorsitzenden in der Wallstreet. Zeigen Sie ihm diesen Brief, er kennt meine Schrift, erzählen Sie ihm alles, was Sie in meiner Gesellschaft gesehen und gehört haben, sowohl in der Brandnacht als auch vorher und bekräftigen Sie es durch Ihren Eid.

Es ist mir geglückt, diesen Brief zu expedieren, ohne daß der Bote, ein ehrlicher Golla, weiß, wer ich bin und wo ich bin, – ich wage nicht Ihnen zu schreiben, wie es mir gelungen ist, um keine Spur zu verraten, wenn der Brief in falsche Hände fallen sollte. Wenn er aber Cook erreicht, wird er auch Sie erreichen, davon bin ich überzeugt. Geben Sie dem Boten eine Quittung, dann werde ich Gelegenheit finden, mich bei Cook zu überzeugen, ob Sie ihn empfangen haben. Aber kein Brief, das ist gefährlich, nur eine Quittung.

Seien Sie vorsichtig bei Ihrer Abreise, es ist nicht ausgeschlossen, daß man diesen Brief geöffnet, gelesen und weitergesandt hat, um Sie in eine Falle zu locken.

Und nun zum Schluß: Vergessen Sie nicht, daß auf Ihnen allein die Verantwortung ruht für die Vereinigten Staaten und die ganze zivilisierte Welt.

Ihr ergebener  
Davis.

---

Während der langen Tage, als Helen im Krankenhaus mit Umschlägen auf den Augen lag, hatte sie gelernt, im Dunkeln zu leben. Jetzt, wo die Sonne ganz verlöscht war,

brannte das Licht in ihrem Innern mit immer hellerer Flamme. Wie sie in einer Vorahnung Schwester Mary gesagt hatte, so war es wirklich geworden: Das Leben und die Menschen kamen ihrem Herzen näher, weil ihr Augenlicht versagte. Die schöne, bunte Erde, die sie kennen lernen wollte, hatte ihren Sinn unbeständig und bunt gemacht, wie sie selbst es war. In der Welt aber, die sich jetzt in dem Licht ihres Inneren entfaltete, schienen die Wurzeln bloßgelegt zu sein, sie konnte sehen, wie das Zufällige und Unbeständige aus dem Bleibenden hervorblühte, wie das Buntscheinende und mannigfach Getrennte sich nur in der Linie des Auges brach. Was so spielend leicht, so verlockend in der schönen Welt erschien und was das Auge nicht in sich aufnehmen konnte, ohne das Gemüt irrezuführen, das war jetzt wie eine helle Kräuselung auf dem ewig wogenden Strom, der durch alle Lebenspulse floß. Helen fragte sich selbst, ob das Auge, das auf Gesichtspunkte und Entfernungen eingestellt ist, die nichts mit dem Herzschlag des Lebens zu tun haben, den Menschen nicht irreleitet, anstatt ihn auf den richtigen Weg zu führen. Für den Blinden, dachte sie, gibt es kein Blendwerk, er sieht nur das Wesentliche, das, was *ist*. Sie erinnerte sich des seltsam fernen, entrückten Ausdrucks in Schehanas Augen, wenn sie in ihren Gedanken vertieft war und im Licht aus ihrem Inneren sah, was sich im Verborgenen vorbereitete. Sie sieht aus wie eine Blinde, hatte Helen häufig bei sich gedacht, und auch Ralph hatte etwas Aehnliches geäußert.

Je mehr Helen sich in ihre neue Welt hineinlebte, desto besser verstand sie Schehanna. Worte, die sie gesagt, ja, selbst ihr Lächeln, das so häufig mit der Wirklichkeit in keinem Zusammenhang gestanden hatte, tauchten in ihrer

Erinnerung auf und wurden ihr plötzlich klar. Sie ertappte sich darauf, daß sie mit Schehannas Gedanken dachte, ja, es war, als ob Schehanna die alte Helen ganz aus ihrem Herzen verdrängt hätte. —

Sie rief sich ihr Aeußeres in die Erinnerung zurück, — sah ihre Augen, ihre Stirn, ihre Hände, alles das, was die Schale um ihr Ich gewesen war, als es sichtbar auf Erden wandelte; und sie grübelte darüber, wie wohl die Seele den Körper sich zum Bilde formt, bis sie eine Erklärung fand:

Ein Gedanke beginnt wie ein Keim im Dunkel, von der Hand eines unbekanntem Säemanns gesät, oder aus einer Welt, wo unsichtbare Saatkörner millionenweise wirbeln, dorthin verweht. Er schlägt Wurzel im Gemüt, wächst und breitet sich, bis Worte und Wünsche wie Blüten und Blätter aus einem Stengel hervorschießen. Richtung und Geschwindigkeit des Gemütes werden bestimmt, Nervenfäden werden von Befehlen geprägt, die sie oft ausgeführt, von Taten, die sie lange geübt haben. Dieses Gepräge wiederum teilt sich dem Muskelspiel mit und sieh, eines schönen Tages steht das alles sichtbar vor der Welt, wie *dieses* Gesicht, *dieses* Lächeln, *diese* Haltung, *dieser* Gang, *dieses* Weinen und *dieses* Lachen. Alles aber sind nur äußere Triebe der Gedanken und Gefühle eines innerlich bewegten Gemüts.

So ist es auch mir ergangen, dachte sie. Ich reiste fort und mein Sinn war allen Eindrücken geöffnet, aber noch ungeformt, mit unbestimmten, suchenden Wünschen und Hoffnungen. Ralph und Schehanna kreuzten meinen Weg, ob sie nun ausgesandt waren mich zu treffen, oder ich sie. Sein Anblick weckte Liebe, die von Dasein zu Dasein in mir geschlummert hatte, und aus ihren Augen fiel ein Schein in mein Gemüt, das dafür bereit war. Das Wachstum der Liebe

in mir und das Licht aus Schehannas Seele hat mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin, hat mich umgeformt, so daß ich mich besinnen muß, um die alte Helen wiederzuerkennen.

Die Helen, die nicht sehen konnte, tastete sich durch die Welt um sie herum; sie richtete ihre großen, blindstrahlenden Augen auf den Horizont, wo, wie sie wußte, die Berge waren – in *ihrer* Welt lagen sie beständig mit jungfräulicher Röte auf dem Gipfel da, während ihr Fuß sich an die Dunkelheit klammerte, wie sie es zum letztenmal in jener Sonnenuntergangsstunde gesehen hatte. Sie richtete ihre blinden Augen auf die Gärten und Häuser in der freundlich lächelnden Stadt über dem Tal und den Wolken, – und fragte sich selbst, ob all dieses Aeußere, ob all dieses Sichtbare vielleicht auf dieselbe Weise zur Wirklichkeit geworden sei, wie das Lächeln in ihrem, in jedes Menschen Gesicht und Muskelspiel: durch das äußere Wachstum von Gedanken und Gefühlen in dem einzig göttlichen Selbst, in dem alles lebt und sich regt? – Wenn es so ist, dachte sie, dann sind wir alle Kinder dieses göttlichen Selbst, das sein Leben und seine Erinnerungen in uns hat. Wir können es nicht entbehren, aber dieses göttliche Selbst kann auch uns nicht entbehren, die wir seine Lebensäußerungen sind. Was wir tun, tun wir in ihm. Blühen wir, blühen wir in ihm. Setzen wir Frucht, ist es Frucht von ihm und führen wir Krieg, ist es Krieg in seinem Inneren, als ob Gedanken in ein und demselben Gemüt um die Oberherrschaft kämpfen.

War sie mit Schehanna, nachdem sie die Sehkraft verloren hatte, ganz verbunden, so war ihr Verhältnis zu Ralph ein anderes geworden. Es war, als ob der Verlust der bunten Welt um sie her, die Entfernung zwischen ihnen vergrößert hätte, als ob seine Seele in dem wurzelte, was ihr jetzt nicht

mehr erreichbar war. Sie dachte beständig an ihn, er war beständig um sie, aber in einer Entfernung, die sie nicht überschreiten konnte. Sie fühlte, daß er ihr notwendiger war als je, sie empfand es wie ein Unrecht – gegen ihn, gegen sich, gegen die Welt? – daß er nicht auch in ihr lebte wie Schehanna. Etwas Unerklärliches war in ihr, was nur durch ihn zur Vollkommenheit gebracht werden konnte, – es war, als ob sie nur durch ihn zu einem Ganzen, zu einer Wirklichkeit erlöst werden könnte, die mehr als ein Gedankenbild war.

Dahin war das ruhige Glück, das sie sonst gefühlt hatte, wenn sie an ihn dachte. Ihr Herz krampfte sich in namenloser Sehnsucht zusammen. Sie erwachte des Morgens mit einem Seufzer, als ob er ihr Kind sei, das man von ihrer Seite gerissen hätte. Während sie durch die Dunkelheit tastete, empfand sie es als das Ziel ihres Lebens, ihn mit ihrer Seele in Einklang zu bringen. Er wurde gleichbedeutend für sie mit allem Widerstand des Lebens; die unsichtbare Welt um sie herum, alles, was außerhalb ihres Ichs war, sammelte sich in ihm, er wurde die einzige Wirklichkeit des Lebens außerhalb ihres Selbst. Sie wußte, an dem Tage, wo er in ihr leben würde, wie Schehanna, würde der Zwiespalt in ihrem Gemüt für alle Zeiten gelöst sein. Dann war das Wunder geschehen, das ihr Ich und die Welt in ihrem Innern vereinigte, dann würde sie vollkommen glücklich werden. Dann mußte sie sterben und es würde die größte Seligkeit sein.

Wenn sie aber darüber nachdachte, wie sie dieses Ziel erreichen sollte, kam Verzweiflung über sie, – dann empfand sie die Dunkelheit, in der sie wanderte, wie eine Hand, die sie zu Boden drückte, wann immer sie sich zu erheben strebte. Sie warf sich aufs Bett und weinte, Auge in Auge mit dem

Gott, der sie geblendet hatte, als sie ihn um Klarheit bat. Sie wagte ihn nicht mehr zu bitten.

Wie sie dort lag, mit ihrem Schicksal allein, hoffnungslos in der Dunkelheit, sogar das Licht in ihrem Inneren verleugnend, da traten ihr, wie in einer plötzlichen Eingebung, die Worte ins Gedächtnis, die Dasturan Dastur ihr beim Abschied gesagt hatte:

»Ich komme, wenn du recht von Herzen rufst.«

Sie warf sich auf die Knie, die Hände vor ihren nassen, blinden Augen, und bat den Priester aller Priester, daß er ihr in ihrer Not zu Hilfe kommen möge. Sie bat aus vollem, brennendem Herzen, und Schehanna bat mit ihr.

---

Das Recht ist auf Seite der anderen – das war Ralphs erster Eindruck von Davis' Brief – und obgleich ich es einsehe, soll ich die Vollbringung von jahrhundertalter Gewalt vermitteln? Ich kann die Verantwortung nicht von mir weisen, weil ich durch mein Wort gebunden bin.

Sein nächster Gedanke war: ich verstehe, warum die Herren sich um das Wohl der Zivilisation bemühen, ich verstehe, warum Davis zufrieden und im Gleichgewicht ist: Geschäft steht dahinter, Geldmachen.

Er sah die Börse vor sich, wie sie aussehen würde, wenn die ersten Nachrichten wie eine Bombe in der Wallstreet niederschlugen. Er sah die Wut, hörte die Schreie, wenn die ungeheuren Werte von Hand zu Hand taumelten, auf den jeweiligen Besitzer drückend, bis sie ihn gezeichnet hatten, um ihn dann wieder treulos und spöttisch zu verlassen, und wie eine Lawine vom Rollen gemästet, in die Hände zurückkehrten, die sie in Bewegung gesetzt hatten, – die Hände,

die die Karten halten, die »Verantwortungslosen« – welche blutige Ironie dieser Name enthielt!

Er spie ihn mit einem Fluch aus.

Totgeborene Frucht der Zivilisation, des Männerweges, der »weißen Gewalttat«.

---

Da kam ihm ein Gedanke, der ihm fast den Atem benahm: Ist die Katastrophe unabwendbar, von oben bestimmt? – Ist der Weg der Entwicklung verscherzt? – Kann die Revolution nicht zu einer Evolution gemacht werden?

Wo habe ich diese Worte schon mal gehört, dachte er. Er wußte nicht, daß es im Traum gewesen war.

Ist es noch heute so, wie es damals in der Mythe von Sodom und Gomorrha war: gibt es nicht Gerechte genug, die die Vernichtung abwehren können? Ist dem so, dann laßt uns das Unabänderliche auf uns nehmen. Aber laßt uns den Todeskampf kurz machen, damit wir bei seinem Röcheln den Tönen eines keimenden Frühlings lauschen können.

Mag die Zeit der Wehen zu einem Geburtskampf werden, woraus das Reich der Frau emporsteigen kann, mit der Herrschaft über das Gebet, dem großen menschlichen Machtmittel, der Brücke zwischen der Welt und dem Ich.

Helen – warum bist du nicht an meiner Seite?

Warum hält die Macht, die unsere Wege zusammengeführt hat, uns jetzt getrennt, wo das Leben mich mit einer Last bedrückt, die ein Mann nur tragen kann, wenn er eine Frau zur Seite hat?

Was würde sie sagen? – Wozu würde sie raten?

Beschmutze nicht deine Hände! Verschachere nicht dein Gewissen, wenn du auch dein Wort gegeben hast! – Du

sprichst vom Herzensweg, versuche ihn einzuschlagen, du sprichst vom Reich der Frau – gründe es, der du reich bist und alle Kapitalisten kennst, die in der Wallstreet darauf lauern, Gold aus Blut zu ernten!

Ja, Helen – wenn *du* mir helfen willst!

Ich werde mein Wort halten und die schicksalsschwangere Botschaft überbringen, wenn ich sie aber vorgelegt habe, will ich ihnen einen Weg weisen, den man noch nicht gegangen ist, und der das Ende der Zeiten zu einem Wechsel der Zeiten machen soll, ich will überreden, bitten, drohen.

Da ist Markhan, der eine kranke Frau hat, die er anbetet, – sie will ich zuerst gewinnen. Da ist James Weldon, der Gold für seine Tochter sammelt, – sie nimmt an aller Wohltätigkeit teil, sie will ich überzeugen. Da ist der alte Wyatt, an dessen Händen Blut von dem Eisenbahnstreik klebt, das ihn fromm gemacht hat, – sein Herz will ich zu gewinnen versuchen. Da ist Lawson, der für sein Leben fürchtet, und sich von Bluthunden und Detektiven umgeben läßt, – ihn will ich schrecken. Und auch Priester, die von der Religion der Liebe leben, sollten sie nicht zu gewinnen sein?

Ich will mein Vermögen einsetzen, um Frauen aus allen Ständen, in allen Staaten aufzurufen. Ich werde sie organisieren. Ich will ihnen das Reich zeigen, das ihres ist, wenn sie gutmachen wollen, was der Mann verbrochen hat, wenn sie ihr »willst du?« gegen das »du sollst«, das bisher die Welt regiert hat, einsetzen. Ich will ihnen beweisen, daß auf ihnen die Wiedergeburt der Zivilisation – das neue Reich, beruht. Wenn *sie* nur wollen, dann ist es noch nicht zu spät, dann kann der Weltbrand noch verhütet, das Ende der Zeiten zu einem Wechsel der Zeiten werden. –

Ja, Helen – wenn *du* mir helfen willst!

Er grübelte die ganze Nacht. Gedanken jagten einander, bis die Müdigkeit ihn übermannte. Plötzlich war es ihm, als ob sein Herz aus allen Fugen ginge. Lange saß er, ohne zu denken, ohne von sich selbst zu wissen, bis plötzlich aus der großen Oede eine wundersam stille Gewißheit in seinem Gemüt dämmerte. Es war wie ein Licht in seiner Seele: Alles liegt in der Hand des unbekanntes Gottes.

Und Ralph betete, wie er seit seiner Kindheit nicht gebetet hatte, – betete Mächte an, die er nicht kannte, bat sie, die Welt zu schonen, die Revolution für die vielen Gerechten zu einer Evolution zu machen.

Das Gebet führte ihn in den Schlaf hinüber.

Als er erwachte, hatte sein Gemüt sich beruhigt. Nur eines lebte in ihm: er wollte Helen suchen.

Während er sich ankleidete, suchte er nach dem Datum, das Davis ihm als Abgangszeit für den Dampfer angegeben hatte. Der Fünfte stand da; heute war der Dritte, diesen Dampfer also konnte er nicht mehr erreichen, denn während er schlief, war der Entschluß in ihm gereift, daß er nicht abreisen wollte, bevor er Helen die Sache vorgelegt hatte. Seine Absicht war, gleich ein Billett nach Kalkutta zu lösen, von dort wollte er suchen und er zweifelte nicht, daß er sie finden würde.

Als er sich auf dem Weg zur Stadt befand, hörte er den Zug tief unten dahinbrausen. Er sah den weißen Rauch längs der Felswand brodeln und von den Büschen eingefangen werden; den Zug selbst konnte er nicht sehen. Es ging ihm wie ein Stich durch die Brust: wäre ich eine Stunde früher aufgestanden, hätte ich den Zug erreicht und wäre bereits unterwegs gewesen.

Als er die Stelle erreichte, wo der Pfad in den Fahrweg mündete, sah er einen Knaben mit einem Brief in der Hand daherkommen.

Eine Eingebung sagte ihm, daß es eine Botschaft für ihn sei.

Er blieb stehen. Der Junge grüßte und reichte ihm den Brief.

Es war ein Geschäftskuvert mit Cooks Stempel, die Aufschrift aber, die groß und schwerfällig und seltsam fremdartig war, rührte sicher nicht von einem Angestellten des Kontors her.

In dem Kuvert lag ein Blatt von einem Notizblock, wie sie auf Cooks Schaltertischen für Fremde bereitzustehen pflegten.

Darauf stand: »Such' in Colombo.«

Das war alles. Weder Ueberschrift noch Unterschrift.

Das Blut rann ihm zum Herzen.

»Wer hat dir diesen Brief gegeben?«

»Ein alter Mann mit einem langen, weißen Bart. Ich traf ihn auf dem Wege zum Bahnhof, er wollte mit dem Zug.«

Ralph nahm den Knaben ins Verhör. Es war kein Zweifel, es mußte Dasturan Dastur gewesen sein.

Als Ralph zu Cook kam, fragte er, ob ein alter parsischer Priester ein Billett für den Frühzug gelöst habe und wohin.

Der Angestellte – derselbe, der Ralph Davis' Brief gebracht hatte – wußte gleich Bescheid.

»Es war Dasturan Dastur,« sagte er voller Respekt, »er nahm zwei Billette direkt nach Colombo.«

»Zwei Billette? War er denn nicht allein?«

»Er hat ein Herren- und ein Damenbillett gelöst.«

Ralph zögerte einen Augenblick, um Herr seiner Stimme zu werden.

»War wohl eine Tochter,« sagte er im Unterhaltungston.

»Darf ein Dastur heiraten?« Der junge Mann blickte nachdenklich vor sich hin, »ich glaube eher, daß es ein Mündel aus Kalkutta war, das er aus dem Sanatorium abholte.«

»Sie haben sie nicht gesehen?«

»Nein, er war allein. Es waren zwei Billette erster Klasse – der Angestellte schlug in seinem Buch nach – »und von Kalkutta aus einen Dienerplatz.«

Ralph zögerte wieder einen Augenblick. Dann sagte er scherzend:

»Woher wissen Sie, daß es nicht ein männlicher Begleiter war, da Sie die Dame weder gesehen, noch ihren Namen notiert haben; den Billetten kann man es doch nicht ansehen.«

»Ich weiß es daher, mein Herr,« sagte der junge Mann gekränkt, »weil für die Nachtreise ein Schlafwagenplatz im Damencoupé bestellt wurde.«

Ralph löste ein Billett, ließ sich alles Nähere über die Abgangszeiten und den Anschluß sagen, und reiste am nächsten Morgen.

In Kalkutta erfuhr Ralph, daß Dasturan Dastur und Helen ohne Aufenthalt nach Tuticorin weitergereist seien.

Er folgte ihnen mit dem ersten Zug und erreichte nach siebzigstündiger Reise Tuticorin.

In der kleinen Hafenstadt herrschte ein viel regeres Leben wie damals, als er sie auf seiner Reise von Ceylon passiert hatte. Wenige Augenblicke nach seiner Ankunft hatte er auch schon den Grund erfahren.

Vor dem Zollgebäude wurde er von einem Herrn aufgehalten, der seine Papiere zu sehen verlangte.

»Wer sind Sie?« fragte Ralph.

»Polizei.«

Ralph zog seine Brieftasche heraus und zeigte ihm, was er bei sich hatte.

Der Polizist sah die Schriftstücke aufmerksam durch. Dann gab er sie ihm zurück und sagte höflich:

»Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Cunning, daß Sie wahrscheinlich keine Erlaubnis bekommen werden, Ceylon zu verlassen.«

»Warum?«

»Wir haben Befehl bekommen, bis auf weiteres jeden Ausländer zurückzuhalten.«

Ralph blickte erstaunt auf.

»Warum?«

»Krieg.«

»Krieg?«

Der Polizist nickte und fixierte ihn scharf.

»Ich habe Darjeeling vor vier Tagen verlassen und seit einer Woche keine Zeitungen gelesen – Krieg sagen Sie?«

Der Mann erzählte von den letzten Begebenheiten in Europa.

»Also zu spät!«

Wenn Japan den Augenblick günstig findet, z. B. während eines Krieges zwischen europäischen Großmächten – Gibt es nicht Gerechte genug? dachte er und beugte den Kopf.

Plötzlich war es ihm, als ob ihm eine Last von den Schultern genommen sei. Wenn ich nicht reisen und keinen Boten senden kann, bin ich jeder Verantwortung enthoben. Jetzt gilt es nur *sie* zu finden, dachte er, alles andere entschwand seinem Gedächtnis.

Er erklärte dem Beamten, daß er nach Colombo reiste, wo er eine Dame seiner Bekanntschaft treffen wollte.

Der Mann überlegte einen Augenblick und erlaubte ihm dann, sich zur Fähre zu begeben, die an der Brücke wartete, um die Passagiere über das seichte Küstenwasser zum Dampfer hinauszubringen.

Als Ralphs Gepäck an Bord des Dampfers gebracht worden war, kam der erste Steuermann auf ihn zu, – Ralph kannte ihn von der vorigen Ueberfahrt – fragte ihn, ob er Herr Cunning sei, und teilte ihm mit, daß der Kapitän beauftragt sei, darüber zu wachen, daß er in Colombo an Land ginge.

»Wo denn sonst?«

»Sie könnten ja vom Dampfer an Bord eines andern Dampfers gehen, der im Hafen von Colombo liegt.«

Sie lächelten einander zu und Ralph erfuhr, was die Zeitungen gebracht hatten.

Die Reede von Colombo war von den Ereignissen geprägt. Mehrere große Paketdampfer lagen vorm Hafen und warteten auf Bescheid. Dampffähren und Motorboote eilten hin und her über das regenbogenfarbige Wasser des Hafens. Auf der Dampferbrücke stand es voll von Kontoristen, die auf Zeitungen vom Festlande warteten. Kein lautes Sprechen, nur ernste Gesichter, bekümmerte Augen, zurückhaltendes Lächeln.

Ralph ging über den öden Platz an dem Denkmal der Königin Viktoria vorbei. Er blieb stehen und blickte zur Treppe des Hotels Grand Oriental hinüber, wo er Helen zum letztenmal gesehen hatte.

In Gedanken erlebte er den Abschied noch einmal – den unerklärlichen Schmerz, den er bei ihrem Blick und ihrem

hastigen, heftigen Händedruck empfunden hatte. Er erinnerte sich der nagenden Leere, die er nach Empfang ihres Briefes gefühlt hatte, des entsetzlichen Ueberdrusses, – und es wurde ihm klar, daß die Helen, die er in Darjeeling angerufen, nicht dieselbe war, die er in Colombo begehrt hatte.

Ich selbst habe mich verändert, dachte er. Sein Gefühl war ein anderes geworden, – höher, reiner, geheiligt.

»Ob wir uns wiedersehen, das liegt in der Hand des unbekanntes Gottes,« – ahnte sie bereits damals, daß eine Wandlung geschehen müßte?

Ralph dachte an seine Begegnung mit Dasturan Dastur: »Reisen Sie nach Darjeeling.« Er dachte an den Brief: »Suchen Sie in Colombo.« Ja, eine unbekannte Hand hatte gnädig geschenkt, was er vergeblich in Agra, Benares und Kalkutta gesucht hatte.

Wenn aber er ein anderer geworden war – würde dann auch die Wandlung in ihr vollbracht sein?

Würde sie, wenn sie wieder vor ihm stand, die sein, die er jetzt in seiner Seele trug, die seinem Leben und seiner Aufgabe not tat? – Wenn sie ihren starken, warmen Blick auf ihn richtete, würde sie dann in ihm, der endlich seine Aufgabe in der Welt gefunden hatte, den Ralph wiedererkennen, dessen Arm auf der Fahrt vom Garten des Paradieses um ihrer Schulter gelegen hatte?

Er suchte ihren Namen vergeblich in dem Fremdenbuch des Hotels. Auch Cook wußte nichts von ihr oder Dasturan Dastur. Ralph aber fürchtete nichts, er wußte, daß die Zeit gekommen war.

Gleich nach dem Mittagessen fuhr er zum Adaran hinaus. Er erkannte das Gitter wieder und hinter den dunklen Gebüsch, den niedrigen, weißgekalkten Tempel. Er öffnete

die Pforte. Auf dem Kiesweg vor dem Hause begegnete ihm ein weißgekleideter Priester. Er erfuhr, daß Dasturan Dastur sich zum Adaran auf dem Berge Adam begeben hatte.

Ralph eilte zum Bahnhof, den er seit jenem strahlenden Morgen, als er und Helen zusammen nach Kandy gefahren waren, nicht wiedergesehen hatte.

---

Helen öffnete Dasturan Dastur ihr Herz. Sie sagte ihm, daß sie nach den Worten gehandelt, die er ihr mit auf den Weg gegeben hatte, als sie in Bombay voneinander schieden.

»Ich bin dem Licht gefolgt, das in meinem Herzen dämmerte; ich habe die Bürde der Dunkelheit ohne Bitterkeit und Zorn auf mich genommen.«

Sie erzählte ihm, daß sie erst begriffen habe, was Liebe sei, als sie der großen Versuchung auf ihrem Weg begegnet wäre und die Gewißheit bekommen habe, daß ihr Leben nicht ohne Ralph vervollkommnet werden könne. Als das Augenlicht sie aber verließ, da verstand sie es erst voll und ganz; denn wie sollte sie ihn in der Dunkelheit finden, in der sie wanderte?

»Ich werde dein Auge sein,« sagte Dasturan Dastur, »bis du das Licht wiedergewinnst. Ich werde dich zu dem heiligen See auf Adams Berg geleiten, dort sollst du baden.«

»Werde ich dann mein Augenlicht zurückbekommen?«

»Dort wirst du sehend werden.«

Und sie hatten zusammen Darjeeling verlassen.

---

Sie saßen im Speisewagen auf dem Weg zur Höhe. Dasturan Dastur saß ihr gegenüber auf dem Platz, wo Ralph

an dem Tage gesessen hatte, als sie nach Kandy zum Garten des Paradieses fuhren.

Das Sprossenfenster stand offen, der Zug schwankte, und plötzlich merkten sie die Luft von den Bergen wie einen Hauch auf ihrer Stirn.

Sie sah in der Erinnerung, was sie damals gesehen hatte: die Luft, die von Millionen Kristallen unter der Himmelswölbung leuchtete, Berge, die sich in dem ewigen Blau mit ihren weißen Gipfelzähnen festbissen.

Sie sah Ralphs Blick aufleuchten und sie hörte seine Stimme, als er sagte:

»Sehen Sie, dort ist Adams Berg.«

Seine Hand hatte die ihre berührt, als er sein Glas hob, um zu trinken. Ihre Augen trafen sich und sie wurden von dem Glanz in ihrem Blick, von dem festlichen Rausch, mit dem die wunderbare Schönheit der Erde ihre Gemüter freigemacht hatte, benommen.

Und sie erinnerte sich des Gefühls, das sie ergriffen hatte, als sie in etwas unübersehbar Neues emporgehoben zu werden meinte, und des plötzlichen Schamgefühls, das sie zwang, die Augen niederzuschlagen, weil sie fühlte, daß ihre Seele sich in jenem Augenblick wehrlos der seinen hingab.

Da war es, daß die Worte in ihr geboren wurden:

»Nicht im Mann und nicht im Weibe, sondern im Menschenpaar wird das Leben vervollkommnet und geht den Weg zu Gott.«

Ja, so war es geschehen. Wie sie geahnt, so war es gekommen, das Neue war in ihr selbst geboren, wenn auch anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Ihre Seele hatte sich suchend

und rufend der seinen zugeneigt, weil sie nicht anders konnte. Ja, das war die Einweihung, – würde die Vollendung kommen?

Hätte er ihr jetzt gegenüber gesessen, dann würde sie die Hand genommen haben, die die ihre so zart und vorsichtig berührte; sie würde ihre Augen nicht schamhaft niedergeschlagen, sondern bis auf den Grund seiner Seele gesehen haben – –

Ach, sie war ja blind.

Tränen brannten hinter ihrem Blick, aber sie drängte sie zurück; und sie dachte: wenn Blindheit der Preis ist, will ich nicht darum bitten, sehend zu werden.

---

Sie verließen den Bahnhof und stiegen in den wartenden Wagen.

Sie fuhren langsam den Berg hinauf. Nachdem sie eine Weile gefahren waren, merkte Helen einen kräutrigen Duft von Blumen und Wald; sie atmete ihn in tiefen Zügen und fragte Dasturan Dastur:

»Was siehst du?«

»Gottes Angesicht. Dort unten lächelt ein kleiner, glänzender Fluß zwischen gelben Ufern, Büffel erquicken sich im Strom. Ein Wald von Kokospalmen gibt Schutz gegen die brennende Sonne. Vögel mit roten Schnäbeln und blendenden Federn zwitschern über hängendem Laub. Eine Eidechse hastet über den kahlen Felsen, Goldkäfer blitzen im Licht. Blumen öffnen ihre Becher, alles ist eines – *ein* Leben, *ein* Gedanke, *ein* Gott, und alles bist du – und alles bin ich. Willst du hören, was die Vögel singen? Wir fürchten uns nicht, wir leiden nicht; denn nur der, der fürchtet, leidet; wir leiden

nicht, wir fürchten uns nicht, denn jedem Geborenen ist der Tod gewiß, und jedem, der stirbt, ist die Geburt gewiß. Ich aber, der ich im Licht bin, mich kann Geburt und Tod nicht treffen.«

»Warum ist es mir versagt, zu sehen?«

»Es ist dir nicht versagt zu sehen!«

»Wenn aber Blindheit der Preis ist, so nimm sie nicht von mir, sondern laß mich im Dunkel bleiben.«

»Das Licht kommt in die Seele wie das Kind in den Mutterleib. Durch Empfängnis. Was dem menschlichen Auge verborgen ist, das sieht der Blinde besser, als der Sehende.«

Helen schwieg.

Kurz darauf berührte Dasturan Dastur ihre Hand und sagte:

»Jetzt sehe ich Adams Gipfel gegen den blauen Himmel leuchten.«

»Warum heißt er Adams Gipfel?«

»Als Adam und Eva aus dem Garten des Lichtes vertrieben wurden, flüchteten sie auf einen Berg, von wo sie die Gipfel der Bäume sehen konnten, die ihr Glück beschattet hatten. Es war Kandys Garten und der Berg, den du dort siehst. Auf dem Abhang des Berges bauten sie sich eine Laubhütte, von wo sie jeden Morgen Gottes Auge über dem Garten leuchten sehen konnten.

Und zum Gipfel dieses Berges führte Krishna den Königssohn Arjuna, als die Geschlechter der Erde sich im Kampf gegeneinander erhoben. Arjuna, der Streiter des Lichtes, sah ein, daß er sein ganzes eigenes Geschlecht töten müßte. Da

klagte er Krishna sein Leid und weigerte sich. Vishnus heiliger Sohn aber führte ihn zum Gipfel und lieh ihm sein göttliches Auge. Und er sah, daß alle Geschlechter vom Tod gezeichnet waren und hörte eine Stimme, die sagte: »Ich will Reiche vernichten, damit eine neue Zeit geboren werden kann. Du bist das Werkzeug, das ich mir ausersehen habe, aber auch ohne dich wird es vollbracht werden.«

Dasturan Dastur blickte über die Dunkelheit der Erde, über die Heermassen, die aufeinander lauerten, dicht, dunkel und drohend; er hörte das ferne Getöse zwischen den Bergen und sein Auge suchte den, dem er den Weg gewiesen hatte.

Helen aber, die es nicht wußte, dachte über seine Worte nach und wunderte sich.

»Vishnus heiliger Sohn entstammte doch einer heidnischen Sage und nicht der Religion der Parsen?«

»Sagen sind Sagen – bunt und mannigfach wie die Welt, – doch haben alle nur *eine* Quelle, ebenso wie die Lehre vom Licht *alles* menschliche Streben umfaßt, welchen Namen jeder einzelne seinem Glauben auch gibt. Alle Erlöser, welchen Namen sie auch trugen, haben für das Licht gekämpft. Muß der Priester aller Priester sie nicht alle ehren? – Jedesmal, wenn die Dunkelheit auf Erden Macht bekommt, entzündet der Herr des Lichts einen Funken in einer auserwählten Seele, gibt ihr ein göttliches Auge und Kraft von seiner Kraft, damit sie über das Dunkel siegen und aus dem Ende der Zeiten eine neue Zeit bereiten kann. Darum, wo immer uns eine auserwählte Seele begegnet, die mit göttlicher Kraft für das Licht kämpft, müssen wir sie ehren und anbeten; denn in ihr ist das Licht.«

Der Pfad stieg an, die Pferde gingen Schritt für Schritt, und schließlich hielt der Wagen.

»Hier endet der Fahrweg,« sagte Dasturan Dastur, »wir müssen noch einige hundert Schritt gehen, dann sind wir am Ziel.«

Sie stiegen aus. Dasturan Dastur nahm ihre Hand. Als sie eine Weile gegangen waren, blieb er stehen und sagte:

»Hier ist der alte Kreuzweg, wo die Pilger zwischen den Pfaden wählen mußten. Der eine wird der Männerweg genannt – er ist steil und steinig, biegt nirgends aus, aber steigt mit Stufen hinan, die in den Fels eingehauen sind; er ist gefährlich zu beschreiten, manch einer ist schon von Schwindel ergriffen worden und hinabgestürzt. Diesen Weg wählte Adam, als er den Gipfel erstürmte. Der andere ist der Frauenweg, er ist sanft und bequem, paßt sich dem Willen des Felsens an und überwindet ihn zuletzt; es ist ein Weg ohne Schwindel und Gefahr, wer ihn aber einschlägt, braucht mehr Zeit, bis er zum Ziel gelangt. Diesen Weg wählte Eva.«

Wieder nahm er ihre Hand und führte sie längs des Bergabhanges, bis sie einen Duft von Sandelholz spürte, dessen sie sich aus dem Tempel im Garten der Toten erinnerte.

Eine Glocke ließ drei kurze, silberklare Schläge ertönen, noch einmal und noch einmal. Helen blieb mit gebeugtem Kopf stehen; Dasturan Dastur aber ließ ihre Hand los und sprach die Gebete der guten Gedanken, guten Worte und guten Taten.

»Der Zot begrüßt dich!« sagte er.

Helen wandte ihre leeren Augen in die Richtung, woher das Geräusch einer Stimme kam. Sie hörte Worte von einer jungen feierlichen Stimme und neigte ihren Kopf zum Gruß.

»Jetzt sind wir beim Adaran, es ist nur ein kleiner Tempel, von der Welt ungekannt; auf seinem Altar aber hat die heilige Flamme seit Jahrtausenden gebrannt.«

Dasturan Dastur führte sie hinter den Tempel, zu dem Haus, wo der Zot wohnte, der ihr und Dasturan Dastur seine beiden Zimmer eingeräumt hatte.

Ein Tempelherbad stellte ihnen Wasser bereit. Als sie sich nach der Reise gewaschen hatten, geleitete Dasturan Dastur sie in einen Garten hinaus, wo es zwischen den schmalen Fußwegen nach Ambra und Rosen duftete. Da wurde die Luft vor ihr dichter, sie trat auf weicheren Boden, ihre suchende Hand stieß gegen einen Stamm und sie hörte ein leises Rascheln über ihrem Kopf, als wenn ein Vogel ein Blatt mit seinem Flügel streifte.

»Wo bin ich?« fragte sie und zog ihre Hand zurück.

»Unter dem Baum des Lebens.«

Dasturan Dastur legte den Arm um sie und führte sie in einen Hain von Stämmen, die ihr Kleid, ihren Ellenbogen und ihre Hand berührten. Die Luft war kühl und schwer; sie fühlte, daß sie sich in tiefem Schatten bewegte.

Er führte sie zu einer niedrigen, weichen Grasbank, hieß sie Platz nehmen und drückte ihren Rücken sanft gegen einen alten Stamm.

Dort saß sie und blickte mit ihren großen, blinden, strahlenden Augen vor sich hin. Und als sie ihren Mund zu einer Frage öffnen wollte, sagte Dasturan Dastur:

»Hier zu deinen Füßen liegt der See, keine zwanzig Schritt und du bist auf dem Pfad, der längs seines Ufers führt. Das ist der See Kasava. Dort drüben liegt der Weg, wo wir fahren, rechts leuchtet Adams Gipfel in der Sonne.«

Der Tempelherbad brachte Brot und Obst und Tee. Als sie gegessen hatten, lehnte Helen sich zurück und nahm den Frieden in ihrem Herzen auf.

Es war still und kühl unter dem Laubdach. Käfer summten leise, Blätter flüsterten über ihrem Kopf, sie meinte den Puls in dem glatten Stamm schlagen zu hören, gegen den ihr Rücken ruhte, den ewigen Kreislauf des Lebensaftes, den stillen Atemzug der Blätter. Sie faltete die Hände in ihrem Schoß und der Strom glitt von dem Baum in sie über, stieg zu ihrem Herzen hinauf und kehrte wieder zurück. Ihr Puls schlug im Takt mit dem großen Puls der Natur, und die Augenlider fielen ihr zu.

Als sie erwachte, streckte sie suchend die Hand aus. Dasturan Dastur ergriff sie. Sie wandte ihm ihre blinden Augen zu und lächelte, weil er noch bei ihr war.

»Warum nennst du diesen Baum den Lebensbaum?«

»Weil er nicht stirbt. Sobald ein Stamm alt wird, schießt ein neuer Ast hervor und strebt zur Erde; wenn er Wurzel gefaßt hat, sagt der neue zu dem alten: ›Jetzt kannst du in Frieden welken, denn ich habe Wurzel gefaßt und werde deine Bürde tragen.‹ So vertauscht sich Alt mit Jung im Wechsel der Zeiten, während die Säfte von der Erde aufwärtsstreben und wieder zur Erde herab, in einem ewigen Kreislauf. Dieser Banyanbaum ist der älteste, den es gibt, er stammt aus dem Garten Eden.«

Mit ihrer Hand in der seinen, erzählte Dasturan Dastur die Mythe vom Lebensbaum:

»Als Adam und Eva aus dem Garten des Paradieses vertrieben wurden, brach er auf dem Wege einen Ast von dem Feigenbaum, in dessen Schatten sie gelebt hatten. Und als sie auf den Berg hinaufgelangt waren – hier – wo wir sitzen

– als sie sich umwandten und den Garten Eden tief unten im Tal liegen sahen, da griff die Sehnsucht und der Kummer sie so heftig ans Herz, daß sie weinten, bis sie keine Tränen mehr hatten; aus ihren Tränen aber entstand ein See zu ihren Füßen. Und dies ist der See. Adam pflanzte den Feigenzweig vor ihrer Hütte, er schlug gleich Wurzel und wuchs und gewährte ihnen wieder Schatten. Eines Nachts aber sandte der Herr des Lichts einen Funken von seinem Schwert, um ihnen zu zeigen, daß seine Hand auch hier über ihnen sei. Der Blitz entzündete den Feigenbaum, damit sie sich nicht in seinem Schatten geborgen fühlen sollten. Adam aber beugte sich in Demut und dachte: ›Der Funke kommt von Gott.‹ Und er nahm eine Fackel von dem Baum, nährte die Flamme und pflegte sie, um Gott stets bei sich zu haben; und um die Flamme gegen Wind und Regen zu schützen, legte er Steine über sie und unter sie und um sie herum. So entstand der erste Adaran. Hier, wo wir sitzen, hat er gestanden. Adams und Evas Nachkommen verstreuten sich vom Berge aus über alle Gegenden der Welt. Wohin sie kamen, beteten sie das Licht an, das über ihrem Leben schien. Einer von Adams Söhnen aber nahm eine Fackel von dem Feuer auf seines Vaters Berg mit, wachte darüber und nährte sie auf seinem Weg. Als er zu Elburs Berg in Persien kam, war er des Wanderns müde. Er baute sich eine Hütte auf dem Bergabhang und errichtete einen Altar für das Feuer, wie sein Vater ihn errichtet hatte. Von ihm stammt das Geschlecht der Parsen. Er begnügte sich nicht damit, das Licht anzubeten, das vom Himmel scheint; er bewahrte das Feuer, befreite es von allem Unreinen, ehrte es und betete es an. Ueberall, wo seine Nachkommen lebten, führten sie

eine Fackel von dem heiligen Feuer mit sich. Und es geschah, daß einer der Wächter des Feuers zu Adams Berg kam. Er fand den Baum des Lebens und den Steinaltar im Schatten desselben, aber er war kalt und leer. Da reinigte er den Stein, sammelte Holz, weihte es, und entzündete es an der Fackel, die er bei sich trug.

Die Zeiten aber wechselten, und ein indischer König brachte Buddhas Lehre zur Insel. Buddhas Priester kamen zu Adams Berg, und als sie den Adaran fanden, wollten sie den Wächter des heiligen Feuers zu der neuen Lehre bekehren. Sie erzählten von dem Erlöser, der zur Rettung der Welt gekommen war. Als die Priester geendet hatten, sagte der Zot: ›Ich wußte, daß er gekommen sei!‹ Er führte sie unter den Baum des Lebens und zeigte auf einen jungen kräftigen Stamm, der just in der Erde Wurzel gefaßt hatte. ›Seht, dieser junge Stamm ist Buddha.‹ Und er fiel auf die Knie und sagte: ›Ich preise dich, Buddha, du neuer Schößling am Baum des Lebens, du, der du in der Dunkelheit Wurzel gefaßt hast, um die Bürde derselben zu tragen und dem Licht eine neue Zeit zu bereiten.‹ Die Priester aber sahen ihn verwundert an und wußten nicht, was sie sagen sollten.«

Dasturan Dastur geleitete Helen durch die Stämme, blieb stehen und führte ihre Hand über die lockere Rinde eines alten Stammes.

›Kannst du fühlen, daß er welk und hohl ist? Bald wird er unter dem Gewicht der Aeste zusammenbrechen.‹

Und er führte ihre Hand über neue Schößlinge, die wie Saiten in der Luft schwirrten; einige waren ganz jung und glatt und frisch, andere waren bereits lang und steif, und einer war der Erde so nah, daß seine Spitze einen Halm berührte.

»Jahr für Jahr bin ich hergekommen, um den Baum zu befragen, Jahr für Jahr habe ich den Stamm bewacht, der im Begriff war zu welken, und die neuen Schößlinge, die zur Erde streben, um seine Bürde zu übernehmen. Sieh, das Ende der Zeiten ist nahe, denn einer der Schößlinge hat die Erde berührt.«

Dämmerung senkte sich herab und Sterne funkelten auf dem Weg, der zum Baum des Lebens führte. Helen sah es nicht. Als aber die Luft feucht wurde, erschauerte sie und Dasturan Dastur geleitete sie in das Haus des Zoten.

---

Der Tag ging zu Ende, als Helen zum See ging, um zu baden.

Dasturan Dastur hatte sie vor das heilige Feuer geführt, der Zot hatte das Gebet der einundzwanzig Worte gesprochen, während der Herbad das Becken mit dem duftenden Sandelholz vor ihr schwang. Dann hatte er das weiße Opfertuch, das von geweihter Wolle gewebt ist, um ihre Schultern gelegt und ihr Haar gelöst.

Dasturan Dastur führte sie zum See über den schmalen Pfad. Als sie am Ufer standen, legte er seine Hand auf ihr Haupt und sprach das Gebet der guten Gedanken, guten Worte und guten Taten.

Als Helens Fuß das Wasser berührte, erschauerte ihr Körper, obgleich das Wasser von der Sonne warm war. Sie stieg die letzte Stufe hinab, und der See nahm sie in seine warmen Arme. Sie tauchte den Kopf unter, einmal, zweimal, dreimal.

Dasturan Dastur ergriff ihre Hand und geleitete sie eine Treppe hinauf.

»Sei gegrüßt, du strahlende Jungfrau!« sagte er mit lauter Stimme und verneigte sich tief zur Erde, »rein ist deine Stirn, rein ist dein Mund, rein ist deine Seele!«

Er nahm das nasse Opfertuch von ihren Schultern, trocknete ihr Haar und ihr Kleid mit dem Tuch und hüllte sie von Kopf bis Fuß in das große weiße Laken ein, das Leichengewand der Parsen, als Zeichen, daß keine Dunkelheit mehr an ihrer Seele haftete.

Er führte sie zur Bank und ließ sie allein, damit sie unter dem Baum des Lebens ruhen konnte.

In der stillen Sonnenuntergangsstunde stieg der Lebensstrom aus der Erde in den Baum und wieder zurück. Die Lebenswoge schlug an ihr Herz und öffnete die Flügel desselben weit. Sie breitete die Arme aus, um das Erschaffene gegen ihre Brust zu drücken.

Dann lehnte sie sich gegen den Stamm und schlief ein.

---

Bei den letzten Sonnenstrahlen wanderte Ralph über den Pfad. Der See lag blank und golden da. Da sah er oben die weiße Gestalt unter dem dunklen Laub.

»Sie ist es!« Und das Herz stand ihm still.

Sie schläft, dachte er und ging so nah, daß er ihre Züge erkennen konnte.

Die klare Stirn, die starken Brauen – das war Helen. Aber die Wangen schmal und bleich, und die Schmerzenslinie um den milden Mund, das war Schehanna.

Verwirrt suchte sein Blick die sanft gerundeten Schultern, die hohe Brust. Da schlug sie die Augen auf – es war Helens Blick, aber seltsam verändert.

Sie hob lauschend den Kopf – und sieh: sie preßte die Hände gegen die Brust, wie Schehanna es getan hatte, und dennoch war es Helen.

Er schaute und schaute.

Ja, es war eine andere als die, die er in seiner Erinnerung getragen hatte. Die Hoheit auf ihrer Stirn griff ihm ans Herz. Die Frau, die er liebte, war reiner und schöner, als er sich vorzustellen vermocht hatte.

Darf ich mich ihr nähern, dachte er voller Ehrfurcht.

Da richtete sie den Blick auf ihn; das Herz klopfte ihm erwartungsvoll, – sie aber rief ihn nicht, grüßte nicht; kein Zug ihres Gesichts verriet, daß sie ihn erkannt hatte.

Habe ich mich denn so verändert, dachte er, trat einige Schritte näher und grüßte.

Sie erwiderte seinen Gruß nicht, obgleich ihre Augen gradeswegs auf ihn gerichtet waren.

Er blieb verwundert stehen, die Enttäuschung zwang ihn fast in die Knie.

Sie hob den Kopf, als ob sie lauschte, und streckte die Hand suchend nach der Stelle aus, wo er stand. Da durchfuhr es ihn: Sie ist blind.

»Helen!« schrie es in seinem Herzen auf und mit einem Sprung war er oben.

Beim Laut seiner Stimme hatte sie sich erhoben, wie eine bebende Saite stand sie vor ihm, die blinden Augen auf ihn gerichtet.

»Helen!«

Da lösten sich die Fesseln. Das Lächeln brach auf ihrem Gesicht hervor. Die Augen wurden blank von Tränen. Von ihren Lippen kam ein Laut, halb jubelnd, halb schluchzend. Sie streckte die Arme nach ihm aus und schwankte.

Er faßte sie um die Taille und zog sie an sich, während er ihre Seele hinter der strahlenden Leere der Augen suchte. Schmerz und Freude überwältigten ihn, so daß er nichts zu sagen vermochte.

Ihre Hände tasteten über seine Stirn, von der Stirn längs der Wangen bis zum Kinn. Sie hob den Kopf und lauschte auf das, was die Finger sahen und erkannten.

Dann legte sie ihre Hände um seinen Nacken, schloß die blinden Augen und sank in seine Arme.

Und wie sie in seinen Armen ruhte, geschah das Wunder, daß die Welt in ihrem Herzen erstand und mit ihrer Seele eins wurde. Das namenlose Einfache erfüllte sie mit seinem Licht, so daß sie dabei erbebte. Und aus dem Licht erklang es:

»Was du suchtest, sollst du empfangen!«